

DEUTSCHE RUNDSCHAU





830.6
D-185



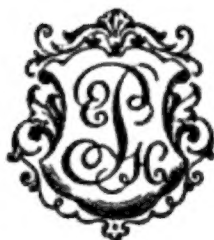
830.6
D1185-

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.



Band XVIII.

(Januar — Februar — März 1879.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Ruquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl D. Stolp. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotichel & Co. — Capetown, Darther Brothers & Walton. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Philipp R. Theobald. — Dorpat, Theodor Hoppe. — G. J. Karow's Univerf.-Buchhandlung. — Florenz, G. Loescher's Buchhandlung. — Konstantinopel, Lorenz & Reil. — Kopenhagen, Andr. Fred. Høest & Sohn. — Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Lima, G. Riemeyer & Inghirami. — Lissabon, Rysler & Beaumont. — Liverpool, Charles Scholl. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Döschal's Buchhandlung. — Lyon, G. Georg. — Mailand, Ulrich Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Detken & Rotholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — New-York, Gustav C. Stechert. G. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Haar & Steinert. Sandoz & Fischbacher. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ritter. G. Schmihdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, G. Schaefer & Korabi. — Vifa, Ulrich Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. R. Hymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, G. Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Geltjes. — San Francisco, J. B. Golly & Co. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Bafedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, G. Riemeyer & Inghirami. — Warschau, G. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesly & Fric. G. Manz. — Veddo, G. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Inhalts-Verzeichniß

zum

achtzehnten Bande (Januar — März 1879).

	Seite
I. <u>Wilhelmine von Gillern, Und sie kommt doch! Erzählung aus einem Alpenkloster. III.</u>	1
II. <u>S. Max Müller, Religion und Philosophie.</u>	42
III. <u>S. K. von Neumann-Spallart, Rückblicke auf die Pariser Weltausstellung. IV.</u>	79
IV. <u>Friedrich Kapp, Justus Erich Bollmann und die Flucht Lafayette's aus Olmütz.</u>	95
V. <u>Georg Brandes, Die Jugend Benjamin Disraeli's. I/III.</u>	123
VI. <u>A. Sick, Ueber die Wärmeentwicklung bei der Muskelthätigkeit.</u>	142
VII. <u>Wilhelm Scherer, Berthold Auerbach's neueste Dorfgeschichte.</u>	153
VIII. <u>Wilhelm von Gebler, Karl von Gebler.</u>	157
IX. <u>Literarische Notizen.</u>	161
X. <u>Literarische Neuigkeiten.</u>	164
XI. <u>Wilhelmine von Gillern, Und sie kommt doch! Erzählung aus einem Alpenkloster. IV. (Schluß).</u>	167
XII. <u>Otto Gierke, Ueber Jugend und Altern des Rechts.</u> .	205
XIII. <u>Franz Dingeldey, Münchener Bilderbogen. I. Betreff: Auspfeifen des neuen Intendanten.</u>	233
XIV. <u>Serdinand Cohn, Die Gärten in alter und neuer Zeit. Ein Capitel aus der Kunstgeschichte.</u>	250
XV. <u>† † †, Zur Geschichte des Orientalischen Krieges. 1853—56. IV/V.</u>	267
XVI. <u>Theodor Nöldeke, Orientalischer Socialismus.</u>	284
XVII. <u>Georg Brandes, Die Jugend Benjamin Disraeli's. IV/VII.</u>	292
XVIII. <u>Friedrich Aepffig, Der fünfte Band der „Ahnen“.</u> . .	314

(Fortsetzung umstehend.)

149676

	Seite
<u>XIX.</u> Am., Theodor Fontane's „Vor dem Sturm“	317
<u>XX.</u> C. Friedländer, Jordan's Topographie der Stadt Rom im Alterthum	320
<u>XXI.</u> Karl Gukow	325
<u>XXII.</u> Literarische Notizen	327
<u>XXIII.</u> Literarische Neuigkeiten	329
<u>XXIV.</u> Theodor Storm, Zur „Wald- und Wasserfreude“	331
<u>XXV.</u> Graf Moltke's Wanderungen um Rom. Aus seinen hand- schriftlichen Aufzeichnungen. I.	369
<u>XXVI.</u> E. du Bois-Reymond, „Aus den Planos“. Anzeige und Nekrolog	390
<u>XXVII.</u> Georg Grandes, Die Jugend Benjamin Disraeli's. VIII/XII. (Schluß)	400
<u>XXVIII.</u> Karl Hillebrand, Halbbildung und Gymnasialreform. Ein Appell an die Unzufriedenen	422
<u>XXIX.</u> Franz Dingelstedt, Münchener Bilderbogen. II. Dode- kameron	452
<u>XXX.</u> Ludwig Samberger, Ein deutscher Beitrag zur Geschichte der Commune	477
<u>XXXI.</u> Senno Erdmann, Lazarus' „Leben der Seele“	483
<u>XXXII.</u> Hans Grasberger, Gedichte	486
<u>XXXIII.</u> J. S., Ein Brief von Klopß über Lessing	488
<u>XXXIV.</u> Literarische Notizen	490
<u>XXXV.</u> Literarische Neuigkeiten	495

Und sie kommt doch!

Erzählung aus einem Alpenkloster.

Von

Wilhelmine von Hillern.

Drittes Capitel.

Es ist Nacht geworden — der Festeslärm verstummt. Trübe qualmt die Lampe in Correntian's Zelle. Er sitzt vor einem großen Buch, aber er liest nicht. Wie ein Todter lehnt er im Stuhle und brütet vor sich hin. Da klopft es leise an seine Thür, erstaunt ruft er das übliche: Deo gratias! Denn die Regel St. Benedicti verstattet nicht, daß zweien Brüder allein in einer Zelle zusammen kommen. Es muß ein ganz besonderer Anlaß sein, der solche Umgehung des Gebots entschuldigt. Die Thür öffnet sich und herein tritt, des Festes schmuck entkleidet, im schwarzen Mönchsgewand — der Neugeweihte.

„Was willst Du bei mir?“ fragt Correntian mit verächtlichem Blick, „was will das verzogene Schoßkind lässiger Brüder, die ihre Zeit nicht mit Gebet ausfüllen mögen, bei mir, den es stets gefürchtet?“

„Spotte nicht, Correntian,“ sagt Donatus mit tiefem Ernst, „ich bedarf Deiner — vergiß nicht, daß wir Brüder sind.“

„Wir sind es im Orden, aber nicht im Herzen. Verlass' mich — Du sündigst wider die Regel und hast deß keinen Gewinn, denn ich hasse Dich ebenso sehr, wie ich Gott und die Kirche liebe.“

„Weil Du mich hassest, deshalb komme ich zu Dir!“

„Hoffst Du, mich zu versöhnen? Meinst Du auch mich zu bethören mit Deines Mundes Honigseim, wie unsre schwachen Brüder? Deß getröste Dich nimmer — ich bin Dein Feind — und bleibe es!“

„Ich wiederhole Dir, es ist kein Freund — es ist ein Feind, den ich suche! Und hastest Du mich mehr, als ich mich selbst — ich würde Dich um so mehr suchen!“

„Ich verstehe Dich nicht!“

„So lerne mich verstehen: ich begehre Dich zu meinem Beichtiger, weil Du der Einzige bist, der mich nicht liebt, der Einzige, der kein Erbarmen mit mir

hat! Verstehst Du jetzt? Die Andern lieben mich zu sehr, sie haben Mitleid mit mir. Ich aber will kein Mitleid — ich will strenges, unerbittliches Gericht — deshalb such' ich Dich!"

Correntian wendet sich zum ersten Male nach ihm um und blickt ihm erstaunt in das verstörte Gesicht: „Sollte es Dir so ernst sein?"

„Fürchterlich ernst!" ruft der Jüngling im vollen Ausbruch der Verzweiflung und lehnt die Stirn an die nackte Mauer: „O Correntian, ich habe Dich verabscheut jahrelang — noch vor wenig Tagen grollte ich Dir, weil mir der Bruder Einer sagte, Du habest mich blenden wollen, da ich Euch gebracht ward — o, hättest Du's gethan, mir wäre besser!"

„Ich verstehe," sagt Correntian kalt, „die Versuchung trat Dich an in Weibesgestalt, und Du bist schwach! Der Fluch erfüllt sich so sicher, wie der Sterne Lauf, Du kannst ihm nicht entgehen!"

„Nein, nein! Um Gotteswillen — das nicht — nur das nicht! Correntian, ich nehme jede Buße auf mich, die Du mir auferlegst, denn keine kann größer sein, als mein Vergehen! Der Herr hat mich geliebt und an sein Herz gezogen, wie Petrus — und wie Petrus hab' ich ihn verrathen vor dem ersten Hahnen-schrei! Nicht so lang war ich treu, als mich die Feierkleider schmückten, nicht so lang, als ich vor dem Altar stand, nicht so lang, bis der Hauch verwehte, der mein Gelübde zum Himmel trug! Stoß mich in's Elend, wie mein Vater that — ich bin nichts Besseres werth! Unwürdig des Erbarmens der Menschen, Staub bin ich, der die Saat des Himmels jedem Luftzug preisgibt — werft ihn hin und zerstreuet ihn in alle Winde!"

Correntian nickt langsam mit dem Kopf: „'s ist Alles, wie ich's voraus-gesagt. Du bist nicht aus dem Stoff gemacht, daraus der Weltübertwinder seine Kämpfer nimmt. Gezeugt und getragen in buhlerischen Freuden gedankenloser Hofgelage, genährt am Busen einer buhlerischen Amme, ist buhlerisch Dein ganz Gebahren. Buhlerisch ist der Liebesblick, den Du nach Oben wirfst — er buhlt mit der Sonne, mit dem blauen Himmel, der Deinen Sinnen schmeichelt; buhlerisch ist der Blick, den Du dem todten Bruder in die Gruft nachsendest, er buhlt mit der Rose, die darauf im Winde nickt — ja selbst der Blick, den Du im andächtigen Gebet auf das Bild der Mutter Maria heftest, er buhlt mit dem schönen Weibe, mit dem lieblichen Werk des Pinsels. Wie sollt' er nicht buhlen mit dem lebendigen Weib von Fleisch und Blut, das zum ersten Male vor Dir steht, wie das erste Weib im Paradiese vor dem ersten Mann? Lieblich anzusehen bist Du wie die Sünde: sie werden Dir nachziehen allerorten die lusternen Dirnen, denn gar weit offen, gar freundlich und einladend sind die Thore, dadurch die Sünde bei Dir aus- und einziehen kann, und diese Thore sind Deine begehrlischen Augen!"

„Wahr — ach, allzuwahr! Aber was soll ich thun? Kann ich diese Augen schließen?" fragt der Jüngling.

„Ja!" ist die furchtbar kurze Antwort. Und Correntian dreht das Pult mit der schweren lateinischen Bibel ihm zu und schlägt mit raschem Griff eine Seite auf, da stehet geschrieben: „So Dich Dein Auge ärgert, reiß es aus und wirf es von Dir."

Der Jüngling erbleicht. Er starrt auf den finstern Richter, als stiege ein Gespenst vor ihm aus dem Boden auf, so unbegreiflicher und undenkbarer Gestalt, daß es der Blick nicht fassen kann. Mit gesenkten Wimpern fixt der Mönch vor dem großen Buche da. Der unsichere Schimmer der ruhigen Lampe malt ihm zwei tiefe runde Schatten in das bleiche Gesicht — wie die leeren Augenhöhlen eines Todtenschädels. Dem Jüngling ist, als schaue ihn sein eigen Antlitz an — leichenhaft — augenlos! Und doch so ruhig, so erhaben — und um den fahlen Schädel mit dem schmalen Kranz schwarzer Haare weben hereinschneidende Mondesstrahlen einen Heiligenschein, bläulich, wunderbar abstechend von dem rothen Licht der Lampe. Ruhig rinnt die Sanduhr in immer gleichem Fluß ab, sie läuft nicht schneller, nicht langsamer, wie auch die Herzen jagen oder stille stehen. Spanne um Spanne vergeht — das starre Entsetzen in des Gerichteten Brust lähmt ihm noch immer die Zunge. Der Richter lehnt ruhig in seinem Stuhle, er läßt ihm Zeit zu begreifen — auch auf der Folter gibt es Augenblicke des Ausruhens. Endlich sagt der Jüngling mit bebender Lippe: „Das hat noch kein Mensch gethan!“

„Weil es noch Niemand gethan — ist es werth, es zu thun!“

„Correntian!“ spricht der Jüngling weiter, aber so schüchtern, so leise, als solle es die Luft nicht hören, oder als fürchte er, mit dem Klang dieser Worte einen schlummernden Tiger zu wecken: „Correntian, warum thatest Du es nicht?“

Aber der Gefürchtete erwacht nicht. Ohne mit einer Miene zu zucken, ohne eine Wimper zu heben, antwortet Correntian: „Weil ich stark genug war, sehend zu entsagen — je schwerer der Kampf, desto größer der Lohn!“

Wieder schweigen sie Beide. Immer höher steigt die leuchtende Mondescheibe über den Dächern und Thürmen des Klosterhofes empor und blickt freundlich lächelnd herein. Sehnsüchtig — durstig, als wäre es zum letzten Male und als müßten sie noch alle ihre Strahlen sammeln, bevor es Nacht würde, saugen die großen bangen Augen des Jünglings sich ihres sanften Lichtes voll. Nein, nein — noch ist es nicht so weit, noch nicht. Auch er kann ja kämpfen und siegen. Er deckt, wie schützend, die Hände über das Gesicht, als sähe er schon die Dolchspitze, die danach gezückt ist! Nein, er will kämpfen mit aller Kraft seiner Seele; kämpfen nicht nur um sein ewiges Heil — auch um seine Augen! Er will nicht rechts noch links sehen — er weiß es jezt, jeder verbotene Blick rückt ihnen den Mordstahl näher, der ihnen droht. „Seht nicht hin, ihr seht euch den Tod!“ wird er ihnen zurufen, wenn die Versuchung lockt — sollte er nicht siegen unter den Schrecken dieses Wortes? Und er stürzt vor Correntian auf die Knie: „Eine Frist — gönne mir eine Frist!“ stöhnt er mit bleichen Lippen wie ein zum Tode Verurtheilter.

„Feigling!“ spricht Correntian verächtlich.

„Nein, so nenne mich nicht — so nicht!“ ruft der Jüngling sich ermannend. „Schick' mich hinaus in die Wildniß, daß ich mit Schneestürmen und reißenden Thieren um mein Leben kämpfe, oder hinüber in's Saracenenland, daß ich für unsere Mutter Kirche mein Blut verspreihe. Du wirst mich nicht zagen sehen — aber fordere nicht, daß ich das Messer gegen die eigenen Augen kehre, die zu behüten unser stärkster Trieb, stärker als der zu leben! Denn von Manchem

hört' ich, der den Mordstahl sich selbst in's Herz gestoßen — von Keinem, der ihn sich in's Auge senkte! — Correntian, sei barmherzig! Nicht die Erde, nur den Himmel gönne mir noch zu sehen, die ewige Heimath, nach der wir Alle streben. Den Wanderer, der dem Erliegen nahe ist, stärkt der Anblick des metallenen Sterns, der ihm vom heimathlichen Thurm entgegenblinkt, — der Rauchwolke, die dem väterlichen Dach entsteigt, und er strebt weiter mit erneuter Kraft dem trauten Ziele zu! Um wie viel mehr muß uns, wenn wir ermattet sind, ein Blick hinauf zu jenen echten Sternen, zu jenen Wolken stärken, die uns von unseres Vaters Haus herunterwinken? Wer rafft sich nach einem solchen Blick nicht auf und eilet fröhlich weiter? Den Blick — den einen einzigen noch gönne mir, er zieht mich ja nach Oben!“

„Sinnlicher Thor!“ lächelt Correntian. „Meinst Du, auf den Bahnen, die das irdische Licht durchmißt, zum Himmel zu gelangen und des Weges zu fehlen, wenn Du Nichts mehr siehst — wie der Erdenwanderer den Heimweg nicht mehr fände, verlöre er die Augen? Nicht von Außen — von Innen strahlet Dir das Licht, das Dir den Pfad zum Himmel zeigt, und es strahlet desto heller im Innern, je dunkler es draußen ist. Nur durch irdisch Dunkel führt dieser Pfad. Keiner ist ihn gegangen, dem nicht der Tod zuvor die schwarze Binde um die Augen legte! Und glaubst Du nicht, daß Dir solch himmlisch Licht, das uns die Todesnacht erleuchtet, auch die Erdennacht erhellen könne? Glaubst Du nicht, daß Gott der Herr mächtig ist, Dir für die Augen, die Du ihm geopfert, ein geistig Auge aufzuthun, mit dem Du mehr und Schöneres erschauest, als je ein Sterblicher gesehen?“

„O Correntian, ich verstehe Dich, ich bewundere Dich, aber ich kann Dir nicht nachahmen — noch kann ich's nicht! Vermöcht' ich's jetzt schon — dann wär' ich nicht der Sünder, der ich bin, und Du brauchtest mich nicht zu richten! Laß' mir Zeit — um der ewigen Barmherzigkeit willen, die selbst Gott den Sündern gewährt — um Christi Blut willen, das in der Liebe für uns vergossen — laß' mir Zeit!“

„Das Urtheil sprach Dir Gott, nicht ich — die Vollstreckung liegt in Deinem freien Willen, ich habe Dir Nichts weiter zu sagen!“ Correntian erhebt sich. „Verlaß' mich jetzt, denn es ist unstatthast, daß ich noch länger geheimer Zwiesprach mit Dir pflege, wir sind hier nicht im Beichtstuhl!“

Der Jüngling steht noch einen Augenblick zögernd vor ihm: „Correntian, Du verachtest mich, wenn ich nicht thue, wie die Schrift mich heißt?“

„Was fragst Du danach, ob ich Dich achte oder nicht?“

„Alles — seit dieser Stunde Alles!“ ruft der Jüngling leidenschaftlich.

Correntian aber macht eine streng abwehrende Bewegung: „Du bist von anderm Stoff als ich — mein Wesen stößt Dich aus. Wärest Du ein tapferer Kriegermann oder ein fahrender Minnesänger — ich würde Dich achten in Deiner Weise, denn Du wärest, was Du scheineest. Aber als Mönch veracht' ich Dich, denn unter der Larve der Entsagung birgst Du nur Weltlust und Eitelkeit, und das heilige Gewand, das Du trägst, raucht vom Fieberbrande rasch entzündlicher Begierden. Das ist Höllelohe, und furchtbar kann solch Feuer um sich fressen, so ihm nicht bei Zeiten gewehret wird.“

„Ich will ihm ja wehren — bei Gott, ich will's!“ ruft der gefoltete Jüngling, „o, ein Tropfen Weihwassers, der mit einer Thräne wahrer Reue sich mischt, sollte er der Hölle Brand nicht löschen können? Reue und Gnade — was vermögen alle Teufel gegen sie?“

„Es gibt nur ein Maß, das die Flamme, in der Du brennest, sicher und für ewig löscht: es ist der flüssige Krystall, in dem die Welt sich spiegelt, wenn er, von Deiner eigenen Hand vergossen, Dir über die Wange rinnt! Wohl ist's ein köstlich Maß — köstlicher als Thränen, köstlicher als Blut, und weil es Keiner hergibt, eher das Leben, steht es so hoch im Preise, daß nur die höchste der Märtyrerkronen es bezahlen kann. Hörst Du? Der Märtyrerkronen höchste! Du kannst sie Dir erwerben — Du kannst Dich erheben aus dem drohenden Sündenpfehl, dessen Flammen nach Dir lecken, zu einem Heiligen, vor dem wir Alle knien werden — ich zuerst, der Dich so lang verachtet, und Erd' und Himmel werden Dir jauchzen — —! Und diese Seligkeit — eine Messerspiße mit sicherer Hand geführt, kann sie Dir gewähren! Nun geh' und wähle!“ —

Die Thür schließt sich hinter dem Gerichteten.

„Nun geh — und wähle!“ Draußen lehnt der Jüngling an dem Thürpfosten und kann nicht weiter. Das Herz zittert ihm und Leichentälte rinnt ihm bleiern durch die Adern ob solcher Wahl. — Der Märtyrerkronen höchste! Kann man diese erringen, mit einem Schlage, ohne innere Läuterung, ohne natürliche Reife? Und wenn es ihm auch gelingt, mit einem raschen Anlauf in einem Augenblicke der übersinnlichen Ekstase sie zu erraffen, wird er sie würdig tragen und behaupten können? — Aber er soll ja auch die That nicht um der Krone willen vollbringen — was wir um Lohn thun, hat keinen Werth! Eine That der Rettung soll es sein, der Rettung aus höchster Gefahr! Aber steht es denn so mit ihm — ist er denn so schwach, so haltlos, daß er sich selbst wie einen Dieb in den Kerker ewiger Nacht sperren muß, um nicht mehr von verbotenen Früchten zu stehlen? Und welch ein Kerker wird das sein? Wird er nicht ersticken in der Enge solch undurchdringlichen Dunkels? Wenn das Auge keinen Raum mehr vor sich sieht, nicht vor noch um sich her? Wird ihn nicht die Angst des Lebendigbegrabenen überkommen und ihm den Athem rauben, daß das stockende Herz vom Andrang des gestauten Blutes zerbirst? Kalter Schweiß rinnt ihm Tropfen für Tropfen von der Stirn. Was hat er gethan, das so unnennbar grausenhafte Strafe verdient? Ist er denn ein Dieb? Hat er denn von verbotenen Früchten gestohlen? Nein, er that es nicht — er trug nur Verlangen danach, und da er deß inne geworden, hat er gebetet und sich castet, bis die Versuchung besiegt war! Ist denn die Versuchung schon Todsünde? Wäre sie es, so gäbe es keine Heiligen; denn deren ist nicht Einer, der nicht eine Anfechtung zu bestehen gehabt. Sonst hätte sich nimmer der heilige Altvater Onofrius in einer Nacht der Heimsuchung die Finger seiner Hände abzubrennen, oder gar der heilige Stifter dieses Ordens, St. Benedict, in Messeln sich zu betten gebraucht! Muß er mehr thun, als sie Alle, die die Krone der Heiligen erworben? Nein, nein, das ist nicht Gottes Wille, es ist die Strenge Correntian's, die ihm so fürchterliche Buße auferlegt! — Und in wilder

Flucht jagt sie mit ihm dahin die sich empörende Natur vor den Geißelhieben übermenschlicher Ascese — hinweg über alle Dämme des gepeinigten Gewissens. Und zügellos, alles Widerstands beraubt, folgt ihr jetzt auch der erstarrte Körper, vom entfesselten Entsetzen gepeitscht — hinweg von der Thür des Fürchterlichen, als könne er sie noch einmal aufthun und das fliehende Heer der zitternden Lebenstrieb durch ein Machtwort zum Stehen bringen, zum gräßlichsten Vernichtungskampfe wider sich selbst! — Nur fort — fort! Mit Sturmeseile fliegt er die Treppe hinunter, schiebt er die verrosteten Riegel des Hofthors zurück und stürzt hinaus in's Freie, über den Klosterhof zum Wächterstüblein. Ohne Besinnen nimmt er dem schlafenden Hüter die Schlüssel zur Mauerpforte vom Tisch — öffnet diese, und nun geht es weiter durch die mondhelle Nacht, ohne Athem zu schöpfen, der Heide zu, der rauhen Mutter, die ihn geboren, als wolle er sich dort Rathes und Trostes erholen. Nie hat sein Fuß noch solche Wanderschaft gemacht. Doch findet er in unbewußtem Drang den Weg, den sein Auge am Thurmfenster so oft sehnsüchtig verfolgt. Immer höher steigt er angstbesügelten Schrittes — immer höher steigt mit ihm als leitende Leuchte der glänzende Mondball im reinen Aether.

Von der Stirne rinnt der Schweiß der Ermattung, wol zwei Stunden ist er gegangen, nun endlich hat er die Höhe erreicht und da liegt sie vor ihm, ein unabsehbares Meer von Licht, die weite, flache Heide und weiße, monddurchleuchtete Nebel wallen und weben darüber hin, wie silberner Wogenschwamm — bald auf, bald nieder, bald wesenlos verschwimmend, bald beängstigend dicht sich heranzwälzend, als wollten sie den einsamen Wanderer überschwemmen mit ihrer unhörbar geisterhaften Fluth. Licht — Licht, wohin das Auge blickt bis in die unübersehbare Ferne hinüber zur schlummerstillen traumumflossenen Ortlesspitze! Licht und Friede — keusche göttliche Einsamkeit! Und der arme geängstigte Menschensohn bleibt stehen in trunkenem Schauen und breitet seine Arme aus, der nie gesehenen Pracht entgegen: „Allmächtiger — Du bist so groß“, betet er laut; „Du bist so barmherzig! Du hast es über die Welt ausgegossen das unerschöpfliche Meer des Lichts, und es sollte Dich freuen, wenn ein armer Erdenwurm in Grabesnacht sich krümmt?“ Und aus der Seele quillt es ihm in den Worten des Psalmisten: „Herr, mein Gott, Du bist sehr herrlich, Du bist sehr schön und prächtig geschmückt. Licht ist Dein Kleid, das Du anhast. Du breitest aus den Himmel wie einen Teppich. Du fährst auf den Wolken wie auf einem Wagen, und gehst auf den Fittigen des Windes!“ Und weiter eilt er und immer weiter, und im Ohre klingt's ihm wie Psalter und Harfen, indeß sein Fuß die wesenlose Fluth zertheilet, die ihn trughast umwallt, ohne ihn zu nehen. So mag Christus dahingezogen sein, trockenen Fußes über die Wasser; denn der Grund, auf dem er stand, war Gott, und alles Irdische zerfloß davor wie Nebel.

Und doch verdorrte der göttliche Sohn in Todesmarter am Kreuz, wie eine geknickte Blume und hielt aus in Geduld und trug das Erdentweh — er, der die Elemente bezwang, der nur die Schwingen auszubreiten gebraucht, um emporzufliegen in die Gefilde der Seligkeit! Und Gott, der Gute, der Große duldete es und ließ es geschehen an dem eigenen Sohn?

Und wieder bleibt er stehen, wie vor einem neuen Räthsel, das er enthüllen muß, ehe er weiter schreiten kann. Und er neiget das Haupt und spricht: „Es mußte so sein, denn das Leiden ist unser Theil. Und was wir die Hand des Schicksals nennen, die uns zu Boden drückt, es ist nur die Hand Gottes, die sich liebend auf unsere Schulter legt, und was wir Todeschmerz nennen — es ist Nichts als Gottes Vaterfuß, der uns die Seele ausfaugt! Denn so groß ist er, und so klein sind wir, daß er uns zerbrechen muß, wenn er uns anrühret. Und so brach er den eigenen Sohn, da er ihn emporzog, auf daß wir erkennen, was seine Liebe ist. Wehe dem, der sich sträubet wider seine Schmerzen — er sträubt sich wider Gott. O mein Vater, ich will Deine Hand segnen, wenn sie mich zermalmt — ich will sterben in Deinem Fuß, und das Todesweh soll mir Wollust sein.“

Da — da ist es ihm, als stünde der Schreckliche hinter ihm, vor dem er geflohen, und spräche mit seinem kalten Hohn: „Solches schwörest Du jetzt und weigerst Dich doch des ersten Opfers, das der Herr von Dir verlangt? Siehe, er hält Dir die bittende Hand hin, daß Du Dein Auge hineinlegest, und spricht gütiglich: „Gib es mir, daß ich es Dir bewahre, bis ich es Dir einst droben zu besserem Schauen wiedergeben kann!“ Gleichwie man dem Kinde freundlich ein gefährlich Instrument abfordert, mit dem es sich schaden wird. Du aber, dem eigensinnigen Kinde gleich, stößest die Hand zurück, die bittet, wo sie schlagen könnte, und behauptest trotzig das verhängnißvolle Gut!“

„Weh' mir! Correntian, finsterner Würgeengel, verfolgest Du mich überall hin?“ stöhnt der Geängstigte auf. „Wohin entflieh' ich vor Dir — wohin rett' ich Euch, ihr armen Augen, vor dem zweischneidigen Schwert, das er in dies Herz geworfen, darinnen zu wüthen gegen mich selbst?“ Und wieder hört er die drohende Stimme: „Feigling, was zitterst Du? Was ist es denn weiter? Einen Spiegel sollst Du zertrümmern, in dem die Hölle ihre Strahlen sammelt. Ein dünn durchsichtig Gefäß sollst Du zerstören, ausschütten auf einmal den schimmernden Quell aller Thränen, daß du später nimmer zu weinen brauchst! Ein Stoß nur — und es ist gethan, ein Stoß so leicht, daß ein Kind ihn führen kann, ein Hagelkorn, ein Dornenzweig — und davor zitterst Du?“

Ach, nicht vor dem Messerstich — nicht vor dem Tropfen Blutes zittert er. Mit seinen Augen soll er auslöschen Sonne, Mond und Sterne, auslöschen alles Licht — auslöschen Gottes Antlitz, die ganze Welt — untertauchen in das Nichts — ein Ausgeschlossener mitten in der Schöpfung Fremden! —

Und schweißtriefend, mit brechenden Knieen sinkt er in das hohe Niedgras nieder und kühlet das brennende Gesicht schluchzend in der thaufeuchten Erde.

Viertes Capitel.

Ruhig und still liegt die Heide, wie eine Mutter, die den weinenden Sohn nicht stören will. So geht die Nacht hin. Thau fällt auf des Gerichteten Haupt — er merkt es nicht. Die glänzende Mondescheibe verblaßt und im Osten malt der junge Tag den ersten gelben Streifen an den Saum des Hori-

zontes, — er fühlt es nicht. Kalter Morgentwind fährt eifig von den Fernern her über ihn weg — er rührt sich nicht.

Da klingt ein silbernes Glöcklein durch den dämmernden Morgen über die Heide. Es läutet auf St. Valentin zur Frühmette. Das weckt den Büsser aus seiner Erstarrung. Und so zähe ist das Band des Gehorsams, daß die einfältige Glockenstimme mit dem ersten Schläge das ganze aufgelöste Heer der Lebensgeister wieder versammelt zu ihrer Pflicht. Wie ein wüster Traum versinkt der wilde Troß, die erste Regung des Ungehorsams, die ihn zur nächtigen Flucht getrieben. Läutet es hier Oben zur Mette, so hat er gerade noch Zeit, hinabzukommen zum Chor; denn zu St. Valentin beten sie eine Stunde früher, als zu Marienberg. Wie, wenn sich die Brüder versammelten zum gemeinsamen Gebet im trauten Chor — und er — er fehlte? Und ein unbeschreibliches Weh — ein Heimweh ergreift ihn, nach dem Abt, den Genossen, nach der Stätte, die ihn liebend erzogen! Und ohne Säumen rafft er sich auf und eilet zurück zu seinem Kloster. Und mit dem wachsenden Tageslicht kehrt ihm auch die Besinnung, die Fassung zurück und er schämt sich seiner Schwäche. Ohne umzusehen, läßt er den mütterlichen Heideboden, der die Thränen des Verzagenden getrunken, hinter sich und schreitet rüstig hinab, Marienberg zu. Doch in der allzu großen Eile hat er des Weges gefehlt und plötzlich steht er auf einem dicht bewaldeten Hügel seitlich vom Kloster. Aus dem dunkeln Gezweig ragt eine mächtige Ruine heraus. Er weiß es jetzt, er ist auf dem Hügel von Castellay, der die Trümmer des alten römischen Castells, später der Trasper Stammburg trägt. Mächtige Mauern liegen da über einander gestürzt — einst bewohnt von einem trotzigem Geschlecht, das sie in manch' blutigem Streit mannhaft vertheidigte. Noch immer gräbt der rodende Bauer hier Knochen von gewaltiger Größe aus, breite eckige Hunnen- und hohe schmale Gothen- schädel; alle haben sie um diese Mauern gekämpft und Keiner hat sie zu brechen vermocht, — nur der Glaube hat sie gebrochen. Denn als Ulrich, der fromme Trasper, das Kloster auf dem Marienberg erbaut, da war er der Meinung, daß ein Haus Gottes die sicherste Veste sei, in deren Schutz er sich stellen könne, und da schleifte er die Burg, damit dereinst kein Feind der Kirche sie als Bollwerk wider die Gottesleute gebrauchen könne. — So fielen die stolzen Mauern, die der Gewalt aller Völker getrozt. Andächtig betritt der Jüngling diesen tausendmal mit Blut getränkten Boden, wo jetzt Ruhe und Stille herrscht, heilige Sabbathstille. Hoch über seinem Haupte rauscht es in den schattigen Wipfeln, wie von längst versunkenen Heldenjagen, von verklungenen Schlachtenliedern. Und er, der friedsame Sohn der Kirche, der strengen Mutter, er stehet beschämt ob der eigenen Unkraft — und faltet demüthig die Hände: „Ich bin kein Krieger und kein Held, ich darf nicht kämpfen mit dem Schwert und Mann an Mann, die Kraft der jungen Glieder messen — mein Heldenthum ist mein Gehorsam. Darin stärke mich, mein Herr und Gott, daß ich nimmer zittre, Deinen Willen zu erfüllen!“ Und weiter schreitet er neugestärkt, denn hier auf dieser alten Wahlstatt, wo jeder Grashalm einem Tropfen Heldenblutes entsprossen, hier ist er zum Manne geworden in dieser schweren Stunde und der Muth ihm gewachsen, der Muth zum Schwersten, zum Heldenthum des Duldens. Sein

Entschluß ist gefaßt, nicht in wilder Angst und Hast, sich loszukaufen, wie in der Zelle Correntian's, sondern ruhig, klar, freudig. Er will erwarten, was des Herrn Wille. Gibt ihm der Herr die Kraft, sein Auge zu verschließen der Versuchung, so nimmt er's hin als ein Geschenk der Gnade, die das Schlimmste ihm erläßt. Doch noch ein Erliegen, noch einen begehrliehen Blick auf eines Weibes Gestalt geheftet und erfüllen wird er das Gebot, wie es in dieser Nacht an ihn ergangen — denn er weiß dann, es ist Gottes Wille.

Ein voller Sonnenstrahl bricht durch das Buschwerk, das sich ringsumher mit zäher Wurzelkraft zwischen dem grauen Gestein hindurchzwängt. Ihm zur Seite zwitschert ein Vogel im Wachholderstrauch, der aus einem umgestürzten Fensterbogen hervorsproßt. Das kleine Thier hat da sein Nest und sieht ihn mit klugen Augen an, ob von ihm Etwas zu fürchten sei für seine Brut. Und dort drinnen im Busch sitzen auch die jungen Vögelein mit breiten gelben Schnäbelchen, noch ängstlich und unbeholfen sich auf den schwanken Zweigen haltend und schreien nach der Mutter. — Ein lieblich Bild! — Wie manche Mutter mag auch wol einst unter diesem Fensterbogen gefressen haben, bang ausspähend nach dem Feinde, der ihr Nest bedrohte, indeß der Vater fern war auf der Jagd oder in Feindesland zu blutiger Fehde, für die Seinen zu streiten. „O du wunderbares Band der Lieb' und Treu' und inniger Versippung — sollst Du nicht Gottes sein?“ so schwillt es dem Jüngling wieder fragend aus dem tiefsten Herzen auf. Und da — als trieben sich Geister in den Ruinen um — da regt sich's plötzlich im Gehölz. Eine schlankte Mädchengestalt bricht hastig durch die Zweige — und hinter ihr ein Bursch — ein stattlicher Knabe, der Holzknechte des Klosters Einer, der hat den Arm um die vollen Hüften der Dirne geschlungen und flüstert: „Wenn sie Dich fragen, wo Du so früh gewesen, was sagst Du dann?“

„Beeren suchen!“ ruft sie lachend und schwenkt ihr Körbchen.

„Wart', ich will Dir die Rippen roth küssen, daß sie glauben sollen, Du seist in die Beeren gefallen!“ sagt der Bursch. „Komm', wir suchen uns ein stilles Plätzlein zum Rasten.“ Und er verschwindet im dichten Laubwerk und ziehet das Mägdelein mit leichter Müh' nach.

Donatus wendet sich rasch zum Gehen. Da stoßen die Beiden einen leisen Schreckensruf aus: „Jesus — ein Waldweib!“ und fliehen, sich bekreuzigend, von dannen. Donatus bleibt stehen: „Was ist da — was sekte das Paar so in Schrecken?“ Er nähert sich der Stelle, wo sie gefressen. Es ist eine zerbröckelte Mauer. Das Gestrüpp verbirgt einen ausgebrochenen Fensterbogen, durch den er in den öden, von Unkraut überwucherten Burghof hinab blicken kann. O Wunder, da drinnen schläft ein Weib auf einer künstlich geschichteten Rasenbank unter einem überragenden Stück Mauer, das einst eine Nische gewesen sein mochte, wo die Armen und Elenden auf der Steinbank ihr erbetteltes Mahl verzehrten. Das Weib aber, das jetzt da schlummert, ist nicht arm, nicht elend. In reiche Decken von köstlichen Fellen gehüllt, angethan in ein grünes goldgesticktes Gewand, wie eine Waldfee, liegt sie da! — Die spielenden Lichter der Morgensonne, die durch das rauschende Geäst auf sie fallen, lassen die schlaf-

gerötheten Wangen hochaufleuchten und die Morgenlüfte wehen ihr die weichen seidnen Locken wie goldenen Dunst um die träumende Stirn.

Donatus steht wie gebannt, er kann nicht vor, nicht zurück — er schaut und schaut — und die Welt um ihn her ist vergessen! Ist es ein wirklich Weib — oder ein Blendwerk der Hölle — ihn will bedünken, als sei es dieselbe, die — —! Da öffnet sie die Wimpern und blendender als der Morgen-sonnenstrahl zuckt aus ihren Augen ein Blick der Freude: „Ihr seid's — Ihr?“ ruft sie und springt auf. Und wie Donatus ihre blauen Augen sieht, weiß er auch, daß sie es ist, die gestern im Bauerngewand seine Sinne verwirrt, und daß sie es ist, die jüngst als stolzes Hoffräulein vor ihm gestanden! Und heute findet er sie hier Oben ohne Obdach im Grase ruhend wie eine Waldfei! Ist es denn ein wirklich Weib, das so jäher Wandlungen fähig? Er hat nie an Feen geglaubt — sollte es doch solche Wesen geben? Und sind sie gute oder böse Geister? Und während er dies denkt, steht er wie angewurzelt, um das Wunder staunend zu betrachten. Er sieht, daß sie ihm winkt, er hört, daß sie ihm ruft — und er gibt nicht Antwort, — es ist ja nichts Wirkliches, es ist ja nur ein Traumbild. „Seid Ihr versteinert? Wartet, ich komme zu Euch, wenn Ihr nicht zu mir kommt!“ tönt es jetzt ganz nahe an seinem Ohr. Und die leuchtende Gestalt erklimmt leichtfüßig das verwitterte Gestein und plötzlich steht sie bei ihm unter dem Fensterbogen und neigt sich zu ihm heraus! —

Die blauen Seen, in denen ihm gestern das Bewußtsein versunken, liegen wieder dicht vor seinem trunkenen Blick und ergießen ihre blaue Fluth in seine Seele! Es raubt ihm den Athem, — es rieselt ihm durch alle Adern — wie betäubt lehnt er am Mauerpfosten und schaut und schaut — er kann nicht wegsehen — Himmel und Erde vergehen um ihn — sie ist zu schön!

„Wo kommt Ihr her? Was hat Euch so verstört? Ihr seid bleich und Euer Haar ist feucht wie vom Thau der Nacht!“ spricht sie und streicht ihm leise mit der schlanken weißen Hand über die wirren Locken.

Er erbebt, als wäre ein Blick an ihm herabgeglitten, doch ohne ihn zu zerschmettern. Ein wundersames Frösteln geht durch seine Glieder, ein leises Bittern, wie die Wipfel der Bäume, wenn ihnen der Morgenwind den Nachthau von den Nestern schüttelt. Und näher, immer näher rückt ihm das liebliche Gesicht und ein warmer Athem umweht ihn, — er aber rührt sich noch immer nicht.

„Starrt mich doch nicht so an, als wär' ich nichts Lebendes,“ flüstert sie ihm in's Ohr: „Legt endlich Eure Strenge ab — ich verdien's um Euch. Denn Euch zulieb hab' ich mit meinem Gefolge hier übernachtet, in den unheimlichen Ruinen unter freiem Himmel, — um Mittel auszufinden, Euch noch einmal zu sehen. — Ihr habt mir's nun einmal angethan mit Eurem träumerischen Gesicht und Eurer Strenge, und — leugnet's, wie Ihr wollt — was Euch die Nacht hinaustrieb aus der engen Zelle, das war mein Bild, das Euch verfolgte — und da Ihr mir entloht — da geht Ihr mich zu suchen! Hab' ich's errathen?“ und sie legt ihm leise den Arm um den Nacken und schmiegt ihre Lippen ganz nahe an sein Ohr, während sie spricht, daß jedes Wort einem gehauchten Fluß gleich. Da läßt er überwältigt das Haupt an ihre Brust

sinken — ihm schwindelt, als habe er in diesem Augenblick einen Himmelssturz gethan. Sie hebt ihm sanft schmeichelnd das Kinn empor und schaut ihm verlangend in die Augen.

„O diese Augen — diese berückenden Augen! Wer da hinein blickt, der ist verloren! Wenn man solche Augen hat, muß man nicht Mönch werden, wißt Ihr?“ scherzt sie anmuthig: „Sie strafen Eure Strenge Lügen mit jedem Blick, sie sprühen Gluth — und zünden Gluth!“

„So sollen sie ausgelöscht sein, auf ewig!“ ruft plötzlich Donatus, wie aus einem Traum erwacht und reißt sich aus ihren Armen: „Wohl mir, daß Ihr mich dran mahnet. Mit solchen Augen darf man nicht Mönch sein —! Das Wort hat Gott Euch auf die Lippen gelegt!“

Und wie von der Stätte der Verdammniß flieht er von hinnen und läßt die Versucherin erschrocken und staunend zurück. Sie ruft ihm nach, zu bleiben — sie fleht, sie beschwört ihn — umsonst! Drunten läutet es die Frühmette aus, und die hellen Glockenstimmen übertönen ihre Lockung, sie sind ein stärkerer Ruf! Wie ein gehehtes Reh, das nirgend Schutz findet, eilt der Unselige zurück in die heiligen Klostermauern, wo allein die Ruhe ist und der Frieden! —

Der Pförtner hat in großer Angst die Schlüssel gesucht, da er erwachte — aber aus Furcht vor der Strafe geschwiegen. Jetzt fährt er zornig auf, als Donatus eintritt. „Wer durst es wagen?“ Doch rasch besänftigt, da er ihn erkennt, spricht er lächelnd: „Du bist's? Nun Dir soll's verziehen sein — denn Du bist treu!“

„Ja, Du bist treu!“ spricht plötzlich eine Stimme hinter ihm und Correntian steht unter der Thür der Pförtnerstube.

„O Correntian,“ ruft der Jüngling und macht eine Bewegung, sich ihm an die Brust zu werfen, — Correntian tritt abwehrend einen Schritt zurück: „Lass' das. Du weißt, die Regel verbietet uns solch körperliche Liebkosungen. Doch wiederhol' ich's, Du bist treu, — denn wenn Du heute wiederkamst — dann fliehst Du nimmer!“

Fünftes Capitel.

Der Tag neigt sich zu Ende. Es ist ein schwüler Abend geworden. Am Himmel ziehen bleigraue Wolken auf. Die Schwalben umschwirren ängstlich und flachen Fluges die Thürme von Marienberg, als brücke sie die schwere Wolkenschicht über ihnen herab. Das halb erloschene Sonnenlicht wirft nur noch einen blassen Schattenzeiger auf die römische Sieben der Sonnenuhr.

Die Vesper ist vorüber, die Brüder wandern still, von der Gewitterluft bedrückt, im Garten, kein Blatt rührt sich, selbst die Bienen summen nur noch träge von einer Blume zur anderen, ohne Beutelust und Beharrlichkeit. Der Abt hält Donatus an, der soeben in's Haus will: „Wohin so allein, Donatus?“ ruft er ihm zu. Dieser bleibt betroffen stehen. Der Abt winkt ihn zu sich zurück: „Was ist Dir, mein Sohn?“ fragt er: „Du scheinst mir krank! Deine

Schlafen pochen und Dein Auge glüht fieberhaft, wie eines Irren. Du verschmähest seit gestern jedwede Nahrung — sage mir, was fehlt Dir?"

„Nichts, mein Vater! Mir ist ganz wohl!"

„So ist es eine neue Heimsuchung, die Dich ansieht, mein Sohn! Denn das sage mir nicht, daß Alles mit Dir im Rechten sei, wie sonst," spricht der Abt und tritt mit ihm in den lauschigen Nebengang: „Mich täuschest Du nicht, denn ich hab' Dich aufgezogen von Deinem vierten Jahre an. Mein wachsam Auge hat auf Dir geruht Tag und Nacht, in Leid und Freud, in Krankheit und Gesundheit. Ich kenne jeden Zug in Deinem Angesicht und sehe jeden Schatten, der darüber hinfliegt, und so sehr bist Du Eins mit mir geworden, daß jedes Zucken Deines Herzens an dem meinen reißt, daß meine Seele ängstlich drückt, was auf der Deinen quälend lastet. Mich täuschest Du nicht, ein böses Ahnen erfaßt mich, mir ist, als brüte ein schweres Unheil auf Deiner gesenkten Stirn!"

Donatus athmet schwer unter dem prüfenden Blick des Abtes. Ihm ist wie einem Kranken, der sein Uebel denen, die ihn am meisten lieben, am längsten verheimlicht. Sein Auge senkt sich zu Boden, eine unnennbare Wehmuth beschleicht ihn um den treuen Hüter, den er so furchtbar täuschen wird, sobald der Schlaf sich heut auf die wachsamem Augen senkt.

„Du schweigst? Du verbirgst mir Arges," fährt der Abt fort: „Denn nimmer sah ich Dich so. Es will mir nicht gefallen, daß Du seit gestern mit Correntian geheimer Zwiesprach pflegest, und einer der Brüder vermeinet sogar, er habe Dich Nächstens in Correntian's Zelle schleichen sehen! Was habt Ihr Zwei auf einmal mit einander, die Ihr Todfeinde waret, seit Du denken kannst? Was ist das? Wo solche Dinge wider die Natur geschehen, da ist ein großer Aufruhr oder Zwiespalt im Innern! Du bist jung und gut geartet, Du vergiffest wol und söhnst Dich ehrlich aus; doch nimmer Correntian, er ist ein Fels, daran schon manch' armes junges Menschenherz zerschellet und verblutet ist, das nur der liebenden Hand bedurft hätte, um ihm aufzuhelfen. Solch' harter Sinn ist's, was ihn von uns Allen trennet, und nur mit Sorge seh' ich Dich in seiner Macht!"

Donatus wandelt still und verschlossen neben dem Abt und vergebens harret dieser einer Antwort.

Nach einer Weile bleibt der Kamüßer stehen, als wolle er ihn zwingen, ihn anzuschauen: „Mein Sohn, denkst Dir wol noch der Abend, da der Finstere Dich vom mütterlichen Schoß der Amme riß, wie Du Dich schreiend sträubtest, bis ich kam und Dich in meine Arme nahm? Denkt Dir's noch, wie Du meinen Hals umschlangst und Dich an mich klammertest, und wie ich selbst Dich in Dein Bettlein brachte und Du meine Hand nicht losließest, bis Du unter Schluchzen eingeschlafen warst? Es ist dasselbe Herz noch, an dem Du damals Schutz gefunden, es sind dieselben Arme noch, in die Du damals geflüchtet; da hinein wirf Dich, mein Sohn, und schütte aus, was Dich quält, auf daß ich Dich abermals rette vor den finsternen Mächten, die Dich bedrohen!"

Da hält sich Donatus nicht mehr, Thränen stürzen ihm aus den Augen

und mit dem Ruf: „Mein Vater, mein geliebter Vater,“ wirft er sich an des Abtes Brust. Stumm halten die Beiden sich umschlungen. — In diesem Augenblick heiligen Schweigens eilt Correntian herbei: „Um Gotteswillen, hinein! Es stehet gerade über uns, das wird ein schweres Wetter!“ Und er reißt in pflichtschuldiger Fürsorge die Beiden aus einander.

Sie gehen schweigend in's Haus. Es ist indessen Schlafenszeit geworden. Die jüngeren Brüder vertheilen sich in ihre Schlaffäle, die Aelteren in ihre Zellen.

„Gute Nacht, mein Sohn!“ spricht der Abt und sein Auge ruht noch einmal wehmüthig prüfend auf Donatus. „Sei meiner Worte eingedenk! — Und noch Eins: Geh' hinauf zu Bruder Eusebius und siehe, ob er Nichts bedarf, es will mir nicht gefallen, daß er heute wieder zu schwach war, zum Tisch zu kommen. Auch wird Dir eine Zwiesprach mit dem Weisen gut thun, wie ein kühlend Tränklein!“ Den anderen Brüdern aber ruft er nach: „Seht mir heute nach Feuer und Licht, denn es wird eine böse Nacht geben. Um Mitternacht ist das Todtenamt Frauen Ulta's, daß mir Keiner verschläft!“

Doben in der Thurmzelle des Bruders Eusebius, wie der Abt befohlen, sieht Donatus dem alten Freund gegenüber im salben Schein des kleinen Fensters. Endlos jagen die brauenden Wolken daran vorüber, Grau in Grau.

Eusebius ist bleicher und schwächer als sonst, aber er sitzt vergraben in allerlei Bücher, Pergamente und Handwerkszeug, Schreibstifte, Lineale, Cirkel und was dergleichen mehr. Denn da ist kein Feld, darauf der menschliche Witz sich je versucht, das Vater Eusebius in seiner stillen Zelle nicht prüfet und durchforscht. — Donatus' Hände spielen, während er spricht, unbewußt in fieberhafter Unruhe mit den tausend Dingen, die da umherliegen. Da fällt ihm ein Cirkel in die Hand. Er ist halb geöffnet und die zwei feinen Spitzen stehen auseinander. Wie in Gedanken versunken schließt Donatus die Augen und legt die beiden Spitzen auf die geschlossenen Lider: „Damit könnte sich Einer leichtlich die Augen ausstechen,“ sagt er nachdenklich: „Mit einem Stoß beide zugleich! Mit einem Dolch oder einem Messer müßte er's zweimal thun — und hätt' er auch zum ersten Stoß die Kraft — zum zweiten hätt' er sie nimmer!“

Eusebius nimmt ihm den Cirkel aus der Hand und legt ihn auf den Tisch: „Was redest Du da für widersinnige Worte! Wie kommst Du auf so schreckbare Gedanken?“

Donatus blickt ihn verwirrt an, seine Augen leuchten seltsam in dem Halbdunkel, das sich allmählig über den kleinen Raum verbreitet.

„Ich hab' ihm lehtlich viel nachgedacht, daß ein Mensch, so der Liebe entgegen wollt', sich der Augen entschlagen müßt!“ sagt er leise mit wunderfam bebender Stimme, wie wenn ein zerrissen Saitenspiel vom Winde geschüttelt wird. —

Eusebius wiegt unwillig den Kopf hin und her: „Was hülf' das? Sie käme dennoch! Wie sich auch Einer kläglich vorbedenken und vermeinen mög', er hab' ihm selbst wohlbewahret — ist immer an ihr zu Schanden worden Menschentwiz und Menschenbünkel. Und risse sich auch Einer die Augen aus

und stopfte seine Ohren zu — es wär' ihm all' nicht nütze! Wer wollt' sich unterfangen, daß er möchte wehren dem Baum, zu sprossen und auszuschlagen im Hornung? Er kann ihm abreißen die Blättlein und abhauen die Zweige, aber nicht hindern den quellenden Saft, daß er treibe im Innern. Und ist das nicht der Teufel, der da umtreibet den Saft im Baum und das Blut im Mann — sondern ist das Alles gar wunderbarlich so gemacht von Gott, dem Herrn, daß es so sein muß! Und wenn unser Ciner durchkommen ist, daß er bestanden wider das Gesetz der Natur, ist es eine große Gnade von Gott gewesen, der ihm absonderlich beigestanden und geholfen hat, so er aber erlegen, — ist es nicht der Teufel gewesen, sondern seine eigene Unkraft, daß er sich nicht frei machen konnt' von der gemeinen Ordnung, der alle Wesen unterthan!“

Da fährt Donatus entsezt empor: „Weh' mir — ich darf Dich nicht hören! Was für ein Geist erfasst Dich, Dein Wort ist Frevel, Gott steh' Dir bei!“ Und mit raschem Griff den Cirkel fassend, mit dem er vorhin gespielt, eilt der Jüngling von dannen.

„Donatus!“ ruft ihm der Greis nach und erhebt sich rasch, um ihm nachzueilen. Da faßt ihn ein fremdartiger Schwindel, daß er in den Stuhl zurück-sinkt. Es ist, als versagten ihm Hände und Füße den Dienst. Die Thür der Zelle hat sich geschlossen — der Greis sitzt allein unter seinen Büchern und Rollen. Er blickt still ergeben zu dem mächtigen Gewitterhimmel auf. Es rauschet und brauset um den Thurm, näher und näher kommt es heran — aber dem Greis ist es, als rücke Alles weiter und weiter weg um ihn her. Ferner und immer ferner hört er das Rollen des Donners, immer verschwommener werden die Umrisse der engen Wände um ihn her. Sie thun sich auf, die irdischen Schranken — und die Unendlichkeit liegt vor ihm. — Die Sanduhr auf dem Tisch ist abgelaufen, es ist die Stunde, wo er sie umzukehren pflegte, soeben verrinnt das letzte Körnlein, noch wirkt die alte Gewohnheit und er will die Hand nach ihr ausstrecken, aber die Hand sinkt erlahmend herab — die Uhr steht still. Der Donner schweigt, die Lüste halten den Athem an, das Licht ist erloschen. — „Und sie kommt doch,“ flüstert die verhauchende Lippe, und in's Wesenlose entschweibt die befreite Seele, ohne Schmerz und Kampf. Still und friedlich sitzt er da, der einsame Denker, das Haupt auf die Brust gesunken, die Hände gefaltet, und schläft — den ewigen Schlaf.

Ein Donnerschlag kracht herab, daß der feste Bau in seinem Grund erzittert und Alles, was lebt, sich entsezt bekreuzigt. Nur den stillen Schläfer da oben auf seinem einsamen Thurm erweckt und erschreckt Nichts mehr. Die Brüder haben sich im Bett geborgen, allein Correntian bleibt mit trozigem Behagen draußen in dem Aufruhr der Elemente. Da klopft es mehrmals ängstlich und hastig an die Klosterpforte. Der Pförtner hat es vor dem Tosen des Sturmes nicht gehört. Endlich bemerkt es Correntian's immer wachsameres Ohr. Er gehet hin und öffnet. Draußen stehet ein fremdes Kind in Lumpen gehüllt und sein flehend Auge schimmert geisterhaft durch die Nacht, in seinem wehenden Haar wühlt der Sturm und Regen und röthlich leuchtet es auf in dem zuckenden Schein der Blitze.

„Wo ist Donatus?“ fragt das Kind zitternd.

„Donatus?“ ruft Correntian entsetzt: „Schickt die Hölle ihre Boten schon nach ihm aus? Hebe Dich weg — Deine Augen leuchten im Dunkeln wie einer Eule — nicht über diese geweihte Schwelle schreite Dein Fuß!“ Und er macht das Zeichen des Kreuzes über sie. Sie aber faltet die Hände über der kindlichen Brust und wirft sich dem Priester zu Füßen: „Herr, Herr, meine Mutter stirbt, sie hat den Donatus gesäugt — sie will ihn noch einmal sehen — laßt sie ein, gönnt ihr den letzten Trost!“

Correntian stößt sie wild von sich. „Die Amme? Ist sie wieder da, trotz des Verbots? Und hat die Schlange noch eine Schlange geboren, daß das Gezücht nicht aussterbe? Hintweg mit Dir! Laß mein Knie los — oder ich zertrete Dich wie eine Natter!“

„Herr! Herr!“ schreit das Mädchen wild auf. „Meine Mutter stirbt da draußen im Wald — ohne Obdach — in Sturm und Regen. Erbarmen, o Erbarmen — Donatus, wo ist er? O, Donatus!“

Der Sturm verweht ihre Worte, die Pforte fällt klirrend in's Schloß. Niemand hört den Jammerschrei, denn zu den Mönchen im Schlaffaal dringt er nicht hinauf durch das Rasseln und Klauschen der drachenköpfigen Dachrinnen. „Wehe!“ schrillt es durch die Nacht, „Wehe!“ heult der Sturm mit Menschenstimmen vom Wald her — „Wehe!“ schreit die ganze geängstigte Erde unter dem krachenden, Bäume spaltenden Strahl, der in unauslöschlicher Wuth, Schlag auf Schlag, hernieder zuckt.

Stumm und düster bietet die alte Glaubensburg da oben auf schwindelnder Höhe dem entseesselten Aufruhr die steinerne Stirn, und um sie her tobt der Kampf der Elemente, als gelte es eben sie aus ihren Grundfesten zu heben und hinabzuschleudern in die brausende Tiefe! Was will das Rasen und Toben, was zieht sich gerade hier die ganze Wuth und Macht der Elemente zusammen, was klopft gerade hier die Hand des Schreckens so furchtbar an die stillen Mauern? Es ist der Angstschrei der ganzen Natur, der allewigen Mutter um eines ihrer Kinder, das in dieser Nacht gegen sich und sie frevelt, das da einsam mit dem Wahnsinn der Selbstvernichtung ringt, und Keiner erbarmt sich seiner. Sie rüttelt die Brüder aus dem Schläfe, sie donnert es ihnen in die Ohren, sie heult es ihnen im Sturmeswehen in Thränenströmen zu: „Steht auf! rettet euren Bruder!“ Wol hören sie die Mahnung, aber sie verstehen sie nicht. Entsetzt fahren sie vom Pfuhl auf und bekreuzigen sich. „Hilf, Himmel, was hast du mit uns vor?“ Sie beteten in ohnmächtiger Angst vor einem unnennbaren Schreckniß, aber sie wissen nicht, von wannen es kommt, und wie es wendet. In langgezogenen Stößen braust es vom Walde daher, immer mächtiger ausholend, immer tiefer das Haus an der Wurzel fassend, alle Gewalten in einen Stoß, in einen Druck zusammengeballt. Das Haus widersteht, aber die Balken ächzen und die Dielen krachen wie unter schweren Lasten. Von den Wänden fällt leise knisternd der Kalk, und von den Dächern reißt es Blei und Ziegel und schleudert sie herab im prasselnden Hagel auf die Steine des Hofes und die Beete des Gärtleins, Alles zerschlagend und verwüsthend. Mit unersättlicher Gier leckt die Feuerzunge aus den Wolken an den spitzen Thürmen

herab, die Spannung entladend im ohrbetäubenden Schlag. Und von den Bergen nieder, als wollten sie die Feuer in der Erde Tiefen löschen, stürzen sich die schäumenden Wasser im wilden Schwall zu Thale, die entwurzelten Bäume mit sich reißend und gleich natürlichen Sturmböcken an die Schutzmauer schleudernd.

„Bergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!“ beten die Brüder insgesammt zu einem zagen Häuflein geschart, inmitten des Schlafsaales. Da faßt ein Bruder den andern am Arm und deutet nach dem Fenster. „Sieh' doch, dort drüben, in dem östlichen Thurmmzimmer, ein Lichtschimmer!“ Die Brüder wagen kaum hinauszublicken, denn von Minute zu Minute flammt der Himmel auf, daß sie bebend ihr Antlitz verbergen. Aber es ist wahr, jetzt sehen sie's Alle — hoch oben in Frauen Ulta's Gemach ein matter Schein! Ist das Feuer — hat der Blitz gezündet? Nein, es bleibt sich immer gleich. — Die Brüder erfassen ein Grauen. Ist es der Geist Frauen Ulta's, die ihr Vermächtniß hütet, oder des todten Stiero's des Gewaltigen, von dem sie sagen, er gehe um, wenn wilder Aufruhr in der Natur tose? Die Brüder schauen, kaum athmend und oftmals vom Blitz geblendet, rathlos hinauf. Ob man den Abt rief? ob man es ihm künde? In diesem Augenblick ein Windstoß, als müsse Alles aus den Fugen gehen, als müsse die Erde selbst aus ihrer Bahn weichen, und ein prasselnder Schlag auf das Pflaster des Hofes, daß die Fenster aufspringen und die Geräthe auf den Schäften klirren. Es hat den kupfernen Sturmhut vom östlichen Thurm hinabgeschleudert. Das Licht im Thurmfenster erlischt. Die Mönche sind auf die Knie gestürzt, die Lippen stammeln mechanisch das Paternoster. Was ist das? Ist das nicht wie ein Schmerzenschrei vom Thurm herab? Die Brüder halten den Athem an und lauschen. Krampfhaft falten sich die eiskalten Hände mit den Rosenkränzen über den zitternden Herzen. Und jetzt wieder — den Lauschenden gerinnt das Blut in den Adern — ein langgezogener Jammerton durch das Heulen des Sturmes und das Rauschen der Wasser.

Jetzt wird die Thür aufgerissen und der Abt kommt rasch herein, seine Lampe in der Hand. „Habt Ihr nicht gehört, ist es nicht wie ein Wehklagen auf dem östlichen Thurme?“

„So vernahmst Du's auch?“ flüstern mit vor Grauen erstickter Stimme die Mönche.

„Wer kann das sein? Kein Mensch ist dort, der Thurm ist geschlossen!“

„Welch eine Nacht! — Horcht — wieder!“

„Aber diesmal klingt's wie vom Wald her!“

„Es ist nicht zu unterscheiden in dem Getöse.“

„Vielleicht ist's ein Wild, das ein stürzender Baum getroffen.“

„Nein, es sind Geister, die in den Lüften klagen. Ein furchtbar Zeichen!“

„Hilf, Himmel! — was droht uns?“

„Herr, erbarme dich unser!“

Der Abt hat sich im Gemach umgesehen. „Wo ist Donatus? sein Bett ist leer.“

„Donatus?“ In dem allgemeinen Schrecken hat ihn Niemand vermisst.

„Donatus! — mein Sohn! — mein Kind!“ ruft der Abt wie von einer Ahnung erfaßt. „Hinüber — hinunter — Alle — Alle — durchsucht das ganze Haus nach ihm!“

Und Allen voran, von einer unerklärlichen Angst getrieben, stürzt der Abt unbedeckten Hauptes hinaus in den Zorn des Himmels, unbekümmert um den Stein- und Ziegelregen, an den schwankenden, Einsturz drohenden Scheunen vorbei, nach der östlichen Thurmporte, — doch sie ist verschlossen.

„Der Schlüssel! Seht nach dem Schlüssel zum Thurm!“ herrscht er in die Nacht hinein. Niemand ist ihm gefolgt als Correntian. Die Andern stehen verscheucht mit den ausgetwehten Lampen unter der Hofthür.

Correntian eilt in die Pförtnerstube. Der Schlüssel ist fort! Es ist kein Zweifel, Donatus hat sich im Thurm eingeschlossen.

„Armes, ringendes Kind,“ klagt der Abt, „welch ein Dämon foltert Dich, daß Du Dich dahinauf flüchten mußt und Dein Weh den Lüften klagst?“

Und er wendet sich zum erstenmal mit zürnender Geberde gegen einen Bruder, und in dem leuchtenden Blick, der sie Beide aus dem Dunkel hebt, heftet sich sein Auge durchbohrend auf Correntian: „Ich fürchte, ich fürchte — Du hast hier eine schwere Schuld auf dem Gewissen und der Jammerruf der armen geängstigten Seele schreit wider Dich zum Herrn!“

Correntian steht stumm, unbeugsam vor ihm: „Ich that nur meine Pflicht!“

„Donatus!“ ruft der Abt hinaus, „Donatus! komm' herab — öffne Deinem Vater! — Donatus! — mein Sohn!“

Keine Antwort — Alles bleibt still. Es ist, als schwiege selbst das Unwetter, um zu lauschen; aber vergebens! Nichts rührt sich mehr.

„Er kann unsern Ruf nicht hören,“ sagt Correntian. „Der Sturm braust zu gewaltig um den freistehenden Thurm. Lass' ihn, es ist Mitternacht und Zeit zum Todtenamt. Gleich muß es läuten und das wird er hören. Wenn die Glocke ruft, kommt er — ich kenne ihn!“ Und er geht nach dem Hause zurück.

Mit einem schweren Seufzer folgt ihm der Abt. „Mein armes Kind! Gott helfe dir überwinden!“

Das Gewitter hat seine Wuth entladen und ist nach der Malser Heide hinüber gezogen. Die Pausen zwischen Blitz und Donner werden länger, der Regen peitscht nicht mehr so wild an die Fenster, und feierlich tönet das Geläut zur Todtenfeier Frauen Utta's durch den ersterbenden Aufruhr.

Die Mönche sammeln sich ernst und schweigend noch unter dem Bann des nächtlichen Grauses in der Capelle und steigen zur unterirdischen Stiftungshalle hinab.

Sie sind alle vollzählig bis auf Eusebius und Donatus.

Eusebius fehlt oft, durch sein Greisenalter entschuldigt — aber Donatus hat noch nie gefehlt.

Der Abt wartet von Minute zu Minute in steigender Bangigkeit mit dem Beginn der Feier.

Es hat längst ausgeläutet — Donatus kommt nicht.

Die Brüder sehen sich still an. Keiner wagt es, durch ein Wort des Abtes Sorge zu erhöhen — aber unbegreiflich ist es Allen. — Vergebens sammeln sie sich zur Andacht. Jedem von ihnen fängt heimlich das Herz an zu pochen, er weiß selbst nicht warum.

Da — was ist das? Ein Geräusch, wie von schwankenden, schlürfenden Tritten. Langsam und unsicher kommt es die Treppe herab — schleppenden Ganges wie ein Verhängniß, — tastet sich schwer an den Wänden entlang — bis zum Thürschloß. Mit unerklärlichem Grauen richten sich Aller Blicke nach der Thür. Sie springt auf und herein tritt eine Gestalt — stier, todtenhaft starr, wie ein wandelnder Leichnam — ein Schrei des Entsetzens — es ist Donatus — das Gesicht von Schweiß und Blut überströmt — augenlos!

Sechstes Capitel.

Durch den nächtigen sturmgepeitschten Wald am Fuß des Marienbergs, reitet zu selbiger Stund' ein einsamer Reiter.

Sein Mantel hängt triefend an ihm nieder, seines Pferdes Hufschlag ist unhörbar auf dem durchweichten Moosboden. So gleitet er lautlos dahin auf einen rothglühenden Punkt zu, der ihm von ferne wie ein Häuflein, in der Masse, matt glimmender Kohlen erscheint. Er täuscht sich nicht. Ein Weib ist dabei und ein Kind, das sich vergeblich müht, das erstickende Feuer anzufachen. Das Weib liegt auf nackter Erde, das Kind kniet daneben und wunderseitsam ergreift den Reiter der Anblick des rothangestrahlten Gesichts mit den großen Augen, in denen die Gluth sich spiegelt, die es sich anzublazen müht. —

In diesem Augenblick ertönt vom Berg herab das mitternächtige Geläut und das Weib hebt den Arm auf und ruft mit gellender Stimme: „Läutet nur! Wenn ein Gott im Himmel ist, so ist's Euer Todtengeläut. Auf der Heide, in der Wildniß, im Wald sollt Ihr verderben, wie ich auch — zerfallen soll Euer Haus, wie meine Hütte zerfiel. Euer Herz zerreiße Verzweiflung und Euer Hirn versenge die Reue — wie das meine!“

„Mutter, fluch' nicht, 's ist Sünde, Du hast es ja selbst gesagt!“ fleht das Mägdelein und zieht begütigend die aufgehobene Hand der Mutter herab.

„Sie machen's ja danach!“ grollt das Weib: „O ich war auch fromm und gut, wie Du — und ich wär' zufrieden gewesen, wenn sie mir nur eine Stunde den Donatus gelassen hätten —“

Der Reiter hält im Dickicht sein Pferd an und steigt ab, um zu lauschen.

„Nur eine Stunde,“ fährt das Weib fort — „für das ganze verlorene Leben —! Aber auch das gönnen sie mir nicht — auch das nicht! Nein — laß mich — ich hab' Nichts, als Verwünschungen ihnen auf's Haupt zu schleudern — gib mir einen Arm, der sie straft, und ich spare die Worte!“

„Weib,“ ruft plötzlich eine Stimme hinter ihr, „der Arm ist gefunden, Deinen Fluch wahr zu machen — ich bin just in der Laune dazu!“

Das Kind fährt erschrocken auf, da es des grimmen Mannes ansichtig wird und flüchtet auf die andere Seite der Mutter.

Die Mutter betrachtet sinnend den Fremdling. Es fällt ihr Etwas in dem Gesicht auf — aber sie weiß nicht was. Der Reiter bindet sein Pferd an und wirft sich auf seinen Mantel neben der Frau.

„Dein Zorn gilt den Marienbergern; was thaten sie Dir?“

Und das Weib erzählt ihm, wie ihr's ergangen von Anfang an — wie sie zu Schanden wurde mit Mann und Kind, um des fremden Knaben willen und wie sie ihn doch so lieb gehabt, daß sie Alles gern geopfert hätte, wenn sie ihn nur noch einmal hätte an's Herz drücken und ihm die letzte Beichte ablegen dürfen! Aber nicht einmal das hätten sie ihr gegönnt — einer Sterbenden! Von der Thür hätten sie ihr Mägdlein gejagt, als eine Schlangenbrut. Ach, und gar Viel drücke sie noch um des armen Mägdleins willen auf dem Herzen, das nun elend verkommen müsse, wenn sie sterbe, denn es habe Niemanden mehr auf der weiten Welt.

Der Fremde blickt zerstreut auf das Kind — einen Augenblick stutzt er, als er die großen goldbraunen Augen mit den dunkeln verwachsenen Brauen gewahr wird. Aber ein Anderes nimmt ihn gefangen ganz und gar: „Und Du weißt nicht, woß der Knabe war, den Du säugtest?“ fragt er mit angehaltenem Athem.

„Nein — sie sagten's nicht.“

„Weißt Du auch nicht, von wannen er gebracht worden?“

„Doch,“ sagt die Amme, „ein Laienbruder von St. Valentin war da, als ich kam, der hat ihn gebracht!“

Der Mann faßt leidenschaftlich den hagern Arm des Weibes: „Und weißt Du nicht mehr, wie Jener hieß?“

„Das weiß ich nicht, Herr! Niemand sagte es mir; doch er war alt und ist wol lange todt!“

„St. Valentin!“ wiederholt der Fremde zwischen den Zähnen — — „St. Valentin also — da — da vielleicht eine Spur!“ Und er rafft sich auf mit raschem Entschluß, sein Pferd zu besteigen. Das Weib aber hält ihn am Ärmel:

„Herr, Herr, um Gotteswillen! Ihr verlaßt uns in unserem Elend — und mein Kind — die arme Waise — meine Stunde ist nah —! Erbarmt Euch des Kindes, sonst muß es verhungern.“

Der Ritter wirft der Kranken ein Goldstück in den Schoß — „da hast Du Alles, was ich noch an Baarschaft bei mir führe — nun halt mich nicht länger auf!“

Aber die Frau klammert sich in der letzten Angst an ihn: „Ach, Gold kann uns Nichts nützen — was weiß das Kind von Gold, böse Menschen können's ihm nehmen und dann ist's wieder hilflos! Ein Obdach, Herr — und Schutz für die Unschuld! Ach wißt es, Herr — 's ist nicht mein Kind — 's ist ein Kind der Sünde! Aber es ist rein, Herr — rein, wie der Thau und unschuldig, wie das Reh im Wald. So hab' ich's erzogen in Gottesfurcht und Sitte. Nehmt Euch seiner an, 's ist doch von edlem Blut, seine Mutter war eine Ritterfrau und der Mann war so lange in Fehde aus, daß sie ihn todt

gewähnt. Da fiel sie in die Schande. Des Kindes Vater aber — Gott hab' ihn selig — war ein Minnefänger an Grafen Albrecht's Hof, und manche gute Gabe hat das Kind von ihm geerbt, sangreich ist's und holder Weisen voll und Verborgenes ist ihm offenbar. Ihr werdet Freude an ihm haben, Herr!"

Da schlägt sich der finstere Mann mit einem bitteren Hohn gelächter vor die Stirn: „So geschieht mir's recht! — Ich verstiess mein Blut und tauschte dafür einen Bankert — jetzt such' ich's wieder das verstoßene Blut — und wieder, höhrendes Schicksal, wirfst Du mir wie zum Spott den Bankert in den Schoß! Ja, Du bist gerecht, Du strenger Gott, und Deine Wege sind unerforschlich!"

Die Frau und das Mägdlein sehen ihn erschrocken an, den gewaltigen Mann. Doch nach einer Weile spricht er ruhiger: „Ich bin der Reichenberg, dessen verbrecherisch Weib Dir dies Kind übergab!"

„Herr, mein Gott!" ruft die Amme, sich bekreuzigend: „Thut ihm Nichts, Herr — es kann ja Nichts dafür!"

Des Grafen Blick versenkt sich mehr und mehr besänftigt in des Mädleins kindliche Schöne: „Nein — Du kannst Nichts dafür. Es sind Deiner Mutter Augen — aber sie lügen nicht, wie die ihren. Ich habe ihr verziehen auf dem Todtenbett — wie sollte ich Dir zürnen? Bei Gott, das Mägdlein thut mir's an, wie seine Mutter einst! Mach' Dich auf mit Deiner Kranken nach Reichenberg. Du sollst nicht mehr heimathlos umherirren. Hier gib diesen Ring dem Schloßwart zum Zeichen, daß ich Dich schicke. Er soll Dich aufnehmen im Schloß und Sorge für Dich tragen. Ich komme später nach, denn zubörderst hab' ich noch wichtige Arbeit hier in der Gegend zu thun."

„O Dank Euch, Herr — und Gottes Lohn!" ruft die Amme, der fast schwindelt von dem unverhofften Glück: „Ich kann nicht mehr so weit wandern, denn ich fühl' das Ende nahen — doch das Kind — das schick' ich Euch gleich!" Das Mägdlein aber schüttelt den Kopf und wirft den Ring von sich: „Nein — ich gehe nicht zu dem fremden Mann — ich bleibe bei Dir, Mutter!"

„Kind, sei nicht thöricht, wenn ich sterbe, was dann?"

„Dann bleib' ich bei dem Engel — er wird mich beschützen!"

„O Du einfältig Kind," jammert die Frau, „der kann Dir nicht helfen, der ist ja ein Mensch und selber gefangen dort bei den Mönchen!"

„Dann geh' ich zu den Seligen Fräulein, daß sie ihn frei machen!" sagt das Kind zuversichtlich. —

Der Graf hat die letzten Worte nicht mehr gehört. Schon hat er sich auf sein Pferd geworfen und weiter geht es durch Nacht und Untwetter, mühsam über Wurzeln und geknicktes Gezweig hinweg in fieberhafter Hast, der Malser Heide zu. Drohend hallt er die Faust nach dem Stift hinauf, das mit erleuchteten Fenstern weit hinausstrahlt in die dunkle Gegend. — — —

Da Oben im Stift ist es seltsam lebendig. Sie sind Alle versammelt zu furchtbar ernstem Werke. Der Convent hält Gericht über ein Verbrechen wider die heilige Regel — das Verbrechen eigenmächtiger Verstümmelung, das Donatus an sich verübt.

Es ist die culpa gravis, die mit der schwersten Pönitenz geahndet wird.

Ein Wort könnte den Sünder freisprechen — das Wort: daß der Priester Einer es ihm selbst befohlen, daß er gethan nach eines Oberen Geheiß; aber dies Wort — er spricht es nimmer aus, denn seine Schuld, sie fiele dann auf Jenen und er will sein Kreuz selbst tragen.

Jener aber, der ihn retten könnte — schweigt. Fest geschlossen bleiben die Lippen Beider! — Hätte Donatus noch Augen — der furchtbare Anstifter des Verbrechens würde wol erbleichen vor dem stummen Blick, den sein Opfer auf ihn heftete, — doch da sind keine Augen mehr, die reden könnten und die blutige Binde verhüllt selbst den unausgesprochenen Gedanken auf der bleichen Stirn! —

Das Gericht ist gehalten — das Urtheil gefällt. Die Mönche stehen im Halbkreis rings um den Abt. Dieser stützt sich auf die Lehne seines Stuhles — seine Hände zittern, Todesblässe bedeckt sein Gesicht. Die jüngeren Brüder verhüllen ihr Angesicht und weinen. Donatus harrt demüthig ergeben des Urtheils.

Der Abt muß zu dreien Malen anheben, — dreimal versagt ihm die Stimme — endlich spricht er: „In Anbetracht, daß die heilige Regel St. Benedicti einem Religiosen auf das Strengste verbietet, eigenmächtig Hand an sich zu legen, da er nicht sein Eigenthum, sondern Eigenthum der heiligen Kirche ist und solches nicht schädigen darf, so wenig, wie ein heiliges Geräth, Gewand, Altar, Tempel oder sonst Etwas der Kirche Gehöriges, —

in Anbetracht, daß Du, unseliges Kind, in selbiger Lehre wohl unterrichtet und unterwiesen warst — also mit vollem Bewußtsein gegen das Gesetz fehltest aus eigener hochmüthiger Meinung des Besseren, und Dich so untauglich machtest, der Kirche ferner zu dienen, dazu Gott Dich fürnehmlich ausersehen hatte —

in Anbetracht, daß Du Dich durch solche That aufgelehnet gegen den Willen geistlicher und weltlicher Obrigkeit, also der schwersten Ungehorsame schuldig — —
verurtheilen wir Dich, als abschreckend Exempel den Religiosen aller Orden und Zeiten zur Warnung — —“ wieder versagt ihm die Stimme und wieder muß er Athem schöpfen: „verurtheilen wir Dich zu ewiger Gefängniß in dem Kerker des Klosters!“

Donatus neigt stumm das Haupt — der Abt sinkt in den Stuhl zurück und verbirgt das thränenüberströmte Gesicht in den Händen. Ein einziges wortloses Schluchzen geht durch den Saal. Nur Correntian steht unbeweglich und sein Blick ruht fest auf dem Gerichteten. Lange herrscht tiefes Schweigen. Hoch über Allen schwebt das versteinernde Antlitz der Pflicht, der erbarmungslosen Gottheit, und bannt den Aufschrei des Schmerzes in den zuckenden Herzen zurück.

Endlich erhebt sich der Abt, mit furchtbarem Vortwurf im Blick zu Correntian gewendet: „Du, Correntian, magst das Henkeramt vollbringen und ihn hinabgeleiten — denn Unserer ist Keiner dazu fähig!“

Und wie er ihn einst vom Schoß der Amme riß, so faßt sonder Verzug Correntian's Hand nach dem Arm des Blinden — ihn hinwegzureißen vom letzten Herd der Menschlichkeit, aus der Mitte der Brüder.

Donatus wendet sich gehorsam, ihm zu folgen.

„Vergib uns,“ ruft es schluchzend aus der Brüder Kreis, „wir thun nur unsere Pflicht!“

Der Blinde breitet die Arme aus, als wolle er sie Alle in Eins umfassen: „Hätt' ich noch Augen zu weinen, meine Brüder, um Euch würd' ich weinen — nicht um mich!“

Da hält sich der Abt nicht mehr und mit einem Schrei des Schmerzes stürzt er auf Donatus zu: „Mein Sohn — mein Sohn — warum thatest Du mir das?“

Und der Blinde sinkt ihm in unaussprechlicher Liebe in die Arme und sie halten sich umschlungen, lange und stumm.

Aber auch aus diesem Arm, der ihn einst vor Correntian's eisernen Fingern gerettet, reißt Jener ihn jetzt und führt ihn fort — als seine unbestreitbare Beute. Correntian ist Sieger geblieben! —

„Lasset uns vierzig Tage trauern und fasten, meine Brüder, wie um einen Todten!“ spricht der Abt zum Convent. — „Und sendet nach Bruder Eusebius, — warum kommt er nicht herab? Er soll dem Armen die wunden Augen verbinden nach den Regeln der Kunst, — denn Solches verbietet das Gesetz nicht!“ Und er greift wankend nach einem der Nächststehenden. Den starken Mann verläßt seine Kraft und die Brüder müssen ihn stützen, daß er nicht umfinke.

Correntian aber führt sein Opfer die schlüpfrigen Kerkertreppen hinab. Zwei Knechte des Klosters folgen ihm mit Handwerkszeug. Sie haben schweigend das feuchte Gewölbe erreicht. Correntian führt den Jüngling zu einem aufgeschichteten Strohlager in der Ecke. Daneben hängen die Handschellen an der Wand, die ihm die Knechte anlegen sollen.

„Auch noch Ketten?“ fragt Donatus und in dem Ton, mit dem er die zwei Worte spricht, liegt ein Etwas, das selbst durch Correntian's verhärtetes Herz bis in den geheimen Punkt der Menschlichkeit dringt, den noch keine Klage, kein Todesseufzer von sterblichen Lippen erreicht. Aber er bezwingt die Regung, ehe sie Leben gewinnt, und spricht ruhig: „Es muß sein.“

„Wenn es möglich —“ spricht Donatus demüthig, „so erlass' mir das! — Doch nicht mein Wille, sondern Dein Wille geschehe!“

„Es muß sein!“ erwidert Correntian abermals. Der Blinde schweigt. Noch einmal greift er nach der Binde, welche die brennenden Augenhöhlen deckt — dann bietet er gehorsam die zitternden Hände dem Eisen dar. Es ist rasch gethan. Die Ringe sind angelegt, die Knechte entfernen sich. Die Beiden sind allein.

„Jetzt hast Du Dich bewährt,“ ruft Correntian, als die kettenbeschwerten Hände herabsinken, ohne daß ein Laut der Klage über des Jünglings Lippen kommt. „Märtyrer! Schlag' Deiner Seele Augen auf: die Krone schwebt ob Deinem Haupte!“

Da wirft sich Donatus vor dem Schrecklichen nieder und faltet die müden belasteten Hände wie zum Gebet: „O, jetzt versteh' ich Dich!“

„Donatus!“ ruft Correntian und als löse sich plötzlich die lebenslange Erstarrung in einem Feuerstrom der Ekstase auf, so flammt sein Auge, stürmt sein Puls und wogt seine Brust: „Es hätte mich ein Wort gekostet und die furcht-

bare Strafe wäre Dir erlassen worden — ich aber schweig. Donatus, sag' an, habe ich Dich gerettet — oder verdorben?"

„Gerettet!“ stöhnt Donatus und die verzerrte Lippe lächelt ein schaurig seliges Lächeln. Er faßt wankend nach Correntian's Händen, und wie aus einem Grabe halt es ersterbend von den feuchten Mauern wider: „Ich danke Dir!“

Da umschlingt Correntian plötzlich den bewusstlos zurücksinkenden Jüngling. Zum ersten Male in seinem Leben ruht ein menschlicher Körper an seiner Brust und mit dem Strahl des anbrechenden Tages, der durch die Mauerlücke von Oben herabfällt, schießt der erste Strahl der Liebe aus dem strengen Auge des Lehrers die Märtyrerglorie um das wunde Haupt des Schülers.

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Gnade.

Langsam dämmert der Morgen über der Malser Heide auf und mit wehmüthigem Geläut kündigt das Todtenglöcklein von St. Valentin in die Weite, daß einer der Brüder im Sterben liegt.

Es ist Bruder Florentinus, der greise Wächter, der seit mehr denn einem halben Jahrhundert im Kampf mit der mörderisch unwirthlichen Heide gelebt und ihr mit liebender pflegender Hand ihre sturmverschlagenen Opfer entrisfen hat. Wie alt er ist, kein Mensch weiß es, — aber an die hundert Jahr mögen's fast sein und noch wird es dem Tod nicht leicht, das in tausend Schneestürmen abgehärtete Leben zu brechen. Schwer athmend liegt er am Kamin, das erloschene Auge auf das braune Gemälde des heiligen Valentin gerichtet. Einer Mumie gleich ist sein Leib vertrocknet, die knöchernen Hände und Füße sind schon steif und kalt, aber mühselig eingezogener Athem führt dem verglimmenden Flämmchen immer wieder Lust zu. — Es ist, als warte er noch auf Etwas. Und doch worauf sollt' er harren? Er hat ja abgeschlossen mit der Welt! —

Ueber die Heide segt im tollen Rosseslauf der einsame Reiter vom Burgeiser Thal herauf. Auch er hört das Sterbegeläut und ohne sich Rechenschaft zu geben warum, schlägt er dem Pferd die Sporen ein, daß es weit ausgreift in mächtigen Sähen. Ihm ist, als müsse er noch kommen, bevor die Glocke austönt, — bevor das unbekante Leben ausathmet, das da mit dem Tode ringt. —

Der Sterbende horcht auf, als des Rosses Hufschlag ertönt und wendet die Augen nach der Thür.

„Jetzt kommt er!“ sagt er mit hohler, verfallener Stimme.

„Wer?“ fragen die Brüder, die um ihn her knien und beten.

In diesem Augenblick wird heftig an die Thür gepocht. Der Greis richtet sich mit wunderbarer Kraft empor: „Macht ihm auf!“ Die Brüder folgen verwundert dem Befehl und herein tritt klirrend und polternd der Reiter und geht stracks auf das Sterbebett zu. Vergebens deuten ihm die Brüder, zu schweigen und des Sterbenden Ruhe nicht zu stören.

„Du bist alt genug — Du könntest es sein!“ ruft der Graf barsch und wirft sich ungestüm auf einen Schemel neben dem Ruhebett. „Du darfst nicht sterben, Du mußt mir Rede stehen!“

Der Alte nickt mit dem wackelnden Kopf: „Schon recht — schon recht,“ murmelt er lallend: „Ich hab' ihm viel nachgedacht — und ein Verbrechen war's doch. Wir haben's gut gemeint — aber wir irrten Alle!“

„Kennst Du mich?“ fragt der Ritter staunend.

„Ja, ja — Du willst ihn wieder haben — weiß schon — weiß!“

Dem Reichenberg beginnt vor dem Alten zu grauen. „Woher weißt Du?“

„Sie ist mir erschienen zu zweien Malen, — heute Nacht wieder, und hat mir's verkündet, daß Du kommen wirst, ihn zu holen. —“

„Sie? Wer?!“ fragt Reichenberg in steigender Bewegung.

„Sie, die Reichenbergin, der Engel von Kamüß!“

„Macht ihn nicht sprechen!“ tritt jetzt der Bruder Einer zum Grafen. —

„Was könnt Ihr auf eines Sterbenden Delirium geben?“

„Schweig!“ donnert sie der Graf an, daß der Kranke jäh aufzuckt: „Laßt ihn reden oder ich mache Euch Alle stumm für immer!“

Die Brüder stehen hilflos umher und berathen sich flüsternd.

„Kannst Du die Reichenbergerin?“ fragt der Graf, über Florentinus geneigt.

„Ob ich sie kannte! Da, da hat sie gelegen, — wo ich jetzt liege — sie und das Knäblein!“

„Das Knäblein?“ wiederholt der Reichenberg und sein Herz arbeitet mächtig; aber er bezwingt sich, um den Kranken zu hören, dessen Athem immer schwächer wird, damit er nicht erlöschet, ehe das Wort der Lippe entschwebt: „Das Knäblein — wo hast Du's?“

„Drunten — auf Marienberg — sie haben's behalten! — Aber die Mutter ließ mir keine Ruh' — dreimal ist sie nun kommen und hat gesprochen: „Gib ihm seinen Sohn wieder —!““

Die letzten Worte werden immer leiser — dem Grafen droht der Kopf zu zerspringen. Er beugt sein Ohr ganz auf die Lippen des Sterbenden, sie bewegen sich nur noch mechanisch: „Stirb nicht — stirb nicht!“ fleht er in zitternder Erwartung: „Nur den Namen — den Klosternamen des Knaben noch!“ —

Die Lippen bewegen sich flüsternd, es ist, als wollten sie ein D bilden, — aber es gelingt nicht mehr, der Athem seht aus. Der Graf faßt ihn in die Arme und richtet ihm den Kopf auf, er kann ihn nicht sterben lassen, er muß den Namen noch herausbringen, den Namen, an dem Alles hängt!

„Don — Don —“ fängt er an zu buchstabiren und bändigt den Schlag seines Herzens, um zu hordhen:

„nat —“ lallt die Lippe mit letzter Kraft.

„Donatus!“ ruft ihm der Graf, sich nicht mehr bemeisternd, in's Ohr.

Der Sterbende nickt noch, — dann fliegt ein zufriedenes Lächeln über sein Gesicht und der Kopf sinkt zurück, — ein ehrwürdig Marmorbild.

Aber des Grafen Blut kocht wild auf an dieser friedlichen Leiche, schwillt

ihm auf Stirn und Händen in dicken Bornesadern an und sprüht unheimlich drohend aus seinen Augen.

Die Brüder sind in höchster Angst: „Er hat irre gesprochen, Herr Graf, glaubt ihm nicht, er war schon lange kindisch!“ Doch was hilft das! Der Graf geht, ohne sie eines Blickes zu würdigen, hinaus, wirft sich auf sein Pferd und jagt von dannen, daß dem müden Thier das Blut von den Weichen rinnt, — gen Marienberg. — — — — —

„O Tag des Unglücks!“ klagt der Abt, als die Brüder, die Eusebius gesucht, seine Leiche vom westlichen Thurm herabbringen.

„O Tag des Unglücks!“ hallt es unter den Brüdern wieder, die vom oberen Saal aus einen Reiter vor dem Thor ansprengen sehen, dessen Pferd für todt zusammenstürzt. Es ist der Graf Reichenberg. Grimm steht auf seiner Stirn, Grimm hat sein edles Roß zu Tode gehehrt, Grimm schwebt mit dunklem Flügel über seinem Haupte, da er mit des Schwertes Anauf an die Pforte schlägt.

„Thut auf, in Gottes Namen!“ sagt der Abt. Er ahnt, was ihm drohet, und daß Nichts es mehr abwendet.

Er stehet inmitten des stillen Klosterhofes, regungslos wie ein Jesusbild und die Brüder schaaren sich um ihn, wie um einen Pfeiler, der sie Alle trägt. —

Der Graf tritt stumm vor ihn hin, die weißen Lippen beben so vor gewaltiger Erregung, daß er sich fassen muß, ehe er sprechen kann. Der Abt erwartet ruhig, was er ihm sagen wird. Der Graf aber mißt ihn und alle Brüder mit einem Blick des Hasses, für den die ungelübte Zunge keinen Ausdruck hat. Endlich murmelt er zwischen den Zähnen: „Könnt Ihr mir wirklich noch in die Augen schauen — ertragt Ihr meinen Anblick? Ihr Lügner und Heuchler — zittert Ihr nicht vor mir?“

„Wir zittern vor keinem Gerechten,“ sagt der Abt: „Denn unser Gewissen ist rein! Den Ungerechten aber wird der Herr strafen!“

„Spart Euch die Worte!“ ruft der Graf: „jeder Hauch aus Eurem Hals ist Falschheit!“

„Herr Graf,“ sagt der Abt, „glaubt Ihr, wir seien —“

„Glauben?“ unterbricht ihn der Graf: „Jetzt glaub' ich nicht mehr, jetzt weiß ich, versteht Ihr? Seit jenem Besuch mit dem Herzog umlaure ich Euren Bau. Die Amme, die Ihr mißhandelt, hat mir die Spur verrathen. Der Alte von St. Valentin hat bekannt. Er starb und in meine Hände that er die letzte Beichte!“

Vor diesem Donnerwort erbleichen und verstummen die Brüder. Jetzt bricht Gottes Gericht über sie herein. — Aber mit der Erkenntniß der Gefahr kommt auch die Ergebung. Haben sie gefehlt, so möge Gott sie strafen, haben sie recht gethan, so wird er ihnen helfen!

„Wo ist mein Sohn?“ ruft der Graf ungeduldig, den Kreis der Mönche überfliegend.

„Herr, er liegt soeben der Abbüßung einer schweren Schuld ob!“ sagt der Abt mit unsicherer Stimme.

„Was für eine Schuld?“ fragt der Graf.

„Es ist ein Vergehen wider den Gehorsam!“ erklärt der Abt.

„Was, Gehorsam! Das ist jetzt vorbei! Ein Graf von Reichenberg schuldet Euch keinen Gehorsam!“

„Er ist kein Graf von Reichenberg, er ist unser Ordensbruder, er hat das Gelübde abgelegt — ein Gelübde ist unauflöslich!“

„Es ist ein erzwungenes, wider Recht und Gesetz erlistetes Gelübde!“ fährt der Graf auf. „Ich war indessen beim Bischof von Thur und hab' mich wohl belehren lassen. So Ihr Euch weigert, mir den Anaben herauszugeben, verklag' ich Euch vor des Papstes Richterstuhl und das Interdict kommt über Euch! Denn solches hat der Bischof mich gelehrt, daß laut des Gesetzes, so Papst Celestin III. erließ, die Beschlüsse der Kirchenversammlungen zu Toledo und Aachen wieder in Kraft getreten sind und kein Orden ein Kind vor seiner Mündigkeit aufnehmen darf ohne der Eltern Zustimmung. Wie? Wollt Ihr ihn noch an solch' erschlichenem Gelübde festhalten — gestohlen Gut behaupten? Bin ich nicht sein Vater und hab' ich meine Zustimmung gegeben, daß er ein Mönch werde? Antwortet!“

Die Brüder haben sich schnell auf lateinisch mit einander verständigt.

„Wohlan, Herr Graf,“ sagt der Abt: „Ihr redet wahr! Dem Buchstaben des Gesetzes nach seid Ihr im Recht, wenn Ihr zurückverlangt, was Euer. Es fragt sich nur, ob das noch Euer ist, was Ihr freiwillig weggeworfen und der Vernichtung preisgegeben habt? Doch weiß ich wohl, auf solchen Fall der unerhörten Verirrung der Natur ist kein Gesetz vorgesehen, und wenn Ihr uns verklagt, wird Euch das Recht zugesprochen! Allein, Herr Graf, Ihr werdet auch berichtet sein, daß jener selbe Canon jungen Leuten nach erfolgter Mündigkeit an Jahren gestattet, ohne der Eltern Erlaubniß in einen Orden einzutreten! Habt Ihr das vernommen oder nicht?“

„Ja!“ sagt der Graf und beißt sich die Lippen.

„Nun, Herr Graf!“ fährt der Abt fort: „Ihr könnt uns strafen mit des Gesetzes Buchstab, was wir an des Gesetzes Buchstab gefehlt — aber Eures Sohnes Gelübde könnt Ihr drum nicht brechen, denn jetzt ist er mündig und so er es jetzt erneuert, ist es gültig vor jedem Gesetz!“

„Er wird es nicht erneuern, wenn sein Vater kommt, ihn heimzuholen zu Pracht und Herrlichkeit,“ spricht der Graf zuversichtlich: „Schafft ihn nur her, daß ich ihn selbst spreche, und stellt meine Geduld nicht länger auf die Probe. Ein Reichenberg hat nicht gelernt zu warten.“

Wieder fliegen etlich' lateinische Worte leise, kaum gehaucht, von Mund zu Mund.

„Gefällt es Euch, so folget uns in's Refectorium und laßt Euch zuvor an einem frischen Trunk, Herr Graf!“ spricht der Abt. „Ihr seid erschöpft und all' Ding läßt sich besser abmachen, wenn der Mensch geruhet hat und sich an einem Glase Wein gestärkt!“

„Wohl, so laßt uns eintreten und schickt mir den jungen Reichenberg, daß er mit seinem Vater den ersten Humpen leere!“ sagt der Graf beschwichtigt, denn er hält den Widerstand der Mönche für gebrochen und sein neuerwachtes

Vaterherz schlägt ungeduldig dem Sohn entgegen, die Versäumniß von einundzwanzig langen Jahren nachzuholen. So treten sie in das Refectorium, wo Brot und Wein bereit steht. Doch der Graf berührt Nichts: „Meinen Sohn, zuvörderst holt mir meinen Sohn!“

Die Mönche sehen sich rathlos an. Gott hat sie verlassen — sie wissen keinen Ausweg mehr! Noch eine kurze Besprechung und Pater Correntian geht — „ihn zu holen!“ Der Abt steht da wie ein Gerichteter am Fuße des Kreuzes, an das er geschlagen werden soll. „Hilf uns Gott — erbarme Dich unseres Irrthums! Du kennest unsere Herzen und weißt, wie wir's gemeint!“ betet er heimlich.

Die Brüder sind keines Wortes mehr fähig. „Wenn der Vater den Sohn so sieht, was dann?“ Das ist eines Jeden Gedanke.

Doch Correntian kommt allein zurück. „Euer Sohn weigert sich zu erscheinen. Er hat in diesem Augenblick seinen Schwur erneuert, das Kloster nimmer zu verlassen — und will Euch nicht sehen!“

Da lacht der Reichenberg wild auf: „Ha, Bube — wahnwitziger Bube! Glaubst Du, der Reichenberg lasse sich wie ein Tölpel mit solchem Bescheid heimschicken? Ja, schieß' nur Deiner Wolfsaugen Blicke auf mich — an meiner geharnischten Brust prallen sie ab. Schaff' den Knaben zur Stelle — oder ich durchsuche selbst Euren Bau nach ihm!“

„Er muß kommen, es geht nicht anders,“ — flüstert der Abt Correntian zu: „So Du nicht fürchtest, daß wir uns jetzt nicht auf ihn verlassen können, wo die harte Strafe —?“

Correntian lächelt: „Sei ruhig!“ — Er wendet sich zu Reichenberg: „Ich bring' ihn Dir — daß er es selbst Dir sage — da Du mir nicht glaubst!“ —

Der Reichenberg durchmißt mit großen Schritten das Zimmer. Naht sie endlich, die Erfüllung — soll endlich einem halben Leben der Reue, der nagenden Verzweiflung ein Ziel gesteckt sein? O, wenn er den Sohn nur erst in seinen Armen hält, in diesen starken Armen, dann soll Nichts ihn mehr daraus entreißen, dann will er Alles, Alles gut machen! — Minute um Minute verstreicht, immer stärker pocht des Vaters Herz — immer bangter ziehen sich die Herzen der Brüder zusammen — „wie wird das werden?“

Jetzt — jetzt naht es der Thür — der Schritt von zwei Menschen — nur langsam, viel zu langsam für des Vaters freudige Ungeduld. Reichenberg stürzt an die Thür, ihm entgegen — die Mönche wenden sich ab — um das Schreckliche nicht mit anzusehen. — Da steht der ersehnte Sohn, bleich, verzerrt, mit blutiger Binde verbunden! Der Vater taumelt zurück! Mit starrem Entsetzen blickt er auf die Schmerzengestalt. Nein, nein, er ist es nicht, er hat sich getäuscht — es ist nicht Donatus! „Donatus!“ ruft er mit zusammengeschnürter Kehle, „Donatus, mein Sohn, wo ist er?“

„Hier bin ich,“ antwortet der Jüngling. Da reißt ihm der Vater, um sich zu überzeugen, jählings die Binde vom Gesicht — zwei leere Augenhöhlen starren ihm entgegen!

Ein Schrei bringt aus des starken Mannes Brust, daß den Mönchen das

Blut in den Adern gerinnt: „Blind — geblendet — mein Sohn — geblendet! Wer hat ihm das gethan?“

„Ich selbst!“ spricht der Blinde mit fester Stimme.

„Du — Du? Und warum?“ stößt der unglückliche Vater heraus.

„Weil Gott es gewollt!“

Ein Augenblick des Schweigens, von den Mönchen wagt es Keiner, ein Trosteswort zu sprechen. Doch rasch wallt die Welle des zurückgetretenen Blutes in dem betrogenen Vaterherzen wieder auf und furchtbar erhebt er sich gegen die Mönche: „Das also, das habt Ihr aus meinem Sohne gemacht? Ihr Henker, Ihr Mörder! Verstümmelt, verschändet der Stolz eines Vaters, der letzte Sproß eines erlauchten Geschlechts! — Weh' Euch! Diesen Dienst wird Gott Euch schlimm vergelten!“

„Graf Reichenberg,“ spricht der Abt: „Wir sind unschuldig an diesem Blut, nicht auf uns kommen diese Augen, denn sie waren die Sonne in unsern düstern Mauern und gerne hätte Jeder von uns seine eigenen Augen hergegeben für diese da!“

„Spart Euch die Redensarten, Abt, ich glaub' sie Euch doch nicht. Habt Ihr auch nicht selbst die Henker gemacht — Eure verfluchten Lehren haben's gethan! — Sich die Augen ausstechen, um Gott zu dienen — ja, ja, das ist so Euer Pfaffenheldenthum! Hättet Ihr dem Buben ein rechtichaffen Schwert in die Hand gegeben, daß er's gebraucht hätt' meinethalben wider Eure Feinde, er hätt' sich nimmer solchen Schimpf gethan! Gott, großer Gott, hier stehe ich vor Deinem Angesicht, Du kennst all' meine Schuld, Du weißt, was ich gefehlt — aber das Leid, das jetzt mein Herz zerfleischt, hast Du nicht gewollt, so grausam kann ein Gott nicht sein — so grausam sind nur die Menschen!“ Und er schlägt sich mit des Schmerzes Wuth vor die Stirn, als wolle er sich mit eigener Faust erschlagen.

Der Blinde stehet stumm daneben, die Hände gefaltet, das Haupt auf die Brust gesunken — ein so rührend Bild, daß selbst des starken Mannes Herz hinschmilzt in Mitleid. „Was will ich machen — ich bin ein einsam kinderloser Mann und bist Du auch ein Krüppel und eine Schmach dem ritterlichen Geschlecht der Reichenberger — Du bist doch immer mein Blut — und ich spür's, ich kann Dich lieben auch in Deiner Schwäche. Ich will Dich mit mir nehmen! — Dem Bettler gleich, der Scherben ausliest, so lese ich die Trümmer meines zerbrochenen Geschlechts auf und trage sie heim unter mein Dach — darüber zu weinen! Komm', mein Sohn“ — seine Stimme zittert, da er die Worte spricht: „Dein Vater legt Speer und Schild weg und will zum Krankenwärter werden, den Letzten seines Stammes zu pflegen, bis sie uns aus dem zerfallenden Haus da hinaustragen, wo wir Beide hingehören!“ Und er faßt des Sohnes Arm, um ihn mit sich fort zu ziehen, — doch der Blinde steht wie am Boden festgewurzelt. Keinen Fuß breit gibt er dem Vater nach.

Der Reichenberg sieht ihn an, als könne er es nicht glauben. „Mein Sohn!“ ruft er ihm in's Ohr und schüttelt ihn am Arm, als müsse er ihn aus einer Erstarrung wecken, „mein Sohn — Dein Vater ruft Dich!“

„Verzeiht,“ spricht der Blinde mühselig, denn beginnend Wundfieber verzehret seine Kräfte, „das ist nicht meines Vaters Stimme!“

„Um Gotteswillen, hörst Du denn nicht? Ich bin's, Dein Vater Reichenberg!“ wiederholt der Graf dringend.

Aber der Blinde schüttelt den Kopf: „Ich habe keinen Vater, als den Abt!“

„Donatus!“ schreit der Graf auf, „bist Du bei Sinnen?“ Er wendet sich an den Abt, „so noch ein Band auf Erden Dir heilig ist — sag ihm, was der Sohn dem Vater schuldet!“

„Donatus!“ spricht der Abt, „Du bist dieses Mannes Sohn — er ist's, dem Du Dein irdisch Dasein dankst! Nach Menschenpflicht und Recht gehörst Du ihm — nach Ordenspflicht und Recht gehörst Du uns. — Du bist mündig und frei, zu wählen — wähle!“

Alle Augen hängen an Donatus. Er aber tastet nach des Abtes Hand: „Mein Vater — für mich ist nur eine Wahl, mit Euch leben oder sterben!“

„Sohn, Sohn!“ schreit Reichenberg auf: „Hat sich denn alle Natur verkehrt? Kannst Du Deinen wirklichen Vater von Dir stoßen, um eines Fremden willen, der Dich nicht gezeugt?“

„O Herr,“ spricht Donatus, „wie wollet Ihr sagen, Ihr seid mein Vater, und habt doch nicht an mir gehandelt wie ein Vater? — Jene aber haben an mir gethan, gleich wie Ihr an mir hättet thun sollen. Wie wollet Ihr reden und schmälen, daß ich sie liebe und Vater nenne, so ich doch nimmer einen anderen Vater gekannt?“

Reichenberg senkt die Blicke zu Boden: „Du redest wahr, ich habe schwer geirrt und gefehlt an Dir! Ein böser Geist verwirrte meinen Sinn — doch das richte Gott, nicht Du! Die Kinder können nicht Richter sein über die Eltern, denn heilig sind die Bande des Blutes, und kein Gesetz kann sie zerreißen!“

„Herr — ich bin ein Geweihter des Himmels — ich kenne keine Bande des Blutes —!“

„In solchen Lehren habt Ihr mein Kind erzogen? Allmächtiger Gott! Da wär' ihm besser gewesen, die wilden Thiere hätten es zerrissen! Der Sohn verleugnet den Vater, der reuevoll kommt, zu sühnen, was er verbrach! O, es ist fürchterlich und mir graut vor Euch! Ihr seid keine Menschen — Steine seid Ihr — Bausteine zu dem stolzen Bau, unter dem die Erde ächzt und alles gesunde Leben abstirbt. Und Du, blinder Schatten, dem sie Mark und Blut ausfogen, kannst Du's mit Deiner Lehre von der Barmherzigkeit übereinsbringen, daß Du dem Vater, der Dir mit heißem Verlangen die Arme aufthut und wie der Hirsch nach Wasser, nach Versöhnung schreit, mit kaltem Blute das Messer in's Herz stoßest und ihn verleugnest, da er Dich heimholen will unter Dein elterlich Dach!“

Da richtet sich Donatus hoch auf, daß dem Vater vor ihm graut. Herr, der winterliche Nachthimmel war mein elterlich Dach. Die nackte Erde war meine Wiege, der Schneesturm, der vom Ortles herüber weht, gab mir den Vaterfuß! Hunger und Kälte, Tod und Verderben waren die Wehemütter, die Ihr Euxem Weibe bestellt. Da kam die erbarmende Liebe im Mönchsgewand

durch Nacht und Schnee und Sturm und raffte das verlassene Weib und Kind vom Boden auf und trug es heim und wärmte es und bettete es weich. Und als die Mutter dem Elend erlegen, da waren es wieder Mönche, da waren es diese hier, die mir die Wiege bereitet im Namen der ewigen Liebe! Sie haben mich auf ihren Armen getragen, — haben mich gehegt und gepflegt und über mir gewacht, so lange ich lebe. Und ich sollte sie jetzt verlassen und einem fremden Manne folgen, nur weil ein zufällig Band der blinden Natur mich mit ihm verkettet? Herr! Eh' könnt' ich mir das Herz aus dem Leibe reißen, wie meine Augen — denn daß ich solches vermöchte!"

Der Graf hat die Worte des verlorenen Sohnes scheinbar gefaßt mit angehört, jetzt spricht er mit bleichen Lippen dumpf zu dem Abt: „Nun ist's genug — befehl ihm, daß er mir gutwillig folge, oder es nimmt ein schlechtes Ende!"

Der Abt tritt einen Schritt zurück, „das kann ich nicht! Ich hab' ihn wählen lassen — zwingen darf ich ihn nicht!"

Der Graf wird immer bleicher und kälter: „So werde ich ihn zwingen! Schick' in's Dorf hinab und schaff' mir ein starkes Roß für mich und den Knaben!"

„Herr — Ihr wollt doch nicht?" fragt der Abt, „Ihr werdet ihn doch nicht wider seinen Willen —?"

„Glaubt Ihr, ich werd' ihn noch lange bitten? Er muß gehorchen, gutwillig oder nicht, er ist mein Sohn — und er gehört mir!" Und mit einem raschen Griff reißt er die matte Gestalt aus der Brüder Mitte und schlingt den bewehrten Arm um die schlanken Hüften: „Eh' werf ich Dich den Wölfen vor, entartet Kind — denn daß ich Dich hier lasse bei diesen! Und wenn's nicht anders ist, so trag ich Dich hinweg!"

„O helf mir Gott," schreit der Blinde auf und in einem Nu haben sich die Brüder auf die Beiden geworfen und den Blinden befreit. Der einzelne Mann muß der Ueberzahl weichen. Donatus klammert sich an den Abt und Correntian, die ihn halten. Da zieht der Graf das Schwert: „Ihr wollt's — so habt's!" Und er dringt wie ein wüthender Eber auf die unbewehrte Schar ein, daß die Nächststehenden entsezt auseinanderprallen. „Ein Schwert — ein Schwert!" schallt es Donatus in's Ohr und er begreift, was geschieht. Da, mit einem Griff, hat er ein blutig Instrument aus seiner Kutte Falten gezogen — es ist der Cirkel, den er Eusebius nahm — und er richtet die beiden feinen Spitzen auf seine Brust: „Vater!" schreit er durch den Tumult, „so Du mein Vater bist — kannst Du Deinen Sohn tödten? Sieh her, dies Eisen, das meine beiden Augen durchstach, bohrt sich in mein Herz im Augenblick, wo Du einem meiner Brüder ein Haar krümmst!"

Der Reichenberg läßt das Schwert sinken und ringt einen Augenblick nach Athem. Dann aber hebt er den Arm auf, und wie ein glühender Strom bricht es von seinen Lippen los: „Ihr habt gesiegt! Eure Macht ist so groß, so unergründlich, daß Menschen vergeblich mit Euch kämpfen. Aber von Fleisch und Blut seid Ihr doch und sterben könnt Ihr doch! Nun hört meinen Schwur! In sieben Tagen, wenn der Mond sich wendet, komm' ich zurück mit Streitmacht, groß

genug, um Euch und Eurer Bögte Fähnlein zusammenzuhauen und Euer Haus der Erde gleich zu machen. Besinnt Euch also. Habt Ihr bis dahin nicht des Sohnes Herz dem Vater zugewendet, gebt Ihr ihn nicht gutwillig heraus, so verstümmele ich Euch, wie Ihr den Sohn verstümmelt habt, so zerreiße ich jedes Band der Menschlichkeit, wie Ihr's zerrissen habt, da Ihr den Sohn vom Vater trenntet — so zertrete ich Eure geheiligten Rechte, wie Ihr das heilige Recht der Natur zertratet! Blut um Blut — und Kampf um Kampf — ich fordere von Euch das Herz und die zwei Augen meines Sohnes zurück — und Ihr sollt mir mit den Euren dafür haften!"

„Graf Reichenberg, wir fürchten Euer Drohen nicht,“ sagt der Abt stolz, „Ihr könnt wol ein arm verlassenes Gotteshaus zerstören und eine Handvoll wehrloser Mönche ermorden — aber Ihr wißt auch, daß eine Welt aufstünde, uns zu rächen, und zwinget Ihr auch diese, so hält doch der heilige Vater einen Bannstrahl in seinen Händen, den er Euch nachschleudern würde bis hinüber in die Ewigkeit, daß Ihr nicht diesseits noch jenseits ihm entfliehen könntet!“

„Glaubt Ihr,“ lacht Reichenberg wild auf, „glaubt Ihr, ich fürchte Acht und Bann, — glaubt Ihr, ich fürchte die Hölle mit solchem Grimme, wie er mir in den Adern kocht? Glaubt Ihr, mir sei's um den Himmel zu thun — um den Himmel, der mit so ecker Langmuth alles Böse auf Erden geschehen läßt — der Euch nicht zerschmetterte, ehe er dies arme junge Blut sich um Eure Lehren blenden ließ? Weh Euch — es gibt doch noch eine Macht, die Ihr nicht kennt — weil Ihr nicht fühlt, wie Menschen fühlen: das ist die Rache eines Vaters, diese schreckt nicht Tod noch Verdammniß!“ Er wendet sich zur Thür: „Also, besinnt Euch, in sieben Tagen von heute komm' ich zurück und erfülle meinen Schwur — Ihr habt mich ja gelehret, daß man Schwüre halten muß!“

Die Thür ist krachend zugefallen — die Brüder sehen noch schreckensbleich dem grimmen Manne nach.

„Meine Brüder,“ spricht der Abt und schließt Donatus in seine Arme: „Dieser hat sich bewährt, wie nie ein Mensch! Er konnte sich schwerer Bösn entziehen, wenn er seinem Vater folgte, und wir ließen ihm die Wahl. Er hat den ewigen Kerker und die Ketten gewählt und verzichtet auf Freiheit und Glück. Meine Brüder! Blicken wir auf diese Größe unseres Schülers, so müssen wir uns sagen, wir haben Recht gethan. Und wer dem Herrn solche Frucht gezogen, den kann er nicht verlassen in seiner Noth; um Dieses willen wird er uns beistehen!“

„Durch Diesen wird er's — ja —! Aber nicht, wenn Ihr ihn einsperret,“ ertönt jetzt eine Stimme unter der Thür. Es ist Bruder Wyso, der sich aus der Siedenammer hergeschleppt, etwas bleicher und magerer als sonst, aber guter Dinge wie immer.

„Daß Du nicht längst in Deinem Fett erstickest!“ murmelt Correntian zwischen den Zähnen.

„Hast Du gehört, was uns droht?“ fragt der Abt.

„Ich stand hinter der Thür. Ich hielt mich aber wohlweislich verborgen,

da er so mit dem Schwert herumfuchtelte, ich dachte, mein ganzer Kopf kann Euch mehr nützen als mein halber!"

"Nun und was meinst Du?" fragt der Abt.

"Wir sind verloren — wir sind's und hätten wir dem lieben Gott einen ganzen Garten voll solcher heiliger Früchtlein erzogen! Habt Ihr noch nie gesehen, daß der Blitz auch in einen guten Fruchtbaum schlägt? Hat der liebe Gott nicht schon manch Klösterlein zerstören lassen, um das es schade war? Denkt an unser Haus zu Schuls, das niederbrannte, und war doch Niemand schuld! Hier aber seid Ihr selber schuld! Hättet Ihr mich gehört, da ich Euch warnte! Jetzt ist's geschehen. Der Reichenberger kann Euch nicht vergeben, und wird es nicht. Entweder Ihr laßt ihm den Buben" — ein Schrei des Unwillens unterbricht ihn, aber er fährt unbeirrt fort — „oder er haßt Euch zusammen mit sammt den Bögten und ihrer Handvoll Leute, daß man am jüngsten Tag Pfaffen- und Bauernknochen nicht mehr auseinander kennt! Es gibt nur Einen, der uns retten kann, Donatus!"

"Und wie das?" fragt der Abt.

"Wißt Ihr's nicht mehr, wie er damals die Herzogin berückte, daß sie Euch sagte: „Schickt mir Diesen, und was Ihr wollt, es soll gewährt sein?"

"Ja, ja!" murmeln die Brüder, ihn verstehend. „Aber jetzt wird sie vor ihm erschrecken!"

"Ah bah! Gefiel er ihr damals, weil er fromme Augen hatte, so gefällt er ihr jetzt doppelt, weil er sie sich aus Frömmigkeit austach. Das macht ein Weiberherz vor Erbarmen zerfließen. Die Herzogin weilt jekund noch in Münster, — der Reichenberg ist mächtig bei dem Herzog — Dieser da ist mächtig bei der Herzogin, — schickt ihn hin zu ihr, und sie wird Euch helfen."

"Meine Brüder, mich dünket, Bruder Whyso rath uns weise," spricht der Abt.

"Hört mich!" ruft Correntian; doch die aufgeregten Brüder hören ihn nicht mehr.

"Nein, nein, Whyso hat Recht, Donatus allein kann uns helfen! Donatus soll gen Münster ziehen zur Herzogin!"

"Mein Sohn, Du kannst uns retten, willst Du die Reise wagen?"

Donatus küßt des Abtes Hand. „Mein Vater kann mit mir schalten wie er will, und was er thut, ist wohlgethan!"

"Nun, wohlan denn, mein Sohn, — es gibt kein ander Mittel — reise! Du thust es für uns — für Gott! In zweien Tagen gelangst Du hin und zurück; dann aber, mein Sohn, soll Deine Strafe Dir erlassen sein, denn heute hast Du Dich losgekauft durch eine That der Treue, die ein ganzes Leben der Buße aufwiegt!"

"Donatus!" sagt Correntian leise, „noch einmal schickt Dich der böse Feind hinaus. Bist Du stark genug?"

"Stark?!" Donatus lächelt — ein seltsam bitteres Lächeln. „Was kann mir die Welt noch anhaben? Ich bin ja blind!"

Zweites Capitel.

Wenn ein Bruder hinauszieht in einer heiligen Mission, so bekommt er ein paar neue Schuhe aus einem einzigen Stück Bocksleder geschnitten und einen Weidenstab mit Weihwasser besprengt. Der Abt ertheilt ihm die Benediction und die Brüder beten das: ‚cum fratribus nostris absentibus‘ für ihn. — Für seines Leibes Nahrung und Nothdurft trägt er ein Säcklein mit Brod auf dem Rücken und ein hölzern Fläschlein mit Wein. So ist für Leib und Seel gesorgt, und der Wanderer kann frohen Muthes die Reise antreten. Nicht so Bruder Donatus!

Wol ist er ausgerüstet mit Brod und Wein, mit Schuhen und Weidenstab, mit Gebet und Segen — aber ihm fehlt, was dem Wanderer am nöthigsten: ihm fehlen die Augen. Zagen Fußes, krank und fiebernd, überschreitet er zum erstenmal in seinem Leben, mit Ausnahme jener kurzen nächtlichen Flucht, das Weichbild des Klosters. Schwindel ergreift ihn, als er so dahingeführt wird aus Nacht in Nacht, immer weiter, ohne Anhalt, ohne Maßstab der Nähe und Ferne, ohne Abschnitt in dem raumlosen Dunkel! Wird der nächste Schritt noch Boden finden, wird er nicht irgendwo hinuntertreten oder über Etwas stürzen? Wird er nicht irgendwo anstoßen, plötzlich vor einer Mauer stehen oder in dem dichten Gestrüpp hängen bleiben, das oft um ihn her raschelt und ihn streift? Und er hält in unwillkürlicher Angst bald vor diesem, bald vor jenem eingebildeten Hinderniß inne. Er kann auch kein Vertrauen auf seinen Führer gewinnen, denn Bruder Porphyrius kann sich nicht denken, wie es einem Blinden ist, und reißt ihn unbekümmert des Weges mit sich fort, so daß der Arme zum öftern stolpert und fällt.

Es ist ein gar mühselig' Wandern. Schweiß steht auf seiner Stirn, seine Schläfen pochen und manche blutige Thräne rinnt aus den frischen Wunden seiner Augen. Aber er bleibt geduldig. Ihm dünkt's ein Gang nach Golgatha, und wie sein Fuß auch strauchle — er tritt ja in die Fußstapfen des Erlösers! Viel junge Stämmlein liegen umher, vom heutigen Windbruch im Walde gefällt, über die ihn sein Führer hinwegzerrt. Da hebt er starken Arms eines auf und lädt es auf seine Schulter.

„Was willst Du mit dem Bäumlein?“ fragt der Gefährte.

„Ich trage es an Kreuzesstatt, wie Simon von Kyrene dem Erlöser sein Kreuz nachtrug.“

„Das ist nicht wohlgethan,“ meint der Begleiter, „Du mußt Dir nicht zu viel aufbürden, auf daß es Dir nicht an Kraft gebreche, Deinen Auftrag zu vollbringen. Und ist dies doch nicht des Erlösers Kreuz und bringet Dir wenig Gewinn, so Du ein profan Stücklein Holz tragest!“

„O Du Kurzsichtiger!“ spricht Donatus mit glühenden Wangen. „So sich Brod, das wir selbst gebacken, in des Herren Leib verwandeln kann, soll sich nicht auch ein Baum in des Herrn Kreuzesholz verwandeln können, so er in des Herrn Namen getragen wird? Wahrlich, ich sage Dir, der solch Wunder anzweifelt, kennet die Kraft des Glaubens nicht!“

„Was aber ist es Jesu nütze, wenn Du solches thuest, ihm zu dienen — er thronet zur Rechten Gottes und trägt kein Kreuz mehr.“

„Wol trägt er noch Kreuzeslast, schwer genug, daß wir sie ihm erleichtern müssen — es ist die Last unserer Sünden, die er auf sich genommen bei dem Vater, und jede That wahrer Buße mindert sie ihm. Glaubst Du denn, er, der für uns gestorben ist, er habe mit seinem Tode abgeworfen Alles, dafür er gelitten und geblutet hat, und freue sich jetzt der himmlischen Seligkeit und spreche: „Laßt sie nun machen, was sie wollen, ich hab' das meinige gethan; so sie mir nicht folgen wollen, mögen sie in die Verdammniß fallen, was geht's mich an? Glaubst Du, er wäre Christus, wenn er solches denken könnte? Ich sage Dir, so er siehet, daß er umsonst gestorben, und daß seine heilige Lehre nicht Macht hat über unsere Sünden, trauert er um uns, und schwer drückt solche Trauer sein liebend Herz. Und wo Einer ein Kreuz trägt in seinem Namen, daß er ihm damit in's Himmelreich folge, da thut er ihm, wie Simon von Cyrene that.“

„Heilig, heilig bist Du, Donatus!“ ruft der Bruder. „Wahrlich, wir sind die Blinden und Du bist der Sehende!“

Und darauf schreiten sie weiter, Jeder in seinen eigenen Gedanken.

Ein leiser Schritt gehet immer im Verborgenen neben ihnen her. Bruder Porphyrus sieht sich zum öfteren um, aber er kann Nichts gewahren in dem dichten Gestrüpp des Hochwaldes. Es ist nicht wie Menschentritt — es kann auch nicht der flüchtige Fuß eines Wildes sein, denn es geht immer gleichmäßig mit ihnen, bald näher, bald ferner — Bruder Porphyrus überläuft andächtiger Schauer: es ist gewiß ein Engel, den der Herr dem Büsser gesandt, ihm unsichtbar die Last tragen zu helfen, und er wagt nicht mehr umzublicken, er weiß es nicht, ob er nicht eines jähen Todes stürbe, würde er des himmlischen Gesichts gewahr. So gehen sie wol eine kleine Stunde durch den feuchten Wald hin. Die nassen Wipfel schütteln kühlenden Thau auf des Büssers Haupt, die triefenden Büsche streifen sein Gewand, und seine trockenen Rippen athmen erquickliche Frische ein. Aber der Brand des Fiebers, der von den zwei glühenden Leidensherden ausgeht, die er sich selbst geschaffen, saugt all das wohlthätige Raß auf wie ein heißes Eisen — und immer höher laufen die Adern an der Stirne auf und immer rascher wird sein Athem, immer langsamer sein Schritt. Die hohe Gestalt beugt sich keuchend unter der schweren Bürde. Als sie endlich aus der Waldeslichtung auf die Landstraße heraustreten, beginnt er zu wanken.

„Jetzt kann ich nicht mehr!“ seufzt er und bricht mit seiner Last zusammen.

„Ich wußt' es ja!“ ruft der Bruder und sieht sich rathlos nach Hilfe um.

Nichts Lebendes weit und breit. Am Wege steht ein alt Heiligenbild unter einem verwitterten Dächlein, von wilden Rosen umrankt. Das hat der Sturm die Nacht auch halb umgeworfen und Niemand hat es wieder aufgerichtet. Kein Mensch muß des Weges gekommen sein. Ein paar Vögel sitzen auf dem Dächlein und zanken sich um ihren Fang. Bruder Porphyrus lauscht vergeblich auf die Tritte, die ihnen im Walde gefolgt, sie sind verstummt, seit die Brüder

herausstraten. Der Schutzgeist scheint Donatus verlassen zu haben, deshalb ist er auch zusammengebrochen. — Der Bruder befreit den Ohnmächtigen von seiner Last und legt ihn in den kargen Schatten des Heiligenbildes, denn die Sonne ist wieder hervorgekommen und schiebt empfindlich durch die Dünste, die der öden, verschwemmten Straße entsteigen, — den Augenlosen blendet sie freilich nicht mehr, aber sie senkt ihm den kahlen Scheitel, daß er mit leisem Stöhnen danach greift. — Hier ist auch nirgend eine Quelle, um Wasser für den Unglücklichen zu schöpfen. Soll er in den Wald zurückkehren? Kann er den Blinden solange allein liegen lassen?

„Ist denn Niemand da?“ ruft er in die Weite. „He, zu Hilfe — zu Hilfe!“

Eine Weile lauscht er, die Hand vor die Augen haltend, in die Stille hinaus.

Da regt sich etwas am Waldesfaum — ein Mägdlein tritt heraus. In der einen Hand ein Binsenkörbchen, in der andern eine Haselruthe. Um die Schultern trägt es ein klein Wanderbündel und ein hölzern bauchig Wassergefäß, wie's die Pilger haben. Goldroth flammt sein Haar in der Sonne auf, blüthentweiß schimmern seine kleinen nackten Füße unter dem kurzen Röcklein hervor und so leicht ist sein Gang, so rasch kommt es daher, als beschwinge es eine geheimnißvolle Macht. Das muß der leichte Schritt sein, der ihnen seither gefolgt! Bruder Porphyrius starrt unverwandt auf das Wunder — wie es sich leuchtend aus dem Waldesdunkel hebt und doch so demüthig und schlicht, so magdlich — halb Kind, halb Jungfrau — so freundlich und doch so ernst! Hat der Schutzgeist des Blinden wol Menschengestalt angenommen, um sich nicht vor den unwürdigen Augen des sehenden Bruders in seiner Glorie zu zeigen?

Schneller, als er diesem nachgedacht, ist die Kleine da. „Ist er gefallen — ist ihm ein Leids geschehen?“ fragt sie und die großen goldbraunen Augen schwimmen in Thränen unaussprechlicher Angst. Bruder Porphyrius vergißt das Antworten, er starrt sie sprachlos an. Sie wartet auch die Antwort nicht ab, sondern kniet bei dem Kranken nieder. „Mein Engel,“ sagt sie leise. „Mein Herr und mein Engel, stirb mir nicht!“ Und sie hebt sanft seinen Kopf auf und träufelt ihm Wasser aus ihrer Feldflasche darauf. Und der Kranke fängt wieder an zu athmen und richtet sich empor und fragt: „Wer ist das?“

„'s ist ein Kind, das uns gefolget,“ sagt Porphyrius. „Aus unserer Gegend ist's nicht — ich sah es nie!“

„Dank sei Dir, Kind!“ spricht Donatus. „Du erquickest die Müden! Selig sind die Barmherzigen!“

„Lass' mich Dir das Tüchlein nehen, Dich zu kühlen!“ sagt das Mädchen und nimmt ihm geschäftig die Binde von den Augen. Unwillkürlich deckt er die Hand über die Wunden. Sie achtet des nicht, denn sie ist ganz hingenommen von hilfreichem Eifer. Sie näßt das Sinnen mit dem Wasser aus ihrer Flasche. „'s ist ja blutig,“ sagte sie, „hast Du Dir weh' gethan?“

„Ja!“ antwortete er kaum hörbar.

Und sie macht ein viereckig Pfläschlein und legt es ihm auf den Kopf. Er

aber hält noch immer die Augen bedeckt, damit das Kind nicht darob erschrecke!

„Das wird Dir gut thun!“ sagt sie und dann nimmt sie dunkelrothe Wald-erdbeeren und steckt sie ihm in den Mund. „Da iß, die hab' ich für Dich gepflückt, und Du, Anderer, darfst auch davon haben, aber die schönsten sind für Donatus!“

„Kennst Du mich denn?“ fragt Donatus verwundert.

„Freilich kenn' ich Dich. Du bist ja der Engel von damals.“

„Du bist nicht bei Sinnen, Kind — wann wäre ich wol ein Engel gewesen?“ sagt Donatus.

„Doch — weißt Du's nicht mehr? Damals, wo Du zum Priester geweiht worden!“

„O, nie war ich weiter vom Engel, als in jener Stunde!“ murmelt Donatus und läßt die Hand von den Augen sinken.

„Aber damals hattest Du Flügel! Warum hast Du sie verloren?“ fährt das Mägblein fort.

„Kind, Du träumst, ich hatte niemals Flügel!“

„Mir war — ich sah Dich mit Flügeln. Es ist aber doch etwas anders an Dir, als damals, —“ sie betrachtet ihn aufmerksam. Plötzlich fährt sie zusammen. „O — jetzt weiß ich's — Du hast ja keine Augen mehr?!“

Donatus schlägt die Hände vor's Gesicht. Das Mägblein steht bleich und zitternd neben ihm und Thräne um Thräne ringt sich von den langen Wimpern los und fällt auf die kleinen verschlungenen Hände herab. „Du armer Mann!“ haucht es aus der Tiefe der jungen Brust heraus.

Bruder Porphyrus muß sich abwenden, so bewegt's ihm das Herz.

Da rafft sich Donatus auf und sagt rasch: „Lass' uns gehen!“

„Ich gehe mit Euch!“ sagt das Mägblein.

„Wo willst Du denn hin?“ fragt Bruder Porphyrus.

„Wo Ihr hingehet!“

„Weißt Du denn, wohin wir wandern?“ fragt Donatus.

„Nein!“

„Wie weißt Du denn, ob unser Weg der gleiche sei?“

„Dein Weg ist mein Weg; wo Du bist, will ich auch sein — wo Du bleibst, da bleib' ich auch!“

„Ruth!“ ruft Porphyrus unwillkürlich aus.

„Kind, was kommt Dich an!“ sagt Donatus. „Was willst Du denn bei mir?“

„Nichts!“ sagt das Mägblein, denn es weiß es selber nicht.

„Du kannst doch nicht so allein in der Welt herumziehen!“ sagt Donatus.

„Allein? Ich bin ja bei Dir!“ erwidert das Kind.

„Denk' doch — was würde Deine Mutter sagen?“

Des Kindes Augen füllen sich mit Thränen: „Die Mutter ist todt!“

„Aber Dein Vater?“

„Auch er ist todt.“

„So bist Du eine Waise?“

„Ja!“

„Das paßt zusammen, eine Waise und — ein Blinder! Wo bist Du denn zu Hause?“

„Nirgend!“

„Du mußt doch irgendwo geboren sein?“

„Das weiß ich nicht!“

„Aber wie kamst Du denn hierher, was suchtest Du in dieser Gegend?“

„Dich such' ich!“

„Lass' sie!“ raunt Porphyrius Donatus in's Ohr. „Merkst Du denn nicht, daß das kein sterblich Wesen ist?“

Donatus tritt einen Schritt zurück. „Was fällt Dir ein!“

„'s ist ein Geist, der Magdsgestalt annahm — Dein Schutzgeist, den Dir Gott gesandt — glaub' mir! Dräng' ihn länger nicht mit Fragen, sonst vertreibst Du ihn!“

Donatus sinnt eine Weile dem Wunder nach: „Wenn's aber ein Dämon wäre?“ —

„So kannst Du nur fragen, weil Du blind bist! Sähest Du sie, Du würdest nimmer zweifeln!“ beharret Porphyrius. Donatus aber macht das Zeichen des Kreuzes über sie und ziehet sein Meßbuch aus der Brust. „Bist Du von Menschen geboren, oder von Gott gesandt, so küsse dies! Bist Du aber dem Abgrund entfliegen, uns in die Irre zu führen, so hebe Dich weg, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“ und er hält ihr das aufgeschlagene Buch bannend entgegen. Sie aber faßt seine Hand und ziehet sie mit dem heiligen Büchlein herab, es zu küssen. Es ist noch heiß von dem fiebernden Herzen, auf dem es ruhet, und sie drückt ihre Lippen darauf, lange, inbrünstig. Donatus ist es, als sei das Buch ein Theil seiner selbst, und er fühle den Kuß, den sie darauf gedrückt.

„Sie ist rein!“ spricht er und birgt das Brevier wieder auf seiner Brust.

„Willst Du mich denn geleiten — so komm'! Ich frage Dich Nichts mehr. So Du mir kund thun willst, von wannen Du bist, so thue es ungefragt.“

Das Mägdelein schweigt — es weiß nicht, was es darauf sagen soll. Es nimmt dem Kranken sein Wandersäcklein ab und hängt es sich noch zu dem eigenen über die Schulter.

„Was thust Du?“ fragt Donatus, der sich plötzlich seiner Würde entledigt fühlt.

„Ich trag' Dir's!“

„Das sollst Du nicht! Du bist ja selbst ein zartes Kind.“

„Laß mich nur — ich thu' es gern — 's ist ja für Dich!“ sagt das Kind, und sie schreiten fürbaß. Doch Donatus bleibt noch einmal stehen. „Das Stämmlein, das ich trug an Kreuzesstatt — soll ich's liegen lassen?“

„Das laß' nur liegen — Du hast Kreuz genug an Deiner Blindheit.“

Porphyrius stößt Donatus leise an: „Hörst Du? 's ist Gott, der aus ihr redet!“

„So brich mir ein Reis davon ab und gib mir's, daß ich's bewahre — solches wird mir Segen bringen!“

Und das Mägdlein eilt zurück und reißt ein Zweiglein von dem Stamm und bringt es ihm. „So Du noch ein Weilchen warten willst, mach' ich Dir einen Kranz von des Bäumleins Laub, auf daß die Sonne Dir nicht den Scheitel versenge.“

Die Männer sind's zufrieden, sie thun Alles, was das Mägdlein will — es ist ja Gott, der es will.

Und hurtig, wie wenn's mit Zauberfingern ginge, hat die Kleine einen breiten Kranz geflochten, der kühl das brennende Haupt des Kranken überschattet. Dann gehen sie weiter.

„Laß mich Dich führen — ich kann's besser!“ sagt das Kind und nimmt des Blinden Hand aus der des Bruders.

Auch das lassen sie geschehen und Donatus ist es, als ströme neue Kraft von des Kindes Berührung auf ihn über. „Gefegnet sei Deine Hand — sie führet mich sanft!“ spricht er dankbar.

Das Mägdlein schweigt, nur seine Augen reden von einem unaussprechlichen Glück, da es still zu ihm aufblickt.

Und weiter ziehen die Drei, bald über schlammige Muren, bald über grüne Hügel und Felder dahin. Und seit ihn das Mägdlein an der Hand hält, strauchelt des Blinden Fuß nimmer, rührt ihn kein Dorn mehr. Jeden Stein räumt sie ihm achtsam aus dem Wege, und wo es uneben ist, warnt sie ihn mit Hand und Wort und leitet fürsichtig langsam seine Schritte. So liebevoll leitet nicht die Mutter das Kind, nicht die Schwester das kleine Brüderlein, leitet kein Engel eine Seele zum Himmel — wie sie des Blinden wartet und seiner Hilflosigkeit. Wie Waldesduft weht ihn des Mägdleins reiner Odem an, wenn vom Steigen und der Mühe des Führens ihre junge Brust sich rascher hebt und senkt. Er sieht sie nicht und hört sie nicht — denn die kleinen bloßen Füße huschen wie auf Elfensohlen neben ihm her — er fühlt sie nur. Er fühlt es, ein Engel der Barmherzigkeit gehet an seiner Seite, mit seiner Fittiche Wehen seine Todestunden zu kühlen. Und sie sprechen kein Wort und verstehen doch Eines das Andere, wie Geister sich einander verstehen auch ohne die irdische Sprache. Was sie sich mit dieser sagen können, ist gar wenig und einfältig — aber was sie sich mit jener stummen Rede künden, das ist höher denn Menschenwitz und Weltweisheit und klingt ihnen durch die Seele wie Engelsgesang.

Es ist Mittag geworden. Heiß brütet die Sonne über der farbenreichen Landschaft. Vor dem Oertlein Glurns, im Schatten der Friedhofsmauer, rasten die Wanderer zum erstenmale und verzehren ihr lärglich Mahl unter dem feierlichen Mittagsgeläut von Nah und Fern. Freundlich strahlend schauen die Gletscher über die hohen Glimmerschiefelwände herein, die sich südöstlich herüberziehen und die Mündung des Münsterthalkessels bilden. Weit und breit ein Bild blühenden Lebens und stolzer Kraft, liegen Ortschaften und Burgen in die Runde verstreut, und in duftige Mittagsbläue gehüllt, starren die trozigen Mauern der Besten von Reichenberg und Rotund gleichsam als Grenzwachtern des Münsterthales von ihren Felsen nieder und überschauen weithin die lachende Ebene.

Porphyrus blickt bedenklich prüfend nach ihnen hinüber. „Wären wir nur erst die Reichenburg vorbei! Die Reichenberger können das ganze Thal über-

schauen — mich dünkt es gefährlich, daß wir den Weg bei Tage machen — unser Kleid verräth uns — man könnt' uns von der Burg aus fangen!"

„Droht Euch von dort Gefahr?“ fragt das Mägdelein.

„Ja!“ sagt Porphyrius besorgt.

„Dann laßt uns im Walde rasten, bis es Nacht wird,“ räth die Kleine, „und im Dunkeln den Weg machen.“

„Das geht nicht wol — wir könnten uns in der Nacht verirren!“ jagt Porphyrius.

„Wenn ich Euch führe, nicht — ich bin's gewöhnt, meinen Pfad im Dunkeln zu suchen!“ und es fliegt ein tiefschweremüthiger Schatten über ihr Angesicht, da sie dieses sagt.

Porphyrius betrachtet sie enttäuscht. „So kommst Du nicht aus lichtern Höhen, denn wir?“

„O, lieber Gott!“ seufzt das Kind und faltet die kleinen Hände im Schoße: „Flüchtig geht mein Fuß über die Erde, so lange ich lebe, und meine Augen scheuen das Licht wie eines Nachtvogels, denn selten hat mich ein Strahl der Sonne beschienen. Im Waldesdunkel hab' ich mich bei Tage verborgen, und in der Nacht bin ich gewandert!“

„Gott steh' uns bei!“ ruft Porphyrius und schlägt ein Kreuz.

„Das ist ein hartes Loos!“ sagt Donatus.

„O, 's ist gut so und mußte so sein — daß ich Dich nun könne führen, wo Du im Finstern wandeln mußt.“

„Aber, Du armes Kind, Du bist doch nicht geboren nur, um mich zu führen!“ spricht Donatus mitleidsvoll.

„Wozu denn?!“ fragt das Kind.

„Das weiß ich nicht!“ sagt Donatus. „Aber Du mußt doch ein Ziel und einen Zweck haben! Was soll denn aus Dir werden, wenn unsere Reise beendet ist und wir uns wieder trennen müssen?“

„O nein,“ sagt das Kind, „wir trennen uns nimmer!“

„Kind, Du redest irre! Wir müssen uns trennen! Ich kehre binnen zweier Tage in's Kloster zurück — und so Du nicht die Kunst besizest, Dich unsichtbar zu machen, kannst Du mir nicht dahinein folgen.“

„Dann geh' ich zu den Seligen Fräuleins auf der Heid und bitte Dich von ihnen los — oder ich bitte sie, daß sie mich den Haselwurm finden lassen, der unsichtbar macht. Dann geh' ich zu Dir in's Kloster und bleibe bei Dir!“

„Um aller Heiligen willen, Kind, was redest Du für Thorheit! Die Seligen Fräulein und der Haselwurm — wer hat Dir das in den Kopf gesetzt?“

„Weißt Du denn Nichts von den Seligen?“

„Nein, von diesen Seligen — nicht!“

„Das weißt Du nicht, nicht einmal Das? O — sie, die Dich lehrten, müssen wenig Wiß haben, daß sie Dir das nicht sagten! Oben auf der Heid, gen Rauders zu, da ist eine Höhle, die heißt „zur Seligen“ — das ist der Eingänge einer zu ihrem Reich. Aber man muß eine Wünschelruthe haben vom Weißhaselstrauch, am Kreuzweg gewachsen und reinen Herzens, im Neumond geschnitten, die sprengt die Thür. Greif — das ist eine!“ Und sie gibt

ihm das Haselrütthchen in die Hand, daß er's spüre. Ihn aber erfaßt heiliger Zorn, und er zerbricht das Rütthlein in Stücke und schleudert es weit von sich. „O über den Ubertwilt! Weh' Dir, wenn Du solch' nächtliche Zauber- und Hexenkünste treibest — dann können wir nimmer zusammen gehen, denn das sind nicht die Wege, die zum Licht führen!“

Das Mägdelein hat vor Schrecken aufgeschrien, als es das Rütthlein zerbrechen sah, das es sein ganzes Leben lang gesucht und erst im letzten Neumond gefunden hatte. Mit dem Rütthlein ist ihm Alles in Trümmer gefallen, worauf es gehofft — die ganze Herrlichkeit des „Seligenreiches“, die es ihm erschließen sollte — die Hilfe der guten Feen — Alles — Alles hin! Aber noch schlimmer als das verlorene Glück ist des „Engels“ Zorn und das Wort, das er gesprochen: ihre Wege könnten nimmer zusammengehen! Und wie zerschmettert wirft sich das Kind zu seinen Füßen nieder und weinet bitterlich: „Vergib mir — ich hab's ja nur thun wollen, damit sie Dich erlösen aus dem Kloster und ich immer bei Dir bleiben könnte! Sag' nur, was ich machen soll, daß Du mir nicht mehr zürnest. Ich thue ja Alles für Dich! Willst Du, daß ich hungern und fasten soll, so will ich hungern und fasten, und willst Du, daß ich sterben soll — so will ich sterben; nur sei mir wieder gut, ich bitte Dich!“

Da legt der Blinde liebevoll die tastende Hand auf das unschuldige Haupt des Kindes, und eine seltsame Rührung ergreift ihn, da er es unter seiner Berührung erbeben fühlt: „Zage nicht, junge Seele! Du hast Dich mein' erbarmet, und ich will mich Dein' erbarmen! Ich will Dich retten aus Irrewahn und Geistesnacht, und Dir einen Weg zu den Seligen zeigen — aber zu den wahren Seligen! Den öffnet nicht Wünschelruthe noch Springwurz — in Buße und Gebet nur kannst Du ihn finden!“

„Ja Herr, lehre mich, zu thun nach Deinem Willen, und wie ich Deine Blindheit führe, so führe Du mich, da, wo Du siehest, und ich blind bin!“

„Amen!“ spricht Donatus, und es ist als fielen die Thränen, die sein Auge nicht mehr weinen kann, als himmlischer Thau auf die Dürre seines einsamen Herzens zurück. Diese Seele hat Gott ihm geschickt, daß er sie dem Himmel rette! Zum ersten Male, so lange er lebt, kann er Etwas sein eigen nennen und er fühlt es, sie ist ganz sein — ihm willenlos dahingegeben, und in seiner Hand liegt ihr Heil. So muß es einem Vater zu Muthe sein, da ihm ein Kind geboren wird!

Und er umfaßt des Mägdeleins Haupt, als wolle er sein neugeboren Glück mit Händen greifen, und sagt nur das eine Wort: „Mein Kind!“ — Aber es ist ein Ton, wie wenn vom ersten Frühlingsstrahl geschmolzener Schnee leise melodisch von den Felsen niederträufelt und verstummend, regungslos, als fürchte es, durch einen Athemzug das Wunder zu vertreiben, verharret das Mägdelein unter der Berührung seines Engels.

Der laue Mittagsodem trägt die Düste der Lilien und Rosen von den Gräbern herüber und das „Reichhuhn“, der kleine Kauz, ruft drüben vom Wald her sein todtverkündendes „Komm' mit — komm' mit!“ Die Dirne hört den Ruf und weiß, was er bedeutet, aber sie lächelt nur, denn sie hat ja soeben erst angefangen zu leben — ein Leben, in dem es keinen Tod gibt! Und da

Donatus sie losläßt, springt sie auf und ein Jubelruf steigt zum Himmel wie Lerkhengefang, und sie eilt durch das Mauerpförtlein in den Friedhof hinein und wirft sich auf das nächste Grab, vor dem hölzernen Kreuz, darauf zu beten. Aber sie kann nicht beten, nicht denken — sie umschlingt das Kreuz mit den Armen und drückt die glühende Wange daran wie an die Brust einer Mutter.

Aber Bruder Porphyrus draußen vor der Mauer schüttelt den Kopf. „Wir haben uns getäuscht, Donatus, sie ist kein Geist, sondern ein Menschenkind wie wir, und Gott weiß, von wannen sie kommt, denn ihre Wege führten durch die Finsterniß, wie sie selber kündigt —“

„Ich aber führe sie zum Licht!“ unterbricht ihn Donatus.

„Bermiß Dich nicht — sie ist mir unheimlich, seit ich weiß, daß sie von dieser Welt! Sie ist zu schön für eine irdische Maid, mir bangt um Dich!“

Donatus lächelt wieder in wehmüthig stolzer Ruhe, wie diesen Morgen. „Was fürchtest Du? Ich bin ja blind!“

(Schluß folgt.)

Religion und Philosophie¹⁾.

Von

Professor **F. Max Müller** in Oxford.

Zusammensturz der Götter.

Als die Arischen Ansiedler in Indien zu der Ueberzeugung gekommen, daß alle ihre Devas oder Götter nichts als Namen waren, so würde es uns wol am Natürlichsten erscheinen, daß sie sich mit Verzweiflung und Abscheu weggewandt von Allem, was sie Jahrhunderte lang angebetet und verehrt hatten. Möchten sie sich selbst betrogen haben, oder von Anderen betrogen worden sein, die Entdeckung, daß ihre alten Devas, ihr Indra, Agni, Varuna, nur Namen, nichts als Namen seien, hätte bei ihnen denselben Eindruck machen sollen, als bei den Griechen, da sie die Tempel ihrer Götter in Trümmern erblickten, oder bei den Deutschen, da sie schweigend ihre alten heiligen Eichen zu Boden stürzen sahen, und weder Apollo noch Odin erschien, um den Frevel zu rächen. Doch es kam ganz anders. Wir wissen, wie bei den Griechen, den Römern, und den Deutschen ihre alten Götter, nachdem sie ihre Laufbahn beendet hatten, entweder ganz verschwanden, oder, wenn ihre Existenz nicht weggeleugnet werden konnte, in böse Geister verwandelt wurden, während zu gleicher Zeit eine neue Religion zur Hand war, nämlich die Christliche, um die Bedürfnisse des menschlichen Herzens zu befriedigen, die bei keinem Volke sich ganz unterdrücken lassen.

In Indien war es anders. Es war keine andere Religion da, zu der die Brahmanen, nachdem sie ihre alten Götter und Beschützer verloren hatten, ihre Zuflucht hätten nehmen können. Anstatt also eine von Außen kommende Religion aufzunehmen oder einen neuen Anlauf zu machen, wie die Griechen, Römer und Deutschen, schritten sie weiter vorwärts auf ihrer alten Straße, im Vertrauen, daß diese Straße zum Ziele führen müsse, wenn sie nur selbst nicht müde würden in ihrem Suchen nach dem, was vom ersten Erwachen ihrer Sinne

¹⁾ Die siebente der Hibbert-Vorlesungen, welche Professor Max Müller im Chapter House von Westminster-Abbey gehalten. Siehe Reiheft und Septemberheft der „Deutschen Rundschau“.

ihrer Geiste vorgeschwebt, was sie aber noch immer nicht fest zu greifen, zu begreifen und zu nennen vermocht hatten. Sie ließen die alten Namen fallen, aber ihr Glaube an das, was sie nennen wollten, blieb. Nachdem sie mit eigener Hand die Altäre ihrer Götter zerstört, bauten sie aus den zerstreuten Steinen einen neuen Altar für den unbekanntem Gott, unbekannt, ungenannt, und dennoch immer gegenwärtig: wenn auch nicht mehr in Bergen und Flüssen, im Himmel und in der Sonne, im Regen oder im Donner, doch selbst dann noch immer gegenwärtig, ja ihnen näher als sonst, und sie umschließend, nicht mehr wie Varuna, der allumfassende Aether, nein enger und wärmer, als wäre es, wie sie es nannten, der Aether im eigenen Herzen: vielleicht das „stille, sanfte Säusen“, das einst Elia hörte.

Der Gegenstand der göttlichen Namen.

Halten wir vor Allem fest, daß die alten Dichter des Veda nicht sagten, Mitra, Varuna und Agni seien Namen und nichts als Namen. Sie sagten (Rv. I, 164, 46):

Sie sprechen von Mitra, Varuna und Agni,
Dann ist er der göttliche Vogel Garutmat,
Das, was ist und eins ist, nennen die Weisen in vielen Weisen,
Sie sprechen von Yama, Agni und Matarisvan.

Hier müssen wir drei Dinge beachten: Erstens, daß die Weisen nie daran zweifelten, daß es ein Etwas (sat) gab, von dem Agni, Indra und Varuna nur Namen seien.

Zweitens, daß dieses Etwas nach ihnen Eins, und nur Eins war.

Drittens, daß es nicht ein Masculinum war, so wie Pragapati oder die anderen Götter, sondern ein Neutrum.

Neutrale, höher als männliche oder weibliche Namen.

Diese Form des Ausdrucks berührt uns unangenehm. Wir sind in unserer Sprache von Jugend auf nicht daran gewöhnt, das Göttliche neutral zu benennen. Ein neutraler Name gibt uns meist den Eindruck von etwas rein Materiellem, Todtem, Unpersönlichem. Aber dies war nicht so in den alten Sprachen, d. h. in der Auffassung der alten Welt: es ist selbst nicht so in allen jetzt gesprochenen Sprachen. Im Gegentheil, die alten Weisen wählten das Neutrum, weil sie Etwas ausdrücken wollten, was weder männlich noch weiblich sein, und das so weit über die schwache menschliche Natur erhaben sein sollte, als die schwache menschliche Sprache es nur erheben konnte. Es sollte nicht tiefer, es sollte höher sein als Masculinum oder Femininum. Sie verlangten nach einem geschlechtslosen, nicht nach einem leblosen Gott, oder was man jetzt wol auch einen unpersönlichen Gott nennt, ohne den Widerspruch im Ausdruck selbst zu bemerken.

Es gibt noch viele Stellen im Veda, in denen die Dichter wol von einem Gott sprechen, der viele Namen hat, aber der doch immer ein Masculinum ist. So lesen wir in einem Hymnus an die Sonne, in dem die Sonne als ein Vogel aufgefaßt wird ¹⁾:

¹⁾ Rigveda X, 114, 5.

Weise Dichter stellen durch ihre Worte
Den Vogel, der einer ist, in vielen Weisen dar.

Dies ist eben noch reine Mythologie. Weniger mythologisch, aber doch noch immer sehr anthropomorphisch gefaßt, erscheint das höchste Wesen in folgendem Verse¹⁾:

Wer sah ihn wol als er zuerst geboren,
Als knochenlos er trug den Knochenvollen;
Wo war der Erde Odem, Blut und Seele,
Wer ging zu fragen Den, der dieses wußte?

Jedes Wort in diesen Zeilen ist voll von Bedeutung. Der Knochenlose ist ein Ausdruck für das, was wir formlos nennen würden, während der Knochenvolle das bedeutet, was wir als das Geformte oder Gewordene bezeichnen würden. Odem und Blut der Erde sind verschiedene Versuche, einen Namen für die unbekannte oder unsichtbare Macht zu finden, welche die Erde trägt, während Selbst (âtman) dem am nächsten kommt, was wir Wesen oder Substanz nennen würden.

Âtman, das subjective Selbst.

Dieses Wort âtman, ursprünglich Athem, aber gewöhnlich durch Selbst übersetzt, hat im Veda eine große Zukunft vor sich. Anfangs bedeutet es wol Athem, dann Leben, zuweilen sogar Körper; aber die mehr und mehr in den Vordergrund tretende Bedeutung ist die von Wesen oder Selbst. Es wurde sogar zum Reflexivpronomen, wie αὐτός, ipse, selbst, blieb aber nicht auf diese grammatische Function beschränkt, sondern trat in eine neue Phase und wurde zur Bezeichnung einer der höchsten philosophischen Abstractionen, zu der sich der menschliche Geist in Indien oder sonstwo emporgeschwungen. Es wurde gewählt, um nicht nur das einfache Ego oder Ich zu bezeichnen, denn das Ich galt dem Indier für viel zu sehr mit vergänglichen Elementen zusammengesetzt. Nein, es sollte ausdrücken, was jenseit des Ichs lag, was das Ich eine Zeit lang trug, aber dann sich wieder von den Fesseln oder Bedingungen des wirklichen Ichs löste, gleichsam zu sich selbst kam, wieder Selbst wurde — das Absolute im Subject.

Es darf nicht übersehen werden, daß âtman im Sanskrit eine wesentlich verschiedene Entwicklung gehabt hat, als andere Wörter, welche zuerst Athem bedeuteten, und dann Leben, Geist oder Seele bezeichneten. Es verlor nämlich seine Bedeutung von Athem in sehr früher Zeit, und nachdem es diese materielle Bedeutung verloren, und bereits als pronomen reflexivum gedient hatte, wurde es erst zum Träger einer Abstraction, die weit abstracter ist als ψυχή oder πνεῦμα im Griechischen, anima oder animus im Lateinischen, asu oder prâna im Sanskrit. In den Upanishaden bezeichnet ein Glaube an prâna, Athem und Geist, als Lebens- oder Seins-Princip, eine entschieden tiefere Stufe der philosophischen Erkenntniß als ein Glaube an Âtman, das Selbst. Wie auch wir von einem Selbst jenseit des Ichs sprechen, so bezeichnete Âtman bei den Indern etwas weit Höheres als prâna. und nahm schließlich den prâna. d. h. Athem, Leben, Geist in sich auf.

¹⁾ Rigveda I, 164, 4.

Atman, als objectives Selbst.

Dies ist der alte Weg, auf dem die Philosophen Indiens in späterer Zeit zur Entdeckung des Unendlichen gelangten, das den Grund des subjectiven Seins bildete, zum absoluten Selbst, das weit über dem gewöhnlichen Ich hinauslag.

Sehen wir nun, wie sie das Unendliche in der äußeren Welt, im objectiven Sein, zu entdecken suchten.

Die Dichter waren eine Zeitlang befriedigt durch ihren Glauben an den Einen, den sie als Gott auffaßten, der aber noch immer ein Masculinum war, activ, mehr oder weniger mythologisch gefärbt; der eben ein göttliches Ich, aber noch nicht ein göttliches Selbst war. Plötzlich aber stießen wir auf Stellen, die einen ganz neuen Charakter tragen. Wir fühlen uns wie in anderer Luft. Alles was rein dramatisch und mythologisch war, jede Form, jeder Name des Göttlichen wird mehr und mehr vermieden, und es bleibt schließlich nur das Eine übrig, das was ist, weder masculin noch feminin, als der letzte Griff nach dem Unendlichen.

Die Vedischen Sänger feiern nun nicht mehr den Himmel und das Morgenroth, sie singen nicht von den mächtigen Thaten der Indra, noch von der Weisheit der Visvakarman und Pragâpati. „Sie gehen einher,“ so sagen sie selbst, „als ob in Nebel und eitle Rede gehüllt¹⁾.“ Ein anderer Dichter sagt: „Meine Ohren schwinden, meine Augen, und auch das Licht, das in das Herz gelegt: mein Geist mit seiner fernen Sehnsucht schwindet: was soll ich sagen, was soll ich denken²⁾?“

Wieder ein anderer Sänger sagt:

Unwissend frage ich die weisen Seher,
Damit ich lerne hier, was nie ich wußte: —
Er, der gestülpt die sechs gewalt'gen Räume,
War, als noch ungeboren, er das Eine?

Dies ist geistiger Sturm und Drang, der einen hellen Himmel, einen neuen Frühling verkündet. Nun wurde auch bald die Existenz dieses Einen, des Selbsts, mit Sicherheit behauptet³⁾. Das Selbst, heißt es, existirt durch sich selbst, es existirt vor allen geschaffenen Dingen, ja es existirt vor allen Göttern, so daß selbst diese nicht wissen, „von wannen diese Schöpfung kam“.

„Als¹⁾ es noch nirgend Etwas gab, als weder Tod noch Unsterblichkeit waren, als der Tag noch nicht von der Nacht geschieden, da war das Eine. Es hauchte hauchlos in sich selbst, Andres als dies ist fürder nichts gewesen. Und dunkel war's, ein unerleuchtet Weltmeer, so lag dies All im Anfang tief verborgen. Dann aber wuchs und entstand das Eine, das in dürre Hülse gehüllt, kraft seiner eigenen Wärme.“ So singt der Dichter weiter, von dem Anfang aller Dinge träumend, wie das Eine zum Vielen, wie das Unendlich endlich, das Ungetuhte und Unbewußte getuht und bewußt wird, und endlich bricht er ab:

¹⁾ Rigveda X, 82, 7.

²⁾ Rigveda VI, 9, 6.

³⁾ Rigveda X, 129, 2.

⁴⁾ Rigveda X, 129. Essays, erster Band, p. 73.

Wer weiß es denn, wer hat es je verkündet,
 Woher sie kam, woher die weite Schöpfung —
 Die Götter kamen später denn die Schöpfung —
 Wer weiß es wol, von wannen sie gekommen?

Nur Er, aus dem sie kam, die weite Schöpfung,
 Sei's, daß Er selbst sie schuf, sei's, daß Er's nicht that —
 Er, der vom hohen Himmel hier herabschaut —
 Er weiß es wahrlich — oder weiß auch Er's nicht?

Solche Gedanken, die in den Hymnen des Rigveda nur wie die ersten matten Sterne erscheinen, werden immer heller, immer zahlreicher, bis sie endlich zu einem vollen Sternenhimmel werden in den Upanischaden, den letzten Werken, die wir noch zum Veda rechnen dürfen, aber deren Einfluß weit über die Vedische Periode hinaus reicht.

Die Philosophie der Upanischaden.

Erinnern Sie sich, daß auf das Zeitalter der Hymnen das der Brähmanas folgte, jener frühesten, in Prosa verfaßten Werke, welche die alten Gebräuche und Opfer der Inder beschreiben und erklären sollten.

Am Ende der Brähmanas finden wir meist ein sogenanntes *Āraṇyaka*, ein Waldbuch, zunächst für die bestimmt, welche ihr Haus verlassen hatten, um in der Einsamkeit des Waldes fortzuleben.

Am Ende der *Āraṇyakas* stehen dann die ältesten Upanischaden, d. h. wörtlich Sitzungen, Versammlungen der Schüler um ihren Lehrer, und in diesen Upanischaden ist es, wo wir die religiöse Philosophie des Veda niedergelegt finden.

Um Ihnen einen Begriff von dem geistigen Reichthum dieser Werke zu geben, will ich nur sagen, daß es ursprünglich meine Absicht war, den ganzen Coursus dieser Vorlesungen der Erläuterung der in den Upanischaden niedergelegten Lehren zu widmen. Es würde nicht an Stoff gefehlt haben, während ich jetzt nur einen kurzen Ueberblick geben kann, um wenigstens eine Ahnung vom „Ende des Veda,“ vom sogenannten Vedānta, zu geben.

Es gibt in diesen Upanischaden nicht etwa ein fertiges philosophisches System. Sie enthalten ein ewiges Rathen nach Wahrheit, oft widersprechen sie sich, aber dennoch verlieren sie nie ihr Ziel aus den Augen. Der Grundton der alten Upanischaden ist: „Erkenne Dich selbst“, aber mit einer weit tieferen Bedeutung als das *ἴσθι σεαυτόν* des Delphischen Orakels. Das „Erkenne Dich selbst“ der Upanischaden bedeutet: „Erkenne Dein wahres Selbst, das Selbst, welches Deinem erscheinenden Ich zu Grunde liegt, finde und erkenne es im höchsten, ewigen Selbst, dem Einen ohne ein Zweites, welches der ganzen erscheinenden Welt zu Grunde liegt.“

Dies war das letzte Wort für das Suchen nach dem Unendlichen, dem Unsichtbaren, dem Unwißbaren, dem sogenannten Göttlichen; ein Suchen, welches in den einfachsten Hymnen des Veda beginnt und in den Upanischaden endet, die eben deshalb später Vedānta genannt wurden, das Ende, das höchste Ziel der Vedas.

Das Einzige, was ich hier thun kann, um eine Idee von diesen Upani-

schaden zu geben, ist, einige Bruchstücke dieser wunderbaren Werke mitzutheilen, die mir unerreicht in der Literatur Indiens, ja in ihrer Art unerreicht in der Literatur der ganzen Welt dazustehen scheinen.

Pragâpati, Indra und Virokana.

Zuerst eine Stelle aus der *Khândogya-upanishad* (VIII, 7 — 12). Es ist eine Legende, in der Indra, als Vertreter der Devas und Virokana, als Vertreter der Asuras, eingeführt werden, wie sie Unterricht im höchsten Wissen von Pragâpati erhalten. Dies klingt natürlich etwas modern, wenn wir an die Hymnen des Rigveda denken; es ist aber durchaus nicht modern, wenn wir auf die spätere Literatur Indiens blicken. Der Gegensatz zwischen Devas und Asuras ist kein ursprünglicher, Spuren davon zeigen sich aber doch schon selbst im Rigveda, namentlich im letzten Buche. Asura, was lebendig bedeutet, wurde ursprünglich als ein Beiwort für gewisse Mächte in der Natur gebraucht, namentlich für den Himmel. An einigen Stellen erscheint es wie ein Epithet zu Devas, und man möchte *devâ asurâh* als lebendige Götter übersetzen. Das Wort asura war aber nicht auf wohlthätige Mächte beschränkt, es erscheint als Beiwort von gewissen bösen Geistern, und wird so zuletzt im Plural, im Gegensatz zu den Devas, den hellen, freundlichen, guten Geistern, als Bezeichnung der nicht-guten oder bösen Geister, gebraucht. In den Brâhmanas ist diese Unterscheidung bereits ganz durchgeführt, und fast alle Dinge werden durch einen Kampf zwischen Devas und Asuras entschieden.

Daß nun Indra die Devas vertritt, ist natürlich. Virokana aber ist auffälliger, da sein Name nie in den Hymnen erscheint. Er tritt uns zuerst im *Taittiriya-brâhmana* I, 5, 9, 1, entgegen, wo er der Sohn des Prahlâda und der Kayâdhû ist. Auch Pragâpati hat in dieser Legende bereits seinen späteren Charakter angenommen, er ist eine Art von Obergott, wie er denn sonst auch als Vater des Indra erscheint, *Taitt. Brâhm.* I, 5, 9, 1.

Was nun die Legende lehren will, ist offenbar das stufenweise Fortschreiten in der Erkenntniß des wahren Selbsts. Pragâpati spricht zuerst in dunkeln und zweideutigen Worten, indem er sagt, daß die Person, welche im Auge erblickt werde, das Selbst sei. Er meint den Seher im Auge, der unabhängig vom Auge ist, aber seine Schüler mißverstehen ihn; der Asura meint, daß der kleine im Auge, wie in einem Spiegel, gesehene Körper das Selbst sei, der Deva sieht den Schatten oder das Bild im Spiegel oder im Wasser als das Selbst an. Dies mögen alte Erinnerungen in der psychologischen Entwicklung des Begriffs vom Selbst sein. Während nun aber Virokana damit zufrieden ist, entstehen bei Indra Zweifel, und er sucht weiter und weiter nach dem wahren Selbst, erst in der Persönlichkeit, die, wenn sie von allen Sinnesindrücken befreit ist, träumen kann; dann in der Persönlichkeit, die nicht mehr träumt, sondern im Schlafe ganz bewußtlos liegt. Aber auch dann noch immer unbefriedigt, weil ein solcher bewußtloser Zustand ihm nicht besser als Vernichtung dünkt, lernt Indra endlich das wahre Selbst erkennen, nämlich als ihn, der die Sinne als Werkzeuge gebraucht, aber von ihnen verschieden ist; als die Person, die im Auge waltet, als der Seher; als der Wissener, der weiß, daß er der Wissener ist, und

der den Geist, das sogenannte göttliche Auge, nur als sein Werkzeug gebraucht. Hier finden wir den höchsten Ausdruck für die Wahrheit, wie sie den alten Einsiedlern in den Wäldern Indiens erschien, die letzte Stufe im Suchen nach dem Unendlichen.

Siebenter Khanda.

Pragâpati spricht: „Das Selbst, welches frei von Sünde, frei von Alter, von Tod und Kummer, von Hunger und Durst ist, welches Nichts verlangt, als was es verlangen soll, Nichts denkt, als was es denken soll, das müssen wir zu finden, das müssen wir zu verstehen suchen. Wer dieses Selbst gefunden und verstanden hat, erreicht alle Welten und alle Wünsche.“ 1

Die Devas sowol als die Asuras hörten diese Worte und sagten:

„Wolan, laßt uns nach dem Selbst suchen, wodurch, wenn man es gefunden hat, alle Welten und alle Wünsche erreicht werden.“

Mit diesen Worten ging Indra von den Devas, und Virokana von den Asuras, und beide, ohne sich verabredet zu haben, traten an Pragâpati heran, ein Scheit Holz in der Hand haltend, wie es die Sitte ist für Schüler, wenn sie zu ihrem Lehrer gehen. 2

Sie wohnten dort als Schüler zweiunddreißig Jahre. Dann frug sie Pragâpati: „Weßhalb habt Ihr Beide hier gewohnt?“

Sie sagten: „Ein Spruch von Euch ist uns bekannt geworden, nämlich daß wir das Selbst, welches frei von Sünde, frei von Alter, von Tod und Kummer, von Hunger und Durst ist, welches Nichts verlangt, als was es verlangen soll, und Nichts denkt, als was es denken soll, zu finden und zu verstehen suchen müssen, und daß, wer dieses Selbst gefunden und verstanden hat, alle Welten und alle Wünsche erreicht. Nur weil wir nach diesem Selbst verlangten, deshalb haben wir hier so lange gewohnt.“ 3

Pragâpati sagte zu ihnen: „Die Person, die im Auge erblickt wird¹⁾, das ist das Selbst. Dies ist, was ich gesagt, dies ist das Unsterbliche, das Furchtlose, dies ist Brahman.“

Sie sagten: „Herr, ist es das, welches im Wasser erblickt wird, und im Spiegel?“ Er antwortete: „Ja, eben er wird in allen diesen Dingen erblickt²⁾.“ 4

Achter Khanda.

„Blickt Euer Selbst in einer Wasserschale an, und was Ihr dann von Eurem Selbst nicht versteht, kommt und sagt mir.“

Sie blickten in eine Wasserschale. Dann sprach Pragâpati zu ihnen: „Was seht Ihr?“

Sie sagten: „Wir sehen Beide so das Selbst ganz und gar, ein Abbild bis auf die Haare und Nägel.“ 1

Pragâpati sagte zu ihnen: „Nachdem Ihr Euren Schmuck und Eure besten Kleider angelegt, und Euch gepuht habt, blickt dann wieder in die Wasserschale.“

Nachdem sie sich ihren Schmuck und ihre besten Kleider angelegt und sich gepuht hatten, blickten sie in die Wasserschale. Pragâpati sagte: „Was seht Ihr?“ 2

Sie sagten: „Eben so wie wir sind, mit unserm Schmuck, unsern besten Kleidern, gepuht, so sind wir Beide dort, Herr, mit unserm Schmuck, mit unsern besten Kleidern, und gepuht.“

¹⁾ Der Commentar erklärt dies richtig. Pragâpati meint die Person, die im Auge erblickt wird, d. h. das Subject des Sehens, das von den Weisen selbst mit geschlossenen Augen erblickt wird. Seine Schüler aber verstehen dies nicht. Sie denken an die Person, die gesehen wird, nicht an die, welche sieht. Für sie ist die im Auge erblickte Person die kleine, in der Pupille reflectirte Gestalt, und sie fragen deshalb, ob das Bild, welches man im Wasser oder in einem Spiegel sieht, das Selbst sei.

²⁾ Die Commentare geben sich viele Mühe, um nachzuweisen, daß Pragâpati nicht etwa eine Unwahrheit gesagt habe. Er verstand unter purusha das persönliche Wesen oder Subject im höchsten Sinne, und es war nicht seine Schuld, daß seine Schüler dies nicht verstanden, sondern purusha als Mensch oder Körper auffaßten.

Pragâpati sagte: „Das ist das Selbst, das Unsterbliche, das Furchtlose, das ist Brahman.“ Darauf gingen Beide frohen Herzens fort.

Pragâpati aber blickte ihnen nach und sagte: „Sie gehen Beide weg, ohne das Selbst erfaßt oder verstanden zu haben, und wer von ihnen Beiden, seien es Devas oder Asuras, dieser Lehre (Upanischad) folgt, wird zu Grunde gehen.“

Virokana nun ging frohen Herzens zu den Asuras und predigte ihnen diese Lehre, daß nur das Selbst (der Körper) gefeiert, daß nur das Selbst verehrt werden müsse, und daß, wer dieses Selbst feiert und verehrt, beide Welten erlangt, sowol diese als jene. 4

Deshalb nennt man auch jetzt noch einen Menschen, der kein Almosen gibt, der keinen Glauben hat, keine Opfer bringt, einen Asura, denn dies ist die Lehre (Upanischad) der Asuras. Sie zieren den Körper eines Verstorbenen mit Blumen und Kleidern als Schmuck, und glauben so jene Welt zu erlangen. 5

Neunter Khanda.

Ehe aber Indra zu den Devas zurückkam, sah er diese Schwierigkeit. „Wie dieses Selbst (der Schatten im Wasser) ¹⁾ schön geschmückt ist, wenn der Körper schön geschmückt, schön gekleidet, wenn der Körper schön gekleidet, schön gepuht, wenn der Körper schön gepuht, so wird das Selbst auch blind sein, wenn der Körper blind ist, lahm, wenn er lahm ist, verkrüppelt, wenn er verkrüppelt ist, es wird vergehn, sobald der Körper vergeht. Was hilft mir diese Lehre?“ 1

Er nahm also ein Holzscheit in die Hand, und ging wieder zu Pragâpati. Pragâpati sagte zu ihm: „Maghavat (Indra), Du gingst frohen Herzens mit Virokana fort, weshalb kommst Du wieder zurück?“ Er sagte: „Herr, Wie dieses Selbst (der Schatten im Wasser) schön geschmückt ist, wenn der Körper schön geschmückt, schön gekleidet, wenn der Körper schön gekleidet, schön gepuht, wenn der Körper schön gepuht, so wird das Selbst auch blind sein, wenn der Körper blind ist, lahm, wenn er lahm ist, verkrüppelt, wenn er verkrüppelt ist, es wird vergehn, sobald der Körper vergeht. Was hilft mir diese Lehre?“ 2

„So ist es in der That, Maghavat“, erwiderte Pragâpati, „aber ich will Dir das wahre Selbst weiter erklären. Wohn mit mir andere zweiunddreißig Jahre.“

Er wohnte nochmals zweiunddreißig Jahre bei ihm, da sprach Pragâpati: 3

Zehnter Khanda.

„Er, der glücklich im Traume wandelt, das ist das Selbst; das ist das Unsterbliche, das Furchtlose, das ist Brahman.“

Da ging Indra frohen Herzens fort. Ehe er aber zu den Devas zurückkam, sah er diese Schwierigkeit ein. Obgleich es wahr ist, daß dieses Selbst nicht blind ist, wenn der Körper blind ist, nicht lahm, wenn der Körper lahm, obgleich es wahr ist, daß dieses Selbst durch die Gebrechen des Körpers nicht gebrechlich wird, noch geschlagen wird, wenn der Körper geschlagen, noch lahm, wenn der Körper lahm, nichts desto weniger ist es doch, als ob man ihn im Traume schläge, als ob man ihn forttriebe. Er fühlt auch gleichsam Schmerz, und vergießt Thränen. Was hilft mir diese Lehre?“ 1

Er nahm also ein Holzscheit in die Hand und ging wieder als Schüler zu Pragâpati. Pragâpati sagte zu ihm: „Maghavat, Du gingst frohen Herzens fort, weshalb kommst du wieder zurück?“

Er sagte: „Herr, Obgleich es wahr ist, daß dieses Selbst nicht blind ist, wenn der Körper blind ist, nicht lahm, wenn der Körper lahm, obgleich es wahr ist, daß dieses Selbst durch die Gebrechen des Körpers nicht gebrechlich wird, noch geschlagen wird, wenn der Körper geschlagen, noch lahm, wenn der Körper lahm, nichts desto weniger ist es doch, als ob man ihn im Traume schläge, als ob man ihn forttriebe. Er fühlt auch gleichsam Schmerz, und vergießt Thränen. Was hilft mir diese Lehre?“

„So ist es in der That, Maghavat, erwiderte Pragâpati, aber ich will Dir das wahre Selbst weiter erklären. Wohn nochmals zweiunddreißig Jahre bei mir.“

Er wohnte abermals zweiunddreißig Jahre bei ihm. Da sagte Pragâpati: 4

¹⁾ Der Commentar bemerkt, daß obgleich Indra sowol als Virokana Pragâpati's Lehre mißverstehen, Indra das Selbst im Schatten des Körpers sucht, Virokana aber im Körper selbst.

Elfter Khanda.

„Wenn ein Mensch eingeschlafen, gesammelt und ganz zur Ruhe gesunken ist, keine Träume mehr sieht, das ist das Selbst, das ist das Unsterbliche, das Furchtlose, das ist Brahman.“

Da ging Indra frohen Herzens fort. Ehe er aber zu den Devas zurückkam, sah er diese Schwierigkeit. „Fürwahr, so kennt er ja nicht mehr sein Selbst, daß es Ich ist, noch diese Wesen; er ist ganz untergegangen. Was hilft mir diese Lehre?“ 1

Er nahm also ein Holzschett und ging wieder als Schüler zu Pragâpati.

Pragâpati sagte zu ihm: „Maghavat, Du gingst frohen Herzens fort, weshalb kamst Du wieder?“

Er sagte: „Herr, Fürwahr, so kennt er ja nicht mehr sein Selbst, daß es Ich ist, noch diese Wesen; er ist ganz untergegangen. Was hilft mir diese Lehre?“ 2

„So ist es in der That, Maghavat, erwiderte Pragâpati, aber ich will ihn (das Selbst) Dir noch weiter erklären, und dann nichts weiter. Wohne hier noch fünf Jahre.“

Er wohnte dort noch fünf Jahre, und dies machte zusammen einhundertundein Jahr, und deshalb sagt man auch, daß Indra Maghavat einhundertundein Jahr als ein Schüler bei Pragâpati wohnte. Pragâpati sagte zu ihm: 3

Zwölfter Khanda.

„Maghavat, dieser Körper ist sterblich, stets vom Tode gehalten. Er ist die Wohnung des Selbst, welches unsterblich und körperlos ist. Während das Selbst im Körper weilt (indem es denkt, ich bin dieser Körper), ist es unter Freude und Schmerz. So lange als es im Körper ist, entgeht es nie der Freude und dem Schmerz. Wenn er aber vom Körper frei ist, dann berührt ihn weder Freude noch Schmerz.“ 1

„Der Wind ist körperlos, die Wolke, Bliz und Donner sind körperlos. Wie diese nun, aus dem himmlischen Aether emporsteigend, in ihrer eigenen Gestalt erscheinen, so bald sie sich dem höchsten Licht genähert,“ 2

So erscheint auch dieses selige Selbst, aus dem Körper emporgestiegen, in seiner eigenen Gestalt, sobald es sich dem höchsten Licht (des Wissens) genähert.“

„Er ist dann die höchste Person (uttama pûrûsha), das höchste Subject. Er wandelt umher lachend (essend), spielend, und froh mit Frauen, Wagen und Freunden, nie des angeborenen Körpers gedenkend.“

„Wie ein Pferd an einen Wagen gespannt, so ist der Geist (prâna, pragnâtman) an den Körper gespannt.“ 3

„Wenn nun das Sehen in diesen leeren Raum (die Pupille des Auges) getreten, so ist dies die Person, das Subject des Auges;— das Auge selbst ist nur das Werkzeug zum Sehen. Er, der weiß, ich möchte dies riechen, er ist das Selbst, die Nase ist nur das Werkzeug. Er, der weiß, ich möchte dies sagen, er ist das Selbst, die Zunge ist nur das Werkzeug. Er, der weiß, ich möchte dies hören, er ist das Selbst, das Ohr ist nur das Werkzeug.“ 4

¹⁾ Dieses Gleichniß ist nicht so treffend als die meisten Gleichnisse in den Upanishaden. Der Wind wird mit dem Selbst verglichen, weil auch er eine Zeit lang im Aether befangen ist, wie das Selbst im Körper, dann aber sich aus dem Aether erhebt und seine eigene Gestalt annimmt, d. h. als Wind weht. Dies geschieht, wenn er sich dem höchsten Lichte, d. h. der Sonne, nähert, während das Selbst seine eigene Gestalt annimmt, oder zu sich selbst kommt, wenn es sich dem höchsten Lichte, der Selbsterkenntniß, genähert hat. Das Auffallende ist, daß die wirkliche erscheinende Form des Windes als seine wahre Form dargestellt wird.

²⁾ Diese Belustigungen scheinen schlecht zu dem ewigen Frieden zu passen, den das Selbst erreicht haben soll. Möglich, daß die Stelle eingeschoben ist, oder aber, daß sie zeigen soll, wie das Selbst solche Freuden genießt als ein bloßer Zuschauer, ohne sich selbst mit denselben zu identificiren. Das Selbst sieht sie nur mit seinem geistigen Auge. Es sieht in allen Dingen nur sich selbst.

„Er, der weiß, ich möchte denken, er ist das Selbst, der Geist ist sein göttliches Auge¹⁾. Er, das Selbst, sieht diese Freuden mit seinem göttlichen Auge, dem Geiste, und ist glücklich.“

„Die Devas in der Welt des Brahman verehren dieses Selbst. Sie haben dort alle Welten erlangt, und alle Wünsche. Wer dieses Selbst kennt und versteht, erlangt alle Welten und alle Wünsche.“ So sagte Pragapati.

Yāgnavalkya und Kātyāyani.

Als zweite Probe diene ein Abschnitt aus dem Brihad-āraṇyaka, welcher zwei Mal, mit nur geringen Abweichungen, in demselben Āraṇyaka vorkommt, das erste Mal im zweiten, das zweite Mal im vierten Adhyāya (IV. 5, 1).

Yāgnavalkya hatte zwei Frauen, Maitreyi und Kātyāyani. Maitreyi war mit dem Brahman vertraut, Kātyāyani besaß nur die gewöhnlichen Kenntnisse der Frauen. Als nun Yāgnavalkya ein neues Leben antreten wollte, sagte er:

„Maitreyi, Ich werde mein Haus verlassen, um in den Wald zu gehen, ich muß also eine Theilung machen zwischen Dir und Kātyāyani.“ 1

Maitreyi sagte: „Herr, wenn diese Erde voll von Reichthum mir gehörte, würde ich dadurch unsterblich?“

„Nein,“ erwiderte Yāgnavalkya, „wie das Leben reicher Leute wird Dein Leben sein; aber Reichthum gibt keine Hoffnung auf Unsterblichkeit.“ 2

Maitreyi sprach: „Was nützt mir das, wodurch ich nicht unsterblich werde? Möge mein Herr mir das sagen, was er von dem Unsterblichen weiß.“ 3

Yāgnavalkya sprach: „Du, die Du mir wahrhaft lieb bist, Du sprichst liebe Worte. Komm, sehe Dich zu mir, und ich will es Dir erklären, und merke genau auf was ich sage.“ 4

Und er sagte: „Glaube mir, man liebt den Gatten nicht, damit man den Gatten liebe, sondern damit man das Selbst liebe, deshalb liebt man den Gatten.

„Glaube mir, man liebt die Gattin nicht, damit man die Gattin liebe, sondern damit man das Selbst liebe, deshalb liebt man die Gattin.

„Glaube mir, man liebt die Kinder nicht, damit man die Kinder liebe, sondern damit man das Selbst liebe, deshalb liebt man die Kinder.

„Glaube mir, man liebt den Reichthum nicht, damit man den Reichthum liebe, sondern damit man das Selbst liebe, deshalb liebt man den Reichthum.

„Glaube mir, man liebt die Brahmanen nicht, damit man die Brahmanen liebe, sondern damit man das Selbst liebe, deshalb liebt man die Brahmanen.

„Glaube mir, man liebt die Krieger nicht, damit man die Krieger liebe, sondern damit man das Selbst liebe, deshalb liebt man die Krieger.

„Glaube mir, man liebt die Welten nicht, damit man die Welten liebe, sondern damit man das Selbst liebe, deshalb liebt man die Welten.

„Glaube mir, man liebt die Götter nicht, damit man die Götter liebe, sondern damit man das Selbst liebe, deshalb liebt man die Götter.

„Glaube mir, man liebt die Geschöpfe nicht, damit man die Geschöpfe liebe, sondern damit man das Selbst liebe, deshalb liebt man die Geschöpfe.

„Glaube mir, man liebt Alles nicht, damit man Alles liebe, sondern damit man das Selbst liebe, deshalb liebt man Alles.

„Glaube mir, das Selbst allein muß gesehen, gehört, wahrgenommen und betrachtet werden, o Maitreyi; wenn wir das Selbst sehen, hören, wahrnehmen und erkennen, dann ist Alles erkannt.“ 5

„Mögen die Brahmanen den verlassen, der die Brahmanen anderswo, als im Selbst sucht.

„Mögen die Krieger den verlassen, der die Krieger anderswo, als im Selbst sucht.

„Mögen die Welten den verlassen, der die Welten anderswo, als im Selbst sucht.

„Mögen die Götter den verlassen, der die Götter anderswo, als im Selbst sucht.

¹⁾ Das Auge heißt göttlich, weil es nicht nur Gegenwärtiges, sondern auch Vergangenes und Zukünftiges wahrnimmt.

„Mögen die Geschöpfe den verlassen, der die Geschöpfe anderwärts, als im Selbst sucht.

„Möge Alles den verlassen, der Alles anderwärts, als im Selbst sucht.

„Die Brahmanen, die Krieger, die Welten, die Götter, die Geschöpfe, dies All, alles ist das Selbst.“ 6

„Wie nun Niemand die Töne einer geschlagenen Trommel für sich ergreifen kann, wenn er aber die Trommel ergreift oder den Schläger, dann auch den Ton ergriffen hat, 7

„Wie Niemand die Töne einer geblasenen Muschel für sich ergreifen kann, wenn er aber die Muschel ergreift oder den Bläser, dann auch den Ton ergriffen hat, 8

„Wie Niemand die Töne einer gespielten Laute für sich ergreifen kann, wenn er aber die Laute ergreift oder den Lautenspieler, dann auch den Ton ergriffen hat, 9

„Wie aus einem aufgeschürten, mit feuchtem Holz angezündeten Feuer Rauchwolken gesondert hervorgehen, so, o Maitreyi, ist aus diesem großen Wesen hervorgehaucht dies All, der Rig-veda, Yajur-veda, Sama-veda, die Atharvängirasas, der Itihāsa (Sage), das Purāna (Legende), die Wissenschaft, die Upanischaden, Slokas (Verse), Sūtras (Regeln), Glossen, Commentare u. Aus ihm allein sind diese alle hervorgehaucht.“ 10

„Wie nun der Mittelpunkt aller Wasser das Meer, aller Gefühle die Haut, aller Geschmäcke die Zunge, aller Gerüche die Nase, aller Farben das Auge, aller Töne das Ohr, aller Vorstellungen der Geist, aller Wissenschaften das Herz, aller Thätigkeiten die Hände, aller Bewegungen die Füße, aller Veda's die Sprache — 11

„Wie ein Stück Salz, wenn es in's Wasser geworfen, sich im Wasser auflöst, und nicht wieder herausgenommen werden kann, wo man es aber kostet, da ist es Salz, so steigt dies große anfangslose und endlose, ganz aus Wissen bestehende Wesen aus diesen Geschöpfen hervor, und geht wieder in ihnen unter. Nachdem er fortgegangen (gestorben), gibt es keine Erkenntniß mehr, o Maitreyi.“ So sprach Yāgnavalkya. 12

Da erwiderte Maitreyi: „Herr, Du hast mich verwirrt, wenn Du sagst, daß, nachdem er fortgegangen, es keine Erkenntniß mehr gibt.“

Aber Yāgnavalkya sagte: „O Maitreyi, Ich habe nichts gesagt, was Dich verwirren sollte; dies ist genug, Geliebte, zur Erkenntniß.“ 13

„Denn so lang, als es Zwei gibt, sieht Einer den Andern, Einer riecht den Andern, Einer hört den Andern, Einer grüßt den Andern, Einer merkt den Andern, Einer erkennt den Andern. Wenn aber nur das Selbst dies Alles ist, wie soll er einen Andern riechen, sehen, hören, grüßen, merken, erkennen? Wie soll er den erkennen, durch den er dies Alles erkennt? Wie soll er, Geliebte, den Erkennen erkennen?“ 14

„Man kann dies Selbst nur beschreiben, indem man sagt: Nein, nein! Er ist unsagbar, denn Niemand faßt ihn; er ist unvergänglich, denn er vergeht nicht; unberührbar, denn Niemand berührt ihn. Ungebunden, lebt er nicht, leidet er nicht. Wie soll er, Geliebte, den Kenner erkennen? So bist Du eingeweiht worden, o Maitreyi, dies ist das Unsterbliche.“

Nachdem Yāgnavalkya dies gesprochen, ging er fort in den Wald.“

Yama und Nakiketas.

Schließlich einige Auszüge aus einer der bekanntesten unter den Upanischaden, der Katha-Upanishad. Sie wurde in Europa zuerst durch Ram Mohun Roy bekannt, einen Mann, der zu den erleuchtetsten Wohlthätern seines Vaterlandes, ja, man kann wol mehr sagen, zu den erleuchtetsten Wohlthätern der Menschheit gehört. Eine frühere Uebersetzung aus dem Persischen war ziemlich unbeachtet geblieben. Diese Upanishad ist seitdem oft überseht und behandelt worden, und verdient in der That die ganze Aufmerksamkeit aller Derer, die sich für die Entwicklung religiöser und philosophischer Ideen interessieren. Es scheint kaum, als ob wir das Werk in seiner ursprünglichen Gestalt besäßen. Manches darin kann nur als späterer Zusatz betrachtet werden. Die Erzählung selbst findet sich noch an einer anderen Stelle, nämlich im Taittirīya-Brāhmaṇa,

III, 11, 8, mit diesem Unterschied jedoch, daß im Brähmana die Befreiung von Tod und Geburt durch die Darbringung eines besonderen Opfers erreicht wird, während dies, nach der Upanishad, nur durch Erkenntniß geschehen kann.

Die Upanishad besteht aus einem Gespräch zwischen einem jungen Knaben, Namens Nakiketas und Yama, dem Beherrscher der Todten. Der Vater des Nakiketas hatte ein sogenanntes Allopfer gebracht, wobei der Opferer Alles, was er sein nennt, darbringen soll.

Sein Sohn, der seines Vaters Gelübde kennt, fragt ihn, ob er es auch wirklich erfüllen wolle.

Zu Anfang sagt der Vater nichts, endlich aber wird er ärgerlich und sagt: „Ja, ich will auch Dich dem Tode weihen.“

Da das Wort einmal gesprochen, so war der Vater gebunden, es zu halten, und seinen Sohn dem Tode zu opfern.

Der Sohn ist ganz bereit zu sterben, um seines Vaters Versprechen zu lösen.

„Ich gehe,“ sagt er, „als der Erste, an der Spitze von Vielen (die später sterben werden). Ich gehe in der Mitte von Vielen (die jetzt sterben). Was Yama (der Herrscher der Todten) thun muß, möge er es heute mit mir thun.“

„Blicke zurück, wie es mit denen war, die vor mir kamen; blicke vorwärts, wie es mit denen sein wird, die nach mir kommen. Ein Sterblicher reißt wie Korn; wie Korn stehen sie wieder auf.“

Als Nakiketas in das Todtenreich eintrat, war Yama, der Herrscher, abwesend, und sein neuer Gast war drei Tage bei ihm, ohne die ihm zukommenden Ehren der Gastfreundschaft zu empfangen.

Um dieses Versäumniß wieder gut zu machen, erlaubt ihm Yama bei seiner Rückkehr drei Wünsche.

Der erste Wunsch des Nakiketas ist, daß sein Vater ihm nicht mehr zürne.

Der zweite, daß Yama ihn ein besonderes Opfer lehren solle.

Dann kommt der dritte Wunsch. Nakiketas sagt:

„Du kennst den Zweifel; wenn ein Mensch gestorben, so sagen Einige: Er ist, Andere: Er ist nicht. Dies möchte ich wissen, von Dir belehrt. Dies ist der dritte meiner Wünsche.“

Der Tod antwortet: „Ueber diesen Punkt waren früher die Götter selbst in Zweifel. Er ist nicht leicht zu verstehen. Der Gegenstand ist dunkel. Wähle einen anderen Wunsch, o Nakiketas! Zwinge mich nicht, vergib mir diesen Wunsch.“

„Wünsche, welche Sterblichen am schwersten zu erreichen sind, bitte um sie, so viel Du willst. Schöne Jungfrauen zu Wagen, mit Musik, wie sie nie ein Sterblicher erlangt, sie sollen Dir dienen. Ich gebe sie Dir. Aber frage mich nicht über das Sterben.“

Nakiketas sprach: „Sie dauern nur bis morgen, o Tod, und sie verzehren die Kraft aller Sinne. Selbst das ganze Leben ist kurz. Behalt' Deine Pferde, behalt' Tanz und Gesang für Dich selbst.“

„Kein Mensch wird glücklich durch Reichthum. Werden wir Reichthum besitzen, wenn wir Dich sehen, o Tod? Nein, das, worüber der Zweifel existirt, o Tod, sage mir, wie es ist in jener großen Zukunft. Nakiketas wählt keinen anderen Wunsch als den, der in das Dunkle dringt.“

Endlich ist Yama mit großem Widerstreben genöthigt, sein Wissen vom Selbst zu offenbaren:

„Thoren,“ sagt er, „in Unwissenheit befangen, weise in ihren eigenen Augen, stolz auf ihr eigenes Wissen, gehn hin und her, schwankenden Schritts, wie Blinde von einem Blinden geleitet.“

„Die Zukunft erscheint dem thörichtesten Kinde nie, das in Reichthumstäumel befangen ist. Dies ist die Welt, meint er, es gibt keine andere; so kommt der Thor wieder und wieder in meine Macht.“

„Der Weise, der gelernt, sich in das Selbst zu versenken, und so den Unsichtbaren, in das Dunkle Eingegangenen, im Dunkel Weilenden, im Abgrund Liegenden, den Alten, als Gott erkannt hat, er läßt Freude und Schmerz weit hinter sich.“

„Der Weise (das Selbst) wird nicht geboren, er stirbt nicht; er kommt von nirgend, er wird nicht; der Alte ist ungeboren, unvergänglich, ewig; er wird nicht getödtet, wenn der Körper getödtet wird.“

„Das Selbst ist kleiner als klein, größer als groß, verhüllt im Innern dieser Geschöpfe. Wer keine Wünsche mehr hat und frei von Kummer ist, er sieht die Größe des Selbst durch die Gnade des Schöpfers.“

„Obgleich er still sitzt, wandert er weit, obgleich er ruht, geht er überall hin. Wer außer mir kann diesen Gott verstehen, der sich erfreut und doch sich nicht erfreut?“

„Dieses Selbst kann nicht durch den Veda erfaßt werden, nicht durch Verstand, nicht durch viel Lernen. Wen er erwählt, durch den nur ist er zu erkennen. Das Selbst wählt ihn als sein eigen.“

„Wer aber sich noch nicht vom Uebel weggewendet, wer nicht still und nicht beruhigt, nicht festen Geistes ist, der wird das Selbst durch Wissen nie erreichen.“

„Kein Sterblicher lebt durch den Athem, der hinaufgeht und durch den Athem, der hinabgeht. Er lebt durch einen andern, in dem diese beiden ruhen.“

„Nun wolan, ich will Dir dies Geheimniß verkünden, das ewige Brahman, und wie das Selbst ist nach dem Tode.“

„Einige werden wieder geboren als lebendige Wesen, Andere werden zu Stöcken und Steinen, je nach ihren Werken und ihrem Wissen.“

„Aber er, der Mann, der in uns wachet, während wir schlafen, der einen Wunsch nach dem andern schafft, er allein wird das Leuchtende genannt, das Brahman, das Unsterbliche. Alle Welten ruhen in ihm, und Niemand geht darüber hinaus. Dies ist das.“

„Wie das Feuer, das nur eins, an jeder Stelle, wo es brennt, verschieden ist, so ist das Selbst, das in allen Wesen ist, verschieden an jeder Stelle, wo es erscheint, und existirt auch noch für sich.“

„Wie die Sonne, das Auge der ganzen Welt, von den äußeren Flecken, die das Auge sieht, nicht beschmutzt wird, so wird das eine Selbst in allen Dingen vom Weltlichmerz nicht berührt, denn es ist draußen.“

„Es ist ein ewiger Denker, der unewige Gedanken denkt; obgleich nur einer, erfüllt er die Wünsche vieler. Die Weisen, die ihn in sich selbst erkennen, sie haben ewigen Frieden; und kein Anderer.“

„Die ganze Welt, wenn herausgetreten, zittert in seinem Hauch. Das Brahman ist ein großer Schrecken, wie ein gezogenes Schwert. Die, welche es kennen, werden unsterblich.“

„Er ist nicht durch Worte, nicht durch den Geist, nicht durch das Auge zu erreichen. Wie kann er anders begriffen werden, als wenn man sagt: Er ist!“

„Wenn alle Wünsche, die im Herzen wohnen, schweigen, dann wird der Sterbliche unsterblich, dann erreicht er das Brahman.“

„Wenn alle Fesseln des Herzens hier zer schnitten sind, dann wird der Sterbliche unsterblich: hier endet meine Lehre.“

Religion und Philosophie.

Nun wird man wol sagen, daß, was diese Upanishaden lehren, nicht mehr Religion, sondern einfach Philosophie ist, nur ohne systematische Form. So ist es auch, aber dies zeigt nur wieder, wie wir immer und überall die Sklaven der Sprache sind. Die Sprache hat einen Unterschied für uns gemacht zwischen Religion und Philosophie, und in Bezug auf Form und Zweck will ich gar

nicht leugnen, daß ein solcher Unterschied seinen Nutzen hat. Blicken wir aber auf die Dinge selbst, mit denen die Religion zu thun hat, so werden wir bald finden, daß sie stets dieselben gewesen, mit denen sich auch die Philosophie beschäftigt, ja denen die Philosophie ihren ersten Ursprung verdankt. Wenn das ganze Leben der Philosophie von dem Gefühl und der Wahrnehmung des Unendlichen in und über dem Endlichen ausgeht, wer kann die Berechtigung dieses Gefühls oder dieser Wahrnehmung darthun, außer der Philosoph? Wer bestimmt die Mittel, die wir haben oder nicht haben, um das Unendliche mit unseren Sinnen zu erreichen, um einzelne und daher endliche Eindrücke in Begriffe zu verwandeln? Wer beweist unser Recht, die Existenz des Unendlichen zu behaupten, trotz des immer wiederkehrenden Widerspruchs von Seiten der Sinne sowol als des Verstandes — ich nehme diese Worte in ihrer gewöhnlichen Bedeutung — wenn nicht der Philosoph? Es würde der Religion das größte Unrecht geschehen, wollten wir sie von der Philosophie trennen; wir würden alle Philosophie zu Grunde richten, beständen wir auf ihrer Scheidung von der Religion.

Die alten Brahmanen, die, wenn es zu beweisen galt, daß ihre religiösen Schriften heilig und geoffenbart und von aller profanen Literatur streng geschieden seien, größeres Talent bewiesen, als selbst die bestgeschulten Kirchenväter, rechneten die Upanischaden stets zu ihren heiligen Schriften. Die Upanischaden gehört zu ihrer Sruti oder Offenbarung; die ganze übrige Literatur, selbst ihre heiligen Gesetze, ihre epischen Gedichte, ihre Purānas bildete, was wir profane Literatur nennen würden. Die Philosophie war heiliger Boden für die alten Rischis, ganz ebenso wie Hymnen und Opfer. Alles, was sich in den Upanischaden findet, selbst wenn die eine Lehre der anderen direct zu widersprechen scheint, ist nach den apologetischen Grundsätzen ihrer orthodoxesten Theologie, absolute, unantastbare Wahrheit. Es ist interessant zu beobachten, wie spätere philosophische Systeme, die über die wesentlichsten Fragen schroff entgegengesetzte Ansichten vertreten, sich stets bemühen, eine oder die andere Stelle in den Upanischaden zu finden, die als Bestätigung ihrer Ansichten dienen kann.

Entwicklung der vedischen Religion.

Es ist aber noch ein anderer Punkt, der unsere ganze Aufmerksamkeit verdient, wenn wir ein Verständniß der vedischen Religion in ihrer schließlichen Festsetzung gewinnen wollen.

Es erlaubt keinen Zweifel, daß sich schon in den Samhitās, in den Sammlungen der vedischen Lieder, deutliche Spuren einer historischen Entwicklung beobachten lassen. Ich habe mehrmals in meinen früheren Vorträgen darauf hingewiesen, zugleich aber bemerkt, daß es nutzlos scheine, einen festen chronologischen Maßstab an diese successiven Phasen der geistigen Entwicklung anlegen zu wollen. Der Menscheng Geist wächst nicht gleichförmig. Genie ist unabhängig von Jahren und Jahrhunderten, und auch bei uns waren der fromme Liederdichter Watts und der sehr oft an indische Philosophie erinnernde Berkeley Zeitgenossen.

In alten Zeiten und während einer Periode, in der das geistige Leben eines Volkes nur erst seine ersten Keime ansetzt, wie wir dies in der vedischen

Literatur sehen, haben wir aber allerdings wol ein Recht zu sagen, daß Hymnen, in denen die Morgenröthe und die Sonne gepriesen werden, früher sind als Hymnen an Aditi, die Unendlichkeit; und daß diese Hymnen wiederum früher waren, als Lieder zu Ehren von Pragâpati, dem einigen Herrn von Allem, was Odem hat; und daß ein Lied, wie das, was ich soeben übersetzt, in dem der Dichter von dem Einen spricht, das hauchlos hauchte in sich selbst, noch späteren Ursprungs sein muß.

Eine historische Entwicklung, oder wie man es jetzt zu nennen liebt, eine Evolution, ist in den Hymnen des Veda gar leicht zu erkennen; und diese Erkenntniß ist viel wichtiger, viel belehrender, als alle rein chronologischen Maße.

Fest steht sodann, daß alle diese Hymnen, die früheren wie die späteren, schon lange existirten, ehe sie zu der Sammlung vereinigt wurden, die wir die Samhitâ des Rigveda nennen, und daß wir so ziemlich sicher gegen jede feindliche Kritik sind, wenn wir die Zeit dieser Sammlung vorläufig um 1000 vor Christi Geburt setzen.

Diese Sammlung mußte aber abgeschlossen sein, ehe wir uns die Brâhmanas verständlich machen können, so wie sie auf uns gekommen sind. Sie setzen nicht nur die Existenz der Hymnen, sondern die Existenz einer Sammlung, einer Samhitâ, voraus, so wie wir sie jetzt besitzen.

Beachten wir nun, daß in den Hymnen und in den Brâhmanas, den der nächsten Periode angehörenden theologischen Tractaten, die höchsten Belohnungen Denen versprochen werden, welche die alten Opfer gewissenhaft vollbringen. Dies lesen wir auf allen Seiten. Die Götter, denen diese Opfer dargebracht werden, sind im Ganzen dieselben Götter, welche in den Hymnen gefeiert werden, wenn auch zuzugeben ist, daß in den Brâhmanas Pragâpati, der Herr der Geschöpfe, und andere mit mehr abstracten Vorstellungen verknüpften Göttergestalten, mehr und mehr in den Vordergrund treten.

Dann folgen die Âranyakas, die, nicht nur wegen ihrer Stellung am Ende der Brâhmanas, sondern ihrem ganzen Charakter nach, wieder einer späteren Periode angehören müssen. Ihr Zweck ist zu zeigen, wie Menschen, die sich in den Wald zurückgezogen haben, gewisse Opfer vollbringen können, und zwar ohne irgend welchen Pomp und Aufwand, wie es die Brâhmanas und die späteren Sâdras verlangen, sondern durch ein rein geistiges Verfahren. Sie haben sich das Opfer einfach vorzustellen, es im Geiste oder in der Erinnerung an sich vorübergehen zu lassen, und sie erwerben sich so dasselbe Verdienst, als durch die mühselige Vollbringung wirklicher Opfer.

Endlich, und dies ist die Hauptsache, kommen die Upanishaden, und was ist ihr Zweck? Nicht nur die vollkommene Nutzlosigkeit, sondern sogar die Schädlichkeit aller äußerlichen Ceremonien nachzuweisen, jede Art von Opferhandlung, deren Beweggrund eine Hoffnung auf Belohnung ist, zu verdammen; wenn nicht die Existenz, so doch die hergebrachte Stellung der Devas als höchster Wesen entschieden zu leugnen, und zu lehren, daß es nur eine Hoffnung auf Erlösung und Seligkeit gibt, wenn nämlich das Einzel-Selbst sich im wahren All-Selbst wiedererkennt, und dort, wo allein Ruhe ist, seine Ruhe findet.

Wie diese verschiedenen Gedanken entstanden, wie einer natürlich auf den

anderen folgte, wie die, welche sie entdeckten, allein von Liebe zur Wahrheit geleitet wurden und keine Opfer scheuten, um der Wahrheit näher zu treten, dies Alles habe ich zu erklären gesucht, so gut es sich eben in wenigen Stunden erklären ließ.

Und nun drängt sich gewiß bei uns Allen die Frage auf, die auch schon oft von Anderen gestellt worden ist: Wie konnte sich eine Religion erhalten, die nicht nur die Wahrheit in den verschiedensten Farben darstellte, sondern Lehren enthielt, die im geraden Widerspruche zu einander standen? Wie konnten Menschen als Glieder derselben religiösen Gemeinschaft zusammen leben, wenn Einige behaupteten, daß es Devas oder Götter gäbe, Andere, daß es keine Devas, keine Götter gäbe; wenn Einige ihr ganzes Vermögen auf Opfer verwendeten, während Andere jedes Opfer, jede ceremonielle Handlung für Stricke der Verführung hielten? Wie konnten Bücher in ihrem ganzen Umfange als offenbart, im strengsten Sinne des Wortes, gelten, ja als über jeden Zweifel erhaben, wenn sie Ansichten enthielten, die sich gegenseitig aufhoben?

Und doch war es so in alten Zeiten und trotz aller Wechsel, welche Indien erfahren, ist es noch jetzt so, wo immer die vedische Religion sich erhalten hat. Die Thatsache ist da, das Einzige, was uns obliegt, ist zu versuchen die Thatsache zu begreifen und vielleicht eine Lehre daraus zu ziehen, die selbst in unserer Zeit nicht ganz nutzlos ist.

Die vier Kasten.

Ehe die europäische Wissenschaft sich der alten Sprache und Literatur Indiens bemächtigt hatte, pflegte man gern die Brahmanen als eine Priesterklasse hinzustellen, die mit größter Eifersucht die Schätze ihres heiligen Wissens vor den Augen der anderen Kasten verborgen hielt, um in dieser Weise ihren Einfluß über die unwissende Menge desto leichter zu behaupten. Die geringste Bekanntschaft mit der Sanskrit-Literatur reicht hin, um die vollkommene Grundlosigkeit dieser Ansicht darzuthun. Nur eine Kaste, die der Sūdras, war von der Kenntniß des Veda ausgeschlossen. Für die andern Kasten, also für den ganzen Wehr- und Nährstand, war eine Kenntniß des Veda nicht nur nicht verboten, sondern als heilige Pflicht geboten. Alle mußten den Veda auswendig lernen, und das einzige Vorrecht, welches die Brahmanen genossen, war, daß sie allein das Lehramt für den Unterricht im Veda übernehmen durften.

Es war auch nicht die Absicht der Brahmanen, daß nur die überlieferten Formen und Formeln des Glaubens oder die bloß äußerlichen Gebräuche den niederen Classen mitgetheilt werden sollten, während die esoterische Religion, wie sie in den Upanishaden vorlag, für die Brahmanen allein bestimmt war. Im Gegentheil, es gibt viele Spuren, daß diese anscheinend esoterischen Lehren ursprünglich weit mehr das Eigenthum der zweiten als der ersten Kaste waren.

Was man gewöhnlich unter dem System der indischen Kasten versteht, existirte aber noch gar nicht während des vedischen Zeitalters, oder wenigstens ist das, was man etwa Kasten im Veda nennen könnte, sehr verschieden von dem Kastensystem, welches wir in den Gesetzen des Manu finden, noch mehr von den gesellschaftlichen Zuständen des heutigen Indiens. Die alte indische Ge-

gesellschaft ist zunächst in zwei Classen getheilt, die Āryas oder die Edlen, und die Sūdras, die Diener und Sklaven.

Zweitens bestehen die Āryas aus Brāhmanas, dem geistlichen Adel, den Kshatriyas oder Rāganyas, dem weltlichen Adel, und den Vaisyas, den Bürgern. Die Pflichten und Rechte einer jeden dieser Classen sind im Ganzen dieselben, wie auch in andern Ländern des Alterthums, und verlangen unsere Betrachtung hier nicht weiter.

Die vier Āsramas oder Lebensstufen.

Was für uns viel wichtiger in der alten vedischen Gesellschaft ist als die vier Stände, sind die vier Lebensstufen oder Āsramas.

Ein Brahmane geht in der Regel durch vier¹⁾, ein Kshatriya durch drei, ein Vaisya durch zwei, ein Sūdra durch nur eine dieser Stufen, obgleich es, wie wir sehen werden, auch hiervon manche Ausnahmen gibt. Der ganze Lebenslauf war in Indien jedem Kinde genau vorgeschrieben, und so sicher es auch ist, daß die menschliche Natur sich nie ganz in die Regeln eines Systemes fügt, so haben wir doch keinen Grund zu zweifeln, daß während der alten Geschichte Indiens der Lebenslauf, wie er in ihren heiligen Büchern und namentlich in ihren Gesetzbüchern vorgeschrieben, im Großen und Ganzen so gewesen, wie er dort vorgeschrieben.

Sobald als das Kind eines Ārya geboren war, ja selbst schon vor seiner Geburt, haben seine Eltern gewisse sacramentale Gebräuche (samskāras) zu vollziehen, ohne welche das Kind nie ein Glied der Gesellschaft, oder, wenn man so sagen darf, ein Mitglied der brahmanischen Kirche werden konnte. Die Anzahl dieser Samskāras belief sich auf fünf und zwanzig und mehr. Nur Sūdras waren von diesen Gebräuchen ausgeschlossen²⁾. Andere aber, welche diese Gebräuche vernachlässigten, galten dadurch für nicht besser als Sūdras.

Erste Stufe, Lehrjahre.

Die erste Lebensstufe für den Sohn eines Ārya, sei er nun ein Brāhmana, Kshatriya oder Vaisya, beginnt mit dem siebenten bis zum elften Jahre³⁾.

Er wird dann vom Hause weggeschickt und einem Lehrer übergeben. Der Hauptzweck der ganzen Erziehung in Indien ist das Lernen des Veda. Da der Veda auch das Brahman heißt, so nennt man den Lehrling einen Brahmakārin, einen Brahma-Studenten. Die kürzeste Frist für ein Studium des Veda war 12, die längste 48 Jahre⁴⁾. Während der Schüler im Hause seines Lehrers

¹⁾ Āryavidyāsudhānidhi, p. 153.

²⁾ Nach Yama durften diese Gebräuche bis zum Upanaya, Einführung des Lehrlings, auch für die Sūdras vollzogen werden, aber ohne heilige Hymnen.

³⁾ Āryavidyāsudhānidhi, p. 101. Āpastamba Sūtras I, 1, 18. ed. Bühler. „Man soll einen Brāhmana im Frühling, einen Kshatriya im Sommer, einen Vaisya im Herbst in die Lehre geben; einen Brāhmana im achten Jahre nach der Empfängniß, einen Kshatriya im elften, einen Vaisya im zwölften Jahre.“

⁴⁾ Āpastamba Sūtras, I, 2, 12. „Wer einmal als ein Student aufgenommen ist, soll im Hause des Lehrers 48 Jahre wohnen (wenn er alle vier Veda's lernen will); 36 Jahre, 24 Jahre, 18 Jahre. Zwölf Jahre ist die kürzeste Frist.“

wohnt, muß er sich der strengsten Ordnung fügen. Zweimal des Tages, beim Sonnenaufgang und -Untergang, hat er seine Gebete zu sagen (sandhyopâsana). Jeden Morgen und Abend muß er die Runde im Dorfe machen und Alles, was man ihm gibt, hat er seinem Meister zu übergeben. Er darf selbst Nichts essen, außer was ihm sein Meister gibt. Er muß Wasser holen, Brennholz sammeln, den Boden rings um den Herd rein halten, und Tag für Tag seinem Lehrer zu Dienste stehen. Dafür lehrt ihm dann sein Meister den Veda, so daß er ihn auswendig ohne Fehler hersagen kann, und was sonst noch nothwendig ist, um ihn zu befähigen in den zweiten Stand zu treten, und ein Haushalter, ein grihastha, zu werden. Der Schüler darf Extrastunden bei anderen Lehrern nehmen (upâdhyâya), aber seine Confirmation, oder was man seine zweite Geburt nennt, kann er nur von seinem Meister und Lehrer, dem Âkârya, erhalten¹⁾.

Wenn die Lehrzeit beendigt ist, so darf der Schüler, nachdem er seinem Lehrer das nöthige Lehrgeld bezahlt, in sein väterliches Haus zurückkehren. Er heißt dann ein Snâtaka, Einer, der gebadet hat, oder ein Samâvritta, Einer, der zurückgekehrt. Wir würden sagen, er habe sein Doctorexamen absolvirt²⁾.

Einige Studenten, die sogenannten nâishthikas, bleiben während ihres ganzen Lebens im Hause ihres Lehrers und heirathen nicht, Andere, wenn der Geist sie treibt, gehen sogleich, nachdem sie ihre Lehrjahre vollendet, in das Stadium der Einsiedelei (sannyâsin) über. Namentlich für Kranke, Blinde, Krüppel gab es hier manche Ausnahmen. Aber die allgemeine Regel war, daß der junge Arya, der nun mindestens 19 oder 22 Jahre alt ist³⁾, sich verheirathen sollte⁴⁾.

Zweite Stufe, Hausjahre.

Während des zweiten Stadiums heißt der Arya ein Grihastha oder Hausbewohner. Die bis in's Kleinlichste gehenden Vorschriften sind gegeben für die Wahl einer Frau und die bei Hochzeiten nöthigen Ceremonien. Was für uns von Wichtigkeit ist, ist die Frage nach der Religion des Hausvaters. Wir wissen, daß er zu der Zeit die Hymnen des Veda auswendig gelernt hat, und wir dürfen also voraussetzen, daß er an Agni, Indra, Varuna, Pragâpati und die anderen vedischen Devas glaubt. Er hat auch die Brâhmanas studirt, und es ist seine Pflicht, eine Reihe von Opfern darzubringen, wie sie in jenen heiligen Schriften entweder verordnet, oder empfohlen sind. Er kennt auch die Ârany-

¹⁾ Einzelheiten finden sich in den alten Dharmasûtras, den wahren Quellen von Manu und anderen metrischen Lehrbüchern. Eine Uebersetzung der Dharmasûtras von Âpastamba, Gautama etc. wird in den „Sacred Books of the East“ erscheinen.

²⁾ Der Titel Snâtaka bleibt ihm nicht nur von der Zeit seiner Rückkehr in das väterliche Haus bis zu seiner Heirath, sondern Zeit Lebens. Siehe Âryavidyâsudhânidhi, p. 131.

³⁾ Da er seine Lehrjahre im 7. Jahre antreten kann und die kürzeste Frist zwölf Jahre ist, und dann, nach Einigen, das Studium der Mahânâmni und anderer Gebräuche, noch drei Jahre nimmt, so war 19. bis 21. die früheste Zeit zur Heirath im alten Indien.

⁴⁾ Manu sagt noch, daß dreißig Jahre das richtige Alter für einen Mann zum Heirathen sei, und zwölf für ein Mädchen; daß aber das Gesetz erlaubt, daß ein Mann von vierundzwanzig und ein Mädchen von acht Jahren sich verheirathe.

akas und die Upanischaden auswendig¹⁾ und wenn er sie verstanden hat und sein Geist erleuchtet worden ist, so weiß er, daß dieses zweite Stadium die Zeit des thätigen Hauslebens, wieder nur eine Vorbereitung für das dritte, höhere Stadium ist, was folgen wird. Niemand aber darf in das dritte, höhere Stadium eintreten, außer wer seinen Durchgang durch das erste und zweite genommen. Dies ist wenigstens die Regel, obgleich auch hier manche Ausnahmen statt gefunden haben müssen, namentlich bei Fällen von Heirathsunfähigkeit.

Während seiner Hausjahre hat ein Familienvater mindestens die fünf sogenannten großen täglichen Opfer darzubringen, nämlich:

- 1) Selbststudium oder Lehren des Veda,
- 2) Darbringung von Opfergaben für die Manen der Väter,
- 3) Darbringung von Opfern an die Götter,
- 4) Darbringung von Speise an lebende Wesen,
- 5) Gastfreundschaft.

Nichts kann besser sein als das tägliche Leben eines solchen Hausvaters, wie es in den sogenannten Grihya-sūtras, den Regeln für die Hausopfer, dargestellt ist. Es mag ja nur ein Ideal gewesen sein, aber selbst als ein Ideal zeigt es eine Ansicht vom Leben, wie wir es selten wieder finden.

Es war z. B. eine sehr alte Anschauung in Indien, daß jeder Mensch als ein Schuldner geboren werde; daß er zuerst den Weisen, den Stiftern und Vätern seiner Religion, eine Schuld schulde, dann den Göttern, dann seinen Eltern²⁾.

Die Schuld, welche er den Weisen schuldet, bezahlt er als Schüler, indem er genau den Veda auswendig lernt. Die Schuld, die er den Göttern schuldet, bezahlt er als Hausvater, durch eine Anzahl von Opfern, groß und klein. Die Schuld, die er seinen Eltern schuldet, bezahlt er durch Opfer an die Manen und dadurch, daß er selbst ein Vater von Kindern wird.

Nachdem er diese drei Schulden abgetragen, ist ein Mann dieser Welt quitt.

Außer diesen Pflichten aber, die jeder gläubige Arya zu erfüllen hatte, gab es dann noch eine große Anzahl von Opfern, deren Vollbringung man von ihm erwartete, wenn er die Mittel dazu besaß, theils tägliche, theils beim Mondwechsel, beim Jahreszeitwechsel, im Herbst oder zur Zeit der Sonnenwenden zu vollbringende. Um diese Opfer der Vorschrift gemäß darbringen zu können, bedurfte man der Beihilfe geschulter Priester, und zu vielen gehörte ein großer Aufwand. Sie waren nur für Aryas bestimmt, für Glieder der drei oberen Klassen, und man nahm an, daß während eines solchen Opfers ein Kshatriya und ein Vaisya zeitweilig als Brähmanas gälten. Der Lohn für die

¹⁾ Siehe Apastamba-sūtras II, 2, 5, 1; Sat. P. Brähm. X, 3, 5, 12. tasya vā etasya yagnasya rasa evopanishat.

²⁾ Manu VI, 35. „Wenn er seine drei Schulden bezahlt hat, die an die Weisen, die an die Manen, und die an die Väter, so mag er seinen Geist der ewigen Seligkeit zuwenden; tief aber würde der fallen, der sich versinge, ewige Seligkeit zu suchen, ohne zuvor diese seine Schulden bezahlt zu haben. Nachdem er die Vedas gelernt und zwar in der vom Gesetz vorgeschriebenen Form, nachdem er einen ehelichen Sohn erzeugt, und die Opfer nach besten Kräften vollbracht hat, mag er sein Herz der ewigen Seligkeit zuwenden.“ Ibid. XI, 66. Zuweilen wird die Zahl der Schulden auf vier bis fünf erhöht. Siehe Boehthlingk und Roth, Sanskrit Lexikon, s. v.

Opfer fiel, da sie nur von Brähmanas vollbracht werden konnten, in die Hände der Priester. Einige dieser Opfer, wie z. B. das Pferdeopfer und Râgasûyaopfer konnten nur zum Frommen von Kshatriyas dargebracht werden. Sûdras waren von allen Opfern ausgeschlossen, obwohl auch in diesem Punkte später einige Concessionen gemacht wurden, nur mit dem Vorbehalt, daß man niemals heilige vedische Hymnen bei Opfern zum Besten von Sûdras gebrauchen sollte. Nach dem, was wir von den alten Zeiten Indiens, von 1000 bis 500 vor Anfang unserer Zeitrechnung, wissen, könnte man sagen, daß fast jede Stunde im Leben eines Brahmanen unter der strengsten Disciplin stand, bei Tag oder Nacht, von Anfang bis zum Ende des Jahres. Die kleinste Vernachlässigung seiner heiligen Pflichten brachte schwere Buße, ja Verlust der Kastenrechte mit sich, ohne der für ein künftiges Leben angebrohten Strafen zu gedenken, während eine gewissenhafte Ausführung seiner Gebete und seiner Opfer dem Frommen nicht nur ein langes, glückliches Leben auf Erden, sondern auch die höchste Glückseligkeit im Himmel sicherte.

Dritte Stufe, Waldjahre.

Jetzt aber kommen wir zu der eigenthümlichsten und für uns lehrreichsten Epoche im Leben der alten Indier. Wenn der Vater einer Familie merkte, daß seine Haare grau wurden und wenn er das Kind seines Kindes gesehen hatte, so wußte er, daß die Zeit für ihn gekommen, sich von der Welt wegzuwenden, Alles, was er sein eigen genannt, seinen Söhnen zu überlassen, ja, wenn es ihm gut dünkte, sein Haus aufzugeben und in den Wald zu ziehen. Er hieß dann ein Vânaprastha. Seiner Frau war es frei gestellt, ihm zu folgen oder nicht, je nachdem ihr Geist mehr dem Ewigen oder dem Zeitlichen zugewendet war. Es herrschte nämlich, wie dies begreiflich ist, gerade in Bezug auf das Waldleben eine große Verschiedenheit von Ansichten unter verschiedenen Lehrern, an verschiedenen Orten, und zu verschiedenen Zeiten. Diese Verschiedenheiten müssen noch genau gesammelt und geordnet werden, und werden uns dann vielleicht einen tieferen Blick in die Entwicklung der socialen Theorien der alten Indier erlauben. Die Hauptschwierigkeit bei allen diesen Untersuchungen ist, zu bestimmen, ob die Ansichten verschiedener Autoritäten locale Gründe haben, dann also gleichzeitig gewesen sein können, oder ob sich aufeinander folgende Stufen in der historischen Entwicklung der indischen Gesellschaft darstellen. Um nur einen Punkt zu berühren, so ist es klar, daß an Orten oder zu Zeiten, wo die Großväter die Regel des Waldlebens streng beobachteten, die Erbschaftsgesetze eine sehr eigenthümliche Form angenommen haben müssen; und es begreift sich, wie, so lange man den Frauen die Wahl ließ ihren Männern in den Wald zu folgen oder nicht, auch dies einen großen Einfluß auf das alte Familienleben geübt haben muß.

Was nun aber, trotz aller dieser Abweichungen, ganz klar und gewiß scheint, ist, daß ein Mann, nachdem er einmal in das Waldleben eingetreten, die größte Freiheit im Denken und Handeln genoß. Eine Zeit lang konnte er noch gewisse fromme Handlungen verrichten, aber in den meisten Fällen geschah dies nur im Geiste. Es war genug, ein Opfer durchzudenken, es sich geistig vorzustellen, wie

wir etwa eine Symphonie von Beethoven durchdenken, und er hatte damit Alles gethan, was man von ihm verlangen konnte.

Später jedoch hörte auch diese Beschäftigung auf. Wir lesen von Vānaprasthas, die sich den härtesten Bußübungen unterzogen, dem sogenannten Tapas; aber die Ueberzeugung, daß Alles, was der Mensch aus selbstsüchtiger Absicht thut, namentlich mit Hoffnung auf Belohnung in der nächsten Welt, nicht nur nutzlos, sondern schädlich sei, gewann mehr und mehr die Ueberhand, und die einzige Beschäftigung, die schließlich den Waldbewohnern übrig blieb, war die Selbstbeschauung im wahrsten Sinne des Wortes, d. h. ein Erkennen des wahren und innigen Verhältnisses zwischen dem Einzel-Selbst und dem ewigen All-Selbst.

Viele Fragen von der höchsten Wichtigkeit für die Geschichte Indiens werden erst dann ihre wahre Lösung erhalten, wenn wir die richtige Stellung und den socialen Einfluß des Waldlebens uns ganz klar gemacht haben werden. Für unsere Zwecke genügt es, zwei Punkte im Auge zu behalten:

Erstens, daß es nach dieser dritten Stufe noch eine vierte oder letzte gab, die der Sannyāsin, die sich von aller menschlichen Gesellschaft zurückzogen, und nach einsamem Herumschweifen in der Wildniß sich froh in die Arme des Todes warfen. Diese Stufe von der vorhergehenden genau zu scheiden ist oft schwer. Die gewöhnlichen Namen für den in das letzte Stadium eingetretenen Sannyāsin sind bhikshu, yati, parivrāg, oft auch muni, doch wechselt der Gebrauch bei verschiedenen Schriftstellern. Der hauptsächlichste Unterschied zwischen diesen beiden Stadien war ursprünglich, daß die Mitglieder der drei ersten Āsramas immer noch auf Belohnung im Himmel, in einer Art von Paradies hofften (*trayaḥ punyalokabhāgaḥ*), während der Sannyāsin, der alle Werkheiligkeit von sich abgeschüttelt, nur nach wahrer Unsterblichkeit im Brahman trachtete (*eko mr̥batvathāk, brahmasamsthaḥ*).

Zweitens, daß dieses dritte Stadium des Waldlebens, welches ein so charakteristischer Zug in der alten Literatur Indiens ist, und auch noch in späteren Werken, wie in dem Gesetze Manu's und in den epischen Gedichten vollkommen anerkannt wird, später abgeschafft und verboten wurde, wie es scheint, weil es sich zu sehr dem nähert, was wir uns gewöhnt haben Buddhismus zu nennen, was aber in mancher Beziehung eine vollkommene Realisirung und Durchführung des Waldlebens genannt werden könnte¹⁾.

Daß nun aber in der alten Geschichte Indiens dieses Waldleben nicht etwa nur eine poetische Fiction war, das wissen wir, theils aus der alten Sanskrit-Literatur selbst, theils auch aus den griechischen Schriftstellern, denen Nichts so merkwürdig schien als, neben dem geschäftigen Leben der Städte und Dörfer, diese großen Waldeinsiedeleien indischer Weisen zu finden, die sie im engen Anschluß an das Sanskritwort vānaprastha, *ἰλόβιοι*, Waldbewohner, nannten.

¹⁾ In dem Commentar zu den Āpastamba-sūtras I, 6, 18, 31, heißt es ganz offen, daß wer, ohne das Gesetz beobachtet zu haben, aus freien Stücken in den Wald geht oder Einsiedler (sannyāsin) wird, vermieden werden solle, und man nennt dabei als Beispiele die Sākyādayaḥ, d. h. die Buddhisten etc.

Für uns hat dieses alte indische Waldleben sein hauptsächlichstes Interesse darin, daß es uns eben eine ganz neue Auffassung des menschlichen Lebens zeigt. Man kann wol sagen, daß etwas Ähnliches bei den christlichen Anachoreten des vierten Jahrhunderts zu finden sei, nur daß die indischen Einsiedeleien eine weit frischere Luft athmeten, geistig wie körperlich, als die Höhlen und Zufluchtsstätten der christlichen Heiligen. Ob die Idee selbst, sich von der Welt zurückzuziehen, um im Walde oder in den Wüsten zu leben, den christlichen Einsiedlern zuerst aus Indien durch buddhistische Pilger zu gekommen sein mag, die selbst wieder in directer Linie von den alten indischen Vānaprasthas abstammten, ob einige der mir noch immer unbegreiflichen Uebereinstimmungen zwischen buddhistischen Gebräuchen und Ceremonien und den Gebräuchen und Ceremonien der römisch-katholischen Kirche (ich brauche nur Tonsur, Rosenkränze, Klöster, Nonnen, Beichte [jedoch öffentliche] und clericales Cölibat zu nennen), zu gleicher Zeit ihren Weg von Indien nach dem Westen gefunden, dies sind Fragen, die bis jetzt nicht befriedigend beantwortet werden können. Mit Ausnahme dieser christlichen Einsiedler aber, scheinen die Indier die einzige civilisirte Nation gewesen zu sein, die das klare Bewußtsein hatte, daß es eine Zeit im Leben des Mannes gäbe, wo es gut für ihn ist, jüngern Leuten Platz zu machen, und durch ein ungestörtes Betrachten der großen Probleme unserer Existenz hier und jenseits, sich für den Abschied von diesem Leben vorzubereiten. Um die Weisheit einer solchen Philosophie des Lebens schätzen zu lernen, müssen wir aber nicht vergessen, daß wir von Indien, nicht von Europa sprechen. In Indien ist der Kampf um's Leben im Ganzen kein schwerer. Die Erde bietet ohne viel Arbeit Alles, was zum Leben nothwendig ist, und das Klima ist so, daß ein Leben im Walde nicht nur möglich, sondern sehr angenehm ist. Mehrere Worte für den Wald in den indo-europäischen Sprachen bedeuteten ursprünglich Freude und Wonne. Während in Europa die alten Leute immer fort und fort zu arbeiten hatten, um ihre Stellung in der Gesellschaft als ein Kreis von Aeltesten, ein Senatus, zu behaupten, und die zu kühnen und zu edelmüthigen Pläne der jüngeren Generation zu mäßigen, zuweilen auch mehr als nöthig zurückzuhalten, ließen die Eltern in Indien ihren herangewachsenen Kindern, wenn sie selbst Väter von Kindern geworden, freieren Spielraum und zogen es vor, die letzten Jahre ihres Lebens in Ruhe und Frieden zu genießen.

Leben im Walde.

Wir sind beim Beurtheilen der alten Völker immer der Versuchung ausgelegt, uns selbst für viel weiser zu halten, als unsere arischen Vorfahren. Wir sind gleich mit der Antwort bereit, daß man Ruhe und Frieden im Herzen haben kann, auch ohne im Walde zu leben. Die Alten wußten dies aber eben so gut als wir. Oft lesen wir bei den alten Indiern, daß ein Mann, obgleich er in den Waldfrieden eingekehrt, sein Herz voll von Begierden und Leidenschaften haben kann. Oft lesen wir, daß ein Mensch, auch mitten im Treiben des Lebens, in seinem Herzen eine Einsiedelei findet, wo er allein mit sich selbst und seinem wahren Selbst leben kann.

So lesen wir in den Gesetzen Yagnavalkyas, III, 65 (Uebersetzung von Stenzler):

„Nicht die Einsiedelei ist die Ursache der Tugend; diese entsteht nur, wenn sie ausgeübt wird. Deshalb, was ihm selbst unangenehm ist, das thue er auch Andern nicht.“

Ähnlich heißt es bei Manu, VI, 66:

„Selbst wer gegen die Regeln verstoßen hat, möge Tugend üben, in welcher Lebensstufe (ārvama) er sich befinde, indem er Gleichmuth gegen alle Wesen übt. Äußere Zeichen sind nicht Tugendmittel.“

Ebenso lesen wir im Mahābhārata (Śāntiparva, 5961):

„Wozu braucht ein Mann, der sich selbst beherrscht, in den Wald zu gehn, und was nützt der Wald einem Menschen, der sich nicht selbst beherrscht? Wo ein Mensch wohnt, der sich selbst beherrscht, da ist der Wald, da ist die Einsiedelei.“

„Selbst wenn er stattlich gekleidet in seinem Hause bleibt, wird ein Weiser, der rein, edel und sein Leben lang voll von Mitleiden ist, von allen Sünden erlöst.“ (Vanaparva 13,450.)

„Mit drei Stäben zu gehn, Stillschweigen zu beobachten, Haarflechten zu tragen oder das Haar abzuschneiden, sich in Baumrinne oder Felle zu kleiden, Gelübde zu erfüllen, Abwaschungen zu vollziehen, Feueropfer zu bringen, im Walde zu wohnen und den Körper zu kasteien, dies Alles ist vergebens, wenn der Geist nicht fleckenlos ist.“ (Vanaparva, 13,445.)

Solche Ideen gewannen immer mehr die Oberhand und trugen ohne Zweifel viel zum Siege des Buddhismus bei, der alle Opfer und äußeren Zeichen für werthlos erklärte. So lesen wir in den im Dhammapada gesammelten buddhistischen Sprüchen (X, 141, 142)¹⁾:

„Nicht Nacktheit, nicht geflochtenes Haar, nicht Schmutz, nicht Fasten, oder auf dem Boden schlafen, nicht sich mit Staub zu reiben oder bewegungslos zu sitzen kann einen Sterblichen reinigen, der seine Begierden nicht überwunden hat.“

„Wer, wenn auch in stattlichen Anzug gekleidet, Gleichmuth übt, still, ruhig, selbstbeherrscht und keusch ist, wer keinem Geschöpfe ein Leid anthut, der ist ein Brāhmana, ein Sramana, ein Bhikshu.“

Alle diese Gedanken waren den alten Indiern geläufig, und waren von ihnen in den verschiedensten Weisen ausgedrückt worden, sowol in ihrer religiösen als in ihrer weltlichen Dichtung. Ich will nur noch die bekannte Episode aus dem Mahābhārata erwähnen, wo Sulabhā, eine wahre Philosophin, in der Gestalt eines schönen Mädchens vor König Ganaka tritt, und ihm beweist, wie er sich selbst täuscht, wenn er wähnt, daß ein Mensch zu gleicher Zeit ein König und ein Weiser sein, in der Welt und doch außer der Welt leben könne. Es ist dies derselbe König Ganaka von Videha, der, als seine Residenz Mithilā abbrannte, sich rühmte: „Wenn Mithilā in Flammen steht, von mir brennt Nichts²⁾“.

Die alten Brahmanen ließen sich durch dies Alles nicht irre machen. Sie hielten fest daran, daß, wenn das erste und zweite Stadium in unserem Leben vorüber sind, wenn ein Mann über Fünfzig ist — was wir in unserem nie zu sättigenden Hunger nach Arbeit die besten Jahre des Lebens nennen — die Zeit für ihn gekommen sei, daß er in sich eintehre, daß er rückwärts und vorwärts blicke, ehe es zu spät sei.

Es wäre hier kaum an der Stelle, die Vortheile dieser beiden Lebensansichten

¹⁾ Buddhaghosha's Parables, ed. M. M. 1870, p. XCVIII.

²⁾ Dhammapada, translated by M. M. p. CXV.

in ihrer culturhistorischen Bedeutung näher zu erwägen, in wie fern sie den Fortschritt wahrer Civilisation und die Erreichung der höchsten Zwecke des menschlichen Lebens entweder beschleunigen oder verzögern. Nur gegen Eines kann man nie genug warnen, nämlich Alles, woran wir gewöhnt sind, als das einzig Richtige zu betrachten, alles Andere als fremdartig oder kindisch zu verdammen. Ohne Zweifel haben unsere Alten, unsere Frauen, unsere Senatoren dem Staate und der Menschheit große Dienste geleistet; aber wie oft lehrt uns auch die Geschichte, daß die bloße Autorität der Alten die freieren und wärmeren Gefühle der Jugend gehemmt und erdrückt hat. Es ist ja gewiß ein ganz wahres Wort, daß junge Leute meinen, die Alten seien Narren, und daß alte Leute wissen, daß die Jungen es sind; aber die Geschichte lehrt uns von manchem großen Manne, daß in demselben Maße, in welchem die Frische der Gefühle und die Kraft seines Geistes abnahmen, sein Ansehen und sein Einfluß, öfter zum Schaden des Gemeinwohles als zum Nutzen, zugenommen.

Vor allen Dingen müssen wir nicht vergessen, daß dies Leben im Wald für die alten Indier nicht etwa ein unfreiwilliges Exil war. Nein, es galt als ein Privileg, und wir sehen, wie ursprünglich Niemand Zutritt zum Waldleben erhalten sollte, der nicht vorher sorgsam alle Pflichten der Lehrjahre und Hausjahre erfüllt hatte. Diese vorhergehende Disciplin galt als unentbehrlich, um die Leidenschaften des menschlichen Herzens zu zähmen. Während dieser Probezeit, also während des größten Theiles des menschlichen Lebens, gönnte man dem Einzelnen wenig Freiheit im Denken oder Handeln. Wie der Lehrling unterrichtet worden war, so hatte er zu glauben, zu beten und zu opfern. Der Veda war für ihn ein heiliges Buch, und seine Ansprüche auf einen übernatürlichen Ursprung wurden in der apologetischen Literatur der alten Brahmanen sorgfamer gewahrt und vertheidigt, als in der theologischen Literatur irgend eines anderen Volkes.

Aber trotz alledem, so wie ein Mann in das dritte und später in das vierte Stadium des Lebens getreten, war er aller Fesseln entbunden. Er mochte eine Zeit lang noch gewisse äußerliche Ceremonien beobachten, seinen Veda, wie er ihn als Knabe gelernt, wiederholen, seine Gebete hersagen, aber sein Hauptzweck war in Zukunft seine Gedanken von der Welt abzuziehen, und dieselben mehr und mehr auf das ewige Atman-Selbst zu concentriren, das ihm in den Upanishaden offenbart worden war. Je mehr er seine wahre Heimath dort fand, desto leichter konnte er Alles aufgeben, was er früher sein eigen genannt, desto besser konnte er sich seines Ichs mit Allem, was bloß persönlich und daher vergänglich war, entkleiden, um sein wahres Selbst im ewigen Selbst wiederzufinden; desto mehr fielen alle Fesseln des Gesetzes, der Gewohnheit, der Kaste, der Tradition und aller bloß äußerlichen Religion von ihm ab. Der Veda hieß von nun an das niedere Wissen. Opfer gar galten für Versuchungen; die alten Götter, Agni und Indra, Mitra und Varuna, auch Visvakarman und Pragâpati verschwanden als bloße Namen. Es blieb nur noch der Atman, das subjective Selbst und Brahman, das höchste Selbst, und die höchste Erkenntniß wurde in den Worten ausgedrückt, tat tvam asi, Du bist es — Du, Du selbst, Dein wahres Selbst, das was Dir nie genommen werden kann, wenn alles Andere,

daß eine Zeitlang Dein zu sein schien, schwindet, wenn Alles, was geschaffen war, vergeht, wie ein Traum — Dein eigenes wahres Selbst gehört dem Ewigen Selbst. Der Ätman, das Selbst in Dir, ist das wahre Brahman, von dem Du nur auf eine Zeit entfremdet warst durch Geburt oder Tod, das Dich aber wieder in sich aufnimmt, so bald Du nur zu ihm und zu Dir selbst kommst.

Brahman.

Ich habe bei dieser Darstellung das Wort Brahman nur selten gebraucht, weil mir, offen gesagt, das, was bei allen diesen Begriffen das Wichtigste ist, nämlich die erste Entwicklung des Wortes, noch immer sehr dunkel ist. So wie für alle abstracten Begriffe, muß es auch für Brahman einen handgreiflichen Anfang gegeben haben; aber bis jetzt habe ich ihn vergebens gesucht.

Die Wurzel des Wortes ist wol ohne Zweifel *brih* oder *vrih*. Die Bedeutungen, welche indische Grammatiker dieser Wurzel beilegen, sind: in die Höhe richten, streben, wachsen. Diese drei lassen sich leicht auf eine Bedeutung zurückführen, nämlich: stoßen, treiben. Intransitiv würde dies empor springen, in die Höhe treiben, wachsen bedeuten, transitiv vorwärts bringen und in die Höhe richten.

Zwischen diesen Bedeutungen jedoch und den Erklärungen, welche die ältesten Erregten von Brahman geben, scheint es noch keinen faßlichen Zusammenhang zu geben. Yaska erklärt nämlich *brahman* in der Bedeutung von Speise oder Reichthum. Sâyana nimmt diese Erklärungen an und fügt noch andere hinzu, nämlich Hymnus, Loblied, Opfer, auch groß (*brihat*). (Siehe Haug, Ueber die ursprüngliche Bedeutung des Wortes *Brahma*, 1868, p. 4.) Professor Roth gibt als die erste Bedeutung des Wortes 1) die als Drang und Fülle des Gemüthes auftretende und den Göttern zustrebende Andacht, überhaupt jede fromme Aeußerung beim Gottesdienst, 2) heiliger Spruch, 3) heiliges Wort, Gotteswort, 4) heilige Weisheit, Theologie, Theosophie, 5) heiliges Leben, insbesondere Keuschheit, 6) der höchste Gegenstand der Theosophie, der unpersönlich gedachte Gott, das Absolutum, 7) der Stand, welcher Inhaber und Pfleger des heiligen Wissens ist, die Clerisei. Professor Haug meint im Gegentheil, daß *brahman* ursprünglich einen kleinen Besen, aus *Kusagrass* gemacht, bedeutete, der während des Opfers herumgegeben wird und auch *veda* hieß, nämlich das Gebundene, das Bündel, ganz von *veda*, Wissen, verschieden. Er identificirt es, wie Benfey vor ihm, mit dem *Zend baresman*, der stets bei der Izeschne-Ceremonie gebraucht wird, die selbst wieder ein Reflex des vedischen Somaopfers ist. Er glaubt also, daß die ursprünglich materielle Bedeutung des Wortes *brahman* Sprosse war (lat. *virga*), dann Wachsthum, Wohlfahrt, und, da die Wohlfahrt jedes Opfers von den Hymnen und Gebeten abhängig war, so sollen auch diese und dann das Opfer selbst *brahman* genannt worden sein, ja diese Wohlfahrt soll schließlich zur Bezeichnung der ersten Ursache aller Dinge dienen haben.

Ich gestehe, daß ich mich in keine dieser zwei biographischen Skizzen des Wortes *brahman* recht hinein denken kann. Ohne hier den Versuch zu wagen, meine eigene Ansicht von dem Ursprung und der Entwicklung des Wortes auseinander

zu sehen, will ich wenigstens hervorheben, daß Indische Grammatiker der Wurzel *br̥ih* noch eine dritte Bedeutung geben, nämlich: tönen oder sprechen. Daß nun das „Wort“, in seiner allgemeinsten Bedeutung, als Etwas aufgefaßt wurde, das hervortreibt, hervortwächst, das auch nicht nur selbst hervortritt, sondern die Gegenstände, die es bezeichnet, herausdrückt und treibt, und daß dies namentlich für Worte gilt, die Götter bezeichnen sollen, dies Alles ist verständlich. Von der Wurzel *vr̥ih*, wie sie sich nach dieser Richtung hin entwickelte, haben wir zunächst das Lateinische *verbum*, das Gothische *vaurd*, denn beide sind dasselbe Wort (vergl. *barba* = Isl. *barðr*; *urbs* = Sk. *ardha*, etc.; Ascoli, Ruhn's Zeitschrift XVII, 334). Wie weit die Inder ein Bewußtsein von dieser ursprünglichen Bedeutung von *br̥ih* und *brahman* bewahrten, ist schwer zu sagen; jedenfalls aber ist es wichtig zu bemerken, daß sie *Brihaspati* (Herr von *br̥ih*), als Name eines Gottes, synonymisch mit *Vākas-pati* (Herr von *vāk*, Rede) gebrauchen. (*Bṛihadāraṇyaka*, I, 3, 20.) Von derselben Wurzel nun, in der Bedeutung von wachsen, haben wir im Sanskrit *barhis*, Sprossen, Gras, Grasbündel, im Lateinischen *virga*. Auch das Lateinische *verbenae*, die heiligen von den Fetialen getragenen Zweige, endlich auch *verbera* (*verberibus caedi*) mag von derselben Wurzel kommen. Die weitere Entwicklung von *brahman*, Wort, zu Preis, Gebet, Opfer, verlangt eine genauere Ausführung, als ich sie hier geben kann. Ich will nur im Voraus gegen die Idee Verwahr einlegen, daß wir etwa hier im Sanskrit eine Art von *Logos* haben. Obgleich *Brahman* schließlich die letzte Ursache des Universums bedeutet und oft mit dem höchsten Selbst oder *Ātman* zusammenfällt, so ist doch seine Entwicklung sehr verschieden von der des Alexandrinischen *Logos*, und jedenfalls sind diese beiden Gedankenströmungen historisch durchaus unabhängig von einander.

Das Ende.

Hier also, wo das Selbst im Brahman zu sich selbst gekommen, ist das Ende des Weges, den wir zusammen gehen wollten. Hier war das Unendliche, dessen Gegenwart in den Bergen und Flüssen, in der Sonne und dem Himmel, in der goldenen Morgenröthe, im Himmelsvater, dann im *Visvakarman*, dem Schöpfer aller Dinge, und in *Pragāpati*, dem Herrn aller lebenden Wesen gefühlt und geahnt worden war, endlich in seiner höchsten und reinsten Form erschienen, die der Indische Geist überhaupt erreichen konnte. Können wir es begreifen, sagten sie, können wir es erklären? Nein, erwiderten sie. Das Einzige, was wir von ihm aussagen können, ist Nein, nein! Nein, er ist nicht dies, nein, er ist nicht das. Er ist nicht der Schöpfer, nicht der Vater, nicht der Himmel und die Sonne, nicht die Flüsse oder die Berge. Mit welchem Namen wir ihn auch benannt haben, das ist er nicht. Wir können ihn nicht begreifen, aber wir können ihn fühlen. Wir können ihn nicht nennen, aber wir können ihn wahrnehmen. Und wenn wir Ihn, und sein Selbst, einmal gefunden, so lassen wir ihn nicht wieder. Wir haben Ruhe, Frieden, Freiheit und Seligkeit.

Sie warteten dann noch ruhig die wenigen Jahre, ehe der Tod sie aus diesem Erdentraum erlöste. Sie thaten Nichts, um ihr Leben zu verlängern, hielten es aber für unrecht, sich selbst das Leben zu nehmen. „Man soll weder den Tod

wünschen," sagt Manu (VI, 45), „noch das Leben. Warte, bis deine Zeit kommt, so wie ein Diener auf seinen Lohn wartet." Sie hatten erreicht, was ihnen wie ewiges Leben auf Erden schien, und sie waren überzeugt, daß keine Geburt, kein Leben, kein Tod sie je wieder von dem ewigen Selbst trennen könne, nachdem sie es einmal gefunden.

Und dennoch glaubten sie nicht an die Vernichtung ihres eigenen Selbsts. Erinnern Sie sich des Dialogs zwischen Indra und Pragapati, und wie Indra ruhig wartet, bis er das wahre Selbst erkannte. Er glaubt das Selbst erst im Schattenbild im Wasser, dann in der Seele, die träumt, dann in der Seele im bewußtlosen Schlaf gefunden zu haben. Aber Nichts befriedigt ihn. Nein, sagt er, was hilft mir diese Lehre? Man würde ja dann kein Selbst nicht mehr kennen, daß es Ich ist, noch diese Wesen; man wäre ganz untergegangen.

Aber was antwortet der Lehrer:

„Dieser Körper ist sterblich, stets vom Tode gehalten. Er ist die Wohnung des Selbst, welches unsterblich und körperlos ist. Während das Selbst im Körper weilt (indem es denkt, ich bin dieser Körper), ist es unter Freude und Schmerz. So lange als es im Körper ist, entgeht es nie der Freude und dem Schmerz. Wenn es aber vom Körper frei ist, dann berührt ihn weder Freude noch Schmerz."

Dieses Selbst aber, diese reine Seele, die höchste Persönlichkeit, geht nicht unter. Das Selbst kommt nur zu sich selbst. Es genießt, es lacht und spielt, aber nur wie ein Zuschauer, nie des angeborenen Körpers gedenkend. Das Selbst sieht, das Auge ist nur sein Werkzeug. Er der weiß, ich will dies sagen, ich will dies hören, ich will dies denken, er ist das Selbst; Zunge, Ohr und Geist sind nur Werkzeuge. Der Geist ist das göttliche Auge, und mit diesem göttlichen Auge sieht das Selbst Alles, was schön ist, und ist selig.

Wir sehen also, daß das höchste Ziel der Philosophie oder Religion, wonach die alten Indischen Weisen in den Wäldern Indiens trachteten, durchaus nicht Selbstvernichtung war. Das wahre Selbst sollte bleiben, nachdem es wieder zu sich selbst gekommen. Wir hören auf zu sein, was wir scheinen: wir sind, was wir wissen, daß wir sind. Wenn ein Königssohn als Kind ausgeh't und mit den Kindern eines Variah's als Variah erzogen wird, so ist er ein Variah. Wenn aber ein alter Freund und Lehrer ihn findet, und ihm sagt, wer er ist, dann weiß er nicht nur, daß er ein Königssohn ist. Er ist ein Königssohn und folgt seinem Vater auf dem Thron. So ist es auch mit uns. So lange als wir uns selbst nicht kennen, sind wir, was wir zu sein scheinen. Wenn aber ein alter Freund und Lehrer uns findet, und uns sagt, was wir wirklich sind, dann sind wir wie verwandelt in einem Augenblick. Wir kommen zu uns selbst, wir erkennen uns selbst, wir sind wir selbst; wir erkennen das Selbst, wie der Königssohn seinen Vater erkannte, und selbst ein König wurde.

Die Phasen der Indischen Religion.

Wir haben jetzt an einem Beispiel gesehen, wie eine Religion sich langsam entwickelt von Stufe zu Stufe, von den einfachsten kindlichen Gebeten zu den höchsten metaphysischen Abstractionen. In den meisten Hymnen des Veda

könnten wir die Kindheit, in den Brähmanas, in ihren Ideen über Opfer, Sitte und Gesetz, die geschäftigen Mannesjahre, in den Upanischaden das spätere Alter der Vedischen Religion erkennen. Nichts wäre natürlicher gewesen, als wenn, beim historischen Fortschreiten des religiösen Bewußtseins der alten Inder, die alten rein kindlichen Gebete weggelegt, um den reiferen Ansichten der Brähmanas Platz zu machen, und wenn, als man einmal die Eitelkeit aller Opfer und das wahre Wesen der alten Götter erkannt hatte, diese durch die höhere Religion der Upanischaden verdrängt worden wären. Aber dem war nicht so. Jeder fromme religiöse Gedanke, der einmal in Indien sein Wort, seinen Ausdruck gefunden, der einmal als heiliges Familienstück von Geschlecht zu Geschlecht vererbt worden war, blieb, und der ganze Reichthum der drei historischen Perioden, der Kindheit, des Mannes- und des Greisenalters, wurde dazu verwendet, um die verschiedenen Bedürfnisse des Herzens und Geistes für jeden Einzelnen in seiner Kindheit, in seinem Mannes- und Greisenalter zu befriedigen. So nur können wir es uns erklären, daß dasselbe heilige Buch, der Veda, nicht nur verschiedene Phasen derselben religiösen Anschauung, sondern Ansichten enthält, die sich fast diametral entgegenstehen. Die, welche in den einfachen Hymnen des Veda Götter waren, sind kaum noch Götter, wenn Pragapati, der eine Herr aller lebenden Wesen, verehrt wurde; ja sie hatten ganz aufgehört, das zu sein, was sie ursprünglich sein sollten, nachdem in den Upanischaden Brahman als der Grund aller Dinge, und das persönliche Selbst als ein bloßer Strahl oder Funken des ewigen All-Selbsts erkannt worden war.

Für Hunderte, für Tausende von Jahren hat diese alte historisch gewordene Religion sich in Indien gehalten, oder wenn sie selbst von Zeit zu Zeit Etwas von ihrem Boden verloren, hat sie ihn doch stets wieder erobert. Sie hat sich in Zeiten und Menschen geschickt, viele fremde, gar nicht hineinpassende Dinge in sich aufgenommen. Aber bis auf den heutigen Tag finden wir noch immer ganze brahmanische Familien, die ihr Leben, so gut es eben geht, nach den Vorschriften der Sruti, der alten Offenbarung, und nach den Regeln der Smriti, der alten Tradition, zu ordnen suchen. Es gibt noch immer brahmanische Familien, in denen der Sohn die alten heiligen Wörter Wort für Wort auswendig lernt, in denen der Vater täglich seine heiligen Pflichten und Opfer verrichtet, während der Großvater, wenn er auch im Dorfe bleibt und im Hause lebt, alle Gebräuche und Ceremonien für eitel hält, in den vedischen Göttern nichts als Namen sieht für das, was, wie er weiß, über alle Namen ist, und Ruhe sucht, wo sie allein zu finden, in der höchsten philosophischen Erkenntniß, die für ihn zugleich die höchste Religion ist. Sie ist Vedānta, das Ende, das Ziel, die Erfüllung des ganzen Veda.

Die drei Generationen haben gelernt in Frieden zusammen zu leben. Der Großvater, obgleich von höherer Erleuchtung erfüllt, blickt nicht mit Verachtung auf seinen Sohn und Enkel herab; noch viel weniger hält er sie für Heuchler. Er weiß, daß die Zeit ihrer Befreiung kommen wird; er wünscht nicht, daß sie eher komme, als es recht ist. Aber auch der Sohn, obgleich noch fest gebunden in den Banden seines Glaubens und Aberglaubens, und nur in der gewissenhaften Befolgung der kleinsten Regeln des Rituals sein Heil erblickend, denkt

und sagt nichts Böses von seinem Vater. Er weiß, daß auch er durch die engere Pforte hindurchgegangen, und er gönnt ihm den Genuß seiner Freiheit, den Blick in eine weite und hellere Ferne.

Ist nicht auch hier vielleicht beim Studium der Geschichte der Religionen Etwas zu lernen, was nicht nur den Gelehrten von Fach betrifft?

Wenn wir sehen, wie in Indien die, welche von frühester Zeit her Agni, das Feuer, verehrten, als gute Nachbarn mit Denen lebten, die an Indra, den Regengeber, glaubten; wie die, welche Pragapati, den Herrn aller lebenden Geschöpfe, anriefen, deshalb Andere nicht verachteten, die ihre Gaben den kleineren Devas darbrachten; wie endlich die, welche gelernt, daß alle Devas nur Namen sind von dem Einen, dem höchsten Selbst, doch nicht deshalb die Namen verfluchten, die sie früher angebetet hatten, — sehen wir da nicht Etwas, was wir selbst von diesen alten vedischen Indern lernen könnten, so viel besser und weiser wir auch sein mögen, als sie waren und je sein konnten?

Ich denke nicht an eine slavische Nachahmung der Brahmanen, oder daß wir etwa die vier Lebensstufen, die Âsramas, bei uns einführen, und den drei oder vier Phasen des religiösen Bewußtseins eine kirchliche Anerkennung gewähren sollten. Unser Leben ist darüber weit hinaus. Niemand würde sich begnügen, eine Zeit lang ein bloßer Ritualist zu sein, um dann erst zum wirklichen Glauben zugelassen zu werden. Das Princip der persönlichen Freiheit, der größte Stolz unseres Zeitalters, würde jeden Versuch einer geistigen Gesehung, wie sie sich Indien gefallen ließ, unmöglich machen. Selbst in Indien kennen wir nur die Geseze; wie man ihnen gehorchte, erfahren wir nur selten. Ja selbst in Indien lehrt uns die Geschichte, daß die drückenden Fesseln des alten brahmanischen Gesezes zulezt gebrochen und abgeworfen wurden, denn es erleidet wenig Zweifel, daß wir eben im Buddhismus das Verlangen nach einer Anerkennung persönlicher Freiheit zu erkennen haben, besonders des Rechtes jedes Einzelnen, sich über die Schranken der Gesellschaft zu erheben, und so zu sagen, in den Wald zu gehen, die vollkommenste geistige Freiheit zu genießen, sobald als das Verlangen danach im Herzen erwachte. Es war eine der hauptsächlichsten Anklagen, welche die orthodoxen Brahmanen gegen die Anhänger Buddha's brachten, daß sie austraten (pravrag), daß sie die Fesseln des Gesezes und der Gesellschaft abschüttelten, ehe noch die rechte Zeit gekommen war, d. h. ohne daß sie vorher alle Pflichten der Lehrjahre und der Hausjahre getreu erfüllt hätten.

Aber wenn wir auch das ideale Leben der alten Arier in Indien nicht nachzuäffen brauchen, wenn auch schon unser Klima den Lebensmüden nicht erlaubt, sich in die Waldeinsamkeit zurückzuziehen, ja, wenn es auch, wie unsere gesellschaftlichen Verhältnisse sich einmal gestaltet haben, oft ehrenvoll sein mag, im Joch zu sterben, so können wir doch vielleicht eine Lehre von den alten Waldweisen lernen; nicht die Lehre eines kalten Indifferentismus, wol aber die Lehre, das Leben, wie es uns überall umgibt, objectiv aufzufassen, darinnen lebend, und doch darüber schwebend, nicht von Andern dasselbe verlangend als von uns selbst, nein, alles Menschliche mit menschlicher Theilnahme, mit menschlichem Mitleiden, wie die Buddhisten sagten, oder wie wir sagen, mit mensch-

licher Liebe zu betrachten, wenn auch nur Wenige die unergründliche Tiefe dieses heiligen Wortes ahnen. Obgleich wir auf dem Marktplatz und nicht im Walde leben, können und sollen wir doch auch dort lernen, mit Denen uns zu verständigen, die anders denken als wir; die zu lieben, die uns unsrer religiösen Ueberzeugung wegen hassen, oder wenigstens die nicht zu hassen, und nicht zu verfolgen, deren eigene Ueberzeugungen, deren Furcht und Hoffnungen, ja deren moralische Principien von den unsrigen abweichen. Auch das ist Waldleben, ein Leben, wie es sich für den wahren Waldweisen ziemt, nachdem er gelernt hat, was der Mensch ist, und was das Leben ist, und was es heißt, still zu schweigen in der Gegenwart des Ewigen und Unendlichen.

Es ist freilich leicht, Worte zu finden, um eine solche Gemüthsstimmung verächtlich zu machen. Einige nennen es leichten Indifferentismus; Andere meinen, es sei unehrlich, verschiedene Arten von Religion für verschiedene Akramas, für die verschiedenen Stufen des Lebens, für die Kindheit, für das Mannes- und Greisenalter zu dulden, oder gar eine verschiedene Religion für die gebildeten und für die ungebildeten Classen unserer Gesellschaft zuzulassen.

Aber lassen wir die Worte und Schmähworte, und halten wir uns an die Thatfachen, so wie sie rings um uns her, so wie sie tief in unserm eigenen Innern sind. Ist denn die Religion eines Bischof Berkeley, oder selbst eines Newton dieselbe, als die Religion eines Bauernjungen? In einigen Punkten, Ja, in allen Punkten, Nein. Matthew Arnold müßte denn doch in England vergebens seine Stimme erhoben haben, wenn man noch immer nicht einsehen will, daß Bildung gar viel mit Religion, mit dem Leben und der Seele der Religion zu thun hat. Bischof Berkeley würde sich nicht geweigert haben, vor demselben Altar mit dem unwissendsten, stumpfsinnigsten Ackerknecht zu knien; aber die Ideen, welche dieser große Philosoph mit solchen Worten als Gott der Vater, Gott der Sohn, Gott der heilige Geist verband, waren trotz alle dem so verschieden von denen seines Nachbarn, als Ideen nur sein können, die mit denselben Worten ausgedrückt werden.

Und denken wir nicht nur an Andere, denken wir an uns selbst; denken wir nicht nur an die verschiedenen Phasen der Gesellschaft, sondern an die verschiedenen Phasen des Glaubens, durch welche wir selbst hindurchgegangen sind auf unserm Lebenswege von der Kindheit zum Mannes- und Greisenalter. Wer, wenn er weiß, was es heißt, ehrlich gegen sich selbst zu sein, kann sagen, daß die Religion seines Mannesalters dieselbe war, als die seiner Kindheit; daß die seines späteren Alters dieselbe ist, als die des früheren? Es ist leicht, sich selbst mit Worten zu täuschen. Man sagt gar oft, daß kein Glaube besser ist, als ein kindlicher Glaube. Nichts ist wahrer, und je älter wir werden, desto mehr lernen wir die Weisheit eines kindlichen Glaubens verstehen. Aber bevor wir dies lernen können, müssen wir erst etwas Anderes gelernt haben, nämlich abzuthun, was kindisch ist. Die Abendsonne hat denselben himmlischen Schimmer als die Morgen-sonne, aber zwischen den beiden liegt eine Welt, eine Reise über den ganzen Himmel, eine Pilgerfahrt durch die ganze Erde.

Die Frage ist daher gar nicht, ob die größten Verschiedenheiten in der Religion, sowol in den verschiedenen Classen der Gesellschaft, als in den ver-

schiedenen Stadien unseres eigenen Lebens wirklich existiren, sondern nur, ob wir dies offen anerkennen wollen, wie es die alten Brahmanen anerkannten, und danach unsere Stellung einnehmen sowohl zu denen, die dieselben Worte des Glaubens gebrauchen, als wir selbst, nur oft mit ganz verschiedenen Bedeutungen, als auch zu denen, die nicht einmal dieselben Worte gebrauchen.

Natürlich wird man uns sogleich fragen, ob es denn ganz gleichgültig sei, wenn man dieselben Worte gebrauche oder nicht, wenn wir das Göttliche mit einem Namen oder mit vielen bezeichnen! Ist Agni, fragt man, ein ebenso guter Name als Pragapati. Ist Baal so gut als Jehovah, Ormazd so gut als Allah? So untwissend wir auch sein mögen in Bezug auf die wahren Attribute der Gottheit, gibt es nicht einige, von denen wir wissen, daß sie absolut falsch sein müssen? So hilflos wir auch sein mögen in Bezug auf eine würdige Art der Gottesverehrung, gibt es etwa gar keine Arten des Gottesdienstes, von denen wir wissen, daß sie verwerflich sind?

Es gibt eine Antwort auf diese Fragen, die gerade die, welche die Frage stellen, kaum abweisen können, so wenig sie auch ihre ganze Tiefe ahnen:

„Nun erfahre ich in Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansieht, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm.“ (Apostelgesch. X, 34.)

„Es werden nicht Alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen; sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.“ (Matthäus 7, 12.)

Wenn aber solches Zeugniß nicht genug ist, so wird uns vielleicht ein Gleichniß helfen, welches, wo es sich um die Gottheit handelt, besser als jedes andere Gleichniß, uns und Anderen vor uns zur Lösung mancher Schwierigkeiten verholfen hat. Fassen wir Gott als den Vater, die Menschen, alle Menschen, als seine Kinder.

Kümmert es einen Vater, mit was für eigenen, mit was für kaum verständlichen Namen sein Kind ihn ruft, wenn es zum ersten Male versucht, ihn mit irgend welchem Namen zu rufen? Erfüllt nicht dies schwache lallende Rufen des Kindes sein Herz mit Freude, wenn er nur merkt, daß das Kind nach ihm ruft? Gibt es irgend welche Namen oder Titel, so groß, so ehrenvoll sie sein mögen, die wir lieber hören?

Und wenn das eine Kind uns mit einem, und das andere uns mit einem anderen Namen ruft, tadeln wir die Kinder? Verlangen wir, daß jedes Kind denselben Schmeichelnamen gebrauche? Freuen wir uns nicht vielmehr, wenn jedes uns auf seine eigene Art und Weise nennt?

So viel über die Namen. Und wie ist es mit den Gedanken, welche die Kinder sich von uns machen? Wenn Kinder zu denken anfangen und sich ihre eigenen Ideen über Vater und Mutter bilden, wenn sie glauben, daß ihre Eltern Alles thun, ihnen Alles geben, das Blaue selbst vom Himmel, daß sie ihnen alle ihre kleinen Leiden abnehmen, all ihre kleinen Sünden vergeben können, kümmert sich der Vater darum? Weist er sie stets zurecht? Ist ein Vater böse, wenn die Kinder glauben, daß er zu streng sei? Kränkt es die Mutter, wenn die Kinder meinen, daß sie freundlicher, nachsichtiger, sorgloser sei, als sie wirklich ist; daß die Kinder sie wie ein Kind, nur wie ein recht gutes Kind, betrachten? Es ist ganz wahr, daß kleine Kinder weder die Beweg-

gründe noch die Zwecke ihrer Eltern begreifen können; aber wenn sie nur ihren Eltern Vertrauen und Liebe in ihrer eigenen Art und Weise zeigen, was verlangen diese mehr?

Kommen wir dann zum Gottesdienst, so ist allerdings für uns nichts widerwärtiger als der Gedanke, daß man dem Ewigen etwas Liebes erweise, wenn man einen Ochsen todtschlägt. Aber so widerwärtig es Allen, die zuschauen, scheinen mag, gibt es eine Mutter, die ein Stück Zucker wegwürfe, das ihr ihr Kind aus seinem Munde mit seinen fetten, schmutzigen Händchen entgegenhält? Selbst wenn die Mutter es nicht nimmt, wünscht sie nicht, daß das Kind glaube, daß sie es genommen, und daß es ihr sehr gut geschmeckt?

Nein, uns können bei unseren Kindern weder verfehlte Namen, noch verfehlte Gedanken, noch verfehlte Beweise ihrer Liebe stören, wenn sie nur aus einem einfachen, reinen Herzen kommen.

Was uns stört, was uns wehthut bei Kindern, selbst bei kleinen Kindern, ist, wenn sie Etwas sagen, ohne es ganz aufrichtig zu meinen; wenn sie Worte gebrauchen, die sie gar nicht verstehen, und namentlich wenn ein Kind das andere verklagt.

Dies sind alles nur Gleichnisse, sollten Nichts als Gleichnisse sein. Die Entfernung zwischen dem Menschlichen und Göttlichen ist unermesslich größer als die Entfernung zwischen Kindern und Eltern. Wir können dies gar nicht genug beherzigen. Wenn wir es aber einmal beherzigt haben, dann, glaube ich, können wir auf der anderen Seite in unserem Verhältniß zu dem Göttlichen gar nicht genug das sein, was wir sind, gar nicht kindlich, gar nicht menschlich, gar nicht, wie man es jetzt nennt, anthropomorphisch genug. Wir haben gelernt, daß die menschliche Natur ein sehr unvollkommener Spiegel für das Göttliche ist, aber wir brauchen deshalb das dunkle Glas nicht zu zerbrechen, wir sollten es im Gegentheil so klar und rein halten, als wir nur können. Unvollkommen, wie der Spiegel ist, er ist für uns der vollkommenste, und Niemand kann uns tadeln, wenn wir, so lange wir keinen besseren haben, uns des alten menschlichen Spiegels auf unserer kurzen Erdenreise bedienen. Es ist auch noch nie bewiesen worden, denn unsere Unwissenheit ist zu groß, daß die Gleichnisse und Bilder, die wir auf das Unsichtbare und das Unendliche werfen, durchaus falsch sein müssen, nicht wahr sein können. Die alten Brahmanen hatten auch hierüber ihren eigenen Glauben. Sie glaubten, daß unsere Zukunft gerade so vollkommen oder unvollkommen sein werde, als ein Jeder sie vollkommen oder unvollkommen fassen könne. Die, welche nur nach irdischem Glück verlangten, würden finden, was man irdisches Glück nennt. Die, welche sich zu höheren Idealen erheben könnten, würden sich selbst eine höhere Welt schaffen. Wie der Glaube, so die Welt. Aber wenn wir uns auch an den Gedanken gewöhnen, daß die Gleichnisse und Bilder, die wir auf das Unsichtbare und Unendliche werfen, und die Hoffnung, uns im künftigen Leben so wieder zu finden, wie wir uns hier fanden, nicht ganz so in Erfüllung gehn mögen, wie wir sie hier im Herzen gebildet, wo ist denn der Beweis, wo ist auch nur der Versuch eines Beweises, um uns zu überzeugen, daß die Erfüllung in sich selbst weniger vollkommen, weniger zu unserem wahren Glück sein könne, als das, was unser menschliches

Herz geträumt, gedacht und gehofft hat? Diese Zuversicht ist der wahre Glaube, der wahre, weil unvermeidliche Glaube. Wir sehen Spuren davon an vielen Orten, in vielen Religionen; aber ich zweifle, ob dieser wirkliche Glaube irgendwo einen einfacheren und doch kräftigeren Ausdruck gefunden, als im Alten und Neuen Testament.

„Sondern, wie geschrieben steht (Jesaja, 64, 4): Das kein Auge gesehen hat, und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott bereitet Denen, die ihn lieben.“ (1 Cor. 2, 9.)

Wir mögen thun, was wir wollen, das Höchste, was der Mensch denken kann, ist immer das Menschliche. Nur einen Schritt noch weiter kann der Mensch gehen und sagen: was jenseit liegt, kann anders, aber es kann nicht unvollkommener sein als das Diesseits; die Zukunft kann nicht schlechter sein, als die Vergangenheit. Die Menschheit hat an Pessimismus, aber sie hat noch nie an Pejorismus, an ein Schlechterwerden, geglaubt. Auch hierin liegt ein Messiasglaube, der Glaube an eine bessere Zukunft, der Glaube an eine Vollkommenheit, die der Mensch zu erreichen bestimmt ist.

Es ist leicht zu begreifen, daß es für das Göttliche, wenn es sich dem Menschlichen nahen, sich uns offenbaren will, keine bessere Form gibt, als die menschliche; denn so unermesslich die Entfernung zwischen dem Göttlichen und Menschlichen auch ist, Nichts ist auf Erden näher an Gott, als der Mensch, Nichts göttlicher als der Mensch. Und wie der Mensch wächst, anders wird, sich entwickelt von der Kindheit bis zum Greisenalter, so müssen auch seine Ideen vom Göttlichen wachsen, sich ändern, sich entwickeln von der Wiege bis zum Grabe, von Asrama zu Asrama, von Stufe zu Stufe, von Vollendung zu höherer Vollendung. Eine Religion, die nicht mit uns wachsen und leben kann, wie wir wachsen und leben, ist schon todt. Feste, unabänderliche Einförmigkeit ist kein Beweis von der Wahrheit und Lebenskraft, sie ist vielmehr ein Beweis von Unwahrheit, vom Sterben und Verderben, in jeder Religion. Jede Religion, wenn sie das ist, was sie sein soll, ein Band der Liebe zwischen Weisen und Thoren, zwischen Alt und Jung, muß dehnbar, muß schmiegsam sein, und je mehr sie das ist, desto größer ist ihre Lebenskraft, desto weiter und wärmer sind die Arme, mit denen sie die Welt umschlingt. Eben weil die Lehre Christi, mehr als die Lehren der meisten Religionsstifter, einen Ausdruck für die höchsten Wahrheiten bot, in dem jüdische Zimmerleute, römische Zöllner und griechische Philosophen, ohne Unwahrheit gegen sich, einstimmen konnten, hat sie im Anfang das beste Theil der Erde erobert. Und eben weil von früher Zeit her Versuche gemacht wurden, den Ausdruck unseres Glaubens steif und fest zu machen, ein enges Dogma an die Stelle von Zuversicht und Liebe zu setzen, hat die christliche Kirche oft gerade die verloren, die ihre besten Vertheidiger gewesen wären; ja hat oft aufgehört zu sein das, was sie vor allen Dingen sein sollte und wollte, eine Religion weltumfassenden Mitleids.

Rückblick.

Blicken wir noch einmal auf den Weg zurück, den wir zusammen gewandert sind; den alten Weg, den unsere arischen Ahnen, die vielleicht vor nicht mehr als drei oder vier Jahrtausenden sich im Lande der Sieben Flüsse nieder-

ließen, gewandert, in ihrem Suchen nach dem Unsichtbaren, dem Unendlichen, dem Göttlichen.

Sie nahmen ihren Ausgang nicht, wie man früher meinte, vom Fetisch-Dienst. Fetisch-Dienst, oder Etwas, was man vielleicht so nennen kann, erscheint in Indien später, gerade da, wo wir ihn erwarten. In den ältesten Urkunden der indischen Religion ist keine Spur davon, ja wir können wol sagen, es ist kein Platz für ihn, so wenig als Platz ist für Dias, vor oder in dem Granit. Auch fanden wir in den alten heiligen Büchern der Brahmanen keine Spur von dem, was man gewöhnlich unter urzeitlicher Offenbarung versteht. Alles, was wir wirklich fanden, war natürlich, verständlich, und nur in diesem Sinne geoffenbart zu nennen. Auch fanden wir Nichts, das uns nöthigte, den Indern einen besonderen religiösen Instinct, verschieden von Sinn und Verstand zuzuschreiben; und selbst, wenn wir gewünscht, einen solchen Instinct anzunehmen, würden unsere Gegner, die hier, wie immer, unsere besten Freunde sind, es nicht zugelassen haben. Religion durch einen religiösen Instinct zu erklären, heißt das Unbekannte durch Unbekannteres zu erklären. Der wahre religiöse Instinct oder Impuls ist der Druck des Unendlichen.

Wir verlangen Nichts für die alten Arier, als was wir für uns selbst verlangen, und was kein Gegner hinwegdisputiren kann — unsere Sinne und unseren Verstand; oder, in anderen Worten, unser Vermögen wahrzunehmen, wie es sich in den Sinnen, unser Vermögen zu begreifen, wie es sich in den Worten vollzieht. Der Mensch besitzt nichts weiter, und wir gewinnen Nichts, wenn wir uns einbilden, daß wir mehr besitzen.

Wir sahen jedoch, daß unsere Sinne, während sie uns ein Wissen von nichts als endlichen Dingen verschaffen, zu gleicher Zeit in fortwährender Berührung mit dem, was nicht endlich, oder wenigstens noch nicht endlich ist, stehen; ja, daß ihr Hauptgeschäft darin besteht, das Endliche aus dem Unendlichen, das Sichtbare aus dem Unsichtbaren, das Natürliche aus dem Uebernatürlichen, die phänomenale Welt aus dem nicht phänomenalen Universum herauszuarbeiten. Von dieser fortwährenden Berührung mit dem Unendlichen entsprang der erste Impuls zur Religion, die erste Ahnung von einem Etwas, das ist, das aber die Sinne nicht erreichen, was unsere Sprache oder unser Verstand nicht nennen, nicht begreifen kann.

Hier war die tiefste Quelle aller Religion, hier lag die Lösung des Räthfels, das vor allen anderen Räthfeln, nennen wir sie Fetischismus, Figurismus, Animismus oder Anthropomorphismus, gelöst werden mußte — nämlich, warum der Mensch sich nicht mit seinem Wissen von endlichen, sinnlichen Gegenständen begnügte, und wie ihm je der Gedanke gekommen, daß es irgend Etwas in der Welt gibt oder geben kann, außer was er zu berühren, zu hören, zu sehen vermag, nenne man es nun Mächte, Geister oder Götter.

Als unsere Ausgrabungen unter den Ruinen der vedischen Literatur uns einmal bis auf diesen natürlichen Felsen gebracht, gruben wir weiter fort, um zu sehen, ob wir nicht noch wenigstens auf einige der Säulen stoßen würden, die einst auf diesem Felsen errichtet worden; ob wir nicht einige der Bogen und Gänge bloßlegen könnten, auf denen die späteren Tempel der indischen Religion ruhten.

Wir sahen dabei, wie nachdem die Inder einmal von dem Gedanken erfaßt worden waren, daß es Etwas jenseit des Endlichen gäbe, sie überall in der Welt danach gesucht, um es zu fassen und zu nennen; zuerst unter halb-berührbaren, dann unter unberührbaren, und schließlich unter unsichtbaren Gegenständen.

Wenn der Mensch einen halb-berührbaren Gegenstand erfaßte, so sagten ihm seine Sinne, daß sie ihn nur theilweis erfassen konnten — aber dennoch war er da.

Wenn der Mensch einen unberührbaren, und zulezt einen unsichtbaren Gegenstand erfaßte, so sagten ihm seine Sinne, daß sie ihn nur kaum oder gar nicht erfassen konnten — aber dennoch war er da.

So entstand eine neue Welt voll von halb-faßbaren, unfassbaren, unsichtbaren Gegenständen, die alle Thätigkeiten äußerten, welche mit den Thätigkeiten menschlicher Wesen verglichen werden konnten, und die auf diesem Weg Namen erhielten, die ursprünglich nur einer menschlichen Thätigkeit zukamen.

Von diesen Namen paßten nun einige auf mehr als eine von diesen unsichtbaren Mächten. Sie wurden daher zu Beiwörtern, zu allgemeinen Prädicaten; z. B. *asura*, die Lebendigen, *deva*, die Hellen, *deva asura*, die lebendigen Hellen, die lebendigen Götter (Rigv. X, 82, 5), *amartya*, die Unsterblichen, die uns ebenso in den *ἄθανάτοι* der Griechen, den *Dii Immortales* der Italiker, und den unsterblichen Göttern der alten Deutschen entgegentreten.

Wir sahen sodann, wie auch andere Ideen, die man mit Recht religiöse Ideen nennen kann, ja die zu den abstractesten gehören, welche die menschliche Sprache gebildet, Ideen wie Gesetz, Tugend, Unendlichkeit, Unsterblichkeit, ebenfalls von sinnlichen Eindrücken ihren Ausgang nahmen, ja daß dies in der That gar nicht anders sein konnte.

Hier hätte ich nun sehr gern etwas mehr Raum zu meiner Verfügung gehabt, um die Geschichte von noch einigen anderen dieser Ideen genauer zu verfolgen; um namentlich die Eindrücke nachzuweisen, welche die erste bewußte Berührung mit dem Tode im menschlichen Geiste hervorrief, und dann das langsame, aber unaufhaltsame Wachsthum der Ideen zu verfolgen, die wir jetzt unter den Namen Glauben und Offenbarung begreifen. Man hat oft behauptet, daß der Todtendienst in Indien nur wenig vertreten ist. Nichts ist irrthümlicher. Auch in Indien, wie fast überall, haben die Gefühle und Gedanken, welche die Trennung von Denen, die wir mit ganzer Seele geliebt, in uns wachrufen, den mächtigsten Einfluß auf die Bildung religiöser Ideen geübt; ja, man kann nachweisen, daß der Glaube der Inder seine früheste Nahrung aus jenen Hoffnungen und Vorstellungen eines künftigen Lebens und Wiedersehens zog, die in den Augen der Väter unseres Geschlechts ihre Wahrheit durch ihre Unwiderstehlichkeit zu bezeugen schienen.

Endlich sahen wir, wie auf ganz natürliche und verständliche Weise ein Glaube an einzelne höchste Wesen oder Devas (Henotheismus) sich auf der einen Seite zu einem Glauben an ein höchstes Wesen entwickelte, das eine Oberhoheit über alle anderen, und daher nicht mehr höchste Götter übte (Polytheismus), und auf der anderen Seite zu einem Glauben an einen Gott wurde, dessen Wesen selbst die Möglichkeit anderer Götter ausschloß (Monotheismus).

Noch weiter sahen wir, daß alle alten Devas endlich als bloße Namen erkannt wurden, daß aber diese Entdeckung, obgleich sie in einigen Fällen zum Atheismus oder eine Art von Buddhismus führte, in anderen einen neuen Antrieb gab, und zu einem neuen Glauben führte, dem Glauben an ein Wesen, das das wahre Selbst von Allem ist — das nicht nur über und unter allen endlichen, von den Sinnen wahrgenommenen Dingen liegt, sondern auch über und unter unserem eigenen endlichen Ich — das Selbst aller Selbst.

Hier angekommen hatten wir von unseren Ausgrabungen auszuruhen, im Bewußtsein, die tiefste Lage des natürlichen Felsens bloßgelegt zu haben, auf dem in Indien alle Tempel ruhen, die von Alters her bis auf die jüngste Zeit für Opfer und Gebet errichtet worden sind.

Ich hielt es für meine Pflicht, bei diesen Untersuchungen die Warnung oft zu wiederholen, daß wir nicht glauben dürfen, daß die Fundamente, die wir unter den indischen Tempeln entdeckt haben, dieselben sein müssen, auf denen alle Tempel ruhen, die von Menschenhand gebaut worden sind. Ich muß dies hier zum Schluß noch einmal thun.

Ich leugne nicht, daß der natürliche Felsen, das menschliche Herz, überall derselbe ist, noch daß einige der Säulen, einige selbst der alten Wölbungen dieselben sein mögen, wo immer auf Erden Religion, Glauben und Gottesdienst sich finden.

Weiter aber dürfen wir, wenigstens für jetzt, nicht gehen.

Ich hoffe, die Zeit wird kommen, wenn die unterirdischen Gemäuer aller menschlichen Religion mehr und mehr zugänglich gemacht worden sind, ja, ich hoffe, daß diese Vorlesungen, die eröffnet zu haben ich mir zu hoher Ehre anrechne, in Zukunft weit fähigere, weit beredtere Arbeiter heranziehen werden, als ich sein konnte, und daß die Religionswissenschaft, die uns jetzt nur erst wie ein Samenkorn und eine Hoffnung erscheint, mit der Zeit zur Erfüllung und reichen Ernte gedeihen werde.

Wenn diese Zeit gekommen, wenn die tiefsten Grundlagen aller Religionen der Welt aus dem Schutt herausgegraben und in ihrer Anlage begriffen worden sind, wer weiß, ob nicht diese alten Mauern und Gewölbe, wie einst die Katakomben oder die Krypten unter unseren Kathedralen, eine Zufluchtsstätte werden können für Alle, zu welchem Glauben sie auch gehören mögen, die sich nach etwas Besserem, Reinerem, Aelterem, Wahrerem sehnen, als was sie in den statutarischen Opfern, Gottesdiensten und Predigten finden, welche die Zeit und der Ort ihnen bieten, in denen ihr Loos auf Erden gefallen; für Menschen, die gelernt haben, kindische Anschläge, nenne man sie Geschlechtsregister, altvettelische Fabeln, Mirakel oder Orakel, abzulegen, die aber vom kindlichen Glauben des menschlichen Herzens nicht lassen können.

Wenn sie auch viel zurücklassen von Dem, was in indischen Pagoden, in buddhistischen Bihāras, in mohammedanischen Moscheen, in jüdischen Synagogen und christlichen Tempeln gelehrt und verehrt wird, so kann doch Jeder das mit sich in die stille Krypte hinabnehmen, was ihm am meisten werth und theuer ist, die eine köstliche Perle, für die er Alles, was er hatte, hingeben würde:

Der Brahmane, seinen Unglauben an diese Welt, seinen unerschütterlichen Glauben an eine andere Welt;

der Buddhist, seine Erkenntniß eines ewigen Gesetzes, seine Ergebung in dieses Gesetz, seine Milde, sein Mitleid;

der Muhammedaner, wenn nichts Anderes, so doch seine Mäßigkeit und Enthaltbarkeit;

der Jude, sein Festhalten, in guten und bösen Tagen, an den Einen Gott, den Gott, der Gerechtigkeit liebet, und dessen Name ist: Ich bin;

der Christ, das, was besser ist als Alles — mögen die Zweifler es nur selbst versuchen — Liebe zu Gott, man nenne Ihn, wie man wolle, den unsichtbaren, den unendlichen, den unsterblichen, den Vater, das höchste Selbst, über Alle, durch Alle, in Allen, — und solche Liebe bezeuget in der Liebe zum Nächsten, in der Liebe zu den Lebenden, in der Liebe zu den Todten, in lebendiger, unvergänglicher Liebe.

In jene Krypte, wenngleich sie noch eng und dunkel ist, steigen schon jetzt von Zeit zu Zeit Manche hinab, denen der Lärm vieler Stimmen, der Glanz vieler Kerzen und der Zusammenstoß vieler Meinungen da oben unerträglich geworden. Wer weiß, ob sie mit der Zeit nicht weiter und heller werden kann, so daß die Krypte der Vergangenheit zur Kirche der Zukunft werde.

Rückblicke auf die Pariser Weltausstellung¹⁾.

Von
F. X. von Neumann-Spallart.

IV.

(Technische Neuheiten. Das Maschinenwesen. Arbeitsmaschinen. Kleine Motoren. Dampftramway und Dampfwagen. Kälte-Erzeugung und Eismaschinen. Elektrische Beleuchtung der Straßen.)

Indem wir uns darauf beschränkten, nur für gewisse allgemeine Richtungen der menschlichen Cultur Aufschlüsse in der Pariser Weltausstellung zu suchen, hat sich bisher nur wenig Anlaß gegeben, die Tausende von Einzelheiten zu berühren, welche sich doch den Blicken des Besuchers zu allermeist und fortwährend aufdrängten. Es wäre ein eitles Beginnen, die neuen Erfindungen, die mechanischen und chemischen Fortschritte, die Zeugnisse der Entwicklung des productiven Lebens verzeichnen zu wollen, welche sich auf dem Marsfelde und Trocadero fanden. Auch der Zweck dieses letzten Abschnittes kann es daher nicht sein, die speciellen Seiten der Weltausstellung zu betrachten, zu deren Bewältigung das umfassendste Wissen und das eingehendste Studium gehören würden. Was wir zum Schlusse unserer Rückblicke noch versuchen wollen, sind einige Skizzen technischen und wirthschaftlichen Inhaltes, und zwar mit der nothwendigen Beschränkung auf solche Dinge, welche zum gesellschaftlichen Leben der Gegenwart in unmittelbarer Beziehung stehen, also der Aufmerksamkeit eines weiteren Leserkreises werth sind.

Zu den hervorragendsten Fragen dieser Art gehört die Ausbreitung des Maschinenwesens. Wird die Handarbeit durch das mechanische Werkzeug in seiner sinnreichsten und mächtigsten Combination noch weiter verdrängt? Wird die Menschenhand eines Erwerbes nach dem anderen beraubt, indem an ihre Stelle die unbelebte aber unendlich productivere Maschine tritt? Oder ist diesem unerbittlichen Kampfe nach den lehtjährigen Erfahrungen Einhalt gethan? — Es ist zwar unendlich schwer, sich ein richtiges Urtheil über dieses

¹⁾ Vgl. „Deutsche Rundschau“, November-Heft, S. 247 und December-Heft S. 432.

moderne Problem zu bilden; die Pariser Weltausstellung hat jedoch den Eindruck gemacht, als würde der technische Erfindungsgeist dem socialen Zuge unserer Zeit folgen und seine Ziele vorwiegend dort suchen, wo die Maschine, statt den selbständigen kleinen Unternehmer zu beeinträchtigen, sogar eines der Mittel bildet, um ihn gegen die Concurrenz der Großindustrie widerstandsfähig zu machen. Die neuere Zeit ist, wie sich zeigt, ungemein erfinderisch geworden, um gewisse technische Vortheile des organisirten Fabrikwesens auch dem Kleingewerbe, ja sogar der Hausindustrie zuzuwenden; es werden Arbeitsmaschinen erfunden, welche die Leistungskraft des Einzelnen erhöhen, ohne ihn von seinem Platze zu verdrängen und ohne die individualisirende Richtung des Kunstgewerbes zu beeinträchtigen; es werden billige, kleine Motoren construirt, welche den maschinellen Betrieb dem Handwerker allenthalben ermöglichen. Auf jedem Gebiete, wo dieser Umschwung denkbar ist, wird er schon angebahnt. Gelingt es, auf diesem Wege, auf welchem Technik und Oekonomie zusammentreffen, fortzufahren, so wird zweifellos der unerbittlich scheinende Proceß der Ausrottung des Kleingewerbes durch die Großindustrie — ein beliebtes Schlagwort der Socialdemokratie — einen weitaus mildereren und langsameren Verlauf nehmen, als man nach dem plötzlichen Heranwachsen industrieller Riesen-Etablissements in den Jahren 1856 bis 1873 besorgen mochte; ja es wird unter bestimmten Voraussetzungen, namentlich in den großen Städten die Domäne des selbständigen Handwerkes, sowie jene des edleren Kunstgewerbes ganz ungeschmälert zu erhalten sein.

In der That ist die billige und kleine Arbeitsmaschine für alle erdenklichen Zweige gewerblicher Thätigkeit bereits erfunden. Die Pariser Weltausstellung hat wieder manche Ergänzungen zu demjenigen gebracht, was ihre Vorläuferinnen zeigten. Die Amerikaner eilen bekanntlich, was Combination und erfinderischen Gedankenflug betrifft, in dieser Specialität den übrigen Nationen soweit voraus, daß es selbst den Technologen vom Fach schwer fallen dürfte, das Brauchbare vom bloß Bestehenden zu sondern; die Franzosen folgen in etwas gemessenerem Tempo, leisten aber desto Verlässlicheres in der Maschine für die Handarbeit und hatten insbesondere diesmal sehr reich ausgestellt.

Daß Handwerke, welche noch vor wenigen Jahrzehnten von Meistern und Gesellen mit primitiven Werkzeugen in der engen Werkstatt betrieben wurden, wie Tischlerei, Schlosserei, das ehrbare Gewerbe der Schneider, Schuhmacher und viele andere, heute mit ganzen Sortimenten von kleinen und großen Arbeitsmaschinen ausgestattet sind, ist nicht mehr neu. Die Holzbearbeitung beispielsweise ist in eine so complicirte Reihe von einzelnen, maschinell zu bewältigenden Theilen zerlegt, daß der gewöhnliche Sessel sowie das schmuckvolle, ornamentale Möbelstück mit den stilvollsten Intarsien und edelsten Schnitzereien durch Sägemaschinen, Hobel- und Fraismaschinen, Bohrmaschinen, Stemmmaschinen, und wie sie alle heißen, hergestellt werden können, ohne an Präcision oder an jener Originalität der Zeichnung einzubüßen, welche Kunstsinne und Eleganz fordern. Andererseits wieder ist seit mehr als zehn Jahren eine Maschine etwas ganz Gewöhnliches, welche den Namen „Universal-Tischler“ (General-Joiner) trägt und die Vorrichtungen für alle Holzarbeiten in sich vereinigt; die Bezeichnung

selbst charakterisirt die Unterstüfung, der Handarbeit durch die Maschine. Zwei hervorragende englische Fabriken haben diesmal neue Verbesserungen des „mechanischen Tischlers“ vorgeführt, welcher, trotz mancher Entwendungen, seinen Platz behaupten wird. Ja nicht bloß das Schneiden und Hobeln, das Aehlen und das Meißeln, das Stemmen und die Bildhauerei besorgen die Holzbearbeitungs-Maschinen, von welchen, nebenbei gesagt, in Frankreich allein eine Zahl von 30,000 im Gebrauche stehen soll, selbst das Poliren und Lackiren übernehmen sie; es war beispielweise eine englische Maschine ausgestellt, welche die Jalousien-Brettchen, nachdem dieselben mechanisch geschnitten sind, sogar anstreicht.

Mit derselben Leichtigkeit und Präcision wie das Holz, bearbeiten ganze Suiten von Maschinen die sprödesten Metalle, den härtesten Stein, den fügen Thon und das weiche Leder, kurz jedes Material und zwar mit einem bis in's Kleinste reichenden mechanischen Ersatz des menschlichen Muskelapparates. Unter den wuchtigen Schlägen des Dampfhammers wird der Stahlblock geschmiedet, als wäre er Wachs; „Le Creusot“ hatte die Type eines Riesenhammers von 1600 Centnern vorgeführt, welcher — ein zweiter Kolos von Rhodus — Achtung gebietend vor dem Pavillon dieses Etablissements aufgestellt war und unter dessen Kopf und Ständer die Menschen, Pygmäen gleich, herumwandeln. Von dieser enormen Leistung bis zur feinsten Gravir- und Guillochir-Maschine liegt eine Kette unzählbarer Glieder von Maschinen für die Arbeit in jedem Handwerke. Um einige als Beispiel zu nennen, mögen aus der endlosen Reihe solche hervorgehoben werden, welche recht deutlich ihre Beziehung zum selbständig betriebenen Kleingewerbe zeigen. Da sehen wir einen ganzen „Set“ von Arbeitsmaschinen für die Werkstätte des Schlossers und Spenglers. Hochmaschinen, Stoßmaschinen, Stanzmaschinen, Bohrmaschinen besorgen mit Leichtigkeit am Eisen und den anderen Metallen, was sonst der Arbeiter erst im Schweiße seines Angesichtes vermochte. Das Schneiden der Bleche, das Biegen, Stauchen, Falzen, Ineinanderfügen, ja selbst das Löthen und das Schweißen derselben, Arbeiten, die sonst eine große Belästigung mit sich brachten, leistet die leicht zu leitende Maschine; alles Zugehör an Nägeln, Nieten, Schrauben, Gewinden u. s. w. wird durch die mannigfachen Schraubenschneider, Gewindebohrer, Theilmaschinen, Zahnschneider, Metallscheren, Hobelmaschinen u. A. mit Präcision vollbracht. Das sich wunderbar ergänzende System der menschlichen Arbeitstheilung nach Hunderten von einzelnen Vorrichtungen wird in's Mechanische übertragen.

Wie auf früheren Ausstellungen hat auch auf jener von Paris die Reihe von Maschinen besonderes Interesse erweckt, welche für die verschiedenen Bekleidungsgerwerbe dienen, sowol weil deren Erzeugnisse dem großen Publicum am nächsten liegen, als auch, weil ihnen gewissermaßen eine historische Tradition die Handarbeit als ausschließliche Domäne zu sichern schien. Und die Grenzen sind dennoch durchbrochen! Betrachten wir das Schuhmacher-Handwerk; es arbeitet mit Maschinen, deren Verschiedenartigkeit in einem halbhundert Typen kaum erschöpft sein dürfte. Von der ersten Herrichtung des Materiales bis zum letzten finish begegnen wir der Maschine, und zwar nicht bloß zur Herstellung jenes formlosen Repräsentanten der menschlichen Fußbekleidung, welchem wir im militärischen Monturstiefel begegnen, sondern auch für die zierlichste Schöpfung

des Modereiches, für den zarten Damenschuh. Die Maschine beginnt ihre Arbeit mit dem Zuschneiden des Leders und Stoffes, und zwar für den Obertheil, getrennt von dem Zuschneiden der Sohlen und Absätze; dann besorgt sie das Ausbiegen und Steppen der Obertheile, Schäfte und Röhren, das Zusammenfügen der Absätze, das Nageln und Schrauben dieser und der Sohlen, das Nähen der Nähte mit Pechfäden u. s. w., kurz alle erdenklichen, dem „Normalschuh“ angehörenden Theile. Bis hieher hatten wir jenen Set von Maschinen vor Augen, welcher längst in allen größeren Etablissements in praktischer Verwendung steht, beispielsweise schon auf der Wiener Weltausstellung des Jahres 1873 vor den Augen des Publicums immer functionirte und auch diesmal von der amerikanischen Firma Good Year complet vertreten war. Nun kommen aber noch die erfinderischen Raffinements hinzu; die Engländer und Franzosen haben Vieles dazu beigetragen, so beispielsweise die Maschine für das Durchschlagen der Löcher, Befestigen der Oesen und der Spangen (Agraffen) an den Obertheilen eines Schnürstiefelchens, für das feine Ausstoppen u. s. w. Ganz Aehnliches ließe sich von der Confection der Kleider beschreiben, für welche das Zuschneiden, Nähen, Plissiren, Sticken, Steppen, Gaufriren, die Herstellung der Knopflöcher und bald jedes Detail maschinell eingerichtet ist; es gilt ebenso von der Hutfabrication, in welcher das Walken, Appretiren und Einfassen der Filze, das Nähen der Strohhüte u. A. durch Maschinen erfolgt; es gilt endlich auch von scheinbar so geringfügigen mechanischen Arbeiten, wie derjenigen des Handschuhmacher-Gewerbes, das heutzutage Zuschneide- und Nähmaschinen kaum mehr entbehren kann. Würde es uns nicht allzu sehr in's Einzelne führen, so hätten wir noch Vieles davon zu erwähnen, wie die Maschine für die Herstellung der kleinsten Dinge verwendet wird. Knöpfe, Oesen, Haken, Klämme, Bürsten, — Artikel, welche früher durch Handarbeit hergestellt wurden, sind jetzt Maschinenarbeit. Die Maschine erzeugt Uhrketten, Boutons und andere Bijouterien, und die Maschine besorgt das Reinigen der Wäsche; sie überhebt den Nadelfabrikanten sogar des Ordnen der Nadeln in den sogenannten „Briefen“, welche sie genau füllt; und übernimmt in der Zündwaarenfabrik nicht bloß die Anfertigung des Holzdrahtes, sein Eintauchen in die Zündmasse, das Bedrucken jedes Hölzchens mit der Firma des Fabrikanten u. s. w., sondern auch, wie ein Exemplar auf der Pariser Weltausstellung bewies, die Einfüllung der Zündhölzchen in die Schachteln.

Selbst diese wenigen, flüchtig herausgefaßten Beispiele dürften genügen, um das Irrthümliche der Auffassung zu beweisen, als würde die Anwendung mechanischer Vorrichtungen dem Kleingewerbe absolut gefährlich sein; im Gegentheile, die Maschine vervielfältigt auch für den Handwerker die Leistungsfähigkeit; besonders wenn man die Wahrnehmung macht, daß die bewegende Kraft, welche zum Betriebe solcher Arbeitsmaschinen nöthig ist, auch in billiger und zweckmäßiger Weise geliefert werden kann. Es ist nicht lange her, daß die Anwendung der Dampfmaschine noch eine Prerogative des Großindustriellen bildete, weil kleine Motoren in der Anlage und im Gebrauche verhältnißmäßig immer viel zu kostspielig waren, um eine wirksame Concurrrenz zuzulassen. Seitdem sich aber der Erfindungsgeist dieser socialen Zeitfrage bemächtigt hat, werden

neue Arten von Kraftmaschinen construirt, deren Anschaffung ein geringes Capital erfordert, die im engsten Raume aufzustellen sind und deren einige ohne Verluste oder sonderliche Schwierigkeiten auch etwa nur ein paar Stunden des Tages in Betrieb gesetzt werden können. So waren von mehreren französischen Mechanikern kleine, nur eine halbe Pferdekraft oder darunter liefernde Haus-Motoren ausgestellt, deren Heizung und Gebrauch in jeder Werkstätte möglich ist. Indessen liegt der Schwerpunkt, wie uns scheint, nicht in den kleinen Dampfmaschinen, welche doch immer eine aufmerksame Bedienung erfordern und ununterbrochenen Betrieb voraussetzen, sondern in anderen Erfindungen, von welchen wir noch kurz sprechen wollen.

Schon im Jahre 1833 trat der Schwede Ericsson während seines Aufenthaltes in London mit der Erfindung der calorischen Maschine auf, die statt durch Dampf durch heiße Luft betrieben wird; selbst jene sinnreiche Bauart, welche er den calorischen Maschinen von wenigen Pferdekraften für das Kleingewerbe im Jahre 1860 gab und die seither auf den Weltausstellungen regelmäßig und auch im Jahre 1878 wieder vorgeführten Modificationen scheinen das Problem noch immer nicht völlig zu lösen; nichtsdestoweniger ist hier schon mancher Vortheil gegenüber dem Dampfbetriebe zu erwarten. Viel höher stehen indessen die Gaskraftmaschinen, welche in der That so rasch verbessert wurden und sich so vorzüglich an die Bedürfnisse des städtischen Kleingewerbes anschmiegen, daß ihre enorme Verbreitung ganz begreiflich ist. Auch diese Erfindung ist neu, denn erst im Jahre 1858 wurden Patente darauf von zwei Italienern und einem Franzosen (Hugon) genommen; jetzt aber sind Veränderungen der ursprünglichen Construction von Lenoir in Paris, von den Deutschen Otto und Langen und von vielen Anderen durchgeführt, in Folge deren die Gasmaschine schon in Tausenden von Werkstätten sich bewährt. Wir zählten, obwohl uns gewiß Einiges entgangen ist, nicht weniger als sieben Aussteller in der französischen und drei oder vier in den ausländischen Abtheilungen, welche verschiedene Typen dieses niedlichen, compendiösen Motors zeigten. Darunter befand sich einer, welcher das Minimum der Leistung: ein Achtel Pferdekraft, leistet, und sich so lautlos bewegt, daß er nicht die geringste Belästigung der Umgebung nach sich zieht. Jeder Haushalt könnte sich denselben zum Betriebe von Waschmaschinen, Nähmaschinen, zum Spalten und Schneiden des Holzes, zur Ventilation und zu ähnlichen Verrichtungen anschaffen, wie es in Amerika selbst mit den kleinen Dampfmaschinen schon üblich ist; denn man stellt den Gasmotor in die Ecke jedes Nebenraumes, verbindet einen Schlauch der in Städten ohnedies in jedem Hause vorhandenen Gasleitung mit demselben, entzündet das Leuchtgas und die Maschine beginnt sofort zu arbeiten. Die dritte Kategorie der Kleingewerbe-Maschine bilden endlich die elektromagnetischen Motoren; sie stehen noch am meisten in den Kinderschuhen und haben es bisher nicht über geringfügige Kraftäußerungen hinausgebracht; die Pariser Ausstellung hat wieder mehrere Constructionen gezeigt, welche einzelne technische Fortschritte nicht verkennen lassen. Ob den Elektromotoren nicht die Zukunft der ganzen Frage gehört, wie es Jules

Verne in der phantasievollen Beschreibung seines Nautilus ausmalt? Wer vermöchte darüber heute abzusprechen!

Mit solchen Mitteln vollziehen sich in unserer Zeit die mächtigsten socialen und wirthschaftlichen Reformen; die Maschine arbeitet im Kunstgewerbe, im Handwerke wie in der Großindustrie, sie leistet Allen gleichartige Dienste, ohne Eines oder das Andere zu bevorzugen. Dabei vermehrt sich durch die enorme Anwendung derselben die Masse, Schnelligkeit und Billigkeit der Production, und es wird, wie zahlreiche Objecte der Pariser Weltausstellung lehrten, auch auf Vermeidung der Gefahren, Belästigungen und Nachtheile der gewerblichen Arbeit immer mehr hingewirkt. Nicht genug daran, daß die Werkstätten und Fabrikssäle mit Arbeitsmaschinen statt der ehemaligen Werkzeuge erfüllt sind, daß sie Sicherheitsvorrichtungen, hygienische Anstalten und sogar einen gewissen Comfort zeigen, so dringt die Maschine auch schon in die täglichen Verrichtungen des Haushaltes ein und sie breitet sich peripherisch auf alle Zweige des materiellen Erwerbes aus. Die Bodencultur kann ihrer und der Locomobile nicht mehr entrathen; der französische Hangar, welcher diese Gruppe von Ausstellungsgütern umfaßte, dann die amerikanische und englische Maschinenhalle und die vielen dafür bestimmten Annexen haben es deutlich gezeigt, daß für die Land- und Forstwirthschaft sammt ihren Nebengewerben die Stunde des Maschinenbetriebes geschlagen hat. Zwar sind keine absolut neuen Erfindungen hier zu verzeichnen gewesen, aber die kleinen an sich unscheinbaren Verbesserungen in den Details sind oft für die allgemeine Einführung einer Maschine entscheidend; und dergleichen kleine Veränderungen gab es zu Tausenden. Wie weit der Dampf in Flur und Wald bringt, lehren uns besonders die Amerikaner; werden doch schon Forste mittelst Dampfkraft gerodet, die Bäume durch die Dampfkraft gefällt. Ebenso geht es in Unternehmungen, welche gleich den Baugewerben und der Ausführung von öffentlichen Bauten jetzt kaum mehr ohne Dampfmotor zu denken sind, während man früher davon Nichts wußte. Das Schneiden, Sägen, Hobeln und Meißeln der Bausteine, die Bewegung schwerer Massen, das Versehen der Steine, das Pilotiren und Fundiren, Alles und Jedes hängt mit dem mechanischen Dampfbetriebe zusammen.

Die Verfolgung des Maschinenwesens führt uns zur Entwicklung der Verkehrs-Anstalten. Daß auf diesem Gebiete die Pariser Weltausstellung ein lehrreiches Bild gewähren werde, war nicht zu bezweifeln. Eisenbahnen, Telegraphen und Schiffahrt sind trotz der wirthschaftlichen Krise des Jahres 1873, ja gewissermaßen sogar wegen dieser letzteren, in der ökonomischen Ausnützung neuer Erfindungen unaufhaltsam vorgeschritten. Das gilt ganz besonders vom Eisenbahntwesen; denn obgleich die Aufwendungen großer Capitalien zum Ausbau der noch unvollendeten oder zum Beginne neuer Linien spärlich flossen, durfte man doch in technischer Hinsicht nicht rasten, sondern mußte trachten, jene Billigkeit der Anlage und des Betriebes für Bahnen zweiten und dritten Ranges zu erreichen, welche deren Existenzfähigkeit auch in so gedrückten Zeiten, wie die jetzigen sind, gewährleisten. Zugleich wurde im Eisenbahnbau die mit diesen Rücksichten zusammenhängende Wahl der dauerhaftesten Materialien, des Stahls statt des Eisens, des Eisens statt des Holzes immer allgemeiner; es

wurden Constructionen mit Erfolg versucht, um die größten Terrainhindernisse ohne den enormen Aufwand zu besiegen, welchen die Gebirgsübergänge oder Tunnelirungen bisher verursachten; endlich wurde durch sinnreiche Verbesserungen und Combinationen für größere Sicherheit der Reisenden und des Dienstpersonals gesorgt.

Besonders in die Augen fallend ist das Bestreben der jüngsten Zeit, secundäre Bahnen für den Localverkehr, einschließlich der *Tramways*, billig und gut einzurichten, und die Dampfkraft auch für das Straßengefährt anzutwenden. Schmalspurige Bahnen, die sich oft der *Chaussée* selbst anschließen müssen, werden immer mehr zur Bedingung für den kleinen Verkehr; auf diesen Bahnen laufen eigene Miniatur-Trains, von welchen ein paar treffliche Typen aus Belgien und Frankreich zu sehen waren. Ein ganzer Eisenbahnzug besteht nur aus zwei Waggonen; im ersten ist die Locomotive unter dem Dache verdeckt angebracht und an sie unmittelbar angrenzend der Bagage-Raum; der zweite Waggon besteht aus einer Abtheilung I. und II. Classe; Alles ungemein nett und compendiös; mit geringem Aufwande ist eine solche Strecke — einer Omnibuslinie ähnlich — zu betreiben; für das flache Land ein leicht einzurichtendes vortreffliches Verkehrsmittel. Da die Localbahnen eben häufig dem Straßenzuge folgen, mit diesem rasch ansteigen oder abfallen müssen, um nicht kostspielige Erdarbeiten des Unterbaues zu verursachen, sind auch dafür die mannigfachsten Auskunftsmittel gefunden. Verschiedene sinnreiche, theilweise freilich nicht mehr neue, Modelle zeigten, in welcher Weise das Problem großer Steigungen am billigsten gelöst werden kann. So sind die Locomotiven nach dem bekannten Systeme Larmanjat's ausgestellt gewesen, welche die unmittelbare Anwendung für dergleichen längs der Straße geführte Localbahnen gestatten und von der bewährten französischen Maschinenfabrik *Cail & Comp.* ausgeführt werden. An diesen Locomotiven ist neben dem gewöhnlichen, auf der Schiene laufenden Triebrade ein zweites Zahnrad mit federnden, beweglichen Zähnen angebracht, welche, solange es in der Ebene fortgeht, außer Function stehen, wenn aber der Train eine Rampe hinauf- oder hinabfährt, sich in eine Zahnstange einfügen und dadurch die Traction ähnlich den Eisenbahnzügen der Rigibahn erhöhen. Eine andere Anordnung desselben Systemes mit einer Mittelschiene erreicht den nämlichen Zweck, nur mit dem Unterschiede, daß die breiten Räder der Locomotive und der Waggonen auf der Fahrstraße selbst flach fortlaufen.

Mit dieser Construction ist der Uebergang von der Eisenbahn- zur Tramway-Locomotive gegeben. Das Nämliche bezweckt die wunderliche, stets von einem Schwarm von Zuschauern umgebene Gleitschuh-*Locomotive* von *Chartin-Herrmann* (*Locomotive à patins*), deren hübsches Modell einen ganzen kleinen Lastzug auf der Steigung von ein Viertel hinauf- und hinabführte. Die Locomotive bedarf keines Schienengeleises, da sie, statt auf Rädern zu laufen, durch flache Scheiben bewegt wird, welche sich unter ihr heben und senken und ihrer Bewegung, die derjenigen eines Thieres nachgeahmt ist, das Ansehen geben, als würde eine Schildkröte fort kriechen. Auch hier ist also mehr die Straßenlocomotive, als die Eisenbahn-Maschine zu suchen. Es führt uns dies zu den mannigfaltigen auf der Ausstellung vertretenen Erfindungen und Neuerungen,

deren Zweck ist, die städtischen Tramway-Linien statt mit Pferdekraft durch mechanische Motoren zu betreiben.

Nach den vielseitigen Versuchen, welche man in Paris vertreten fand, scheint in der That die Meinung erlaubt, daß die Beförderung der Wagen auf der Tramway durch Pferde in naher Zukunft einem ebenso überwundenen Standpunkte angehören wird, wie etwa die Tragsessel oder die Oellampen unserer Vorfahren. Was von den bisher bestehenden Uebelständen durch neue Verbesserungen in der Anordnung der Maschinen und Waggons vermieden werden muß, um das System der Dampf-Tramways zum Durchbruche zu bringen, ist nicht wenig. Es liegt in der Störung, welche die pustende Dampfmaschine noch in den beengten Straßen verursacht, in der Belästigung der Städtebewohner und Passagiere durch den erstickenden Rauch der Kesselfeuerung, in der Gefahr, daß die Pferde der übrigen Straßenfahrwerke durch eine neben ihnen vorübereilende Locomotive scheu gemacht werden, und endlich darin, daß das Stillhalten und Bremsen bisher nicht rasch genug möglich ist, um stark frequentirte Straßen sicher zu passiren. Einige der bisher construirten und auf der Pariser Weltausstellung vorhandenen Tramway-Locomotiven nähern sich indeß schon sehr der Lösung des schwierigen Problems. Man begann damit, das Aeußere einer gewöhnlichen Dampf-Locomotive ganz und gar im Waggon zu verbergen, und die Feuerung mit guten Rauchverzehrungs-Apparaten in Verbindung zu setzen. Einige derartige Tramway-Locomotiven leisten in der Verhüllung ihrer Kessel, Rauchfänge, Cylinder, kurz aller derjenigen Theile, welche an das Ungethüm des Dampf-motors gemahnen könnten, in der That das Aeußerste. Wir haben sie nicht in Function gesehen, zweifeln jedoch, obgleich sie schon in einigen Städten versuchsweise im Gebrauche stehen sollen und von Maschinenfabriken ersten Ranges ausgeführt sind, an der wirklichen Beseitigung aller oben erwähnten Uebelstände.

Um einen großen Schritt wurde jedoch die Lösung dieses städtischen Problems weiter geführt, als die Anwendung der comprimirten Luft für den Betrieb der Tramway-Fahrzeuge erfunden wurde. Die Pariser Weltausstellung hat uns die Gelegenheit geboten, vortreffliche Ausführungen dieser Art nach dem System Metarški zu sehen. Man denke sich einen gewöhnlichen Tramway-Waggon, unter dessen Fußboden zwischen den Achsen der Räder vier bis zehn Cylinder oder Reservoirs aus starkem Stahlblech angebracht sind. Diese fassen bei einem der ausgestellten Waggons, welchen wir als Beispiel wählen, 5500 Liter und sind auf einen Druck von 35 Atmosphären geprüft. An den Endstationen der betreffenden Linie werden diese Reservoirs oder Recipienten durch geeignete Maschinen mit comprimirter Luft angefüllt, und tragen nun die motorische Kraft in sich. Der Zugführer hat die leicht zu regulirende Maschine so zu leiten, daß die comprimirte Luft nach Bedarf auf die Kolben wirkt, welche die Triebräder und dadurch den Waggon selbst in Bewegung setzen. Ein automatisch wirkender Mechanismus sorgt dafür, daß der Waggon nicht stoßweise, sondern mit gleichmäßiger Geschwindigkeit bewegt wird; das Anhalten, Wenden und Weiterfahren ist ebenso zuverlässig zu bewerkstelligen, wie beim Pferdebetrieb. Wir übergehen die technischen Einzelheiten, auf welche freilich in der Ausführung das Meiste ankommt, weil sie sich doch an dieser Stelle nicht vollständig wieder-

geben ließen, und beschränken unsere allgemeine Beschreibung darauf, daß die Maschine Metarski's ohne Erneuerung der comprimirten Luft, d. h. ohne neuerliche Füllung der Recipienten den Waggon eine Strecke von 15 Kilometern, mithin weiter führen soll, als gewöhnlich die Endpunkte einer großstädtischen Tramway-Linie von einander entfernt sind. Der Verbrauch der comprimirten Luft soll nur der Menge von 3 Kilogramm Kohle für den Kilometer der Fahrt entsprechen — wäre also auch wirthschaftlich zu rechtfertigen. Versuche mit dieser übrigens sehr zierlich gebauten und von den üblichen Waggonen sich kaum unterscheidenden „Pneumatic-Tramway“, wie sie die Amerikaner nennen, sind in Paris auf der Strecke St. Denis zur Place Moncey und auch in Nantes mit bestem Erfolge durchgeführt worden. In New-York hat sich bereits eine Gesellschaft gebildet, welche Waggonen mit Luft-Motoren anfertigen und an die Tramway-Unternehmungen verkaufen will, und man will es schon dahin gebracht haben, daß die Füllung viel rascher vor sich geht, als das jehige Anspannen der Pferde, nämlich in kaum 2 Minuten; ja die Amerikaner wollen jetzt mit einer Füllung nicht bloß 15, sondern 33 Kilometer Weges zurücklegen. Obgleich sich die ganze Einrichtung in der Kindheit befindet, ist sie also bereits zu einem praktischen Erfolge gelangt, welcher den Kampf der Maschine mit den Pferden unter gewissen Voraussetzungen früher oder später zu Gunsten der ersteren beenden wird.

Aber nicht bloß Tramway-Waggonen, sondern noch mehr, der gewöhnliche Omnibus, ja der Phaeton und sogar das Velocipède verfallen dem Dampfmotor. Wenigstens als Curiosität dürfen die Ausstellungsobjecte dieser Art kurz genannt werden. Es war ein Dampf-Omnibus zu sehen, vom Constructeur, „L'Obeissant“ genannt, für 16 Personen eingerichtet, welcher zweimal wöchentlich mit freiwilligen Passagieren die Fahrt vom Trocadero auf der Straße nach Sèvres anstandslos zurücklegte; dann von demselben Erfinder (Vollée in Mans) ein Damenphaeton, dessen Dampfessel hinter dem Sitze angebracht ist, während der Kutscherbock zur Aufnahme der gut verdeckten Cylinder dient; der Kutscher hat die Führung der Maschine, das Lenken des Gefährtes und die Bremsen in seiner Hand. Selbstverständlich nur eine Curiosität, denn wer könnte sich die lärmende Maschine und die Belästigung des Dampfessels statt der feurigen Araber vor seinem Landauer wünschen! Endlich das Velocipède. Die Extreme berühren sich hier, und wenn wir uns für dieses sonderbare Gefährte überhaupt nicht begeistern können, welchen vernünftigen Sinn sollte es dann haben, dasselbe durch eine mit Spiritus geheizte Dampfmaschine in Lauf zu setzen? Wir sind von dem tiefen Ernste zum äußersten Humor gelangt; — was einst der „Humorist“ Saphir's in ausgelassener Phantasie als die Zukunft der Locomotiven darstellte, es könnte bald zur Wahrheit werden: die Menschen besuchen sich gegenseitig auf Dampfrossen reitend.

Wollten wir selbst nur in flüchtigen Umrissen aller übrigen Fortschritte gedenken, welche die Räume des Industrie-Palastes und seine vielen Annexe dem Besucher vor Augen führten, so müßten wir die Geduld der Leser erschöpfen und den uns gesteckten Rahmen weit überschreiten. Was gäbe es Alles zu berichten von den Wundern der chemischen Industrie, die einen verborgenen Schatz nach dem anderen aus den unscheinbarsten Stoffen gewinnt; welche Stufenreihe

neuer prächtig glänzender Farbstoffe, durchweg Abkömmlinge der Steinkohle und des Theers, sind vor unseren Augen ausgebreitet; welche aromatischen Düfte, welche Nährstoffe und welche Materialien der Großindustrie werden heute dem Pflanzen- und Thierreiche abgewonnen; wie viele neue Verfahrungsweisen machen die Massenartikel des häuslichen und gewerblichen Verbrauches billiger und besser! Neue metallische Grundstoffe sind entdeckt, neue Heilmittel dem pharmaceutischen Lexikon gewonnen worden. Kurz, wohin wir blicken, gäbe es Belege, um den unendlichen Einfluß der chemischen Industrien auf unser Leben zu schildern. Mit gleichem Rechte ließe sich von den Textil-Industrien Manches erzählen, obgleich hier der Fortschritt geringer, namentlich durch die verheerende Krise des Jahres 1873 zurückgehalten ist. Es ließe sich von den keramischen Gewerben schildern, wie sie das Glas der Venetianer, den Schmelz der alten Majoliken, der Palissy und Della Robbia wieder aufleben lassen und zu dem geläuterten Geschmacke ihrer Vorbilder ein dieselben überragendes technisches Geschick hinzufügen. So könnten wir Classe nach Classe in den neun großen Gruppen betrachten, in welche die Gesammtheit der ausgestellten Erzeugnisse künstlerischer, landwirthschaftlicher und gewerblicher Arbeit eingereiht waren. Gegenüber dieser, die Sinne überfluthenden Fülle von Stoff, bedarf es kaum der Entschuldigung, daß wir denselben auch nicht an der Oberfläche zu beherrschen vermöchten.

Nur zwei technische Erscheinungen, welche neuestens allgemeines Interesse erwecken, greifen wir noch aus dem reichen Inhalte der Pariser Weltausstellung heraus; die industrielle Erzeugung von künstlichem Eis im größten Maßstabe und die Einführung der elektrischen Beleuchtung. Zwar lassen sich diese zwei Erfindungen, wenn man auf das actuelle Interesse oder die Neuheit der Sache blickt, strenge genommen, nicht neben einander reihen; denn die Eismaschinen sind schon vor der Londoner Ausstellung des Jahres 1862 bekannt gewesen, während die elektrischen Lichtapparate erst in allerjüngster Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregen; die Eismaschinen treten in sehr unscheinbarem Gewande auf, die elektrischen Kerzen glänzen uns blendend entgegen. Trotzdem liegt zwischen diesen und jenen ein Bindeglied; sie Beide dienen zunächst dem großstädtischen Lebensgenusse, dem modernen Comfort; sie Beide machen den Menschen von solchen kosmischen Verhältnissen unabhängiger, die doch nimmer direct zu beherrschen wären und gewiß einen großen Einfluß auf unser Dasein ausüben: von der atmosphärischen Temperatur und von dem Lichte der Sonne.

Sprechen wir zuerst von den Kälte- und Eismaschinen; sie haben seit ihrer ursprünglichen Construction so wesentliche Verbesserungen erfahren, daß sie jetzt bereits die mannigfachste Anwendung bei der Kühlung der Lusträume, sowie bei der Herstellung erfrischender Getränke, bei der Fabrikation von Eis und Sorbets, der Conservirung von Nahrungsmitteln u. s. w. finden, nebenbei aber so billig sind, daß sie bald zu den Utensilien eines jeden civilisirten Haushaltes gehören dürften. Der Ausgangspunkt derselben liegt in dem Bedürfnisse, welches man zuerst in heißen Klimaten empfand, die Luft der Wohnräume auf niedrigere Temperaturen zu bringen, und statt der kostspieligen Zufuhr von natürlichem Eis aus weiter Ferne sich solches an Ort und Stelle künstlich zu bereiten. So wurde schon vor ungefähr zwanzig Jahren mittelst einer englischen Eis-Er-

zeugungsmaschine (von Siebe Brothers) in Spitälern Ostindiens, wo es sich um eine Lebensfrage für die britischen Soldaten handelte, der Versuch durchgeführt, die Temperatur eines Zimmers auf 6 Grad Kälte zu erhalten, während das Thermometer in der freien Luft die sommerliche Hitze von 26 Grad Réaumur zeigte. Sowie dieser extreme Erfolg erreicht wurde, war es natürlich leicht, die Temperatur der Wohnräume überhaupt unabhängig vom tropischen Klima in einer der Gesundheit angemessenen Weise zu reguliren. In Peru, Brasilien, in Australien und im südlichen Indien wurde schon damals die Erzeugung von künstlichem Eis begonnen, um den Bewohnern ein Labungsmittel zu bieten, das sie wol niemals vorher gesehen hatten. Seither ist nun der Gebrauch auf eine ganz andere Stufe gehoben worden. Nicht nur, daß in vielen Großstädten des mittleren und nördlichen Erdstriches, wo Natureis in Hülle und Fülle zu haben wäre, das Kunsteis mit jenem sowol an krystallener Reinheit als auch in Bezug auf den Preis rivalisirt, sondern auch die anderweitigen technischen Anwendungen des künstlichen Eises und seine fabrikmäßige, massenhafte Erzeugung in den Ländern der heißen Zone, haben unglaublich rasch zugenommen. Der große amerikanische Eishandel, welcher vor ungefähr zehn Jahren seinen Höhepunkt erreichte, indem er jährlich für mehr als 1 Million Mark Natureis von den nördlichen Seen bis in die Aequatorialgegenden regelmäßig verließerte, hat der Concurrenz des künstlichen Eises auf den meisten Märkten weichen müssen.

Sowie die Caraffes frappées, welche den Besuchern der letzten Pariser Weltausstellung in den verschiedenen Restaurationen geboten wurden, insgesammt künstlich hergestellt waren, so wird von den verschiedensten Industrien und Gewerben nur mehr mit künstlichem Eis gearbeitet; der Handel mit demselben, das Abliefern in Hôtels, Spitäler, Haushaltungen u. s. w., die sich darauf monatweise abonniren, ist vortrefflich und billig organisirt; kurz, wir Städter kommen mit diesem neuen Fabrikate in viel häufigere Berührung, als die Meisten unter uns ahnen. Die künstliche Kälte, welche durch Eismaschinen erzeugt wird, findet in Brauereien und Brennereien bereits im größten Maßstabe Anwendung, sie dient zur Erhaltung des Fleisches in Vorrathskammern, oder während des Transportes in Schiffen, wie der bekannte „Frigorifique“ zeigte, dessen ganzer Schiffsraum während 102 Tagen auf der Reise von Südamerika nach Rouen beständig auf dem Gefrierpunkte erhalten war, um 30,000 Kilogramm Fleisch aus den Pampas in frischem Zustande nach Frankreich zu bringen; die künstliche Kälte, deren Regulirung man vollständig in seiner Hand hat, läßt sich für die Ventilation der Theater, Concert- und Ballsäle überhaupt aller öffentlichen Versammlungsräume so anwenden, daß man im Hochsommer ebenso die angenehme mittlere Temperatur durch Eismaschinen, wie im strengsten Winter durch Centralheizung zu erzeugen im Stande ist. Man sieht, die Sphäre der Anwendung dieses technischen Fortschrittes ist eine ziemlich unbegrenzte; nicht nur der Gaumen und die Genußsucht, sondern was viel wichtiger ist, die Gesundheitspflege und das geschäftliche Interesse großer Industriezweige, werden dadurch gefördert. Einer der Erfinder schlägt in seinem Prospective sogar vor, den Städtern das Vergnügen des Eislaufens während jeder Jahreszeit zu sichern, indem statt der bisherigen Skating-Rinks echte Eisbahnen für Schlittschuhläufer

durch Eismaschinen künstlich hergestellt und stets erhalten werden. Ein kostspieliges, aber technisch lösbares Project, das vielleicht ein Sport-Club früher aufgreifen wird, als man heute glaubt!

Wir haben bisher von dem mannigfachen Nutzen gesprochen, welchen die Kaltluft und Eismaschinen bringen; es erübrigt noch, wenigstens in Umrissen ihre Einrichtung und den Kostenpunkt in's Auge zu fassen. Das Interessanteste an der Technik bleibt unzweifelhaft, daß in diesen Maschinen mittelst Dampfkraft und Wärme das reinste Polareis und Kälte erzeugt wird: eine Berührung der Gegensätze, wie sie nicht greller gedacht werden könnte. Die Eismaschinen beruhen auf dem bekannten physikalischen Gesetze, daß bei dem Uebergange einer Flüssigkeit in den gasförmigen Zustand oder bei der Verdunstung eine beträchtliche Menge von Wärme gebunden, daher der nächsten Umgebung entzogen wird. Wärme entziehen heißt aber mit anderen Worten Kälte erzeugen. Wird dieser Vorgang mit großer Intensität eingeleitet und andauernd fortgesetzt, so muß eine locale Abkühlung der den Apparat oder die Maschine umgebenden Luft oder Flüssigkeit eintreten.

Die früher genannte ältere englische Eismaschine bewirkte diesen Vorgang, indem sie mittelst einer kräftigen von einer Dampfmaschine betriebenen Luftpumpe in einem geeigneten Gefäße einen luftleeren Raum (ein Vacuum) erzeugte, in welchem Aetherdämpfe so rasch verflüchtigten, daß das rings um die Wände jenes Gefäßes befindliche Wasser zu Eis erstarrte. Die Maschine erzeugte per Tag 20 bis 80 Ctr. Eis in je 10 bis 20 Pfund schweren Platten zum Preise von etwas über 1 Mark per Centner. Um einen beträchtlichen Schritt weiter ging Carré, der in ungemein sinnreicher Weise eine Maschine konstruirte, welche bloß durch Erhitzung einer concentrirten Ammoniaklösung eine intermittirende oder continuirliche Verdampfung derselben und dadurch eine Abkühlung hervorruft, die genügt, um in zwei Stunden 1 bis 4 Centner Eis zu erzeugen, und zwar ohne einen größeren Aufwand als denjenigen von 1 Pfund Kohle nebst den wenig kostspieligen chemischen Ingredienzien für 8 bis 15 Pfund von reinstem Trinkeis. Derselbe Carré hatte später auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1867 noch einen anderen, sehr interessanten Eisapparat zum erstenmal gezeigt, welcher darauf beruht, daß ein Theil des in Eis zu verwandelnden Wassers durch Luftverdünnung schnell zum Verdampfen gebracht wird und dabei dem übrigen Wasser soviel Wärme entzieht, daß es ungemein rasch gefriert. Ein solcher verbesserter Apparat war auch im Jahr 1878 auf der Pariser Weltausstellung zu sehen und mit demselben kann selbst der ungebüteste Diener in 3 Minuten eine Flasche Wasser in Eis umgestalten.

Eignen sich diese handjamen Apparate besonders für den Privatgebrauch in Haushaltungen, so gab es an Maschinen für die fabrikmäßige Eisbereitung und die künstliche Abkühlung der Luft im Großen auf der letzten Weltausstellung eine so mannigfache Auswahl, daß schon daraus die Thatsache ihrer allgemeinen Verwendung zu schließen ist. Es sei uns gestattet, nur zwei derselben noch zu erwähnen, welche das meiste Interesse erweckt haben. Die eine ist die mächtige, in einem eigenen Pavillon installirte, beständig arbeitende Eismaschine nach dem System L i n d e von der bekannten mechanischen Werkstätte der Gebrüder Sulzer

in Winterthur construirt. Auf der Verdunstung einer Ammoniakflüssigkeit beruhend, erzeugt dieselbe je nach ihrer Größe bis zu 40 Centner Eis in der Stunde und zwar in jeder beliebigen Form und in den schönsten kristallhellen Blöcken, wie man sich täglich überzeugen konnte. Nach dem Prospekte soll ein Centner Eis bei den größten Maschinen Alles in Allem nur auf 25 Centimes, bei den kleinsten auf 2 Frcs. 16 Cent. zu stehen kommen. Die zweite, kurz zu berührende Kälte- und Eis-Maschine ist diejenige nach dem Systeme von Paul Giffard, nicht zu verwechseln mit dem bekannten französischen Erfinder Henry Giffard, dessen *Ballon captif* während der letzten Ausstellungs-Monate soviel von sich reden machte. Diese Maschine beruht auf einem ganz neuen und ungemein ingenieusen Gedanken, sie vermeidet alle Chemikalien und fabricirt das Eis nur aus Luft und Wasser, indem sie in einem Cylinder die Luft comprimirt und dadurch Wärme frei macht, hierauf dieselbe durch gewöhnliches Wasser abkühlt und in einen anderen Cylinder einströmen läßt, wo sie sich wieder auf ihren normalen Druck ausdehnen und bei diesem Uebergange Wärme binden, also Kälte erzeugen muß. Die größten Giffard'schen Maschinen liefern $4\frac{1}{2}$ Ctr. Eis in der Stunde und der Centner soll $2\frac{1}{2}$ Francs kosten. Auch von der Reinheit und Durchsichtigkeit dieses künstlichen Eises, von seiner Eignung für die beliebten Caraffes frappées und für die Erzeugung von Gefrorenem bot die Ausstellung dem Besucher immerwährende Belege. Bis zum massenhaften Kleinverschleiß von Fruchtorbets, welche in niedlichen Hülsen zum Preise von einem Sou verkauft wurden, erstreckte sich die Propaganda, oder sagen wir die Reclame für das künstliche Eis.

Wir haben schon zu lange bei dieser Einzelheit verweilt; wenden wir uns schließlich der zweiten und zwar blendenden, Erfindung zu, der Anwendung der Magneto-Elektricität im Dienste der Beleuchtung. Sowie der Jacquard-Stuhl nachweisbar von der französischen Ausstellung des Jahres 1802, wie das Bessemer Metall von der Londoner Exhibition des Jahres 1862, wie die Anilinfarben von der Pariser Ausstellung des Jahres 1867 in alle Theile der Erde verbreitet wurden, so ist nach unserer Auffassung die Pariser Weltausstellung des Jahres 1878 als die Geburtsstätte eines großen Umschwunges im Beleuchtungsweisen anzusehen. Die „Bougie électrique“, wie sie jetzt allgemein genannt wird, scheint für die Großstädte, für Fabriken, vielleicht sogar für den Hausgebrauch berufen, in Zukunft das Gaslicht unter gewissen Umständen zu ersetzen; sie ist nicht erst erfunden, aber sie ist im Jahre 1878 so wesentlich verbessert und allen Besuchern von Paris in so glänzendem Lichte — in des Wortes eigenster Bedeutung — vor Augen gestellt worden, daß sie nun rasch ihren Lauf durch die Welt nehmen wird. Wenige Worte werden genügen, um die Sache zu erläutern.

Es war zuerst im Jahre 1867, daß man darauf aufmerksam gemacht wurde, die mächtigen und continuirlichen Ströme, welche durch die damals neuen magneto- und dynamo-elektrischen Apparate von Siemens & Halske, Ladd, Wilde und Anderen erzeugt wurden, zur Hervorrufung von elektrischem Licht im praktischen Leben zu benützen. In England und Frankreich wurden schon in jener Zeit hie und da Leuchtthürme und versuchsweise auch ausgedehnte Werk-

plätze bei nächtlichen Arbeiten durch das zwischen Kohlenspitzen entstehende elektrische Licht beleuchtet. Erst im Jahre 1871 wurde jedoch die Gramme'sche Maschine bekannt, welche so vortrefflich die Uebelstände der früheren Apparate vermeidet, daß ihre Anwendbarkeit zu technischen Zwecken außer Frage steht; sie erzeugt einen alternativen elektrischen Strom, auf dynamischem Wege, durch die Bewegung von im Kreise angeordneten Elektro-Magneten, zwischen zwei magnetischen Polen; die Gramme'sche Maschine bedarf also ihrerseits eines Motors. Die von derselben ausgehende Elektrizität wird durch gut isolirte Leitungsdrähte zur Lampe, zum Straßen-Candelaber u. s. w. geführt, in welchem sich die entsprechend angeordneten Kohlenspitzen befinden. Zwischen den letzteren wird durch den elektrischen Strom ein beständiges, weißgluthartiges Licht von solcher Intensität erregt, daß es hundert gewöhnlichen Gasflammen gleichkommt. Die Leuchtkraft und Schönheit des Lichtes ist wol in jeder Großstadt schon seit mehreren Jahren bei festlichen Illuminationen bekannt geworden, die praktische Anwendung für den täglichen Gebrauch wurde jedoch erst im Sommer 1877 in großen Magazinen in Paris versucht, nachdem der russische Genie-Officier Jablockoff, gemeinschaftlich mit dem Franzosen Denahrouze an den Leitungs- und Beleuchtungs-Apparaten, namentlich an der Anordnung der Kohlenspitzen, welche jetzt nach Art von Kerzen neben, statt wie früher über einander angebracht sind und an den Vorrichtungen zu ihrem jedesmaligen automatischen Ersatz nach erfolgter Verbrennung (durch den sogenannten commutateur) eine Reihe von Verbesserungen erfunden hatte, welche einerseits eine gleichmäßige Lichtstärke der Brenner, andererseits das augenblickliche automatische Anzünden und die beliebige Brenndauer derselben sicherten.

Diese vervollkommnete technische Construction eines seit Jahren in seinen Grundzügen bekannten Apparates ermöglichte die elektrische Beleuchtung öffentlicher Straßen, wie sie in Paris im Frühjahr 1878 mit der bekannten Energie der dortigen Municipalverwaltung rasch versuchsweise eingeführt wurde. Im Sommer dieses Jahres waren bereits die frequentirtesten Plätze und Straßen mit den Bougies électriques taghell erleuchtet. Schon im Juni waren dreihundert Straßen-Candelaber dieses Systems aufgestellt, um ihr herrlich strahlendes Licht auf die Place de l'Opéra, die Place du Théâtre français und auf die neue, diese beiden Endpunkte in schöner Perspective verbindende Avenue de l'Opéra zu verbreiten. Die Madeleine-Kirche, die Place de la Concorde und das Corps législatif, dieser monumental vollendetste Pariser Straßenzug, sowie sein in weiter Ferne stehender Abschluß, der Arc de Triomphe am Ende der Champs Elysées bildeten ein anderes Versuchsfeld dieser zauberhaften Beleuchtung. Bald wurden auch die Orangerie im Tuilerien-Garten, die Fronten mehrerer Theater und andere Plätze mit elektrischem Lichte erhellt; dessen Wirkung im geschlossenen Raume aber konnte man am besten in dem riesigen Hippodrome an der Alma-Brücke, in den bekanntesten weitläufigen Kaufläden (Magasin du Louvre, Belle Jardinière, au Coin de rue u. s. w.) beurtheilen, wo überall der Lichteffect in herrlicher Weise zur Geltung kam. Vor dem Schlusse der Weltausstellung hatte die neue Beleuchtung schon so weit Eingang gefunden, daß mehr als 1000 elek-

frische Flammen der Bougie Jablochhoff täglich angezündet wurden und bereits das Licht von 70,000 Gasbrennern ersehten.

Die Frage der allgemeinen Einführung dieser neuen Straßenbeleuchtung ist allerdings noch nicht als gelöst zu betrachten, aber wir stehen ihrer Lösung näher als je zuvor. Der Ruhm Jablochhoff's läßt, wie sich jetzt schon zeigt, die Erfinder der übrigen Länder der Welt nicht ruhen. Noch während der Pariser Weltausstellung wurde bekannt, daß es dem berühmten amerikanischen Physiker Edison gelungen sei, den elektrischen Strom im physikalischen Sinne so zu spalten und zu theilen, daß von einer einzigen dynamo-elektrischen Maschine aus eine beliebige Anzahl von Flammen und zwar in einer nach Bedarf zu regulirenden Lichtstärke bedient werden könne. Die gleiche Erfindung, obgleich mit anderen Mitteln, soll gleichzeitig der Wiener Mechaniker S. Marcus gemacht haben, welcher seine durch Privilegien geschützte Construction bereits in kleinen Versuchen gezeigt hat. Neben diesen Beiden, welche die elektrische Beleuchtung für Fabrikräume und selbst für Haushaltungen praktisch zugänglich machen wollen, indem sie statt der bisherigen Gasröhren eben nur Drähte zu den Lustern und Brennern leiten würden, tauchen aber noch zahlreiche andere Verbesserer und Erfinder auf. So meldet sich ein Herr Werdermann mit einem neu erfundenen Mechanismus für die Regulirung der Kohlenspitzen, welcher in Stockholm eingeführt werden soll, ferner verbanden sich jüngst zwei englische Erfinder, Sawyer und Man, mit einer Actiengesellschaft, um ebenfalls ein neues Verfahren der elektrischen Beleuchtung im Großen, und zwar — wie sie behaupten — unter so günstigen Bedingungen einzuführen, daß es nur den vierzigsten Theil des Gaslichtes kosten würde.

Es gäbe noch Vieles über dieses neueste Jagden nach einer Verbesserung des ursprünglichen Gedankens zu berichten, wenn es uns nicht zu weit von der Pariser Weltausstellung ablenken würde. Gewiß aber — wir wiederholen es, — stehen wir schon heute der Lösung des Problems ziemlich nahe. Bei allen technischen Ausführungen des Principes wird es sich wol zuerst darum handeln, zu prüfen, ob das elektrische Licht mit vollkommen gleichmäßiger Leuchtkraft herzustellen und in Straßenlaternen so anzubringen ist, daß es die hohen Gesehungskosten entsprechende Anzahl von Gasflammen entbehrlich macht, ohne das Auge durch allzugroße Intensität zu blenden. Schon die jetzt angewendeten Bougies entsprechen nahezu diesen Forderungen, obgleich sich nicht leugnen läßt, daß sie noch bisweilen flimmern und die Farbe verändern. In der Regel machen sie jedoch auf das Auge den angenehmsten Eindruck; die Straßenzüge sind in tiefer Nacht taghell erleuchtet; man liest sein Journal du soir vor dem Caffeehause um zwölf Uhr Mitternacht so leicht, wie sonst in früher Morgenstunde; wendet man seinen Blick in eine der Nebengassen, so erscheinen dort die Gasflammen, als wären sie die alten Dellampen, die einst den Bürgern ihren Heimweg erleuchteten; sie erscheinen schmutzig gelb, matt und halbfinstern. Anders freilich wird die ökonomische Seite zu betrachten sein; die Kosten der Beleuchtungs-Anlagen sind vorläufig so bedeutende, daß die Anwendung im Kleinen noch ausgeschlossen ist, wogegen jene im Großen schon rentabel sein soll. Der Prospect der Société générale d'électricité, welche die Jablochhoff-Brenner in Frankreich herstellt,

sucht zu beweisen, daß eine elektrische Flamme ungefähr soviel kostet, als 15 Gasflammen, während sie doch das Licht von 100 der Letzteren ausstrahlt. An allen Orten, wo thatsächlich eine elektrische Lampe so angebracht werden kann, daß durch sie mindestens 15 Gasbrenner erspart werden, dürfte sie schon heute concurrenzfähig sein. Es spricht jedenfalls zu Gunsten derselben, daß die Gasgesellschaften einen förmlichen Feldzug gegen die elektrische Beleuchtung organisirten, indem sie diese als gefährlich, den Augen nachtheilig und unerschwinglich theuer darstellen ließen. Als das Publicum sah, daß das elektrische Licht in Paris, London, New-York und in mehreren europäischen Großstädten thatsächlich schon zur Beleuchtung der Straßen und Plätze dient, und daß die Municipal-Verwaltungen ernstlich die Frage in Erörterung ziehen, einen Theil der bisherigen Gaslaternen dauernd durch elektrische Kerzen zu ersetzen, brach wirklich eine Panique über die Actien der Gasgesellschaften herein; denn man begann zu fürchten, daß die Tage der letzteren überhaupt gezählt sind.

Wenn diese neue Lichtquelle geeignet ist, unser Interesse zu erwecken, weil wir uns freuen, das tägliche Leben wieder mit mehr Comfort zu umgeben, so öffnen sich nebenbei schon jetzt viele Perspektiven einer umfassenden praktischen Anwendung. Besonders wichtig wird die elektrische Beleuchtung für solche industrielle Etablissements, welche bei Tag und Nacht fortarbeiten müssen, für die rasche Ausführung von Arbeiten auf dem Felde, beispielsweise Heimbringen der Ernte bei drohendem Witterungsumschlage; es wird ebenso entscheidend für den Dienst der Leuchtthürme und Signallichter an den Küsten, für die Seeschifffahrt und die Nebelsignale, für den Nachtdienst bei Eisenbahnen, für Hüttenwerke, große unterirdische Arbeiten, wie Tunnelirungen und dergleichen und für Tauchzwecke, indem die elektrische Lampe in einer besonderen Construction den Meeresgrund selbst so vorzüglich zu erhellen vermag, daß Bergungen und Untersuchungen, wie der Erfinder dieser Apparate, Bazin, auf der Ausstellung zeigte, möglich sind, welche uns bisher verwehrt waren.

Übermals stehen wir vor einem der Räthsel aus Jules Verne's Nautilus, vor dem Capitän Nemo! Was der überreizten Phantasie zugeschrieben wurde, ist bereits zur Thatsache geworden. Die elektro-dynamische Maschine liefert Strahlen, welche in sanften weißen Schwingungen, dem Lichte des Vollmondes gleich, unser Auge erfreuen; sie dringen von dem Felsenriffe Meilen weit hinaus auf die tobende See, um dem rathlosen Schiffer die Gefahren zu zeigen, denen er entfliehen muß; sie erhellen das Innere der Erde, wenn es der Mensch mit der Bohrmaschine aushöhlt, um Gebirgswälle zu durchbrechen, oder einen unterseeischen Schienenstrang zu führen; sie beleuchten den tiefen Meeresgrund, dessen Schrecken für uns weichen, welcher von uns durchforscht und durchfurcht werden kann. Fürwahr ein großartiger Sieg des menschlichen Geistes, der ewige Umsatz von Stoff und Kraft! Durch die elektro-dynamische Maschine wird mechanische Bewegung in Electricität, Electricität in Licht, Licht in Wärme verwandelt; die zur Bedienung des Motors, zur Gewinnung der mechanischen Kraft erforderliche Kohle aber führt bis zu dem blendenden Lichtstrahl, der uns ganz neue Welten erschließt.

Justus Erich Bollmann und die Flucht Lafanette's aus Olmütz.

~~~~~  
Von  
Friedrich Kapp.  
~~~~~

Woher kommt es, daß die Erzählung einer Flucht, ja selbst eines mißlungenen Fluchtversuches stets einen Kreis aufmerkamer Leser oder Hörer findet? Wie erklärt es sich, daß, so wenig persönliche Theilnahme der Wagende unter Umständen auch verdienen mag, das Wagniß selbst uns in Aufregung versetzt, in oft athemloser Spannung erhält und unwillkürlich zur Anerkennung, ja selbst zur Bewunderung hinreißt? Welches Moment nimmt unsere Theilnahme bei einem solchen Ereigniß vorzugsweise in Anspruch? Ist es die Müchternheit der Berechnung oder die Kühnheit der Phantasie, ist es der Geist oder der Wille, der Gedanke oder die That, ist es die „List der Idee“ oder der Krieg der Ohnmacht gegen die Uebermacht? Ich glaube, es sind alle diese Momente zusammen oder wenigstens von allen der beste Theil, welche dem Flüchtling unsere Sympathien sichern.

Aber selbst mancher mißlungene Fluchtversuch steht oft einer glücklich bewirkten Flucht an Interesse und Spannung nicht nach; denn die Einbildungskraft und der Geist des Lesers oder Hörers werden viel weniger durch den Erfolg, als durch den Charakter des Helden selbst und durch die Art und Weise, der von ihm oder seinen Freunden in Bewegung gesetzten Mittel in Mitleidenschaft gezogen. Ich glaube, es kann wol als Regel gelten, daß, je einfacher dieselben sind, desto größer auch ihr Eindruck auf das menschliche Gefühl ist. Man erwartet gewöhnlich von einem Manne, der einen so verzweifelten Schritt wagt, auch die verzweifeltesten Mittel. Gerade weil den Meisten der natürliche einfachste Weg zur Freiheit als ausgeschlossen und der außergewöhnliche als der durch das Wesen der Verhältnisse bedingte gilt, wird es dem Flüchtling auch viel leichter, sein Ziel auf dem gewöhnlichsten Weg zu erreichen. Dazu gehört aber mehr als Muth; vor Allem ist Geistesgegenwart und Umsicht geboten.

Einer meiner politischen Freunde, welchem 1849 einige zwanzig Jahre Gefängniß in Aussicht standen, ließ in demselben Augenblicke, als der Unter-

suchungsrichter aus dem Zimmer gerufen wurde, den Actuar ein Buch vom Brett herunterholen und nahm, während dieser ihm den Rücken zugekehrte, Hut und Stock des Inquirenten, steckte dessen Acten unter den Arm, schloß das Zimmer von außen ab, ging ruhig und gemessen an Dienern und Wachen vorbei über den Gefängnißhof, ließ sich durch den Wärter das Hauptthor öffnen, schritt unbefangen durch die Straßen der kleinen Stadt und fuhr am hellen Mittag mit der Eisenbahn davon. Man durchsuchte auf den Lärm des Actuars das große geräumige Gefängniß von Oben bis Unten und dachte während der ersten Aufregung gar nicht daran, den glücklich Entkommenen außerhalb seiner Mauern zu suchen, weil man eine Flucht aus denselben für ganz unmöglich hielt. In der so vortrefflich gelungenen Befreiung Kinkel's durch Carl Schurz bildet es gerade die verdienstvollste und glänzendste Seite des gewagten Unternehmens, daß die allerdings reichen Geldmittel auf einen einzigen Zweck, die Gewinnung eines Aufsehers, concentrirt wurden, und daß, statt einen großen und verwickelten Apparat in Bewegung zu setzen, die Flucht von Spandau über Mecklenburg auf unbeachteten, kaum bekannten Landwegen, statt auf den großen nach Westen führenden Heerstraßen bewerkstelligt ward. Wie hätte es die gewöhnliche Polizeiweisheit für möglich halten können, daß Befreier und Befreiter ganz harmlos einige Wochen in Rostock bleiben würden, während man sie in der Richtung von Köln und Aachen vergebens suchte. Wie ungeschickt, wie leichtsinnig wird dagegen, um hier ein geschichtliches Beispiel zu erwähnen, die Flucht Ludwig XVI. eingeleitet und ausgeführt! Die Hösflinge können sich in die neue, durch die außerordentliche Lage der Verhältnisse ihnen zugewiesene Rolle nicht finden; auch bei einem Unternehmen, welches nur dann gelingen kann, wenn sie unterschiedlos unter der Masse verschwinden, müssen sie sich noch als die großen Herren aufspielen. Einige Duzend Hofleute und Officiere werden zuvor in das Geheimniß eingeweiht, mehrere große Wagen mit Gefolge und Dienern bilden die durchaus überflüssige, schwerfällige Reisebegleitung, Truppenabtheilungen werden auf den Wegen und an den Poststationen aufgestellt, und der König selbst beobachtet, als wäre er ein bei dem Unternehmen unbetheiligter Dritter, nicht die mindeste Vorsicht, blickt zum Wagen hinaus und macht, von der Sorglosigkeit seiner would be Retter angesteckt, das ganze Unternehmen scheitern. Der arme Ludwig erregt unser Mitgefühl und Mitleid, daß er urtheilslos in sein Verderben fährt, dem er so leicht hätte entinnen können.

Doch sei dem, wie ihm wolle: ich will hier von der zwar mißlungenen, aber klug angelegten und theilweise glücklich durchgeführten Flucht Lafayette's erzählen, welche ihrer Zeit ein großes und wohlberechtigtes Aufsehen erregt hat, und zuerst von Barnhagen von Ense in den „Denkwürdigkeiten Justus Erich Bollmann's“ ausführlich dargestellt worden ist. Barnhagen dienten als Quelle ausschließlich die mündlichen Mittheilungen Bollmann's, mit welchem er zwanzig Jahre nach jenem Ereigniß in Wien beim Congresse zusammentraf. Sein Bericht war für seine Zeit erschöpfend. Seitdem ist aber von anderen Seiten manche neue Einzelheit über diese Flucht bekannt geworden und liegt überhaupt ein viel reicheres Material als vor vierzig Jahren vor. Ich bin neuerdings durch die Güte meines Freundes, des Herrn Martin F.

Bollmann in Hoya an der Weser, in den Besitz des noch in seinen Händen befindlichen Theils der Papiere seines Großonkels gelangt und habe eine reiche, selbst die letzten Unrichtigkeiten beseitigende Ausbeute in den Acten des Wiener Geheimen Staatsarchivs gefunden, deren Kenntniß ich der Gefälligkeit des Herrn Professor Bübinger und deren Benutzung ich dem nicht genug anzuerkennenden freundlichen Entgegenkommen des dortigen Archivdirectors, Hofrath v. Arneht, verdanke. Leider behandeln sie nur die Geschichte der Flucht und nicht die Untersuchung. In allen diesen Papieren finden sich aber so viel interessante Aufzeichnungen, bisher noch nicht veröffentlichte Briefe, vertrauliche Mittheilungen und gelegentliche Bemerkungen über diesen Fluchtversuch, daß es sich wol der Mühe verlohnt, ihn an der Hand jener neuentdeckten handschriftlichen Schätze richtig zu stellen. Ich halte eine solche Arbeit um so mehr für geboten, als sie Bollmann den vielfach bestrittenen Ruhm sichert, daß er die eigentliche Seele und der leitende Geist bei dem ganzen Unternehmen war, und als Lafayette's eigene, hier zum ersten Male veröffentlichten Originalbriefe beweisen, wie ungenau dessen spätere Mittheilungen (Mémoires IV., 269 bis 270. 375 bis 376) sind.

Was man sonst auch über die politische Haltung Lafayette's urtheilen mag, er war, wenngleich eitel und seine eigene Bedeutung überschätzend, persönlich ein reiner Charakter und ein Mann, an dessen Händen wenigstens Nichts vom Schmutz der revolutionären Parteien klebte. Unzufrieden mit dem Gange der Dinge in der Hauptstadt, war er, als einer der Generale der Nordarmee, bereits am 16. Juni 1792 aus dem Lager bei Maubeuge in Paris eingetroffen, wo er durch sein Eintreten bei der Nationalversammlung und sein Ansehen bei der Nationalgarde, die sich selbstaufgebende Sache des Königthums retten zu können wähnte. Groß im Planemachen und klein im Handeln, hielt er in einem Augenblick, wo allein thatkräftiges Eingreifen entscheiden konnte, vergeblich lange Reden, und wurde vom 10. August völlig undvorbereitet überrascht. Unfähig, in entscheidender Stunde einen raschen Entschluß zu fassen, weigerte er sich zwar nach jenem Schreckenstage, seine Truppen den Eid auf die Freiheit und Gleichheit schwören zu lassen, forderte aber erst am 20. August sein Heer zum Marsche gegen die Gewalthaber in Paris auf. Es war zu spät! Lafayette fand bei den Soldaten keinen Gehorsam mehr und mußte, um seinen Kopf zu retten, in's feindliche Gebiet flüchten. Mit seinem ganzen Generalstab und seinen nächsten Freunden, welche sammt Dienern etwa vierzig Personen ausmachten, ließ er sich, im Lüttich'schen angekommen, von einer kleinen Patrouille zu dem ersten kaiserlichen Posten führen. Statt ihm das gewünschte Asyl zu gewähren, hielt General Marquis v. Chasteler, Commandant von Namur, Lafayette und die ihn begleitenden Mitglieder der Nationalversammlung, Alexander Lameth, La Tour Maubourg und Bureau de Pusy fest. Er betrachtete ihre Verhaftung als eine Ehrenpflicht gegen den Herzog von Bourbon-Condé, welchen er sofort von dem freudigen Ereigniß benachrichtigen ließ, und befahl die Abführung der Gefangenen nach Luxemburg, während er ihre übrigen Begleiter freigab. Die ausgewanderten französischen Hofleute, welche sich damals in hellen Haufen am Rhein zum Einfall in Frankreich rüsteten, schürten die Erbitterung des Wiener Hofes

gegen den ihnen verhaßten revolutionären Führer; ja sie waren es hauptsächlich, welche auch in der Folge seine lange und grausame Gefangenschaft durchsetzten. „La royauté de l'ancien régime nous tenait au cachot,“ sagt Lafayette in seinen Memoiren (IV. 16). Der österreichische Minister Thugut, welcher diesen gleichfalls von ganzer Seele verabseute, meinte, man könne seine Einwirkung auf die französische Revolution nicht hoch genug anschlagen und müsse ihn unschädlich machen, wie denn jeder seiner Ausdrücke ein Gefühl des tiefsten Hasses gegen Lafayette athmete. Der österreichische General Moitte, der den flüchtigen französischen Kameraden gefangen genommen hatte, ließ ihm auf seine Bitte um Freilassung antworten, er sehe in ihm nur einen augenblicklich von der Leitung verdrängten Führer der Revolution, welche ja den Angriffskrieg gegen das alte Europa eröffnet habe. Auch Kaiser Franz erklärte, seine Hände seien gebunden und er könne Lafayette unmöglich freigeben, weil dieser ein Gefangener der Coalition sei. So wurde denn der Unglückliche als eine gute Beute der Verbündeten, ja wie ein gefährlicher Staatsgefangener und Verbrecher behandelt. Am 20. September 1792 ward er von Luxemburg nach Wesel gebracht und von hier, weil man ihn am Rhein nicht sicher genug verwahrt hielt, zu Anfang 1793 nach Magdeburg transportirt, wo er ein ganzes Jahr lang saß, um im Januar 1794 nach Meisse überführt zu werden. Im Mai 1794 ward er von den Preußen wieder an die Kaiserlichen ausgeliefert, welche ihn in aller Stille am 16. Mai 1794 von Meisse nach Olmütz führten.

Natürlich erregte die strenge Haft dieses populären französischen Führers in ganz Europa und Amerika ungeheures Aufsehen und ebenso große Theilnahme und Erbitterung auf der einen, wie Befriedigung auf der anderen Seite. Namentlich empörte sich die öffentliche Meinung über die unwürdige Behandlung, unter welcher Lafayette schmachten mußte. Strengste Beaufsichtigung, schlechte Kost und mangelnde Bewegung, finstere und enge Löcher unter der Erde beeinträchtigten seine Gesundheit und warfen ihn wiederholt auf's Krankenlager, während selbst im gesunden Zustande Ungeziefer aller Art ihn Tag und Nacht peinigte. Die gebildeten Classen Deutschlands waren mit wenigen Ausnahmen zu Gunsten Lafayette's gestimmt und betrachteten seine grausame Haft als eine jedes rechtlichen Grundes entbehrende Gewaltthat. In England wirkten unter seinen Freunden besonders die Prinzessin Hénin, seine nahe Verwandte, und Lally Tolendal im Volke, bei Regierung und Parlament für seine Freilassung. Letzteres widmete am 17. März 1794 dem Falle eine ausführliche Verhandlung, in welcher namentlich Fox die Sache Lafayette's glänzend vertheidigte, während Pitt das Haus bestimmte, jede Einmischung Seitens Englands abzuweisen. Dem Gefangenen war es übrigens bereits gelungen, sich von Magdeburg aus mit seinen Londoner Freunden und Landsleuten in Verbindung zu setzen. In einem Briefe vom 12. Juni 1793 machte er zuerst Andeutungen darüber, daß Jemand ihn zu befreien beabsichtige. In demselben Sommer gewannen die zu diesem Ende in's Auge gefaßten, aber bis dahin noch schwankenden Pläne endlich feste Gestalt. Auf den Vorschlag Lally Tolendal's beschloßen nämlich die Freunde, sich an den Prinzen Heinrich von Preußen zu wenden, welcher Lafayette persönlich kannte und hoch schätzte. Sie hofften durch seine Fürsprache auch den

König Friedrich Wilhelm zu gewinnen, welcher gegen den von ihm in Haft gehaltenen Marquis persönlich nicht unfreundlich gestimmt und überhaupt weichen Gefühlsregungen zugänglich, also möglicher Weise auch leichter als seine Verbündeten zu Gunsten des Gefangenen zu beeinflussen war. Tolendal entwarf eine ausführliche Denkschrift an den König, um sie ihm durch eine geeignete Persönlichkeit überreichen zu lassen. Er wählte zu diesem Zwecke einen jungen, vor Kurzem nach London gekommenen Deutschen, den Dr. med. Bollmann, mit welchem er in den dortigen französischen Kreisen bekannt geworden war.

Justus Erich Bollmann, geboren 10. Mai 1769 in Hoya an der Weser und gestorben 10. December 1821 in Kingston in Jamaica, ist der deutschen Lesewelt zuerst durch eine vortreffliche Charakteristik Barnhagen von Ense's bekannt geworden. Nachdem er in Göttingen Medicin studirt und im April 1791 promovirt hatte, begab er sich zu seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung auf Reisen, besuchte Würzburg, Mainz und Straßburg und trat mit den bedeutendsten Lehrern seines Faches, einem Siebold, Hofmann und Sömmering und mit Gelehrten, wie Georg Forster und Huber in nähere Beziehungen. Im Januar 1792 folgte er der Einladung eines seit Jahren in Birmingham etablirten reichen Onkels nach Paris um so lieber, als er unternehmenden Sinnes und, voller Begeisterung für die revolutionäre Erhebung Frankreichs, hier zugleich die großen Weltereignisse in nächster Nähe verfolgen konnte. Das Verhältniß zum Onkel, einem herzlosen und geizigen Sonderling, löste sich jedoch sehr bald wieder. Bollmann stellte sich jetzt auf seine eigenen Füße, verfolgte seine medicinischen Studien, fing an selbständig als Arzt zu practiciren und gewann als solcher Zutritt in einige literarisch und politisch hochgestellte Kreise. Seine Briefe aus dieser Zeit und den folgenden Jahren bilden einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der französischen Revolution, denn sie zeigen den sachlich begründeten Uebergang in den Anschauungen und Urtheilen eines unbefangenen Beobachters, der, wenn auch von den Greueln des 10. August 1792 entsezt sich abwendend, doch in den vor seinen Augen sich abspielenden Ereignissen einen großen weltgeschichtlichen Proceß zu begreifen anfängt. Zu den hervorragenden Personen, bei welchen Bollmann in Paris freundliche Aufnahme gefunden hatte, gehörte auch Frau von Staël. Unmittelbar nach dem 10. August bat sie, in Thränen aufgelöst, den jungen deutschen Arzt, den Grafen Narbonne, ihren Liebhaber, zu retten, der nur auf ihre Bitten und heimlich nach Paris gekommen war. Es ist derselbe Narbonne, welcher bis zum März 1792 Kriegsminister gewesen war, später aber unter Napoleon Divisionsgeneral, Gesandter in Wien und zuletzt Commandant von Torgau wurde, wo er im November 1813 plötzlich am Nervenfieber starb. Man ahnte seine Anwesenheit im Hause der schwedischen Gesandtschaft und sprach sogar von Durchsuchung der Staël'schen Zimmer. „Eine Frau in Thränen,“ schreibt Bollmann am 14. October 1793 an seine Freundin und Base, Frau Staatsrath Brauer in Carlruhe, „ein Mann in Lebensnoth, die Hoffnung der Freude einer gelungenen Rettung, die Aussicht auf England, die Möglichkeit der Verbesserung meiner Lage, der Reiz des Außerordentlichen — das Alles wirkte zusammen. Mein Entschluß war bald gefaßt. Ich übernehme es, sagte ich, und will meinen Plan bringen.“ Auch dieser war bald fertig!

Bollmann war, wie kaum ein Anderer, zur Ausführung dieses schwierigen Unternehmens geeignet. Ein unruhiger, über seine Schranken hinausstrebender Geist, hatte er den Ehrgeiz, in der Welt zu glänzen und eine Rolle zu spielen. Abenteuer, Verwickelungen und selbst Gefahren reizten ihn als ein kühnes Spiel, dessen Gewinn ihn lockte, während ihn der mögliche Verlust des Einfaches nicht schreckte. So zog er es vor, sein Glück auf außerordentlichem Wege zu suchen, statt in dem ausgetretenen Geleise der großen Heerstraße einer bescheidenen, aber gesicherten Thätigkeit nachzugehen. Der im Vollgefühl seiner Kraft stehende junge Mann vereinigte eine lebhaft Phantasie und idealen Schwung des Geistes mit kluger, echt niedersächsischer Berechnung; sein frischer Muth kannte weder ein Wenn noch ein Aber, seine vielleicht etwas zu sanguinische Anschauung der Dinge schreckte vor keinem Hinderniß zurück, und seine feste Sicherheit flößte anderen, weniger energischen Charakteren die ihm eigene Zuversicht und Ruhe in der Gefahr ein.

Die mit der Rettung Narbonne's verbundenen Schwierigkeiten waren übrigens nicht gering. Die Möglichkeit des Entkommens aus Paris war seit dem 10. August durch verdoppelte Sicherheitsmaßregeln bedeutend erschwert, an allen Thoren der Stadt fand die sorgfältigste Prüfung der Abreisenden und ihres Gepäcks statt. Dazu kam, daß Narbonne ein in Paris allgemein bekannter Mann war. Noch kurz zuvor hatte er sich als Minister in der National-Versammlung fast täglich öffentlich zeigen müssen, außerdem aber fiel er durch seine stolze Haltung leicht als vornehmer Herr auf. Bollmann begab sich zunächst zum englischen Gesandten, Lord Gower, und verlangte von ihm als geborener Hannoveraner einen Paß nach England, welchen er zuerst vom französischen Minister des Auswärtigen, Le Brun, und dann vom Pariser Maire, Pétion, visiren ließ. Dagegen hielt es schwer, einen zweiten Paß zu bekommen. Nach dreitägigem vergeblichem Suchen gewann Bollmann endlich seinen Freund, den Elässer Friedrich Heisch, der als angeblicher Hannoveraner vom genannten Gesandten ebenfalls einen Paß erhielt und diesen in gleicher Weise wie Bollmann visiren ließ. Im Besitz dieser durchaus unverdächtigen Legitimationspapiere holte letzterer in der Nacht vom 17. auf den 18. August den Grafen Narbonne bei Frau von Staël ab, nahm ihn mit in seine Wohnung und fuhr mit ihm am anderen Morgen in aller Frühe mit Extrapost aus Paris. Narbonne trug einen großen blauen englischen Oberrock, welcher Talleyrau's Garderobe entliehen war, und passirte als englischer Bedienter, der kein Wort französisch könne. „Unbefangenheit beim Vorzeigen der Pässe auf der Wachtstube in Paris,“ schreibt Bollmann über dies Ergebnis an seinen Vater, „bei den Secretären an den Thoren und auf den Municipalitäten, worauf wir in verschiedenen Orten geführt wurden, und Ablenkung der Aufmerksamkeit durch frappante Neuigkeiten aus Paris und dergleichen von Narbonne, welcher ziemlich unkenntlich angezogen war und sich schläfrig und träge immer im Hintergrund oder in meinem Schatten hielt, während sich die Herren mit mir in politische Wunderdinge vertieften, das ist Alles, was ich Ihnen Merkwürdiges über die Geschichte unserer Flucht zu berichten weiß.“ Am 19. Nachmittags 3 Uhr kamen die Reisenden in Boulogne,

noch an demselben Tage mit äußerst günstigem Winde um 7 Uhr Abends in Dover und am 20. August glücklich in London an.

Dieses gelungene Abenteuer führte Bollmann in die besten Häuser der damals in London weilenden französischen Flüchtlinge ein. Er wohnte Anfangs mit Narbonne bei Frau de Sacchatre, in deren Hause sich auch Talleyrand eingemietet hatte, begann, von seinen neuen Freunden unterstützt, seine erste Praxis mit verhältnißmäßig gutem Erfolge, studirte die Geschichte und politischen Verhältnisse des Landes und beabsichtigte nach Verlauf von wenigen Monaten, die Medicin aufzugeben, und sich in die politische Laufbahn zu werfen. „Die Geschichte mit Narbonne hat mir keinen üblen Credit verschafft,“ schreibt er am 14. October 1793 an seine oben erwähnte Freundin, Frau Brauer „und ich suche durch mein gegenwärtiges Geschäft mir den Ruf der Brauchbarkeit und die Aufmerksamkeit der Leute zu verschaffen, die mir nützlich sein können: hierauf gründen sich meine Aussichten und Hoffnungen.“

Dieses „Geschäft“ bezog sich auf die Befreiung Lafayette's. Entzückt von der Ruhe und Kaltblütigkeit, mit welcher Bollmann trotz seiner Jugend die Rettung Narbonne's glücklich bewerkstelligt hatte, veranlaßte, wie wir oben gesehen haben, Tolendal im Sommer 1793 den jungen Deutschen, jene von ihm geschriebene Denkschrift über die Gefangennahme Lafayette's, und die für seine Freilassung sprechenden Gründe dem König von Preußen zu überreichen, bei dessen Ministern zu beantworten, Entwürfen zu begegnen, kurz die Befreiung des Gefangenen diplomatisch in Gang zu bringen und womöglich durchzusetzen. Von hochgestellten Personen, angeblich sogar von den Ministern Pitt und Grenville empfohlen, begab sich Bollmann im August 1793 über Köln, Frankfurt a. M. und Sachsen nach Berlin, wo er jedoch den König nicht antraf. So besuchte er zunächst zu Anfang September den Prinzen Heinrich in Rheinsberg, der sich zwar mit lebhafter Theilnahme über Lafayette aussprach und Bollmann seine eifrige Unterstützung zusagte, indessen, wie es scheint, Nichts für ihn ausrichten konnte. Auch die preussischen Minister hörten den Abgesandten freundlich an, — gaben ihm jedoch selbstredend keine Zusicherungen. Als Friedrich Wilhelm endlich nach Berlin zurückkehrte, gewährte er Bollmann die erbetene Audienz nicht. Der Marquis Lucchesini, damaliger preussischer Botschafter in Wien, empfing ihn dagegen bei seiner Anwesenheit in Berlin zu wiederholten Malen und erklärte ihm schließlich, daß den Bitten der Freunde Lafayette's nicht Statt gegeben werden könne, weil dieser nicht des Königs, sondern der Coalition Gefangener sei, Preußen ihn also nur in Verwahrung habe; daß der König aber die Gehässigkeit dieser Gefangenschaft nicht länger auf sich lasten und deshalb Lafayette an die kaiserliche Regierung ausliefern wolle. Bollmann's Erscheinen in Berlin hat offenbar die Ausführung dieser Absicht beschleunigt, denn im Winter 1793 erhielt Lucchesini den Auftrag, dem kaiserlichen Cabinet den Wunsch des Königs auszusprechen, daß es Lafayette und seine Begleiter übernehmen möge. Dem Kaiser Franz war andererseits so wenig daran gelegen, in deren Besitz zu gelangen, daß er diesen Antrag wiederholt ablehnte und erst am 27. Februar 1794, „um sich dem König von Preußen gefällig zu zeigen“, seine Bereitwilligkeit zur Uebernahme der Gefangenen erklärte. „Meine Bemühungen sind vergeblich

getwesen," schreibt Bollmann am 21. Januar 1794 aus Rotterdam, „und haben es sein müssen aus dem simplen Grunde, weil die gewöhnlichen Menschen keinen Glauben an Tugend haben, sondern Jeden ungefähr für ebenso schlecht halten, als sie selbst, und andere Leute, die in ihrer Gewalt sind, deswegen behandeln, wie sie selbst behandelt zu werden verdienten. Meine Reise ist indessen meinen Committenten indirect nützlich geworden.“ So kehrte er denn im Januar 1794 unverrichteter Dinge wieder nach London zurück, nachdem er unterwegs in Hamburg die Familien Sieveking und Reimarus kennen gelernt, in der Heimath die Seinigen wiedergesehen und in Amsterdam seinen alten Universitätsfreund August Wilhelm Schlegel besucht hatte.

Lafayette's Freunde in England befanden sich seit dem Scheitern ihrer in Preußen versuchten Schritte in um so größerer Unruhe, als sie den Ort seines Aufenthaltes in Oesterreich nicht kannten. Die letzten Nachrichten über ihn lauteten dahin, daß er von Neisse aus über die österreichische Grenze transportirt worden sei. Er hatte noch vor seiner Auslieferung dringende Briefe an sie geschrieben, und um Ergreifung energischer Schritte zu seiner Befreiung gebeten. Man vermuthete ihn jetzt in Olmütz. Es galt also, die Spur des Gefangenen zu erforschen, womöglich in Verbindung mit ihm zu treten und alle, selbst gewaltsame Mittel zu seiner Befreiung in Bewegung zu setzen. Bollmann war verhältnißmäßig leicht für den Plan zu gewinnen. Hatte er schon bei seinem ersten Versuche der ihm gestellten Aufgabe täglich mehr Interesse abgewonnen, und entsprach das neue Wagniß in noch höherem Grade seinem kühnen Unternehmungsgeiste, so spornten die bisher mißlungenen Schritte ihn jetzt zu doppelter Thätigkeit an. Dazu kam die allgemeine Theilnahme des gebildeten Europa und Amerika für den Gefangenen, die schmeichelhafte Zuversicht seiner Freunde, daß Bollmann der einzige Helfer sei, von welchem, wenn von irgend Jemandem, die glückliche Ausführung eines so gefährlichen Planes zu erwarten sei, die Aussicht auf Ehre, Ruhm und Erlangung einer geachteten Stellung in der Welt, sowie endlich die zuversichtliche Hoffnung auf die Gewinnung der Hand der Geliebten, die er bei seinem letzten Besuch in Hamburg gefunden hatte. Es war dies Christine Reimarus, Tochter eines dort hochangesehenen Arztes, Joh. Albert Heinrich Reimarus (1729—1814), und Enkelin des Dr. Hermann Samuel Reimarus (1694—1765), des berühmten Verfassers der durch Lessing unsterblich gewordenen „Wolfenbüttel'schen Fragmente“, welche Dame später die Gattin des Schiller'schen Jugendfreundes und nachmaligen französischen Gesandten Grafen Reinhard wurde.

Die Unterhandlungen schwebten bis Ende 1794. Bollmann spricht sich während derselben und noch später offen über seine Beweggründe aus. Seit seiner Rückkehr nach London unterhielt er einen lebhaften Briefwechsel mit der älteren Schwester seiner Geliebten, Frau Johanna Margarethe Sieveking, mit deren Mann Georg Sieveking, einem hervorragenden Hamburger Bürger und Banquier, er sich auch eng befreundet hatte. „Meine hiesigen Freunde,“ schreibt er ihr am 4. Februar 1794, „haben mich auf's wohlwollendste empfangen. Ich bin zwischen vielen Aussichten und Rücksichten im Gedränge. Von meinem gegenwärtigen Entschlusse hängt mein künftiges Schicksal ab. Ich werde ohne

Boght's (Sieveking's Associé) Rath mich zu Nichts bestimmen. Ich erwarte nur noch eine Unterhaltung mit dem amerikanischen Gesandten, um mir denselben zu erbitten." — „Möge ein bißchen Glück," heißt es am 5. weiter, „meine Bemühungen begleiten, mögen die Ereignisse günstig sein, damit ich recht bald die gute Meinung bewähren kann, die Sie so gütig waren, von mir zu fassen." Es handelte sich also um die Vorbereitungen zur gewaltsamen Befreiung Lafayette's. „Meine dringendste Angelegenheit bleibt immer," fährt Bollmann, der inzwischen nach Deutschland abgereist war, am 8. Juni 1794 aus Dresden fort, „baldmöglichst mein Glück zu machen. Für die Wahl der Mittel kann ich nur meiner besten Ueberzeugung folgen. Leichtsinnig meine Zeit verlieren werde ich nie. Glauben Sie das auf mein Wort, auch wenn der Anschein gegen mich sein sollte."

An diese Aeußerung seiner damaligen Stimmung schließt sich Bollmann's fast anderthalb Jahre später, unmittelbar nach seiner Freilassung geschriebener Brief an Frau Brauer. „Ich liebte Lafayette," heißt es dort, „ich hatte durch die fehlgeschlagene Reise nach Berlin noch mehr Enthusiasmus für seine Freiheit bekommen. Ich hielt die Handlung, wozu man mich aufforderte, — eben der Fruchtlosigkeit aller anderen angewandten Mittel wegen, weil nur Privatrache, Furcht, sich ein Dementi zu geben und eine thörichte Politik ihn verfolgte, weil seine Gefangenschaft an und für sich höchst ungerecht war, — weil man mit der größten Verletzung von Treu' und Glauben sich seiner bemächtigt hatte, weil eben deswegen sogar beim Frieden sich wenig für ihn hoffen ließ — nicht für moralisch unrecht. — Glauben Sie nicht, daß Ehrgeiz oder wilde Begierde mich treiben oder trieben. Ich glaube consequent gehandelt zu haben. Die Umstände werfen mich wider Willen in sonderbare Lagen."

Bollmann ging also Ende Mai 1794 zum zweiten Male nach Deutschland. Er trat hier als wissenschaftlicher Reisender auf und begab sich zunächst über Dresden nach Schlesien, dessen nach Oesterreich hin gelegene Grenze er im Juli 1794 vorzugsweise durchstreifte. Nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Landeck und dem Riesengebirge ging er nach Breslau, wo er, mit vortrefflichen Empfehlungen eingeführt, überall zuvorkommend aufgenommen wurde, so u. A. von Garve, Hermes und namentlich dem Minister Grafen Hoym, der ihn wiederholt auf sein Gut Dhyrensurth zu sich einlud. Hier erhielt er denn auch zuerst Gewißheit über das Schicksal Lafayette's, indem er ermittelte, daß derselbe von den Oesterreichern an der Grenze in Empfang genommen und in der Richtung nach Olmütz weiter geschafft worden sei.

Ehe Bollmann dem Gefangenen nach Olmütz folgte, setzte er seine Streifzüge in östlicher Richtung bis Tarnowitz fort, dessen Lage in der Nähe der preußischen, österreichischen und russischen Grenze, ihm als der geeignetste Zufluchtsort für den zu rettenden und durch Polen nach Danzig weiter zu schaffenden Lafayette erschien. Die dortigen Bergwerke standen damals unter der Verwaltung des Grafen von Reden, mit welchem Bollmann sich während seines kurzen Aufenthaltes in Tarnowitz befreundete, und von welchem er, ohne seine Pläne zu verrathen, alle für die Flucht nöthigen Einzelheiten einzog. Bollmann

überschritt die Grenze hinter Ratibor und gelangte Ende Juli, ohne irgend welchen Verdacht zu erregen, in kurzen Tagereisen über Troppau nach Olmütz.

Die hier eingesperrten Staatsgefangenen waren nur mit Nummern bezeichnet und Niemanden in der Stadt dem Namen nach bekannt. Für Bollmann war es höchst wahrscheinlich, ja gewiß, daß sich Lafayette in Olmütz befand, da von dort seit seiner Auslieferung in Meisse, wie er gelegentlich erfuhr, kein Gefangener mehr abgeführt worden war. Es kam also zunächst darauf an, sich über Lafayette's Aufenthalt zu vergewissern. Olmütz beherbergte zu seiner Zeit verschiedene vornehme französische Staatsgefangene in seinen Kerker. Dumouriez hatte am 2. April 1793 bekanntlich die Conventsmitglieder Camus, Quinette, Lamarque und Bancal, sowie den Kriegsminister Beurnonville, welche seine Haltung zu prüfen in sein Lager gekommen waren, an den Prinzen Coburg ausgeliefert, der sie zuerst in Mästricht gefangen hielt, von wo sie nach Coblenz und bald darauf nach Olmütz geschafft wurden. Bollmann wußte nur das von Lafayette, daß er leidend war und sich unter ärztlicher Behandlung befunden habe, oder vielleicht noch befinde. Er führte sich also beim Oberarzt des Hospitals der Festung als Colleague ein, der zu seiner weiteren medicinischen Ausbildung auf einer Reise nach Wien begriffen sei und auf dem Wege dahin auch die Merkwürdigkeiten von Olmütz kennen zu lernen wünsche. Der österreichische Doctor kam dem hannoverschen auf das Freundschaftlichste entgegen. Er selbst zeigte ihm die Krankensäle, wo Bollmann Alles mit der größten Aufmerksamkeit beobachtete und schließlich um die Erlaubniß bat, einzelne besonders schwere und interessante Fälle näher verfolgen zu dürfen. Aus dieser ersten Begegnung entspann sich bald ein vertrauliches Verhältniß mit dem Oberarzt, der ein Mann von Bildung, Einsicht und Herz war. An einem der nächsten Abende unterhielten sich die beiden neuen Freunde über die Wirkungen, welche feelische Eindrücke auf das körperliche Befinden äußern. „Da wir gerade diesen Gegenstand verhandeln,“ sagte Bollmann, sich an seinen Collegen wendend, indem er eine kleine Druckschrift aus der Tasche zog, „und da Sie den leidenden General Lafayette behandeln, so zeigen Sie ihm diese Druckschrift und sagen Sie ihm, daß sie von einem Reisenden hier zurückgelassen worden sei, der jüngst seine alten treuen Freunde in London gesehen habe. Diese Nachricht wird ihm wohl eher thun, als alle Ihre Medicin.“ Der Arzt wußte nicht, wie und was er antworten sollte. Bollmann ließ deshalb den Gegenstand der Unterhaltung fallen, legte das Büchlein auf den Tisch und ging bald darauf nach Hause. Soviel wurde ihm aber jetzt schon aus der Verlegenheit seines Gastfreundes klar, daß Lafayette in Olmütz war, und daß jener ihn behandelte. Wenn also sein Auftrag ausgerichtet wurde, so war die erste Anknüpfung und damit die Grundlage für weitere Verhandlungen gewonnen.

In der That befand sich Lafayette in Olmütz. Er war hier, wie Beurnonville und Bureau de Pusy, im früheren Jesuiten-Collegium, einem gesund und schön gelegenen Gebäude, eingesperrt und hatte zwei gutgewölbte Zimmer im Erdgeschoß inne, deren größtes 24' lang, 15' breit und 12' hoch war. Seine Verpflegung war gut, denn es waren sechs Gulden pro Tag dafür angewiesen, während in Preußen nur zwei Thaler täglich für ihn verausgabt wurden. In

dem Wohnzimmer fehlte es sogar nicht an einem gewissen Comfort. Auch über seine Behandlung hat er sich nicht beschwert. Störend aber war für ihn der Umstand, daß der Hauscanal unter seinen Zimmern herging, daß diese zwischen zwei Hospitälern lagen, und daß die Soldaten fast täglich vor seinen Fenstern bestraft und geprügelt wurden. Der Commandant, Graf Arco, trat dem Gefangenen vom ersten Tage an zwar schroff gegenüber, — sprach er doch wiederholt seine Hoffnung aus, Lafayette noch gehängt zu sehen — wagte aber doch nicht, den ihm ertheilten Befehlen zuwider, Lafayette schlecht zu behandeln.

Als Bollmann nach einigen Tagen den Oberarzt wieder besuchte, erzählte dieser ihm unaufgefordert, daß er dem General Lafayette das Buch gegeben, daß derselbe es mit großer Freude empfangen, da es ihm willkommenen Nachricht von seinen Freunden gebracht habe, daß er aber noch Näheres über die Lage des einen oder anderen von ihnen zu erfahren wünsche. Bollmann griff in die Tasche, zog daraus, wie zufällig, ein weißes Blatt Papier hervor und schrieb darauf die gewünschten Angaben in der dem Doctor bekannten französischen Sprache nieder. Er schloß mit den Worten: „Ich freue mich, daß ich bei dieser Gelegenheit einige Worte an Sie richten kann, welche, mit Ihrer gewöhnlichen Wärme gelesen, Ihrem Herzen einigen Trost gewähren werden.“ Dieses Blatt war vorher von Bollmann mit sympathischer Dinte beschrieben worden, welche, durch Annäherung an das Feuer erhitzt, die Schrift klar hervortreten läßt und aus diesem Grunde zuletzt während der französischen Revolution vielfach von Gefangenen als das geeignetste Mittel zur Mittheilung benützt worden war. Lafayette verstand sofort den Wink. Er hielt das ihm unverzüglich übergebene Blatt gegen das Licht und lernte aus ihm den eigentlichen Zweck der Anwesenheit Bollmann's, sowie dessen Absichten zu seiner Befreiung kennen. Zugleich fand der Gefangene darin die Aufforderung, daß er selbst den bestmöglichen Weg zu diesem Ziele angeben möge, da man sich nicht genug gegen Argwohn und Verdacht sichern könne, und da er, der General, allein zu beurtheilen vermöge, was ohne irgend welche Aussicht einer Hilfe von Außen gewagt werden könne. Um kein Aufsehen zu erregen, wollte er, Bollmann, sofort nach Mittheilung dieser Eröffnungen Olmütz verlassen und sich nach Wien begeben, indessen unter irgend einem glaubwürdigen Vorwande von dort zurückkehren, sobald er vom Gefangenen einen wohl ausgedachten Plan erhalten haben werde, vermittelt dessen die große Aufgabe ausgeführt werden könne. Auch diese Zeilen wurden Lafayette pünktlich vom Arzte eingehändigt. Nachdem jener somit glücklich von dem zu seiner Rettung gefaßten Plane unterrichtet worden war, reiste Bollmann am nächsten Tage nach Wien ab und kam hier in den ersten Tagen des August an. Er blieb etwa acht Wochen, besuchte wissenschaftliche Anstalten und Hospitäler, fand freundliche Aufnahme in verschiedenen angesehenen Familien, und schien nur seiner Belehrung und seinem Vergnügen zu leben. Indessen blieben die Nachrichten länger aus, als er berechnet hatte, und es wurde October, ohne daß er den entscheidenden Wink erhielt. Es war aber keine Zeit zu verlieren, wenn der Plan nicht bis zum Frühjahr aufgeschoben werden sollte. Endlich schrieb der Doctor, daß Lafayette krank sei und täglich kränker werde, weshalb er die Erlaubniß erhalten habe, einen um den anderen Tag spazieren zu

fahren. Diese Mittheilung scheint den verabredeten Wink enthalten zu haben, denn Bollmann kehrte in den ersten Tagen des October nach Olmütz zurück.

Es ist nicht allein wahrscheinlich, sondern steht in meinen Augen auch fest, daß der Olmüher Arzt, wenn nicht schon früher, jedenfalls von jetzt an, als Förderer der Pläne Bollmann's und als Zwischenträger zwischen ihm und Lafayette handelte. Denn wie wäre es sonst möglich gewesen, daß der so ängstlich bewachte Gefangene mit seinem Befreier in ständigen Verkehr treten, daß der letztere mit unbedingter Gewißheit auf Nachricht von Lafayette in Wien rechnen, und daß dieser Verkehr bald zu einem ausführlichen Briefwechsel führen konnte, in welchem Beide die besten, für die Flucht zu ergreifenden Maßregeln beriethen? Jeder Zweifel aber wird durch Lafayette's eigene Worte in seinem später mitzutheilenden Briefe vom 17. October 1794 beseitigt, wo nur der Arzt als der „kostbare Freund“, d. h. Helfershelfer gemeint sein kann. Barnhagen erzählt zwar nach Lafayette's Denkwürdigkeiten (IV, 268 und 269), daß Bollmann am 10. October 1794 von jenem den ersten und einzigen Brief erhalten habe, der mit Tusche auf den weißen Rand der Blätter eines Romans geschrieben gewesen, und bemerkt ebenfalls nach den Angaben der Denkwürdigkeiten, daß der Schluß dieses Briefes, in welchem Lafayette zu einem vertwegenen Unternehmen gerathen habe, mit Citronensaft hinzugefügt worden sei. Indessen widerspricht diesen Angaben der in meinen Händen befindliche Originalbrief Lafayette's vom Freitag, 17. October (nicht 10. October) 1794, welchen Bollmann selbst als dessen ersten Brief aus dem Olmüher Gefängniß bezeichnet hat. Lafayette hat die Geschichte seiner damals gescheiterten Flucht erst im späteren Leben theilweise unrichtig und höchst oberflächlich erzählt. Er gibt die einzelnen Ereignisse nicht einmal in ihren äußeren Umrissen und schildert so wenig genau und anschaulich, als wenn er bei dem Unternehmen gar nicht bethelligt gewesen wäre. Offenbar befand er sich nicht im Besitze eigener Aufzeichnungen und Papiere, vertwechselte deshalb namentlich die Zeitfolge und die Art seiner Correspondenz mit Bollmann. Daß er diesem bei Eröffnung ihrer Verbindung mit sympathischer Dinte antwortete, erklärt sich aus der Lage der Dinge; daß er aber, nachdem sich ein Vermittler des Briefwechsels gefunden hatte, mit Citronensaft weitergeschrieben haben soll, dafür liegt durchaus gar keine Veranlassung vor. Der positive Beweis gegen diese Annahme findet sich sogar in den beiden Briefen Lafayette's an Bollmann; sie erst bringen Klarheit über die Vorbereitungen zur Flucht. Neben der offenen Correspondenz mag noch eine zweite geheime geführt worden sein; jedenfalls aber war es nicht die, welche Lafayette in seinen Mémoires abgedruckt hat.

In seinem ersten Briefe vom 17. October 1794 spricht er zunächst seine Freude über Bollmann's Rückkehr, sowie über die ihm gewordene Auskunft über verschiedene Freunde und seine eigene Familie aus. Unter die Fragen mischt sich dann ein Satz wie der folgende: „Unser kostbarer Freund wird nicht bloß halb gut sein (wer anders als der Arzt?). Man wird Ihnen einige Fragen mit meinen Dankfragungen bringen; aber ich fürchte so sehr, ihn bloß zu stellen und mißvergnügt zu machen, daß ich Ihnen einzig und allein von meinen Freunden spreche und mich aller Politik enthalten werde. Nachdem Sie dieses Willet mit

so viel Muße gelesen haben werden, um seine Einzelheiten im Gedächtniß zu behalten, beschwöre ich Sie, es gegen das Feuer zu halten, wie ich es auch auf Ihre Empfehlung mit dem Ihrigen gethan habe.“ Dann geht Lafayette zu seiner Gesundheit über, erzählt, daß und in welcher Begleitung er einen um den anderen Tag spazieren fährt, lehnt ab, an Washington zu schreiben, erwähnt dann wieder die große Politik, bittet seinen Freund noch einmal um Klugheit und kommt schließlich auf seine Familie und Alexander Cameth zurück. Von einem eigentlichen Fluchtplane Lafayette's erfährt man hier Nichts; möglich, daß er auf dem mit sympathetischer Dinte geschriebenen Zettel näher erörtert war. Auch von Bollmann's Antwort ist keine Spur mehr erhalten. Aus Lafayette's zweitem, in schlechtem Englisch geschriebenen und selbstredend auch von dem Arzte übermittelten Briefe (ohne Datum), geht aber unzweideutig hervor, daß der Befreier beabsichtigte, den Stabsprofosß zu bestechen und durch ihn unter irgend einem Vorwande den Gefangenen Abends im Namen des Commandanten aus seiner Zelle holen zu lassen und zu entführen. Dieser Plan empfahl sich wegen der Einfachheit und Sicherheit seiner Ausführung. Man hätte es dann nur mit einem einzigen Manne zu thun gehabt, zu dessen Gewinnung Bollmann's Mittel vollständig ausreichten. Lafayette dagegen war für verwegene Schritte, welche ihm einen unbedingten Erfolg zu sichern schienen, wenn diese auch von verschiedenen günstigen Voraussetzungen abhängig waren.

„Es führt zu Nichts,“ schreibt Lafayette, „geht auf die Einzelheiten meiner Lage näher einzugehen. Ich will es aber gegen die Zeit thun, daß der Doctor (den Zusatz shaking verstehe ich nicht) zurückkommen kann, und unter der Voraussetzung, daß Sie ihn überreden, mir Ihre Antwort zu bringen und ein anderes Buch bei mir einzuschmuggeln. Lassen Sie mich nur sagen, daß einer auf gewöhnlichen Wegen zu versuchenden Entweichung so wirksam vorgebeugt ist, daß uns nur die außergewöhnlichen Mittel übrig bleiben. Es ist wahr, daß, wenn der Lieutenant oder Corporal (Stabsprofosß) mich Abends im Namen des Generals holte, ich heraus kommen könnte; aber es würde viel leichter für den Lieutenant sein, der mit mir ausfahren kann, aber es nicht thut, oder für den Corporal, der mich zu meiner großen Freude begleitet, zu entfliehen (push forward), sobald wir außerhalb der Stadt sind und dort einen vorher bestellten Wagen mit Pferden finden. Der Plan könnte gar nicht fehlschlagen, wenn wir nicht verrathen würden. Um das zu vermeiden, habe ich einen Vorschlag, auf dessen ebenso leichtes und unbedingtes Gelingen Sie sich verlassen können. Der Lieutenant ist ein alter slavischer und dickköpfiger Narr; der Stabsprofosß dagegen verständiger, aber ein geldgieriger und feiger Schurke. Er mag wol bestochen werden, aber seine Feigheit ist so groß, daß er eine kleine Belohnung, welche ihm ohne jede Gefahr wird, einem mit Risiko verbundenen Glück vorzieht. Es ist also tausend Mal besser, daß, wenn wir zusammen ausfahren, ich mich nicht um ihn kümmerge und trotz seiner entfliehe. Wir sitzen in einem Phaeton. Niemand befindet sich bei mir, außer dem Corporal, der, beiläufig gesagt, mit einem Bruch behaftet ist, und außer dem ungeschickten Kutscher, der oft auch zu Hause gelassen wird, so daß in solchen Fällen der Corporal allein fährt. Wir suchen verschiedene Wege auf, oft auch Nebenwege und kehren nicht immer auf derselben Straße zurück, auf welcher wir gekommen sind; aber wir entfernen uns immer eine halbe oder eine ganze deutsche Meile von der Stadt. Doch nehmen Sie an, es sei nur eine halbe Meile. Sie müssen uns, da wir gewöhnlich langsam fahren, zu Pferde einholen. Bringen Sie einen zuverlässigen Mann mit und halten Sie den Kutscher an. Ich verpflichte mich, den kleinen feigen Stabsprofosß mit seinem eigenen Säbel so zu erschrecken, daß ich ohne die mindeste Schwierigkeit auf das Pferd Ihres Dieners steigen kann, der eine kurze Strecke hinter mir reiten mag. Wenn wir ohne Kutscher fahren, desto besser; fährt er aber, so wird er nur an sich selbst denken. Da Sie die Zeit und den Ort wählen und ein oder zwei Pferde auf der Straße bereit halten, so verlassen Sie sich darauf, daß Niemand daran denken, wagen oder wünschen

wird, uns in den Weg zu treten, und daß wir in Sicherheit sein werden, ehe nur der schläfrige deutsche General erfährt, was wir thaten oder thun. Meine Freunde La Tour-Maubourg und Puzos sind darüber ebenso wenig im Zweifel. Aus diesem Grunde habe ich um die Erlaubniß zum Spazierenfahren gebeten; sie selbst haben sie aber nicht für sich verlangt, damit ich einen Tag um den andern ausfahren kann. Je verwegenere das Unternehmen scheint, je unerwarteter es ist, desto eher wird es gelingen. Wir müssen mit dem Dichter sagen:

„Presence of mind and courage in distress

Are more than armies to procure success.“

Hüten Sie sich ja, Beurnonville oder Bancal mit mir zu verwechseln. Sie fahren der Eine um 1½, der Andere um 4 Uhr an den Tagen aus, an welchen ich zu Hause bleibe. Haben Sie die Güte, mir Taschenpistolen zu geben, sobald ich zu Pferde sitze. Bis dahin brauche ich sie nicht, und des Corporals Säbel wird mehr als hinreichend für mich sein. Ich hoffe sehnlichst auf eine Antwort zum Abschiede, mein theurer Freund, und werde jeden Tag zur Ausführung des Planes bereit sein.

Ich werde Ihnen tausend Mal mehr als mein Leben verdanken; aber verpassen Sie nicht diese Gelegenheit. Jeder andere Weg ist gefährlich, der von mir angegebene ist gewiß und unfehlbar. Leben Sie wohl, mein theurer Freund, ich wünsche, Sie könnten meine beiden Begleiter so gut kennen, wie ich. Schreiben Sie mir womöglich durch den Doctor, ich kann auch einen Brief aus dem Wagen fallen lassen. Ich bin jeden Tag bereit, an welchem Sie den Fluchtversuch wagen werden, sei es am nächsten Dienstag oder später. Leben Sie wohl!“

So schnell freilich, als Lafayette hier voraussetzte, ließ sich die Sache nicht bewerkstelligen, denn es bedurfte dazu noch größerer Vorbereitungen. Nach Bollmann's Plan wäre das Wagniß zwar weniger heroisch, aber viel praktischer und leichter auszuführen gewesen. Wenn er sich trotzdem den Wünschen Lafayette's fügte, so kann man sich diese Nachgibigkeit des bescheidenen und unerfahrenen jungen Mannes gegen den erprobten und höher stehenden Soldaten und Politiker wol erklären; allein sie ist nichtsdestoweniger tief zu beklagen, weil sie in der Folge zum Verderben des ganzen Unternehmens ausschlug. Daß Bollmann sich dieser Gefahr sehr gut bewußt war, geht aus der Antwort, oder vielmehr dem Entwurf einer Antwort hervor, welche sich auf dem letzten Briefe Lafayette's findet. „Die Sache ist viel schwieriger,“ sagt er dort in französischer Sprache, „als Sie glauben. Ich habe keine Reitpferde und kann sie, ohne Alles auf's Spiel zu setzen, hier nicht kaufen. Auch gibt es in Olmütz keine Miethspferde. Der Mann, welchen ich bei mir habe, ist zuverlässig; ich weiß aber nicht, ob er Muth hat. Ueberall, wo wir ankommen, müßten wir verdächtig erscheinen. Die Sache wäre unendlich einfacher und kaum mit irgend welchen Schwierigkeiten verbunden, wenn der Stabsprofoß bestochen würde.“

Die Thatsache, daß Bollmann gleich darauf nach Wien abreifte, beweist einerseits, daß der Doctor die obige Antwort richtig abgeliefert, sowie andererseits, daß Lafayette auf seiner Ansicht bestanden und von der Abreise des sich seinen Wünschen unterordnenden Bollmann rechtzeitig Kenntniß erhalten hat. Wien war die geeignetste Stadt, wo zunächst die erforderlichen Vorbereitungen getroffen werden konnten, um Lafayette's Pläne auszuführen. Bei ihrer Größe und ihrem lebendigen Verkehr erregte es nicht das geringste Aufsehen, wenn Fremde Wagen und Pferde kauften und die sonst nöthigen Zurüstungen besorgten. Außerdem aber galt es, hier einen zuverlässigen Gehilfen für die Befreiung Lafayette's zu gewinnen. Glücklicher Weise fand Bollmann den rechten Mann in der Person des jungen Süd-Caroliniers Francis Kinloch Huger, mit welchem

er im Kreise seiner amerikanischen Bekannten zufällig in Wien zusammengetroffen war.

Huger war der Sohn eines verdienten amerikanischen Patrioten und hochgeachteten Bürgers, welcher 1778 bei der Belagerung von Charleston als Milizenobrist gefallen war. Lafayette war bei seiner ersten Reise nach Amerika am 13. Juni 1777 mit seinem Begleiter und Führer, dem deutschen General Kalb (S. Rapp's „Leben des amerikanischen Generals Johann Kalb“, S. 102) statt in Charleston etwa einen halben Breitengrad mehr nördlich in Georgetown-Bay eingelaufen und hatte sich in dunkler Nacht von einigen Schwarzen auf die in der Nähe gelegene Pflanzung des damaligen Majors Huger führen lassen. Dieser nahm die Fremden gastfreundlich auf und brachte sie ein paar Tage später nach Charleston. Der Sohn erinnerte sich noch, wie er als vierjähriges Kind sich auf den Knien des von ihm hochverehrten französischen Marquis geschaukelt hatte. Jetzt beklagte er dessen hartes Schicksal und glaubte durch seine Betheiligung an dem Unternehmen, Lafayette zugleich einen Theil des Dankes seiner Landsleute für die seinem Vaterlande in der Stunde der höchsten Noth uneigennützig dargebrachte Hilfe abtragen zu können. Huger war ein beherzter und umsichtiger junger Mann, voll von Eifer und Hingabe an das große Wagniß und bewährte sich bis zuletzt als treuer Helfer und zuverlässiger Freund. Hier sei nur ein Zug von ihm angeführt, der seinen Charakter besser kennzeichnet, als eine ausführliche Lebensbeschreibung. Als er am Abend nach der mißlungenen Befreiung Lafayette's ermüdet und gefesselt vom Stabsauditeur verhört und gefragt wurde, wie er denn dazu gekommen sei, eine so tollkühne That im Lande des Fürsten zu wagen, dessen Gefangener Lafayette sei, erwiderte Huger stolz und bescheiden: „Als mir der Vorschlag zu seiner Befreiung gemacht wurde, hatte ich einzig und allein das Gefühl der Dankbarkeit. Ich erblickte in dem Plane die erwünschte Gelegenheit, einem Mann die Freiheit wieder zu geben, der in meinem Alter auch für mich Alles auf's Spiel gesetzt hatte. Indem ich also diese Gelegenheit ergriff, glaubte ich Niemandem Böses zu thun, um so weniger, als ich wußte, daß Lafayette beabsichtigte, sich sofort nach Amerika zu begeben und nicht mehr in die Angelegenheiten des Kaiserreichs zu mischen. Ich hoffe, daß die Erzählung dessen, was ich gethan habe, meine Rechtfertigung sein wird.“

Unter dem Vorwande, gemeinschaftlich nach England zurückkehren zu wollen, betrieben beide Gefährten ihre Abreise ganz offen und verließen Wien am Sonntag, 3. November. Sie führten ihren Wagen bei sich, außerdem aber noch zwei Reitpferde nebst einem Reitknecht. Dieser wurde im Laufe der Reise daran gewöhnt, bald mit dem Wagen, bald mit den beiden Pferden voraus zu gehen, je nachdem die Reisenden es vorzogen, gemächlich der Straße im Wagen zu folgen, oder zu Pferde häufig querselbein die Merkwürdigkeiten und Schönheiten der Gegend zu besuchen. Um den Mangel eines dritten Pferdes zu ersetzen, dessen Anschaffung ihnen bei ihren verhältnißmäßig geringen Mitteln schwer fiel und dessen Mitnahme den Zug der Reisenden leicht auffällig, wenn nicht verdächtig gemacht haben würde, richteten sie das eine derselben ab, auf längere Strecken zwei Reiter zu tragen. Bollmann und Huger, welche unterwegs als natur-

forschende Engländer auftraten, hatten ihre Gelder in drei gleiche Theile getheilt. Nach Huger's späterer gerichtlicher Aussage bestand jeder derselben aus 20 Friedrichsd'ors, 21 halben Guineen, 12 Reichs- und 12 holländischen Ducaten. Der größeren Vorsicht halber trug von der für Lafayette bestimmten Summe Bollmann die 20 Friedrichsd'ors, während Huger den Rest an sich genommen hatte. Die beiden Reisenden trafen bereits am Abend des 6. November unbehelligt in Olmütz ein und stiegen im Gasthof zum goldenen Schwan ab. Tags darauf sprach Bollmann beim Doctor vor, welcher Lafayette schleunigst benachrichtigte, daß seine Befreier am 8. November, einem der für die Spazierfahrten festgesetzten Tage, mit seinem amerikanischen Freunde weiterreisen würde. Dies war das für Lafayette verabredete Zeichen; er wußte jetzt, daß die Befreiung am 8. November bewirkt werden sollte.

Am Morgen dieses Tages schickte Bollmann sofort nach dem Frühstück den Reitknecht mit dem Wagen nach Hof, einem auf dem Wege nach der preussischen Grenze gelegenen Städtchen in nordöstlicher Richtung von Olmütz und etwa 30 Kilometer davon entfernt. Er ertheilte dem Knechte den in der Folge von demselben auch pünktlich ausgeführten Befehl, frische Postpferde in Hof zu bestellen und sich um vier Uhr Nachmittags zur Abreise bereit zu halten. Um zwei Uhr, der für die Ausfahrt Lafayette's bestimmten Stunde, standen beide Reitpferde gesattelt im Stall des Wirthshauses. Huger wartete am Thore auf die Ankunft des Wagens des Generals, eilte, als er diesen erblickte, schnurstracks in den Gasthof zurück, saß unverzüglich mit Bollmann auf und ritt mit ihm zum Thore hinaus. Da man von den Wällen der Festung aus jede Bewegung der Reiter beobachten konnte, so war Vorsicht doppelt geboten. Huger erzählt, daß sie anfangs, den Wagen vergeblich suchend, schon eine kurze Strecke zur Stadt zurück geritten seien, bis sie ihn endlich in der Ferne erspäht hätten. Beim Herannahen sahen sie eine halboffene Kalesche mit zwei Pferden. Lafayette saß auf dem Rücksitz, neben ihm der Unterofficier und dienstthuende Profosz, Johann Plajer, der nicht einmal den Namen des Gefangenen kannte. Hinten auf dem Wagen stand — wie es im Protokoll des Olmüzer Stabsauditeurs heißt — „ein commandirter gemeiner Mann, Johann Hartwich, mit einem bei sich gehaltenen Säbel“. Wenzel Polzer, der Kutscher des bürgerlichen Bäckermeisters Franz Czasky, welcher laut Vertrag täglich Wagen und Pferde für die Gefangenen zu stellen hatte, saß auf dem Bock. Als der Wagen vorbei kam, gab Bollmann, welcher Lafayette nie zuvor gesehen hatte, das verabredete Zeichen. Es wurde sofort erwidert; es war also kein Zweifel in der Person möglich. Um jeden Verdacht zu vermeiden, ritten die beiden Freunde eine kurze Strecke in der Richtung der Stadt zurück, folgten dann, sich langsam umwendend, dem Wagen in einiger Entfernung langsam nach und näherten sich ihm allmählig wieder.

Die gewöhnliche Fahrt ging zum Olmüzer Burgthor hinaus in nordöstlicher Richtung auf der Kaiserstraße nach Pawlowitz, dann zum Dorfe Chwalowitz, von dort rechts umbiegend nach Klein-Wisternitz, dann aber zurück über Bleich durch das Burgthor zum Ausgangspunkte, der Jesuitencaserne. Auch diesmal verfolgte der Wagen denselben Weg. Er mochte etwa eine

Stunde von der Stadt gefahren sein, als er die Hauptstraße verließ und in einen Feldweg einbog, welcher durch eine weite, offene Ebene führte, auf deren Feldern verschiedene Gruppen von Bauern arbeiteten. Beim Einbiegen in diesen Feldweg hielt der Wagen, Lafayette und der Prosok stiegen aus und gingen Arm in Arm spazieren, während der Kutscher langsam voraus und weiter fuhr. „In Schwalkowitz beim Wirthshaus sagte der Prosok zu mir — erklärte der oben genannte Wenzel Polzer im Verhör desselben Abends — ich solle hier stille halten und voraus bis Klein-Wisternitz fahren; sie würden aussteigen und mir zu Fuß nach Wisternitz bis zum Wirthshaus nachkommen, weil der Weg zum Spazieren hübsch sei und sich der Arrestant gut ausgeben könne, damit ihm das Essen und Trinken gut schmecke.“

Der Gefangene schien sich angelegentlich mit seinem Wächter zu unterhalten und sich dessen Säbel zeigen zu lassen. Er hatte ihn halb aus der Scheide gezogen und hielt ihn erst halb in der Hand. Dies war der günstige Augenblick für das Wagniß. Bollmann und Huger sprengten im Galopp heran und riefen den vor ihnen Gehenden ein gebieterisches „Halt!“ zu. Als der Prosok, sich umwendend, die beiden Reiter auf sich zuilen sah, suchte er zu dem voraus fahrenden Wagen zu gelangen und Lafayette mit sich zu ziehen. Da er aber Widerstand fand, wollte er wenigstens seinen Säbel nicht loslassen und rang mit dem Gefangenen um dessen Besitz. In diesem Augenblick kamen Bollmann und Huger zur Stelle. Jener sprang sofort vom Pferde und überließ dieses der Sorge seines Begleiters, während er Lafayette zu Hilfe kam und mit einem gewaltigen Stoß den Prosok entwaffnen half. Letzterer stürzte sich jetzt auf Lafayette und hielt ihn, so fest er konnte, wobei er wie besessen schrie und nach Hilfe rief. Kutscher und Wache aber fuhren mit dem Wagen eiligst davon, die Bauern dagegen sahen, vom Schrecken wie gelähmt, dem ganzen Vorgange unthätig zu. Jetzt stieg auch Huger ab, um Bollmann zu helfen, wand die Zügel beider Pferde um den linken Arm und stopfte mit der rechten Hand sein Schnupftuch in den Mund des Prosoken, um dessen Geschrei zu ersticken. Dieser, Bollmann und Lafayette fielen nunmehr im gegenseitigen Ringen zu Boden. Bollmann war zuerst wieder auf den Beinen, setzte dem Prosok das Knie auf die Brust und drückte ihn nieder. In Folge dessen bekam Lafayette Luft und erhob sich wieder von der Erde. Während des Handgemenges aber wurde das eine der beiden Pferde vor dem von der Sonne beschienenen blanken Säbel scheu und ging durch. Bollmann drückte nach wie vor den Prosok zu Boden, überreichte Lafayette eine Börse und bat ihn, auf dem anderen zurückgebliebenen Pferde nach Hof zu reiten, wo er Extrapost finden werde. Zugleich versprach er ihm, möglichst bald dort einzutreffen und sich von dort mit ihm über die Grenze zu retten. Lafayette nahm nach einigem Widerstreben das verständige Anerbieten seines hochherzigen Retters an und ritt spornstreichs davon; der Prosok aber lief und schrie hinter Lafayette her und verschwand bald in der Ferne. Lafayette erzählt in seinen Memoiren und auch in dem Briefe, welchen er drei Jahre nach dem Ereigniß am 8. October 1797 aus Hamburg an Huger schrieb (IV. 270 und 376), daß er sich erst dann aus dem Staube gemacht habe, als seine beiden Befreier zusammen das andere Pferd bestiegen hätten. Dieser angebliche Edelmuthe be-

ruht auf einem Irrthum. Er ließ Bollmann und Huger ohne Pferde im freien Felde zurück und that recht daran, denn er war die Hauptperson bei dem Unternehmen, welches lediglich seine Rettung beabsichtigte. Die beiden Freunde dagegen erzählen übereinstimmend, daß das schon gewordene zweite Pferd erst nach der Entfernung Lafayette's wieder eingefangen und daß dieses gerade dasjenige gewesen sei, welches nicht für zwei Reiter dressirt worden. Hätte ihnen im gegebenen Augenblick die Verfügung über beide Pferde zugestanden, so wäre es doch widersinnig gewesen, gerade dasjenige zu behalten, welches nur einen Reiter zu tragen gewohnt war.

Geben wir jetzt dem Profosen das Wort! Seine Aussage über das Ereigniß des Tages ist noch am Abend des 8. November von dem Stabsauditeur in Olmütz aufgenommen und findet sich in den, im Wiener Geheimen Staatsarchiv bewahrten Acten. Sie lautet wörtlich: „Hinter dem Dorfe Chwalotowiz stiegen Constitut (Inculpat) und der Staatsgefangene rechts außer der Kaiserstraße aus, gingen zu Fuß spazieren und wollten den Weg bis Klein-Wisternitz fortsetzen. Der Kutscher hatte den Auftrag vom Constituten, mit dem commandirten gemeinen Mann langsam bis Klein-Wisternitz zu fahren. Kaum war der Wagen vierzig Schritt vorwärts gefahren und Constitut mit dem Gefangenen so weit gegangen, so kamen zwei Mannspersonen auf zwei Engländerpferden auf der Kaiserstraße von Sternberg herunter die Kaiserstraße zu Constituten geritten. Einer sprang augenblicklich vom Pferde herunter, sprach zu Constituten: „Gebe er uns den Mann, nämlich den Staatsgefangenen her.“ Hierauf ergriff Constitut den Staatsgefangenen bei dem um seinen Hals gebundenen Lüchel mit der einen Hand und mit der anderen Hand griff und hielt er an sein Säbelgefäß, damit ihm dieser auf dem Pferde herbeigesprengte und herunter gesprungene Mensch den Säbel nicht wegnehme. Nun habe Constitut um Hilfe gerufen; allein der andere Mensch sei auch von seinem Pferde gesprungen, habe Constituten mit einem Schnupstuch den Mund verstopft. Hier wehrte sich Constitut, so gut er nur immer konnte, und er glaube, daß er Demjenigen, der ihm das Schnupstuch in den Hals steckte, einen oder gar zwei Finger möge abgebissen haben, er habe dem Constituten den Säbel weggenommen und ihn ausgelassen (losgelassen). Alsdann kam der zweite Mensch über ihn, steckte dem Constituten, er wisse es für gewiß nicht zu sagen, ein anderes Schnupstuch oder einen Handschuh tiefer in den Mund, weil Constitut das erste Schnupstuch mit großer Mühe wiederum aus dem Mund gebracht hatte. Jetzt war Constitut nicht mehr im Stande, zu rufen oder um Hilfe zu schreien. Einer hielt ihm die Pistole vor den Kopf, er solle den Staatsgefangenen loslassen, oder er erschieße den Constituten. Als das geschah mit Constituten, da er noch mit dem Staatsgefangenen bis zur Erde gebalget und selber nicht auslassen (loslassen) wollte. Das Pferd des Einen habe Constitut vorwärts auf das rechte dicke Bein getreten, jene zwei Mannspersonen schlugen ihn auf den rechten Arm dergestalt, daß er vor Schmerzen gezwungen war, den Staatsgefangenen auszulassen. Die zweite Mannsperson redete in englischer Sprache auf den Staatsgefangenen. Dieser setzte sich auf ein Pferd, sprengte auf der Kaiserstraße gegen Sternberg zu. Das andere Pferd war entlossen, ein hana-

fischer Bauer habe es gefangen, herbei gebracht und die zwei fremden Mannspersonen haben sich auf dieses zweite Pferd geschwungen und gegen den heiligen Berg nach dem Dorfe Sanatischka zu geritten. Nun raffte sich Constitut von der Erde auf, denn Einer von den beiden Mannspersonen war ihm auf den Leib gekniet, bis der Andere das von dem hanakischen Bauern gehaltene Pferd bestiegen, nachhin auch der Zweite darauf gesprungen. Constitut riß das Lüchel aus seinem Munde, vor Aengsten warf er es hinweg, oder sei es ein Handschuh gewesen. Constitut lief seinem entflohenen Staatsgefangenen auf der Kaiserstraße nach, lamentirte, schrie um Hilfe, bat die auf der Kaiserstraße dahin fahrenden Fuhrleute um Gotteswillen, dem Entwichenen mit ausgespannten Pferden aus dem Fuhrwagen nachzueilen, versprach ihnen, daß sie reichlich belohnt werden würden; allein kein Mensch gab ihm Gehör, bis er in das Dörfel beim Weil-Wirthshause gekommen, habe ein Bauer auf seine Bitte sein Pferd von der Weide angezäumt und sei dem Staatsgefangenen auf der Kaiserstraße nach Sternberg nachgeeilt. Gleich wie Constitut zum Wirthshaus in Pawlowitz kam und Alarm machte, sind alle darin gewesenen Olmüzer Bürger auf die Straße heraus und nach Sternberg gelaufen, um den Flüchtling zu fangen. Hier müsse Constitut noch beifügen, wie ihm der Eine von den beiden Mannspersonen den Säbel vom Leib aus der Scheide genommen und Constitut darnach gegriffen, ihn nicht auslassen wollte, habe er sich in die Hand geschnitten und die rechte Hand auch verwundet.“ (Verwundungen constatirt.)

Wenden wir uns jetzt dem Schauplatz des Ueberfalles wieder zu, auf welchem, nachdem Lafayette weggeritten und der Prosoß entlaufen war, Bollmann und Huger allein zurückgeblieben waren. Jener war kaum außer Sicht, als ihnen ein hanakischer Bauer das etwa dreihundert Schritt vom Tummelplatze aufgefangene Pferd zurückbrachte. Huger saß zuerst auf; Bollmann schwang sich mit Hilfe des Bauern hinten auf. Das Pferd bäumte sich aber und warf den zweiten Reiter ab. Dieser ging jetzt einige hundert Schritt hinter Huger her und versuchte dann noch einmal, sich hinten aufzusetzen; allein er war in Folge des Falles dazu außer Stande. Jetzt stieg Huger ab und hob mit Hilfe desselben Bauern, der ihnen gefolgt war, Bollmann in den Sattel, während Huger hinter Bollmann aufsaß. Sie versuchten es abermals gemeinschaftlich erst im Trab, dann im Galopp; allein das Pferd sträubte und bäumte sich und warf schließlich Beide ab. „So kann es nicht weiter gehen,“ sagte Huger zu Bollmann; „der General bedarf Ihrer mehr als meiner, ich kann kein Deutsch sprechen, Sie braucht er nöthiger als mich, reiten Sie ihm nach, ich will mein Glück zu Fuß versuchen und mich quer durch's Land schlagen.“ Bollmann, welcher bei dem Fall so arg verlegt war, daß er sich kaum vom Boden erheben konnte, nahm verständigerweise das edelmüthige Anerbieten an, weil Lafayette's Rettung ohne seine Begleitung jedenfalls unmöglich gewesen sein würde. Huger eilte nun raschen Laufes dem Walde zu. Schon hatte er fast das Dickicht erreicht und hoffte hier einige Minuten sich erholen zu können, als ein berittener Bauer und 200 Schritt hinter ihm zwei Bauern zu Fuß ihm den Weg versperreten. Zu seinem Unglück waren nämlich vier Bauern aus der Nachbarschaft, Norbert Deimer, Johann Kerner, Martin Fogal und Franz Sonntag, um

3 $\frac{1}{2}$ Uhr bei dem Triniker Wirthshaus dem weinenden und blutig geschlagenen Profosß begegnet, welcher sie flehentlich bat, den französischen Deserteur gegen eine gute Belohnung nachzusetzen. „Hierüber liefen wir ihnen,“ sagt Norbert Deimer in dem am selben Abend mit ihm angestellten Verhör, „alle vier nach, und weil wir ihnen, da der Eine zu Pferd in gestrecktem Galopp gegen Sternberg zuritt, der Andere aber zu Fuß gegen die heiligenberger Waldungen recht im Flug lief, zu Fuß nicht mehr nachkommen konnten, so rief ich dem Franz Ratschel, der eben auf dem Feld an der Arbeit war, aus vollem Halse zu, sein Pferd aus dem Pfluge zu spannen, aufzusitzen und ihm nachzureiten, welches er auch sogleich befolgte, sich auf sein aus dem Pflug gespanntes Pferd setzte, ihm nacheilte und ihn auch glücklich im Felde anhielt, wo wir vier ihm inzwischen zu Hilfe liefen und den Flüchtling ergriffen.“ Dieser sank erschöpft in's Gras, ergab sich widerstandslos, da er gegen die Uebermacht Nichts ausrichten konnte, und ließ sich bald darauf von den Bauern in die Stadt abführen. Er ward noch an demselben Abend in Gegenwart des Commandanten verhört, worauf man „den Constitutum (Huger) vom Militär übernommen und inzwischen bis auf die höhere Entscheidung dem Olmüher Gerichtsstand als einen Criminalverbrecher geschlossener (d. h. in Eisen) in die sorgsamste Verwahrung übergeben.“

Bollmann war inzwischen hinter Lafayette hergaloppirt, traf ihn aber nirgends unterwegs und ritt deshalb nach dem verabredeten Rendez-vous, nach Hof, wo sich indessen auch keine Spur von ihm fand. Hatte der General den Weg verfehlt, oder hatte er absichtlich die Richtung seiner Flucht verändert? Es wäre unnütz gewesen, zurück zu reiten. Bollmann setzte sich also in den seiner harrenden, mit frischen Pferden bespannten Wagen, erreichte schon Abends gegen zehn Uhr hinter Troppau die Grenze und wollte über Ratibor nach Tarnowitz weiterreisen. Die preußischen Posten hatten aber damals, was Bollmann offenbar unbekannt war, gemessenen Befehl, keinen Passagier in dieser Richtung passiren zu lassen und die nach jener Gegend Reisenden tiefer in das Land abzuführen. So wurde denn auch Bollmann, nachdem er absichtlich drei bis vier Stunden unnütz aufgehalten war, gezwungen, seine Reise in nordwestlicher Richtung fortzusetzen. Am 16. November fiel er in Waldenburg in die Hände der preußischen Behörden, die ihn vorläufig nach Schweidnitz in Haft brachten und bereits am 17. dem Olmüher Commandanten, Grafen Arco, die Auslieferung des Gefangenen gegen Erstattung von 13 bis 14 Thln. Kosten anboten. Da die Kaiserliche Regierung nur die Auslieferung eines Staatsgefangenen verlangt hatte, und von den drei Flüchtlingen der „berüchtigte“ Boulmann, wie der rohe Arco ihn nennt, in Preußen verhaftet war, so wurde er als Staatsgefangener behandelt, während man ihm hier als Uebertreter polizeilicher Vorschriften oder wegen sonstiger leichter Vergehen Nichts hätte anhaben können. Uebrigens wurde er während seiner kurzen Festungshaft in Schweidnitz milde behandelt und war der Gegenstand der zuvorkommendsten Aufmerksamkeit Seitens der hervorragendsten Bürger. Man lud ihn zum Mittagessen ein, feierte ihn in geselligen Kreisen und bedauerte nur, daß sein kühnes Unternehmen mißglückt sei. Am 27. November 1794 in Troppau, den österreichischen Behörden ausgeliefert, ließen ihn diese streng

bewacht und wie einen gefährlichen Verbrecher gefesselt, Tags darauf von einer Abtheilung Husaren nach Olmütz abführen.

Was war aber in der Zwischenzeit aus Lafayette geworden? Obgleich er in Folge der Rauferei von Blut und Staub arg beschmutzt und in seinem Anzug schlimm zugerichtet war, gelangte er, ohne irgend welchen Verdacht zu erregen, glücklich nach Sternberg, etwa 15 Kilometer nördlich von Olmütz, von wo der Weg links nach Jägerndorf und rechts nach Hof abbiegt. Noch im letzten Augenblick vor dem Wegreiten hatte Bollmann ihm auf Englisch zugerufen: „Reiten Sie nach Hof“ (get to Hof), welche Anweisung Lafayette, der einen Ort dieses Namens nicht kannte, für einen Franzosen leicht erklärlich, dahin mißverstand, daß er sich fort machen solle (get off). Statt also von Sternberg aus rechts auf die Straße nach Hof einzubiegen und sich hier mit Bollmann zu vereinigen, um gemeinschaftlich mit ihm in bequemer Extrapost nach Troppau zu fahren, setzte Lafayette seinen Weg von Sternberg aus links in der Richtung auf Jägerndorf fort. Bald brach sein Pferd, vom scharfen Ritt erschöpft, zusammen. In der Nähe von Braunsfeisen bot er einem Bauern eine bedeutende Summe Geldes für ein anderes Pferd und eine Belohnung dafür, daß er ihn an die Grenze bringe. Der Mann willigte anscheinend ein und ging in's Dorf, kam aber bald darauf mit einigen Bewaffneten zurück und brachte ihn vor den Schulzen. Dieser hielt ihn für einen Landstreichler und wollte ihn nicht ohne Weiteres freigeben. Bollmann und nach ihm Barnhagen erzählen, daß Lafayette, ohne daß man seinen Namen und seine Flucht gekannt habe, drei Tage in einem, von ihm nicht genannten Dorfe festgehalten worden sei, worauf man ihn erst nach Olmütz zurückgebracht habe. Lafayette selbst sagt in der kurzen Erwähnung seiner Flucht, daß er in Sternberg verhaftet und Tags darauf in Olmütz wieder eingeliefert sei. Nach seinem Briefe an Huger will er zurückgeritten sein, um seine Retter zu suchen und deren Schicksal zu theilen. Huger dagegen berichtet, wie es scheint, auf Grund späterer Mittheilungen, daß Lafayette kurze Zeit, nachdem er Sternberg verlassen, seinen Irrthum bemerkt und einen ihm begegnenden Mann nach dem Wege nach Hof gefragt habe. „Dieser,“ fährt Huger fort, „sah den ihn mit fremder Aussprache Anredenden neugierig an und hielt den auf schaumbedecktem Pferde rasch dahineilenden Reiter für einen aus der Festung entflohenen Gefangenen. Er erwiderte dem Fremden, er habe sich im Wege geirrt und zeigte ihm einen anderen, welcher ihn bald wieder zurecht bringen würde. Dieser Weg aber führte in einem Halbkreise wieder nach Sternberg zurück. Während Lafayette also in gutem Glauben weiterritt, lief der von ihm befragte Bürger wieder in den Ort zurück und holte Polizei herbei, welche den Verdächtigen verhaftete und vor den Ortsvorstand brachte. Hier gab der Gefangene in dem mit ihm angestellten Verhör so kluge und einleuchtende Antworten und benahm sich überhaupt mit so viel Geistesgegenwart und Ruhe, daß der Beamte völlig zufrieden gestellt wurde und schon im Begriffe war, Lafayette frei zu geben. „Er sei,“ sagte dieser, „ein Accisebeamter aus Troppau und bei einem Freunde in Olmütz zum Besuch gewesen; dort jedoch durch ein Unwohlsein länger, als er beabsichtigt habe, zurückgehalten worden und jetzt auf der Rückkehr begriffen. Er bitte, ihn nicht länger aufzuhalten, da er leicht um seinen Dienst kommen könne, wenn

seine Abreise bemerkt werde und wenn er nicht noch an demselben Abend zurückkehre.“ In diesem Augenblick trat ein junger Mann in's Zimmer, welcher dem Ortsvorstand ein Schriftstück zur Unterschrift vorzulegen hatte. Er war zufällig gegenwärtig gewesen, als Lafayette preussischer Seits an die Oesterreicher ausgeliefert worden war, und in dem Gefangenen Lafayette sofort wiedererkennend, flüsterte er seine Entdeckung dem Amtsvorstand in's Ohr. Vergebens verwahrte sich Lafayette gegen diese Angabe und ebenso vergebens bat er, sich vertheidigen zu dürfen. Er müsse, so lautete die kurze Antwort, nach Olmütz zurück und werde sich dort ja leicht ausweisen können. So mußte sich der Unglückliche in sein Schicksal ergeben, und noch an demselben Tage in seinen Kerker zurück bringen lassen, welchen er am Mittag mit den schönsten Hoffnungen auf Glück und Freiheit verlassen hatte.“

Abweichend von dieser letzteren Darstellung, und schon correcter, schreibt endlich der damals mit Lafayette gefangen gehaltene Latour-Maubourg am 26. Juli 1795 aus Olmütz, daß Lafayette dem ihm begegnenden Bauer durch sein gebrochenes Deutsch, sowie seine zerrissenen, blutbespritzten Kleider sofort verdächtig erschienen und von den herbei gerufenen Landleuten verhaftet worden sei. „So traf denn der Entflohene,“ heißt es in diesem Briefe weiter, „nächsten Tags um 1 Uhr in einem offenen Wagen wieder in der Festung ein. Er wurde bei seiner Ankunft in die Wachtstube geführt, ausgezogen, am ganzen Leibe durchsucht und in sein Zimmer zurückgebracht, aus welchem man inzwischen die ihm früher bewilligten Möbel genommen hatte. Der Commandant, Graf Arco, begrüßte den Gefangenen bei seiner Vorführung mit den wenig tröstlichen Worten: „Die Schurken, welche so frech waren, Sie zu entführen, sind in unseren Händen. Wir werden sie unter Ihrem Fenster hängen, und wenn kein Henker aufzutreiben sein sollte, so werde ich dieses Amt selbst versehen.“

An jedem dieser Berichte ist etwas Wahres; der eigentliche Sachverhalt wird aber erst durch die Olmüher Untersuchung genau festgestellt. Nach der Anzeige des Bürgers Joseph Drechsler, des Stadtverwalters Joseph Richter von Braunsfeisen und dem Protokoll des Oberamtmanns Anton Mloys Krömer ist die Wiedergreifung Lafayette's in folgender Weise bewerkstelligt worden:

Um sieben Uhr Abends am 8. November kam der Braunsfeisener Bürger Joseph Drechsler zum Stadtverwalter Richter und zeigte ihm an, daß er einen unbekanntem Menschen auf der Straße nach Herzogsdorf gegen Braunsfeisen angetroffen habe, welcher ihn angesprochen, er möge ihm reitend den Weg nach Meisse in Preuß.-Schlesien weisen, wofür er ihm einige Ducaten zahlen wolle. Drechsler versprach, seinen Wunsch zu erfüllen und begleitete den Reiter, der einen prächtigen Engländer ritt, bis zur ersten Scheune bei Braunsfeisen. Dort sagte er zu dem Flüchtling, er sei ein Mann von Weib und Kindern und besitze eine Wirthschaft, die er nicht verlassen könne; er wolle ihm aber demungeachtet einen Tagelöhner nebst seinem Pferde zum Wegweiser geben, er solle nur hier an der Scheune seiner warten, bis er käme. Der Unbekannte that, wie ihm geheißsen. Drechsler aber ging zu Richter und bat um Verhaltungsbefehle. Der Verdacht gegen den Fremden, sagte er, sei ihm immer mehr gekommen, weil derselbe sehr gebrochenes Deutsch gesprochen habe und man den gesammten Unter-

thanan nachdrücklich eingebunden hatte, daß sie vorzüglich auf solche Leute aufmerksam sein sollten, welche nur der französischen Sprache kundig seien oder gebrochen Deutsch redeten. Richter befahl also dem Drechsler, sich sofort zur Scheune zu verfügen und mit dem Flüchtling gegen Weigelsdorf (nördlich von Braunseifen in der Richtung zur Grenze) zu reiten. Er selbst aber nahm seine sieben Knechte und stellte sich an dem Wege auf, welchen Drechsler passiren sollte. Als dieser mit dem Flüchtling ankam, wurde der letztere angehalten und da er sich nicht ausweisen konnte, in die Behausung des Stadtverwalters nach Braunseifen abgeführt. Der Verhaftete bekannte, daß er keinen Paß habe. Der Stadtverwalter mußte für einen Augenblick aus dem Zimmer gehen und traf seinen Handlungsschreiber Gourczelli im Vorhause, der ihm mittheilte, der arretirte Mann sei der Monf. de Lafayette, den er, Gourczelli, nach seiner Gesichtsbildung wol kenne, indem er ihn bei seinem Transporte aus Preuß.-Schlesien über Leipnick nach Olmütz gesehen habe. Bei seiner Rückkehr in's Zimmer fragte Richter den Gefangenen, ob er nicht Lafayette sei? Dieser erschrak gar sehr ob solcher Frage, bekannte aber sofort, er sei Lafayette, ein Staatsgefangener aus Olmütz und sei heute Mittag um vier Uhr von dort abgereist. Zugleich bot er dem Stadtverwalter 1000 Ducaten, wenn er ihn nach Preuß.-Schlesien gehen ließe und verdoppelte, als dieser das Geld ablehnte, sein Angebot in Gegenwart des Gourczelli. Richter aber sperrte Lafayette, von sechs Mann bewacht, in eins seiner Zimmer und erbat sich noch in der Nacht Verhaltungsbefehle vom Oberamtmanne Krömer in Eulenberg. Aus dem Schlafe geweckt, fuhr dieser sofort selbst nach Braunseifen, kam um zwei Uhr Nachts dort an, hieß Lafayette aufstehen und fuhr noch in derselben Nacht mit ihm nach Olmütz, wo er am Morgen des 9. November wieder eintraf. Während die bei der Wiedereinbringung des Gefangenen betheiligten Personen außerordentliche Belohnung erhielten — Richter eine goldene Medaille, Joseph Drechsler vier Ducaten, die sieben Knechte zusammen zehn Ducaten — wurde dem Oberamtmanne aufgegeben, über den Namen des eingebrachten Staatsgefangenen und so viel wie möglich über die ganze Geschichte das strengste Stillschweigen zu beobachten.

Lafayette wurde übrigens nach seiner Rückkehr viel milder behandelt, als er vielleicht selbst erwartet haben mochte. Die Olmützer außerordentliche Commission hatte zwar gegen ihn erkannt, daß ihm zur Strafe für seinen Fluchtversuch auf drei Monate die Eisen angelegt werden sollten, und der Hofkriegsrath hatte in seinem Gutachten die Bestätigung dieses Urtheils beantragt; allein Kaiser Franz befahl in einer eigenhändigen, von mir im Original eingesehenen Verfügung vom 16. Januar 1795, von der Anlegung der Eisen abzugehen. Schlimmer gestaltete sich dagegen die Lage Bollmann's. Er wurde, gleich Huger, wie ein gemeiner Sträfling behandelt, bei seiner Einbringung in Olmütz am ganzen Leibe durchsucht und ebenfalls in Eisen gelegt. Wenn sein Leben auch nicht auf dem Spiele stand, so schien doch langjährige, wenn nicht lebenslängliche Kerkerhaft das seiner harrende Loos; war er doch eines räuberischen Ueberfalls, der gewaltfamen Befreiung eines gefährlichen Staatsgefangenen angeklagt! Sein Gefängniß war ein halb unter der Erde gelegenes dunkles Loch, welches nur durch eine kleine Oeffnung Licht erhielt. Selbst Nachts wurde er an sein Bett gefesselt, eine

Strafe, die viel weniger schlimm war, als die unaufhörlichen Stiche aller Arten von Ungeziefer, welches ihn bei Tage und bei Nacht quälte. Seine Verpflegung bestand in der gewöhnlichen Sträflingskost. Natürlich hatte er weder Licht noch Bücher, und die Erlaubniß zur Bewegung in freier Luft, selbst nur auf kurze Zeit, wurde ihm strenge vorenthalten. In dieser schrecklichen Lage mußte er zwei volle Monate zubringen, ohne, außer dem Kerkermeister, ein einziges lebendes Wesen zu erblicken und ohne zu wissen, daß sich Huger unter demselben Dache mit ihm befand. Endlich begann die förmliche Untersuchung und mit ihr die mildere Behandlung des Gefangenen. Er durfte fortan lesen und erfreute sich mancher, ihm bisher vorenthaltener Vergünstigung; auch wurden ihm jetzt die Ketten abgenommen. Bollmann und Huger beantworteten die ihnen vorgelegten Fragen mit einem offenen, freimüthigen Bekenntniß. Ihre einfache Erzählung dessen, was sie beabsichtigt hatten, und ihr warmes Eintreten für Lafayette gewann ihnen sogar die Zuneigung des Richters. Man hatte bisher in Wien geglaubt, es mit einer von der französischen Republik ausgehenden, weitverzweigten Verschwörung und namentlich mit einer Betheiligung der ganzen Olmüher Garnison an derselben zu thun zu haben; jetzt aber erfuhr man, daß es sich lediglich um die weniger gefährliche Unternehmung zweier jugendlicher Wagehälse handle. Wie menschlich milde übrigens der Richter seine Gefangenen behandelte, beweist die Thatsache, daß er Bollmann eines Morgens aufforderte, hinter seinen Stuhl zu treten und hier ein Schriftstück zu lesen, welches er soeben für ihn empfangen habe. Es war ein aufgefangener Brief von Christine Reimarus, jener von Bollmann geliebten jungen Dame, welche den bedrängten Freund nicht ohne ein Zeichen ihrer Theilnahme lassen wollte und ihm einige herzliche Trostworte zusprach. Der Richter verhörte an diesem Morgen Bollmann nicht weiter. Die schönste Unterbrechung der Langeweile seiner Haft bestand aber darin, daß er endlich auch Huger's Gefangenhaltung in dem Zimmer über dem seinigen erfuhr. Hatte sich dieser bei seiner Verhaftung in dem naiven Glauben gewiegt, daß er mit einer leichten Polizeistrafe davonkommen werde, so zeigte ihm seine strenge Behandlung, welche ganz der Bollmann zu Theil gewordenen entsprach, doch sehr bald, daß er viel Schlimmeres zu gewärtigen habe und daß er wegen einer Verschwörung gegen die österreichische Regierung zur Untersuchung gezogen worden sei. Erst als diese eröffnet worden war, erfuhr Huger das gänzliche Mißlingen der Flucht Lafayette's und die Anwesenheit Bollmann's in demselben Gefängniß. Es gelang ihm jetzt, mit Hilfe des ihm freundlich gesinnten Dolmetschers und der Frau des Gefangenenwärters, mit seinem Leidensgefährten einen Verkehr zu eröffnen und bald darauf auch nächtliche Zusammenkünfte mit ihm zu halten. Gegen Ende der Untersuchung ward ihnen sogar gestattet, zwei neben einander liegende Zimmer zu beziehen und den Tag über mit einander zuzubringen.

Vielleicht nirgends hatte die vielbesprochene und berühmte That Bollmann's und Huger's größere Anerkennung, ja Bewunderung gefunden, als in Wien selbst. Männer von der höchsten Stellung verwandten sich zu ihren Gunsten, und auch die Bemühungen ihrer Freunde blieben nicht erfolglos. Unter diesen letzteren befand sich u. A. Graf Paul Nepomuk von Mitrowsky, welcher in der

Nähe von Olmütz wohnte und sich sowohl bei Hofe, als bei den Behörden eines großen Ansehens erfreute. Bollmann schreibt namentlich ihm die jetzt plötzlich erfolgende günstige Wendung seines Geschickes zu. Schließlich scheint aber das Olmüher Criminalgericht zu der Einsicht gelangt zu sein, daß hier kein eigentliches Staatsverbrechen vorliege, da Lafayette von der österreichischen Regierung nur als Gefangener der Coalition in Verwahrung gehalten wurde, daß es sich also nur um einen bewaffneten Straßenanfall handle, welcher hart genug mit der strengen Untersuchungshaft und einigen Wochen Gefängniß bestraft werde. Vielleicht haben wohlwollende Freunde und Gönner diese Anschauung erst zur Geltung gebracht. Namentlich scheint der hannöversche Gesandte Hardenberg ihr Eingang verschafft zu haben, der im Auftrage seiner von Bollmann's Vater angegangenen Regierung energisch für den Sohn eintrat. Dieser selbst muß von den eigentlich entscheidenden Gründen seiner milden Strafe keine Kenntniß gehabt haben. Wenigstens bemerkt er nur, daß er sich über seine Freigebung nicht auslassen dürfe, und schreibt sie aufopfernden Freunden zu. Huger dagegen behauptet, daß sie nur durch Bestechung des Richters möglich geworden und bewirkt worden sei. Seine Mittheilung (Edinburgh Annual Register for 1809, Vol. II, Part. 2, p. 514 ff.) verräth aber eine solche Unkenntniß continental-europäischer und österreichischer Verhältnisse, daß Barnhagen sie ganz unterdrückt hat und daß sie auch mir, namentlich in den Einzelheiten, durchaus unglaubwürdig erscheint. Sei dem nun, wie ihm wolle, den Gefangenen wurde, nachdem sie acht Monate gefessen hatten, eines Morgens plötzlich angekündigt, daß sie in Freiheit gesetzt werden sollten, wenn sie Oesterreich sofort nach ihrer Freigebung aus dem Gefängniß verlassen und künftig nie wieder sein Gebiet betreten wollten.

Kurz nach seiner Abreise, am 10. August 1795, schrieb Bollmann aus Leipzig an seine Verwandte, die oben genannte Frau Staatsrath Brauer in Karlsruhe:

„Ich habe Ketten getragen! Ich bin ohne Licht, ohne Luft, ohne Bette, ohne Buch, ohne irgend eine Nachricht von meinen Freunden, für eine geraume Zeit gewesen. Man behandelt im Preussischen einen Straßenräuber besser, als ich im Anfang in Olmütz behandelt wurde. Dennoch bin ich immer gesund und heiter gewesen; ich habe nicht gelitten. Man leidet mehr von Nebeln, die man fürchtet, als die man erfährt. Jeder unglückliche Zustand trägt in sich seine Hilfsmittel. Das Geringsfügigste ist ein Schatz, wenn man durchaus in der größten Verraubung sich befindet. Darin liegt Hilfe — Um keinen Preis gäbe ich die gemachten Erfahrungen. Es war sehr consequent zu leiden, gefangen zu sein. Aber ich bin sehr glücklich gewesen. Meine Gefangenschaft von Anfang bis zu Ende war ein Triumph der Freundschaft. Sonst verliert man Freunde im Unglück. Ich habe neue gemacht. Mir ist Hilfe von Menschen gekommen, die ich vorher nie kannte, deren Thätigkeit, um mir nützlich zu werden, außerordentlich mit Aufopferung verbunden gewesen ist. Wie wäre ich auch sonst schon frei? Daß ich darüber nicht mehr schreiben kann, nicht mehr schreiben darf!“ —

Während Bollmann und Huger mit einer achtmonatlichen, wenn auch schwereren Untersuchungshaft davon kamen, mußte Lafayette fast noch drei Jahre in Olmütz schmachten und wurde erst am 19. September 1797 von dort nach Hamburg entlassen. — Es steht bis jetzt noch nicht actenmäßig fest, welchem Einfluß er seine endliche Freigebung verdankte; allein so viel ist sicher, daß sie nicht, wenn auch Thugut das Gegentheil erklärte, aus freundschaftlichen Rück-

sichten des Kaisers gegen die Vereinigten Staaten erfolgt ist. Diese hatten damals gar keine Beziehungen zum deutschen Reich und Oesterreich, und bedeuteten wenig oder gar Nichts in den Augen der europäischen Herrscher, da sie nicht die erforderliche Macht besaßen, kategorische Forderungen zu stellen. Aus diesem Grunde hatten sie officiell Nichts für Lafayette thun können, so nahe dessen Schicksal auch dem ganzen Volke und namentlich seinem persönlichen Freunde Washington gehen mochte. Weder das Drängen der Frau v. Lafayette, noch die tendenziös gefärbten Hilferufe seiner Freunde, wie des Herzogs v. Carache, Foucault-Liancourt, vermochten den Präsidenten bei seiner, der politischen Nothwendigkeit angepassten Politik zu beeinflussen. Während er also mit Recht jeden officiellen Schritt ablehnte, ließ er schon im März 1793 seinen nach Paris abgehenden Gesandten Morris dahin instruiren, daß er jede günstige Gelegenheit ergreifen solle, den Ansichten und Wünschen der Vereinigten Staaten über Lafayette „informellen“ Ausdruck zu geben. Morris richtete aber damals so wenig als später bei einem Besuche aus, welchen er im December 1796 dem österreichischen Minister Thugut in Wien machte. Erst nach der uns hier beschäftigenden Zeit, am 15. Mai 1796, ließ sich Washington in Folge eines ausführlicheren Briefes von Bollmann, wie es scheint, dazu bestimmen, ein Privatschreiben an den deutschen Kaiser zu Gunsten Lafayette's zu richten. Es ist dieses Schreiben das classische Muster einer vornehmen und sich selbst zur Anklage erhebenden Bitte, welches dem Herzen und Tacte seines Verfassers gleiche Ehre macht, allein ohne jede Wirkung auf den Kaiser blieb.

Es ist übrigens auffallend, wie flüchtig und ungerne Lafayette in späteren Jahren von diesem mißlungenen Fluchtversuch sprach. Ein unvollständig abgedruckter Brief an Bollmann und ein Schreiben an Huger ist außer einigen kurzen, den eigentlichen Thatbestand nicht wiedergebenden Bemerkungen Alles, was seine Memoiren über das Ereigniß enthalten. Auch seiner Familie scheint die Erinnerung daran nicht angenehm gewesen zu sein; jedenfalls hat sie sich nicht im Besiß näherer Quellen gefunden, denn auch sie macht nur einige ungenaue und dürftige Mittheilungen über die Flucht. Ob sich Lafayette derselben schämte, ob er sich vielleicht später sagte, daß er bei Beurtheilung seines Begleiters von irrigen Voraussetzungen ausgegangen war, und daß er besser gethan haben würde, den zwar weniger verwegenen, aber bedeutend klügeren, weil auf richtiger Berechnung der Orts- und Personenverhältnisse gebauten Plan Bollmann's auszuführen? Ein neuerer Biograph Lafayette's, der rühmlichst bekannte Geschichtschreiber Max Büdinger (Lafayette. Ein Lebensbild. Leipzig 1870), meint, „sein Befreiungsversuch sei mit der Verschlagenheit wie mit dem Muth eines alten Soldaten vorbereitet und ausgeführt worden.“ Ich möchte vielmehr sagen, es war ein tollkühner Fähdrichs- oder Studentenstreich, welcher für die Wahlgaligkeit seines Urhebers ein unverwerfliches Zeugniß ablegt, seinem Urtheil dagegen desto geringere Ehre macht. Ich kann deshalb auch in Lafayette's Interesse nur bedauern, daß Bollmann, statt unbeirrt seinen eignen Weg zu gehen, sich den Wünschen Lafayette's unterordnete: das ist der einzige berechtigte Vorwurf, welcher den kühnen Befreier bei dem ganzen Unternehmen trifft.

Lafayette selbst erkannte übrigens Bollmann's Opferfreudigkeit stets dankbar

an und bewährte ihm in der Folge seine Freundschaft auch durch die That. So unterstützte er ihn bei seiner späteren Etablierung in Philadelphia und gab ihm, als er zu Anfang des Jahrhunderts in Folge von Verlusten sein Geschäft aufgeben mußte, 6000 Dollars, mit welchen er seine sämtlichen Gläubiger befriedigen konnte. Auch Bollmann's Theilnahme an der sogenannten Verschwörung von Aaron Burr (1807), wegen welcher Jefferson in den beleidigendsten und ehrenrührigsten Ausdrücken über Bollmann an Lafayette schrieb, vermochte das alte freundliche Verhältniß nicht zu stören. Lafayette wußte aus seinem langjährigen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten zu gut, daß ein amerikanischer Politiker schon damals vor keiner Verleumdung zurückscheute, wenn es galt, einen politischen Gegner „todt zu machen“. Jefferson, ein so bedeutender und um sein Land hoch verdienter Staatsmann er sonst auch gewesen sein mag, war in der persönlichen Polemik der Urtypus eines Demagogen, der sich in eine solche Wuth über seinen Gegner hineinzureden und zu schreiben pflegte, daß er zuletzt an seine eigenen Phantasiegebilde glaubte. Das ist seine einzige Entschuldigung für solche Ungezogenheiten; für seine unbegründeten Angriffe auf die ersten Staatsmänner seiner Zeit gibt es aber keine Entschuldigung, zumal er sie am liebsten vom sicheren Hinterhalt aus durch untergeordnete Werkzeuge à la Freneau ausführen ließ. So begegneten sich auch beide Freunde im Sommer 1815 in aller Herzlichkeit wieder. Nach den hundert Tagen trat Bollmann sogar in einer energischen Schrift für Lafayette ein und veröffentlichte unter dem Titel: „Einige historische Notizen, die neuerlichen Ereignisse in Frankreich betreffend“, in der „Augsburger Zeitung“ und in den „Europäischen Annalen“ eine Rechtfertigung seines Verhaltens während der hundert Tage. Von einer Entfremdung kann also angesichts dieser Thatfache nicht wol die Rede sein, wenn auch zugegeben werden muß, daß Lafayette bei seinem späteren Besuch in den Vereinigten Staaten (1825) den in hohem Ansehen noch lebenden Huger vielfach als seinen Retter feierte, dagegen den vier Jahre vorher außer Landes gestorbenen und fast vergessenen Deutschen Bollmann nicht erwähnte. Lafayette kannte eben seine Leute und wußte als höflicher Gastfreund seinen freundlichen amerikanischen Wirthen wirksam zu schmeicheln.

Diesen Thatfachen gegenüber ist es geradezu unverstündlich, wie Büdinger, ein sonst so gerechter und milder Beurtheiler, aus Lafayette's späteren Lobpreisungen des einen Helfers und seinem Stillschweigen über den anderen folgert, daß nur Huger als der „vollkommen Selbstlose und von reiner Begeisterung Getriebene“ gehandelt habe, während Bollmann bloß zu seinem Fortkommen in der großen Welt auf den Befreiungsversuch eingegangen und zu diesem Ende von Lafayette's Freunden mit Geld und Empfehlungen unterstützt worden sei. Büdinger folgert diesen durchaus ungerechten Vorwurf aus Bollmann's Brief an Washington vom 10. April 1796. Es steht aber nicht eine Silbe darin, die zu einem derartigen Verdacht Anlaß böte. Zudem war Bollmann damals im Begriff, sich in Philadelphia niederzulassen; wie konnte er da für sich plaidiren? Ohne Huger's Verdiensten in der Sache irgendwie zu nahe treten zu wollen, so bedarf es nach der obigen actenmäßigen Darstellung nicht mehr des Beweises, daß er dem Ursprung und der umsichtigen Vorbereitung des Unternehmens ganz fern stand und

daß er nur in dessen Schluß energisch mit eingriff. Andererseits wissen wir aber aus ihren eigenen Berichten, warum Bollmann von den Freunden zur Befreiung Lafayette's ausersehen worden war. Da verstand es sich denn zunächst wol von selbst, daß sie ihn auch mit den erforderlichen Mitteln versehen — was übrigens nicht genügend geschah, denn wenn die nöthigen Gelder für die Beschaffung eines dritten Pferdes vorhanden gewesen wären, so wäre die Flucht wahrscheinlich geglückt. Bollmann war sich von Anfang an darüber völlig klar, daß er sich in die Höhle des Löwen wagte, zu welcher der Eingang sehr leicht, aus welcher der Ausgang aber sehr schwer zu finden war; er wußte genau, daß im Falle des Mißlingens die schwersten Strafen, möglicherweise sogar lebenslänglicher Kerker seiner harrten. Trotzdem kannten sein Muth und seine Hingebung keine Bedenken. Wenn nun ein Mann von hoher Charakterstärke sich wissentlich in eine solche Gefahr begibt, so sollte er doch von vornherein vor dem Verdacht geschützt sein, als ob er die That um schnöden Gewinnes willen wagte. Daß besonders Bollmann, wo es galt, seine Würde zu wahren verstand, hatte er noch kurz zuvor durch die That bewiesen. Es war ihm nämlich von Narbonne, bei seiner Ankunft in London, um ihm zu seinem Fortkommen behilflich zu sein, eine lebenslängliche Rente von fünfzig Guineen verschrieben worden. Als nun der von Bollmann gerettete französische Graf einige Zeit darauf die Miene eines hohen Gönners annahm und that, als sei er durch diese Schenkung aller seiner Verpflichtungen gegen seinen Lebensretter los und ledig, da schickte ihm der mittellose deutsche Doctor das Document zurück und machte ihm in einem vornehmen Begleitschreiben den Standpunkt klar.

Aber selbst angenommen, daß Bollmann nur deshalb auf das Unternehmen eingegangen sei, um sich sein Fortkommen in der großen Welt zu sichern, seit wann ist denn der Wunsch verwerflich, sich durch eine edle und kühne That eine ehrentwerthe Stellung im Leben zu sichern; seit wann gilt es denn für schimpflich, durch Umsicht und Muth den Beweis dafür zu liefern, daß man zu den höher beanlagten Naturen gehört, und daß man bei der Verfolgung seiner Ziele die Unterstützung der besten Männer seines Zeitalters verdient? Bollmann's That mag vielleicht tollkühn, ungeschickt und von manchen anderen Gesichtspunkten aus zu tadeln sein; indessen war sie der unbedingte Ausdruck idealer Lebensanschauung und der Ausfluß tapferer männlicher Gesinnung.

Wir Deutschen haben deshalb wohlbegründete Ursache, uns des Wagnisses des tüchtigen Mannes zu freuen und es auch in der Erinnerung hoch zu halten.

Die Jugend Benjamin Disraeli's.

Von
Georg Brandes.

Eine gewöhnliche Anschauungsweise sondert scharf zwischen literarischen und politischen Persönlichkeiten. Die Männer des Worts und die Männer der That scheinen durch eine Kluft getrennt zu sein. Jeder hat Beispiele zur Hand, welche zeigen, daß hervorragende Gelehrte, Redner, Dichter, Professoren Mangel an Wirklichkeitsfönn oder an politischer Fähigkeit verrathen haben, wenn sie von der Literatur zur staatsmännischen Wirksamkeit übergingen. Man sah schon oft politische Theoretiker dazu verdammt, nur einen untergeordneten oder vorübergehenden Einfluß im Parlamente ihres Landes auszuüben und humanitäre Dichter (wie Lamartine), welche in der Volksversammlung durch Vhrik ermüdeten, und deren politische Laufbahn nur einen großen Moment hatte. Als oberflächliche Regel gilt es daher, daß die literarische Fähigkeit, wo sie wirkliche Bedeutung hat, die politische Thatkraft ausschließt, und daß umgekehrt diese, wo sie eminent ist, die theoretische und literarische Begabung schon im Wachsthum unterdrückt. Darum zeigen praktische Politiker häufig eine gewisse Geringschätzung vor denen, die zur Politik von der Literatur kommen; und darum hegen ihrerseits speculativ gebildete und fein entwickelte Geister gern ähnliche Geföhle den herrschenden administrativen oder diplomatischen Talenten gegenüber, und finden, wenn sie (wie z. B. Menan) ihre politischen Velleitäten zurückgewiesen sehen, eine Befriedigung ihres verletzten Stolzes darin, eine weltkluge und gewandte Mittelmäßigkeit als die in den meisten Fällen hinreichende politische Begabung zu bezeichnen.

Nichtsdestoweniger bieten leitende Staatsmänner immer eine Seite dar, von welcher betrachtet sie literarische Persönlichkeiten werden und dem Rechtsgebiet des literarischen Kritikers verfallen. Innerhalb einer gewissen begrenzten Sphäre ist selbstverständlich jede politische Größe literär. Es werden Reden und Briefe von ihm vorliegen, und Carlyle hat gezeigt, welche Einsicht durch Briefe und Reden selbst von einem so illiterären Staatsmann wie Cromwell

gewonnen werden kann. Diese Productionen werden außerdem in der Regel einen directen literarischen Werth haben; denn der bedeutende Mann findet, gleichviel von welcher Art seine Erziehung gewesen ist, immer einen eigenthümlichen Ausdruck für seinen Gedanken; er ist original, d. h. im Besiz des Geheimnisses, das so manchem Schriftsteller vom Fache verborgen ist, zu stempeln, abzuspiegeln oder zu cariciren durch ein mimisches oder malerisches Wort.

Trotz des Gegensatzes zwischen theoretischen und praktischen Naturen hat endlich eine lange Reihe von Ausnahmen bewiesen, daß die literarische und die politische Gabe sich vereinen läßt. Der politische Historiker verwandelt sich bisweilen in den praktischen Politiker und der entgegengesetzte Uebergang von der Politik zur Geschichtsschreibung liegt noch näher. Cicero und Thiers sind Schriftsteller und Staatsmänner von Rang gewesen, Julius Cäsar und Friedrich der Große waren beide literarisch angelegte Geister und zu gleicher Zeit politische und militärische Genies.

Die künstlerische und, noch mehr als diese, die dichterische Gabe ist es, die bei leitenden Staatsmännern wirklich selten ist, am seltensten von allen. Cavour war ein tüchtiger Redner, Bismarck ist ein vorzüglicher Redner, aber ein geborener Redner ist Keiner von ihnen. Cavour fehlte alle künstlerische Bildung; am Schlusse seines Lebens sagte er, von einem Besuche in Toscana heimgekehrt: „Ich habe einen Sinn bei mir entdeckt, von dem ich nicht wußte, daß ich ihn besaß, den Kunstsinne,“ eine Aeußerung, welche gut mit der Redensart übereinstimmt, die er anzuwenden pflegte, wenn das Gespräch auf dies Capitel kam: „Ich kann kein Sonett machen, aber Italien kann ich machen“. Den Fürsten Bismarck kann kaum Jemand wegen irgend einer heimlichen poetischen Production in Verdacht gehabt haben; ein Roman oder ein Gedicht von Bismarck klingt noch unwahrscheinlicher, als ein Sonett von Cavour. Es finden sich so viele literarische Denkmäler von seiner Hand, daß ein scharfsinniger Kritiker es versuchen könnte, eine Charakteristik auf diese Grundlage hin zu liefern; eine solche würde aber nothwendigertweise Alles eher, als erschöpfend werden; nur in seinen Handlungen ist der ganze Bismarck da; die Hauptseite vom Wesen eines solchen Staatsmannes entzieht sich immer dem Blick des literarischen Kritikers.

Um so interessanter ist es für den Kritiker, wenn durch einen alleinstehenden Zufall einer der leitenden Staatsmänner in Europa zugleich ein hervorragender Schriftsteller ist, ein Dichter und Politiker, der sein ganzes Wesen und alle seine Ideen in Schriften niedergelegt hat. Es wird hierdurch dem Kritiker ein selten gestatteter Einblick in die Psychologie einer solchen Persönlichkeit vergönnt. Jede Arbeit von seiner Hand ist ein Instrument, welches er uns selbst geschmiedet hat, um damit in die Werkstatt seiner Ideen einzudringen; jedes Buch, das er geschrieben hat, ist ein Fenster, durch welches wir in seinen Geist hineinschauen können. Jede Gedankenentwicklung, die er gab, jeder Charakter, den er formte, und jedes Gefühl, das er malte, enthält theils eine Reihe offener Bekenntnisse, die er mit Bewußtsein abgegeben hat und die vorsichtig geprüft werden müssen; theils eine parallel laufende Reihe unfreitwilliger Bekenntnisse, die aufgefangen werden können, nur daß man nicht versuchen darf, sie gewaltsam dem Werke zu entreißen, da man sonst allzu leicht nur das herausnimmt, was man selbst

hineingelegt hat. Wenn der Kritiker in gleich hohem Grade dem Schriftsteller und sich selbst gegenüber auf seinem Posten ist, wird das geschriebene Product ihm einen Blick öffnen, der sich weiter erstreckt als zur bloßen literarischen Einsicht; denn die Gefühle und Gedanken, die in der Schrift niedergelegt sind, gehören ja nicht dem Staatsmanne in seiner Eigenschaft als Dichter allein; sie sind Ausflüsse von dem Allgemeinmenschlichen bei ihm, das die gemeinsame und tiefste Quelle seiner politischen und literarischen Begabung ist.

Ich will versuchen, eine kritische Methode auf den jetzigen Premierminister Englands anzuwenden. Es ist mir als eine lockende Aufgabe erschienen, durch den Dichter Benjamin Disraeli den Staatsmann Lord Beaconsfield zu studiren. Ein vollständiges Material besitze ich nicht, da von einem noch lebenden Mann die Rede ist, einem Mann, den ich in einem Abstand gesehen und gehört habe, wie ihn so viele Andere sahen und hörten, für deren Erkenntniß mir aber nicht eine einzige besondere Quelle offen stand. Was ich nach sorgfältiger Lectüre des schon Gegebenen hoffen darf, ist: durch die Behandlungsweise des Stoffes neu zu sein. Lord Beaconsfield's Schriften sind in England bis jetzt nicht gewissenhaft und unparteiisch studirt. Das Porträt des Verfassers ist abwechselnd von Whigs und von Tories, von politischen Feinden und von politischen Freunden gemalt worden, indem bald der Haß, bald die Parteitreu die Farben dazu gab. Mir ist Disraeli weder ein Gegenstand der Liebe noch des Hasses, nur ein höchst originaler und höchst interessanter Charakterkopf, und ich habe nach langem Studium desselben nicht der Lust widerstehen können, ihn auf dem Papier zu reproduciren.

I.

Nur in königlichen und altadeligen Familien, in denen die Erinnerung an eine lange Reihe von Ahnen sich ungeschwächt erhalten hat, ist es möglich, mit Sicherheit dem Angeerbten in den Anlagen des Einzelnen nachzuspüren und die Combinationen und Umbildungen zu verfolgen, welchen die geistigen Kräfte des Geschlechtes im Laufe der Zeiten unterzogen worden. Von den Vorfahren bedeutender Persönlichkeiten kennen wir in der Regel allzu wenige und von diesen wissen wir allzu wenig, um die Vorbildung der individuellen Begabung im Geschlechte studiren zu können.

Benjamin Disraeli entstammt einer der hebräischen Familien, welche die Inquisition gegen den Schluß des 15. Jahrhunderts zwang, von der spanischen Halbinsel auszuwandern. Diese Familien, welche, obchon aus Palästina vertrieben, niemals das ursprüngliche Culturgebiet des Alterthums, das Mittelmeerbassin, verlassen hatten, und ebensowenig den Einwirkungen eines rohen, dem Stamme fremden Klimas ausgesetzt gewesen waren, machten lange die natürliche Aristokratie der jüdischen Race aus. Sie hatten, angesehen und glücklich, theils in den großen Städten, theils auf ihren Landsitzen in Aragonien, Andalusien und Portugal gelebt; denn die Erwerbung von Grundeigenthum war ihnen nicht verboten. Jetzt beraubte der Fanatismus sie mit einem Schlage all' ihrer Rechte und Hoffnungen. Die Vorfäter Lord Beaconsfield's nahmen daher ihre Zuflucht zur venetianischen Republik und legten, einer Familien-

tradition zufolge, von dem Augenblicke, da sie Venedigs Grund betraten, ihren spanischen Namen ab, um statt dessen — „aus Dankbarkeit gegen Jacob's Gott, der sie durch beispiellose Prüfungen und unerhörte Gefahren geleitet hatte“ — den Namen Disraeli anzunehmen, woran ihre Abstammung immer zu kennen sei. Durch mehr als 200 Jahre gedieh und blühte das Geschlecht hier ungehindert fort.

Gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts beschloß dann ein Mitglied der Familie, seinen jüngsten Sohn, Namens Benjamin, nach England zu senden, das damals den Juden Religionsfreiheit zu sichern schien und gleichzeitig günstige Ausichten für Handelsunternehmungen im Großen bot. Die Religionsfreiheit war übrigens weder alt noch vollständig in England. Viel früher als von Spanien und Portugal waren die Juden von dort vertrieben worden. Nur von Wilhelm dem Eroberer bis zur Zeit von Richard Löwenherz wurden sie in England geduldet; dann brachen blutige Judenverfolgungen aus, bis im Jahre 1290 die im ganzen Mittelalter stehende Beschuldigung gegen die Israeliten, zu ihrem Osteropfer das Blut geschlachteter Christenkinder zu gebrauchen, die Wirkung hatte, daß sie, mißhandelt und ausgeplündert, das Land als endgültig Verwiesene verlassen mußten. Dramatische Gestalten wie Marlowe's Barabbas und Shakespeare's Shylock zeigen, wie nach langer Entfernung die nie gesehenen Landsleute und Mörder des Erlösers in der englischen Volkspheantasie überhaupt zu blutdürstigen Ungeheuern wurden¹⁾.

Erst zur Zeit der englischen Republik begannen die Israeliten, von keinem Gesetz, nur von Cromwell's persönlicher Protection geschützt, nach England zurückzukehren. Unter Georg II. war der Minister Lord Pelham ihnen wohlgesinnt und während seines Ministeriums wurde im Jahre 1748 der Großvater und Namensvetter Lord Beaconsfield's, Benjamin Disraeli, englischer Bürger ohne Bürgerrechte. Seine Frau, die einer Familie angehörte, welche viel durch die Verfolgungen gelitten hatte, und die ein eitles und ehrgeiziges Gemüth besaß, schämte sich ihrer jüdischen Herkunft und übertrug, durch eine unedle, aber nicht seltene Ideenassociation, ihre Erbitterung darüber, einer beschämten Raste zugezählt zu werden, von den Unterdrückern auf ihre eigenen unterdrückten Stammesverwandten. Unterdessen verdiente ihr energischer Gatte sich schnell ein Vermögen, kaufte ein Landgut, legte einen Garten im italienischen Stil an, sah häufig Fremde bei sich, aß Macaroni, die der venetianische Consul in London zubereitet, spielte Whist, sang Canzonetten und führte, „trotz einer Gemahlin, welche ihm niemals seinen Namen verzieh und trotz eines Sohnes, der all' seine Pläne vereitelte,“ eine kräftige und lebensfrohe Existenz, bis er fast neunzig Jahre alt wurde.

Dem Charakter dieses Mannes gegenüber verweilt man, wenn man Voraussetzungen für die Eigenschaften des Entfels sucht, unwillkürlich bei den Zügen, welche dieser selbst hervorgehoben hat: er war ein Mann von heißem Blut, sanguinisch, kühn, unternehmend und erfolgreich, mit einem Temperament, das

¹⁾ Jul. Rodenberg: Studienreisen; England, S. 272 ff. Isaac d'Israelis: Curiosities of literature, Einleitung.

keine Enttäuschung aus dem Geleise bringen konnte, und einem Gehirn, das, selbst wenn ein Mißgeschick dem anderen folgte, nie der Hilfsquellen entbehrte.

Es war die Hoffnung des ehrgeizigen und praktischen Kaufmannes gewesen, eine Finanzdynastie zu gründen; aber dieser Lieblingswunsch scheiterte an den ausschließlich literarischen Neigungen seines einzigen Sohnes. Isaac d'Israeli (wie er sich schrieb) wuchs auf, von seinen beiden Eltern unverständlich und ohne jemals ein gutes Wort von seiner Mutter zu hören, die ein Leben voll Erniedrigung für ihr Kind vorausjah. Sein erstes Gedicht rief ein wahres Erschrecken im Elternhause hervor. Er wurde nach Amsterdam geschickt, um in einer dortigen Schule seine poetischen Grillen zu vergessen, fand aber bei dem Schulpfleger, der in der Philosophie des 18. Jahrhunderts lebte und athmete, eine reichhaltige Bibliothek von den Schriftstellern des Zeitalters, die er verschlang. Vor seinem 15. Jahre hatte er Voltaire gelesen und seine Kräfte an Bayle geprüft; 18 Jahre alt kehrte er nach England zurück als ein Schüler Rousseau's. Sein Aufenthalt hier war ein kurzer. Der Vater theilte ihm seinen Beschluß mit, ihn nochmals fortzuschicken, diesmal zu einem großen Handelshaus in Bordeaux; der unverbesserlich literarische Sohn antwortete, daß er ein großes Gedicht gegen den Handel als das Verderben der Menschheit geschrieben habe. Anstatt nach Bordeaux zu reisen, begnügte er sich damit, nach Paris zu gehen, wo er bis 1788 in Bibliotheken und mit Gelehrten seine Zeit vertrieb. In England fing er kurz danach an, sowohl dichterische, Versuche, wie namentlich die literarhistorischen oder vielmehr literaranektotischen Werke herauszugeben, die seinen Schriftstellernamen begründeten und noch heutzutage in Ansehen erhalten.

Das Wesen des stillen Literaturforschers und Bücherliebhabers bildet in mancher Hinsicht einen ausgeprägten Contrast zu dem des Sohnes. Beim ersten Blick ist der Gegensatz wie der zwischen einem gelehrten Benedictinermönch in seiner ruhigen Zelle und einem rastlosen Tribun, dessen Leben im Lärm des Forums hingeht. Isaac d'Israeli war eine etwas blöde Natur, in seiner Jugend zur Melancholie geneigt, als Mann ein Sammler, als Greis ein Betrachter, zu kritisch angelegt, um jemals selbst mit seinem Thun und Treiben zufrieden zu sein, außerdem zu zurückgezogen, um jemals ein kräftiges Selbstvertrauen zu erreichen. Nicht einmal sein steigendes Ansehen konnte ihm ein solches geben, denn er fühlte selbst am besten eine Lücke in seinem Talent und eine innere Spaltung in seinem Verhalten zum Zeitgeist. Literarisch stand er in England unter einem sinkenden Stern; er war ein Schüler Pope's und Boileau's. Nichtsdestoweniger sah er, schon wegen seiner frühen Schwärmerei für Rousseau, die Nothwendigkeit ein, Natur und Leidenschaft größere Herrschaft und freieres Spiel in der Poesie einzuräumen, ohne auf der anderen Seite die geistige Kraft zu besitzen, welche den kommenden Bewegungen in der englischen Poesie hätte vorgreifen können. Als die große naturalistische Revolution in Englands Literatur von Anderen verkündigt und ausgeführt wurde, war er nicht mehr jung und geschmeidig genug, um die Bewegung mitzumachen. Er lebte nur für die Literatur; aber als er jung war, war sie alt, und als er alt wurde, war sie jung. Die Folge dieses Mißverhältnisses war theils das immer latente Mißtrauen zu seiner eigenen

Begabung, das eine Schwäche ist; theils die Freiheit von jeglicher Eitelkeit, die immer selten ist, doch am meisten bei einem Schriftsteller. Weder die Schwäche noch die Tugend vererbten sich auf seinen berühmten Sohn. Der prunklose Bibliophil erzeugte einen zuversichtlichen Bravado, welcher ebenso viel Gewandtheit besaß, sich in die Mächte der Zeit zu fügen, wie Kraft, die Tendenzen, die er vorfand, so umzuformen, daß sie den Stempel seines Willens und seines Geistes empfangen.

Selbst im Aeußerlichsten spürt man den Gegensatz zwischen Vater und Sohn. Isaac d'Israeli lebte isolirt. In seiner Heimath verbrachte er, obgleich verheirathet, in der Regel den ganzen Tag und Abend in seiner Bibliothek, in London war seine einzige Zerstreuung die, von einem Buchhändler zum anderen zu gehen. Es ist kaum möglich, einen schärferen Contrast zur ausgeprägt weltmännischen Physiognomie des Sohnes sich vorzustellen. Am schroffsten jedoch tritt der Contrast hervor, wenn man Vater und Sohn mit Rücksicht auf die Politik vergleicht. Der Vater ließ sich nicht nur niemals auf die Politik des Tages ein, sondern er konnte sie nicht einmal verstehen. Es ist klar, seinen praktisch-politischen Beruf hat der Sohn nicht von diesem Ahnen geerbt.

Und doch ist Isaac d'Israeli der vorbereitende und sammelnde Geist gewesen, mit welchem die Natur Probe machte und Grund legte zu größeren Anlagen. Erstens sind seine literarischen Studien und Fähigkeiten von großer Bedeutung für den Sohn gewesen; Nichts trägt mehr zur leichten und schnellen Erwerbung der Herrschaft über die Sprache bei, als ein literarisches Präcedens im Geschlecht. Dann stammen einzelne der tiefsten primären Anlagen im Gemüthe Benjamin Disraeli's deutlich von seinem Vater ab. Dieser war in vielen Beziehungen geistig ein echtes Kind des 18. Jahrhunderts, und alles Das im Gemüth des Sohnes, was dem Wesen und Stil des 18. Jahrhunderts angehört, läßt sich als Erbe in directer Linie nachweisen. Der Vater war literarisch wol nicht viel mehr als ein lebendiges Schriftstellerlexikon, aber es war ein Lexikon aus der Zeit der Encyclopädisten; er hatte früh die Vorurtheile der Zeitgenossen abgelegt, um ihre Philosophie einzusaugen, und war ein entschiedener, wenn auch stiller Freidenker, confessionslos im buchstäblichen wie im geistigen Sinne dieses Wortes. Er ging lange mit dem Vorsatz um, die Geschichte der englischen Freidenker zu schreiben. Sein ganzes Leben hindurch war er ein vorurtheilsfreier Skeptiker mit Neigung zum sarkastischen Witz.

Diese scharfverständige und negative Anlage ist auch die zuerst hervortretende bei dem Sohne. Der mystisch-romantische Benjamin Disraeli fängt als Satiriker an. „Bivian Grey's“ erster Theil, „Popanilla“, „Ixion im Himmel“ und „Die Ehe in der Hölle“ sind eben so viele Satiren im Geiste des 18. Jahrhunderts. Bivian Grey ist ein Typus für Beaumarchais, Popanilla eine phantastische Reise in Swift's Manier; die zwei mythologischen Erzählungen können ihr Geschlechtsregister von keinem Geringeren als Lukian ableiten; sie würden gewiß Voltaire, an den sie erinnern, keine Schande machen und könnten, ohne eine Profanation zu erleiden, von Offenbach in Musik gesetzt werden, so blasphemisch sind sie gegen die Götter Griechenlands. Man versteht Nichts von dem Wesen Benjamin Disraeli's, wenn man übersieht, daß selbst die Theorien und

Schwärmereien, die bei ihm am vollständigsten das Gepräge der großen romantischen Reaction tragen, ohne Ausnahme ursprünglich von angeborener Stepsis und früh entwickelter Kritik desinfectirt worden sind. Selbst in seinen Lustschlössern findet sich nicht die sumpfige Luft, die von den Marenmen des Aberglaubens und der Vorurtheile aufsteigt; es sind Wüstenfatamorganen, Erzeugnisse einer dürren und heißen Phantasie, mit Bewußtsein construirt; sie lassen sich durch methodische Beobachtung mit größter Leichtigkeit von den Traum- und Gedankengebäuden unterscheiden, die einem naiven und vollständigen Mysticismus ihre Existenz verdanken.

Nicht allein die kritischen und negativen, sondern auch die positiven, romantisch-conservativen Tendenzen Benjamin Disraeli's lassen sich jedoch auf den Vater zurückführen. Der alte Literator hatte, obwol religiös radical, eine instinctive Neigung zur Torydenkart. Er fühlte sich vom Hause Stuart sympathisch angezogen; fünf Jahre arbeitete er an seinem Werke über die Regierung Karl's I. und empfing deswegen von Oxford ein Ehrendiplom mit der Widmung: „Optimi regis optimo vindici“; seine verwandte Schrift über Jakob I. betrachtete er selbst als eine literarische Gewissenssache. In beiden Arbeiten trat er nach seiner Ueberzeugung nur als Fürsprecher der Verkannten auf, aber es war kein Zufall, daß diese beiden „Verkannten“ gekrönte Häupter waren, die uneingeschränkte Macht begehrten und im Kampfe mit dem Puritanismus und dem Parlamente lagen. Der Sohn ist in diesen Sympathien der Spur des Vaters gefolgt; ringsum in seinen Schriften hat er Lanzen für die Stuarts gebrochen; die Benennung „Märtyrer“ für Karl I. hat er vertheidigt und aufgenommen, in „Sibyl“ heißt es sogar, daß niemals ein Mann den Helbentod für eine größere Sache starb, die Sache der Kirche und der Armen. Daß die zwei unpopulären Regenten der Vorzeit der herrschenden Religion gegenüber Dissenters waren, hat wahrscheinlich dazu beigetragen, ihnen Sympathie zu sichern bei Schriftstellern, die aus einer Dissentergesellschaft hervorgingen; man sieht aber, daß der jüngere Disraeli — wie wenig conservativ auch sein erstes politisches Auftreten war — in seinem Elternhause von keinem politischen Radicalismus beeinflusst wurde. Mit den voltairianischen Anschauungen, die damals in der guten Gesellschaft vorherrschten, nahm er viel eher in sein Gemüth einige Keime zu entschiedenen Toryansichten auf; Keime, die in einen gewissen Oppositionsgeist gegen die populäre Auffassung von der politischen Geschichte Englands eingehüllt lagen, die aber unter günstigen Umständen emporsprießen konnten.

Wir wissen zu wenig von der Mutter Disraeli's, um nachspüren zu können, was er von ihr geerbt hat; er selbst scheint aber seine Anlagen ausschließlich von der männlichen Linie seiner Familie herzuleiten. Und dann liegt im unternehmenden und praktisch energischen Charakter des Großvaters das Supplement zum rein literarischen und contemplativen Wesen des Vaters, das erforderlich scheint, um bei einem Nachkommen des Geschlechts das Zusammenhämmern und Schleifen der praktischen und literarischen Gaben zu einem zweischneidigen Schwert hervorzubringen.

Als Sohn Isaac d'Israeli's war der künftige Staatsmann endlich nicht nur mit einem gewissen Inbegriff von Anlagen, sondern in einer nicht gewöhn-

lichen gesellschaftlichen Stellung geboren. Die Schriftsteller standen damals in Großbritannien in höherem Ansehen als jetzt, und der ältere d'Israeli hatte einen populären und geachteten Namen; er kannte außer seinen Collegen, unter denen der Dichter und Epikuräer Samuel Rogers sein Freund war, mehrere von den aufgeklärten Politikern und Aristokraten damaliger Zeit. Schon im Hause des Vaters sah der Sohn daher von Jugend auf berühmte Männer und Frauen, und der Name des Vaters hat ihm manch' hochgestelltes Haus geöffnet. Der Vortheil, den man dem geborenen Aristokraten allein zuzuschreiben pflegt, schon in frühester Jugend Bekanntschaften gemacht und Verbindungen angeknüpft zu haben, die sonst der Lohn vieljähriger Arbeit sind, fiel also im reichlichen Maß dem jungen Disraeli zu. Man spürt ab und zu in seinen Jugendwerken, daß er selbst die äußeren Vortheile, einen solchen Vater zu besitzen, gefühlt hat. Vivian Grey freut sich, seinen berühmten Vater loben zu hören; verweilt bei der Annehmlichkeit, schon als Grünschnabel einen lebendigen Beweis dafür zu finden, daß das Familienblut es zu Etwas bringen kann, und bricht irgendwo aus: „Kein Stolz ist dem Stolz auf Vorfahren zu vergleichen; denn er enthält eine Mischung aller Gemüthsbewegungen“. Und indem der Verfasser unwillkürlich sein Loos mit dem der Aristokratie zu vergleichen scheint, fährt er fort: „Wie überlegen über der Menge steht schon der Mann, der sich nur eines hervorragenden Vaters rühmen kann! Man stelle sich nun die Gefühle dessen vor, der seine Herkunft durch eine tausendjährige Reihe von Helden und Fürsten zurückführen kann!“ Der sonderbare Ahnenstolz, welcher sich bei Disraeli selbst findet, übertrifft weit den Stolz auf den angesehenen Vater; aber während seine Abstammung nothwendigertweise in weltlicher Hinsicht ihm nur zum Schaden gereichte und das Haupthinderniß auf seinem Wege ward, ist sein Verhältniß als Sohn dieses Vaters der Vorsprung auf der Rennbahn gewesen, der ihm vom Schicksal gegeben wurde im großen europäischen Wettlauf nach Auszeichnung und Ruhm.

II.

Als Benjamin Disraeli's Geburtstag wird von ihm selbst der 21. Decbr. 1805 angegeben. Er scheint aber in Wirklichkeit in's Jahr 1804 zu fallen. (Picciotto: sketches of Anglo-Jewish History, S. 300.) Seine Mutter, Maria Basevi, gebar zuerst eine Tochter, Sarah, hernach drei Söhne, unter welchen er der älteste war. Er wurde in die jüdische Gemeinde aufgenommen; als aber der Vater später sich mit ihr entzweite, gab er seinem Freunde Samuel Rogers die Erlaubniß, den Knaben mit in die Kirche zu nehmen und dort taufen zu lassen. Rogers war in religiöser Beziehung vollständig indifferent, aber es dünkte ihn schade, daß der hübsche, aufgeweckte Knabe wegen seiner Confession von den wichtigsten bürgerlichen Rechten und höchsten socialen Gütern ausgeschlossen sein sollte. Die Taufe fand im St. Andrew's Kirchspiel, am 31. Juli 1817 statt. Im Kirchenbuche ist Benjamin Disraeli als „ungefähr 12 Jahr alt“ angegeben.

Er wurde in einer Privatschule zu Winchester und danach eine kurze Zeit im Bureau eines Advocaten untergebracht. Ueber sein inneres Leben im Knaben-

alter und in den ersten Jünglingsjahren kann man in seinen Romanen jeden erwünschten Aufschluß finden. „Vivian Grey“ und „Contarini Fleming“, die mit Rücksicht auf diese Jahre die unverkennbarsten selbstbiographischen Elemente enthalten, lehren Einem, was man im Voraus ahnen konnte, daß die erste Periode vom bewußten Leben Disraeli's eben so reich an Demüthigungen wie an Triumphen war. In beiden Büchern wird der Held durch seine geistigen Fähigkeiten, seine Reckheit und sein Anführertalent eine Zeit lang der entschiedene Liebling der Schule, so zu sagen einstimmig als der bestimmteste, originellste und wichtigste Knabe anerkannt. Seine englischen Aufsätze und Verse werden bewundert und abgeschrieben. Er ist, kurz gesagt, in der Schule die populäre Persönlichkeit, während er in seinen Kameraden vor Allem Wesen sieht, welche zu beherrschen er fest entschlossen ist. Aber — hinter dieser Popularität verbirgt sich die Möglichkeit zu einem allgemeinen Haß gegen ihn, nicht nur zu dem Neide, den der Erfolg immer hervorruft, sondern zu einem brennenden Unwillen von besonderer und tieferer Art, thierischer in seinem Ursprung, grausamer in seinem Hervortreten, mit einem Wort, zum Racenhaß. Da der Unwille des Lehrers gegen Vivian Grey zum ersten Male zum Ausbruch kommt, gebraucht er den Ausdruck „ein aufrührerischer Fremder“ von Vivian, und die Kameraden stimmen im selben Augenblick, wo die Parole gegeben ist, in das Schlagwort ein: „Nieder mit dem Fremden! fort mit dem Fremden!“ Dieses Wort ist im Buche nicht motivirt; denn in keinem Sinn des Wortes kann Vivian als ein Fremder in der Schule bezeichnet werden. Das Wort hat sich augenscheinlich durch eine Reminiscenz aus der Kindheit des Verfassers in den Roman hineingeschlichen, nur daß es in der Wirklichkeit nicht so lautete, sondern eine bestimmtere Hindeutung auf eine fremde Nationalität enthielt und einen viel höhneren Klang hatte.

Noch näher kommt in diesem Punkte „Contarini Fleming“ der Wirklichkeit, wo sich der Held mit seinem südländischen Aeußeren und seiner italienischen Abstammung zwischen seinen blonden Halbbrüdern im Norden unglücklich fühlt. „Sie wurden meine Brüder genannt, aber die Natur stempelte diese Behauptung zur Unwahrheit, wie oft sie auch wiederholt wurde. Ihre blauen Augen, flachs-gelben Haare und weißen Gesichter standen in keiner Verwandtschaft zu meiner venetianischen Physiognomie. Wo ich ging und stand, und wohin ich sah, erblickte ich eine Race, die von mir selber verschieden war. Es war keine Sympathie zwischen meinem Körper und dem rauhen Klima, in welchem ich leben mußte.“ Man füge zum venetianischen Gepräge das noch tiefer liegende israelitische, und zum nationalen Gegensatz noch das religiöse Vorurtheil, wie es in einer englischen Schule gegen das Jahr 1820 florirte, und man wird den richtigen Begriff von der isolirten Stellung des jungen Disraeli bekommen, als er von der Heimath in den Knabenstaat heraustrat und entdeckte, daß man ihn nicht als ebenbürtig, sondern als einen „Fremden“ von niedrigerer Rasse betrachtete. Er entdeckte, daß er zu dem Volke, unter welchem er lebte, nicht mitgerechnet wurde, keinen Antheil an den Thaten ihrer Vorväter und an ihrer Geschichte hatte, sondern als ein Vereinzelter dastand und trotzdem unaufhörlich mit einer Menge Anderer zusammengeworfen wurde, die er nicht gesehen hatte und nicht kannte,

deren Aussehen für häßlich, ja widerlich galt, deren Sprachweise als lächerlich, ja ekelhaft bezeichnet wurde, und die in den Lesebüchern, welche die Schüler kennen lernten, unumgänglich als Betrüger, Wucherer oder Feiglinge dargestellt wurden. Der Eindruck war auf ein feines und aristokratisches Gemüth, wie das seinige, ein tiefer. Und warum litt er dies? Nicht in der Heimath, sondern in der Schule ward ihm Antwort: sein Volk, das einmal in fernen Zeiten das gesegnete und ausgewählte Volk gewesen, war jetzt das ausgestoßene und verfluchte, litt die Strafe für ein Verbrechen, das die Väter vor fast zweitausend Jahren begangen. O Schmach! unbewußt und gegen seinen Willen dem verachteten und verfluchten Volke anzugehören! Hatte die Großmutter in Enfield nicht Recht, ihre Verwandtschaft mit demselben zu verleugnen, und war es nicht das einzig Natürliche, es selbst auch zu hassen und durch den Haß sich das Recht zu erkaufen, als Ausnahme betrachtet zu werden?

Doch die Frage lag nicht vor, sie konnte im Ernst nicht gestellt werden; denn sieh' diese höhnnenden Mienen, diese spöttischen Blicke, höre dies Rufen hinter dem Rücken und all' diese Herausforderungen, die aufgenommen und überboten werden müssen. In den beiden erwähnten Jugendromanen Disraeli's hat der Held in seiner Schulzeit eine große epochemachende Schlägerei mit einem Knaben, der gegen ihn vom Haß einer ganzen Bande vorgeschoben wird. In beiden fühlt er's, als ob ihm großes Unrecht geschehen, in beiden nimmt er Rache. Aber in der Weise, wie er sich rächt, verräth sich der Charakter des Verfassers nicht weniger deutlich, als der des Helden. Vivian rächt sich an den treulosen Kameraden, die ihn einem tyrannischen Lehrer gegenüber im Stich gelassen haben, nach einem Plane, der mit Kälte überlegt und mit rücksichtsloser Consequenz ausgeführt wird. Er gewinnt im nächsten Halbjahr die Gunst dieses nämlichen Lehrers, benützt ihn erst als Werkzeug, um die übrigen Knaben zu peinigen, und überliefert ihn schließlich der Wuth dieser Knaben zum Opfer, während er selbst sie mit einer geladenen Pistole sich vom Leibe hält. Er verläßt die Schule mit dem Wort, daß, wenn er eine neue und raffinirte Tortur erfinden könnte, sie ihnen zu Gebote stehen sollte gegen jenen Lehrer; denselben, welcher zuerst das Stichwort „der Fremde“ gegen ihn in Umlauf gesetzt hat. Contarini rächt sich mit weniger Ueberlegung, aber eben so gründlich. Er nimmt Rache im Boxerkampf mit einem weit größeren Knaben, fährt auf ihn ein, wie ein wildes Thier, und wirft ihn zur Erde. Man beachte den folgenden Passus: „Er war in demselben Augenblick wieder auf den Beinen, und wahrlich, ich hätte mich nicht um ihre einfältigen Regeln für Spiegelfechtereie bekümmert, sondern hätte ihn zerhauen, während er lag. Doch er kam in demselben Augenblick wieder in die Höhe.“ Wie charakteristisch ist diese Wendung! Contarini respectirt nicht die angenommenen Gesetze des Kampfes, so wenig wie Vivian sich bedenkt, Verstellung als Mittel anzuwenden; beider Rachedurst ist so glühend, daß er alle anderen Rücksichten vergessen läßt. Man höre die Beschreibung Contarini's von dem Kampfe:

„Ich fuhr wieder auf ihn ein. Er kämpfte mit geschmeidiger Kraft, aber er war wie eine Schlange gegen einen Tiger. Ich verlor nie seinen Blick aus den Augen, meine Schläge fielen

mit der Genauigkeit einer Maschine. Sein blutiges Gesicht war nicht wiederzuerkennen. Ich glaube, daß er über meine wahnsinnige Miene entsetzt war.

„Ich konnte nicht zwischen den Gängen warten. Ich rief ihm mit rasender Stimme zu, er solle herankommen. Um uns war athemloses Schweigen. Sie waren wie vom Bliß getroffen . . . Jedes Mal, wenn er hervorlam, machte ich denselben furchtbaren Sprung, hieb seine Parade durch und hörte nicht auf, seinen Kopf zu bearbeiten, bevor meine Faust in sein Gehirn selbst einzubringen schien; und nach zehn Gängen fiel er um, ganz blind. Ich fühlte nie seine Schläge; ich verlor nie meinen Athem.

„Er konnte nicht wieder rechtzeitig auf die Füße kommen. Ich sprang hervor; ich legte mein Knie auf seine Brust. Ich schlage mich nicht mehr! rief er schwach. Bitte um Verzeihung! schrie ich, bitte um Verzeihung! Er schwieg. Sage: Um Verzeihung! sagte ich, oder ich weiß nicht, was ich thue. — Niemals, antwortete er. — Ich erhob meinen Arm. Einige wollten sich in's Mittel legen. Fort! schrie ich, fort! Ich ergriff den gefallenen Anführer, eilte zur Pforte hinaus, und schleppte ihn hinter mir her wie Achilles den todtten Hector. Am Ende des Weges lag ein Misthaufen. Auf den hinauf schleuderte ich seinen leblosen Körper.

„Ich schlenderte fort zu einem meiner Lieblingsplätze. Ich war ruhig und matt; mein Gesicht und meine Hände waren mit Blut bedeckt. Ich kniete nieder an der Quelle und trank den süßesten Trunk, den ich je in meinem Leben gekostet hatte.“

Die Süßigkeit des Trunks war die der Rache, der vollständigen Rache. Man sieht, wie die Naturgrundlage bei dieser ersten Brut von Disraeli'schen Jünglingen beschaffen ist. Es findet sich in ihrem Blut kein Tropfen von der Milch der Gnade, keine höhere Regel als Auge um Auge in ihren Gedanken; es ist, als hätten diese jungen Wesen in der frühen Kindheit allzu unmensächlich gelitten, um das Gleichgewicht in ihrem Gemüthe anders herstellen zu können, als dadurch, daß sie sich auf ebenso unmenschliche Weise selbst Unantastbarkeit verschaffen und wenigstens einmal Rache und wieder Rache schlürfen in laugen, tiefen Zügen.

III.

Benjamin Disraeli war als Knabe und Jüngling nach der einstimmigen Aussage der Zeitgenossen äußerst schön. Er hatte lange, rabenschwarze Locken, Augen, aus denen Leben und Verstand hervorleuchteten, eine regelmäßige Nase, einen Mund, welchen eine arbeitende und ungeduldige Nervösität umspielte, und ein Gesicht, das durch romantische Blässe auffiel. Er wurde überall einnehmend gefunden und von Frauen und Männern mannigfach verzogen; die letztern amüfirten sich über seine scharfsinnigen Fragen und witzigen Antworten, von den ersteren scheint er frühzeitig gelernt zu haben, was er, kaum mehr als 18 Jahre alt, in seinem ersten Buche niederschrieb, daß der einzige Rival, den ein geistreicher Mann zu fürchten habe, ein aufgeweckter Knabe sei.

Was ging inzwischen in dem unruhigen Gemüthe vor, das sich in dem ausdrucksvollen Aeußeren offenbarte? Es träumte wild, es liebte leidenschaftlich, es sehnte sich nach Kenntnissen und hatte Paroxysmen von Vernunft. Disraeli zeigt sich in seinen ersten Schriften so erstaunlich frühreif in Allem, was zur Weltklugheit und zum Weltton, zur durchdringenden und sarkastischen Wirklichkeitsbeobachtung gehört, daß ein unaufmerksamer Leser sich verleiten lassen könnte, ihn für eine rein äußerlich angelegte Natur zu halten, die, so zu sagen, jene erste Entwicklungsstufe übersprungen hätte, auf welcher der Jüngling sich in sich selbst vertieft, Herz und Nieren an sich selbst untersucht, in einsamem Grübeln

seine Fähigkeiten wägt und die Spannkraft und Tragweite seiner Begabung prüft. Aber Nichts von diesem hat er überschlagen können. Es scheint nur so, weil er mit reißender Schnelligkeit schon als Knabe all' die Stadien jener Rundreise des Gemüths um sich selbst durchheilt hat, welche bei vielen germanischen Naturen reichlich das erste Lustrium des Erwachsenen in Anspruch nimmt; keine vage Träumerei, keine phantastische Zukunftsvision, kein Zweifel und kein Ohnmachtsgefühl ist ihm erspart worden. Contarini Fleming zeugt dafür, daß er dies Alles gekannt hat; nur war das Resultat der Prüfung eben so günstig als schnell gewonnen. Sein Gehirn war fruchtbar, erzeugte Träume, Einfälle, Pläne, Intriguen, aus denen wieder neue hervorgingen; sein Herz war muthig; es klopfte nicht nur unerschrocken, sondern es wünschte und suchte Abenteuer, und der Intriguant hinter seiner Stirn war der geborene Mürte für den Abenteuerer in seiner Brust. Der Ausfall seiner Selbstprüfung war das unbedingteste Vertrauen auf seine Begabung und seine Zukunft. Forti nihil difficile; die Worte, die Disraeli auf seine Fahne bei seinem ersten Wahlkampfe einschreiben ließ, waren lange, bevor sie als Wahlspruch formulirt wurden, die Losung, die mit dem Blute in seinen Adern rollte.

Dieses Selbstgefühl ist ein Charakterzug. Während unsicher begabte Naturen eine immer zurückkehrende Muthlosigkeit zu überwinden haben, und während überwiegend moralisch angelegte Naturen stets auf's Neue auf Eroberungszüge ausgehen, um sich Selbstachtung zu gewinnen und sich dieselbe nicht zugestehen, bevor sie verdient ist, fühlte sich der junge Disraeli früh von dem großen Reichtum an Hilfsquellen, der in seiner Begabung schlummerte, vergewissert, verlor keine Zeit damit, auf die Moralpredigten des inneren Pädagogen zu hören, ließ seine Erziehung vom Leben selbst besorgen, von jenem äußeren Schicksal, das mit seinem Lächeln und seinen Schlägen ihm frühzeitig als der einzige nachdrückliche Moralist erschien, und fühlte sich von seinem ersten Eintreten in's erwachsene Alter als ein Gegenstand seines eigenen Respectes und ein Gegenstand hohen Werthes für die Anderen.

Wo immer ein Fonds von Begabung sich findet, da gibt es eine gewisse, zur Entwicklung treibende Kraft, die das Individuum zu stocken verhindert, indem sie immer wieder die Fähigkeiten in Beschlag nimmt. Der Erwerbstrieb, die Sammlerleidenschaft waren solche Kräfte bei den nächsten Voreltern Disraeli's; der Thätigkeitsdrang und der Reformeifer sind häufige Formen derselben bei literarisch oder politisch angelegten Individualitäten. Suchen wir diese ursprüngliche Triebfeder bei ihm selbst.

Es gibt eine äußerst bequeme psychologisch-kritische Methode, die unaufhörlich eben gegen den jetzigen Premierminister Englands in Anwendung gebracht worden ist und die darin besteht, einen Schriftsteller willkürlich mit einer seiner erdichteten Figuren zu identificiren und ihm mit großer Kühnheit jedes Gefühl und jeden unehrenhaften Gedankengang desselben zuzuschreiben; aber die Kritik braucht feinere Instrumente als die, mit welchen solche Biographen hantieren.

Nicht in den groben Hauptlinien einer Schrift, eben so wenig in der mehr oder weniger moralischen Qualität der geschilderten Charaktere findet sie Zeugnisse vom eigenen Ich des Verfassers, sondern in hingeworfenen Aeußerungen, in

Wendungen, die zum Exemplificiren dienen, in der unwillkürlichen Wahl von Bildern, in lyrischen Ausbrüchen, die durch den Gang der Erzählung nicht herbeigeführt werden, aber sich quer hindurch den Weg bahnen, weil sie die Seele des Schreibenden erfüllen und er sie nicht zurückzuhalten vermag.

Gesetzt z. B., daß ein Schriftsteller früh von der Unmöglichkeit, die menschliche Seele durch Bücher kennen zu lernen, frappirt wird, und gesetzt, daß er durch Beispiele seine Meinung erklären will; man kann dann sicher sein, daß die ersten Beispiele, die ihm auf die Lippen kommen, solche sein werden, mit denen seine Selbsterfahrung ihn versehen hat. Disraeli exemplificirt so: „Ein Mann kann in seinem Studirzimmer ununterbrochen das Herz seiner Mitmenschen untersuchen und doch keine Idee haben von der Macht des Ehrgeizes oder der Stärke der Nachsicht.“ Der Ehrgeiz ist das erste Beispiel eines Gefühles, das ihm in die Feder kommt.

Aber der ist es auch, welcher in seinen Jugendschriften die Quelle der Freuden und Qualen all' der handelnden Personen ist. In „Vivian Grey“ heißt es:

„Einen Augenblick grübelte er über die Möglichkeit nach, Macht zu gewinnen; aber er schauderte zurück vor der ermüdenden Unruhe, der verzehrenden Sorgfalt, der ewigen Wachsamkeit, den steten Kunstgriffen, dem tödtlichen Warten, den aufreibenden Wechselfällen . . . Ach, es ist unsere Natur von der Geburt an, nach irgend einem unerreichbaren Glück zu schmachten . . . Wir träumen von Unsterblichkeit, bis wir sterben. Ehrgeiz! bei Deinem stolzen und schicksalsschwangeren Altar flüstern wir das Geheimniß unserer gewaltigen Gedanken. Aber aus der Wolke schlägt eine Flamme nieder, saugt das Opfer auf, das unsere gebrochenen Seelen darbrachten, und es verschwindet im schwarzen Rauche des Todes.“

Man hört den Aufschwung und die Melancholie des Ehrgeizes in dieser Klage. Wird es gelingen, durchzudringen? Werden meine Geisteskräfte ausreichen? Diese Fragen tauchen ab und zu in Disraeli's frühesten Büchern auf, doch weit häufiger als Zweifel über den Ausgang, denn als Zweifel an den Fähigkeiten selbst. Es findet sich in „The young Duke“ ein alleinstehendes Blatt, wo der Erzähler plötzlich aus seinem Buche hervortritt und mit jugendlichem Mangel an Selbstbeherrschung den Leser von dem Orte, wo er schreibt, von sich selbst und seinem inneren Leben zu unterhalten anfängt.

„Mitten unter den Ruinen des ewigen Rom's beschreibe ich diese Blätter, die leichter sind, als der Wind, und fülle ganze Bände mit Phantasien, die vergessen sein werden, bevor ich erfahre, daß sie veröffentlicht sind. Und doch bin ich nicht Einer, der unempfänglich ist für die Magie meines erinnerungsreichen Aufenthaltes, und ich könnte meine Leidenschaft stromweise hervorbrausen lassen, doch ich halte ihre Gewässer zurück . . . Denn ich bin Einer, der, obgleich jung, doch alt genug ist, um zu wissen, daß der Ehrgeiz ein Dämon ist, und ich fliehe vor ihm, weil ich ihn fürchte. Der Ruhm hat Adlerflügel und steigt doch nicht so hoch, wie die Sehnsucht des Mannes . . . Könnten wir nur den Purpur vom Herzen des Helden ziehen, könnten wir nur den Vorbeertranz von den Schläfen des Dichters reißen, so würde dies uns eine größere Lehre sein, als wir jemals durch das Nachsinnen über ihre Thaten oder ihre Inspiration gewinnen können. Denk' an Cäsar, als er noch unerkannt seine Jugend schwinden sah und über den jungen Siegeslauf des Macedoniers Thränen vergoß! Konnte Pharsalus diese verzehrende Qual aufwiegen? Seht den unbekanntem Napoleon hungernd in den Straßen von Paris! Was

war St. Helena gegen die Bitterkeit einer solchen Existenz? Visionen aus den Tagen seiner Größe konnten doch nach dem Fall selbst das dunkelste Gefängniß erhellen; aber sich übernatürlicher Energie bewußt sein, und sich denken, daß sie sterben könne, ohne ihre Mirakel hervorgebracht zu haben: kann das Rad oder die Folterbank mit der Marter einer solchen Furcht sich messen?"

Dieser directe Ausspruch fällt aus dem Zusammenhang des Buches heraus, und steht besonders durch seinen pathetischen, hochlyrischen Schwung in einem merkwürdigen Contrast zum fashionablen, ab und zu forcirt frivolen Ton des Romans. Wie tief gefühlt war er, wie schwer ist es gewesen, ihn zu unterdrücken! Wie der, welcher an einem Geheimniß trägt und dessen ganzes Wesen darauf angelegt ist, es zu verbergen, sich bisweilen nicht die Befriedigung versagen kann, in einer von Anderen nicht beachteten Andeutung es durchschimmern zu lassen, so hat scheinbar der junge Schriftsteller sich den Effect nicht versagen gekonnt, an einer einzelnen Stelle seines Buches die elegante Erzählermaske von seinem Gesicht zu reißen und plötzlich dem Leser die von allen Leiden und Versuchungen des Ehrgeizes durchfurchte wahre Physiognomie zu zeigen.

Der Ehrgeiz als solcher ist nicht unsittlicher Natur; er ist an und für sich weder sittlich noch unsittlich, sondern natürlich, und seinen moralischen Stempel bekommt er erst, wenn er individualisirt wird, durch seine Mittel und seine Zwecke. Er ist verschiedenartig, je nachdem er vorzugsweise auf Ruhm oder auf Macht ausgeht. Die Ruhmbegierde und die Machtbegierde waren bei Disraeli gleich directe Ausströmungen vom Selbstgefühl, aber kaum gleich starke; seine Natur hätte sich zur Noth besser mit Macht ohne Ruhm, als mit Ruhm ohne Macht begnügen können. Es scheint mir, daß, wenn er die Wahl gehabt, Präsident eines heimlichen Gerichts oder der in Ferrara gefeierte Tasso zu sein, er das Erste vorgezogen hätte; doch in seinem Streben hat er sie gewiß nie getrennt, ob er sich auch zu den beiden Gegenständen seiner Sehnsucht verschieden gestellt fühlte. Den Ruhm sah er vor sich, als könnte er ihn mit der Hand greifen, mit Talent ertrocken; er brauchte deswegen Niemanden zu gewinnen, noch zu schmeicheln, ja er erreichte ihn vielleicht am leichtesten und schnellsten durch Herausforderungen nach allen Seiten hin. Die Macht war fern, äußerst fern, und er konnte sich ihr nur schrittweise nähern; der Weg, der zu ihr führte, war sowol glatt, wie verschlungen, aber er war fest entschlossen, keine Mühe zu scheuen, keine Demüthigung, keine Geduldsprobe, welche ihn an's Ziel führen könne. Und hier war ein wirkliches Ziel. Während die Ehre ihrer Natur gemäß eine relative ist, ein Gut von unbestimmbarer Quantität, von welchem sich immer mehr wünschen läßt, ist die Macht, die zu erreichen Einer hoffen kann, eine bestimmte. Der junge Disraeli wünschte sich ohne Weiteres die höchste Macht, und kann man auch ahnen, daß er mit seinem jüdländischen Blut und seinem phantastischen Gang im Knabenalter von unterirdischen Verschwörungen und heimlichen Gesellschaften träumte, so stand doch bald die sonnenhelle und sichere Stellung eines Premierministers als das wahrhaft Begehrenswerthe ihm vor Augen. Sobald er zu schreiben anfängt, schildert er Premierminister, und das sowol mit dichterischer Phantasie, wie mit politischem Verstand.

Die zwei Romane, in denen diese vorkommen, („Bivian Grey“ und „Contarini Fleming“) haben beide das Gepräge psychologischer Biographien und ergänzen

einander merkwürdig. Sie enthalten mit Beziehung auf den Politiker und den Dichter anticipirte Bildungsgeschichte. Vivian Grey, der Held des frühesten Werkes, ist ein politisch angelegter Jüngling mit Schriftstellertalent, Contarini Fleming umgekehrt ein dichterisch begabter Jüngling mit staatsmännischem Talent; beide haben eine tiefe Leidenschaft für Macht und Ruhm (power and fame). Daß aber die Macht Disraeli als das eigentliche und principielle Gut vorkommt, das verräth sich am schärfsten in dem Entwicklungsgang des Dichters, wo man ja a priori nicht die Betonung der Machtucht erwarten konnte.

Die Aufgabe, welche Disraeli nach seiner eigenen Erklärung sich in „Contarini Fleming“ gestellt hatte, war die, das Werden eines poetischen Charakters darzustellen; er hat uns ausdrücklich seinen Wilhelm Meister geben wollen, mit dem Unterschied in der Anlage, daß sein Held zur Poesie, wie Goethe's zur Wirklichkeit des Lebens heranreifen soll. Nun ist zwar der Ehrgeiz eine häufige Mitgabe des poetischen Naturells; aber er kann latent vorhanden sein, sich auf discrete und stille Weise verrathen; Goethe's Meister ist nicht anders ehrgeizig. Aber man höre den Dichter bei Disraeli sich selbst als Schulknaben schildern:

„Daß Leben war mir unerträglich und ich hätte mich selbst tödten können, wenn mich nicht der Ehrgeiz emporgetragen hätte, der mit jedem Tage in mir lebendiger wurde, so daß die Sehnsucht nach Auszeichnung und staunenerregender That (astounding action) in meiner Seele getobt hätte; und wenn ich mich besann, daß im glücklichsten Fall viele Jahre vergehen müßten, bevor ich meine Gedanken verwirklichen könnte, knirschte ich mit den Zähnen in stummer Wuth und verwünschte mein Dasein.“

Jahre gehen hin, und der Dichter, dessen Vater ein hervorragender Politiker ist, hat seine ersten Niederlagen erlitten und seine ersten Sporen gewonnen. Er sah in vertrauensvollen Augenblicken seinen Genius und sein Schicksal auf Leben und Tod kämpfen und den Kampf damit enden, daß er, „auf einem schimmernden Throne sitzend, von einem begeisterten Volk einen Lorbeerkranz empfängt“. Aber die Politik wirkt immer fast ebenso verlockend auf ihn, wie die Literatur; er erreicht durch den Einfluß seines Vaters eine Stellung als Unterstaatssecretär und gewinnt durch seine Geistesgegenwart und Entschlossenheit im Staatsrathe einen entschiedenen diplomatischen Triumph. Sollte man nicht sagen, daß dieser Dichter, gegen die Absicht des Verfassers, größeren politischen als poetischen Ehrgeiz zeigt und heftigere Begierde nach Macht, als nach einem berühmten Namen, wenn man den darauf folgenden Ausbruch liest:

„Ich fühlte meine ganze Energie. Ich ging im Zimmer auf und ab in einer wahren Wuth von Ehrgeiz, und ich dürstete nach Thaten. Es kam mir vor, als gäbe es keine Großthat, zu welcher ich nicht im Stande wäre, und nach welcher ich mich nicht sehnte. In meiner Phantasie erschütterte ich Throne und gründete Kaiserreiche. Ich fühlte mich selbst wie ein Wesen, das geschaffen war, in einer Atmosphäre von Revolution zu athmen.“

In diesem Augenblick kommt der Vater herzu und weissagt ihm, daß er Premierminister des Landes, in welchem sie leben, (Skandinavien) werden wird, und vielleicht noch mehr als das (das soll wol heißen, in einem größeren Lande). Der Vater irrt sich in den Fähigkeiten des Sohnes, denn dieser kehrt schnell zur Literatur zurück; aber der Irrthum des Vaters erscheint uns nur zu natürlich, die nicht gewohnt sind, einen solchen Durst nach That und Herrschaft bei einem Poeten zu finden; und dadurch, daß er einen Dichter mit dieser Eigenschaft aus-

rüstete, hat Disraeli unbewußt verrathen, für wie unüberseßlich er dieselbe hielt. Im Roman wird zwischen Vater und Sohn diese Frage selber discutirt, ob That oder Dichtung, Herrscherruhm oder Dichterruhm vorzuziehen ist, und das Gemüth des Sohnes zieht ihn zur Poesie; doch kann es kaum zweifelhaft sein, daß es der Vater ist, welcher Disraeli's Herzensmeinung ausspricht, wenn er die entgegengesetzte Ansicht vertritt. In der Vorrede zu den „Curiosities of literature“ seines eigenen Vaters hat er zwar später einmal hervorgehoben, daß ein Schriftsteller seine Zeitgenossen tiefer beeinflussen kann, als ein Staatsmann, und daß ein Buch eine größere Sache sein kann, als eine Schlacht oder ein Congreß. Dies ist wahr, und er hat es gemeint; aber er hat es nicht gemeint oder gefühlt als Etwas, das für ihn die Wahrheit sei. Wie weit tiefer hat er gefühlt, was er den Vater Contarini Fleming's sagen läßt, daß Dichterloos ein trauriges Loos sei, und Ruhm nach dem Tode ein armseliger Ersatz für die Verfolgungen und Entbehrungen, unter welchen das Leben der größten Dichter hingegangen sei! Wie früh hat er sich das Versprechen gegeben, sich nicht mit der posthumen Ehre begnügen zu wollen! Im Ernst hat er nie bezweifelt, daß Handeln mehr als Dichten sei, und aus seinem Herzen heraus spricht Graf Fleming, wenn er sagt: „Willst Du lieber Homer als Cäsar, Shakespeare als Napoleon sein? Nein, Niemand wollte das. Moralisten können die Wahrheit mit jeder denkbaren Heuchelei verhüllen, aber unsere menschliche Natur vernichtet all' diese Lügen. Wir sind active Wesen und unsere höchste Sympathie gehört der großen That.“

Ich sagte, daß Disraeli dadurch, daß er in seiner Jugend einen Dichter mit solcher Machtjucht ausstattete, seine Anschauung von der Universalität dieser Eigenschaft verrieth. Zwölf Jahre später, als er es ganz anders verstand, dem Publicum sein anderes Bild von sich zu geben, als eins, das seinen Zwecken dienen könnte, schreibt er noch: „Ruhm und Macht sind die Ziele aller Männer“. Er nennt „Durst nach Macht und Sucht nach Ruhm“ als die Kräfte, die uns aus der gesellschaftlichen Dunkelheit hervortreiben, und nennt nochmals den Ehrgeiz „die Gottheit oder den Dämon, dem wir Alle so viele Opfer bringen“. Macht und Ruhm sind gewiß nicht die Ziele aller Männer; sie waren nicht diejenigen Franklin's, Kant's und Stuart Mill's. Es war nicht Durst nach solchen Gütern, die Männer wie Spinoza oder Newton vom Unbekanntsein zur Unsterblichkeit führte. Nicht alle großen Männer haben dem Ehrgeiz Opfer gebracht; Washington hat ihm Nichts geopfert, Garibaldi ebensowenig. Aber in solchen Sätzen gibt der Redende unbewußt Beiträge zur eigenen Psychologie¹⁾.

¹⁾ Vivian Grey, 165, 356. The young Duke, 82. Contarini Fleming, 33, 155, 164, 176. Coningsby, 104, 319, 405. Novels and tales of Lord Beaconsfield in ten volumes. Da es vielleicht für den Leser wünschenswerth sein möchte, die Namen und die Reihenfolge der Schriften gegenwärtig zu haben, setze ich sie her: Vivian Grey, 1825—26. Popanilla, 1828. The young Duke, 1829. Contarini Fleming, 1832. Alroy 1832. Ixion 1832. The infernal Marriage. What is he? 1833. The revolutionary epick, 1834. The crisis examined 1834. Vindication of the english constitution, 1835. Henriette Temple und Venetia, 1837. Alarcos, 1839. Coningsby, 1844. Sibyl, 1845. Tancred, 1847. Life of Lord George Bentinck, 1851. Lothair, 1870. Parliamentary reform, 1867. Speeches on conservative policy, 1869; und noch mehrere andere Sammlungen von Reden.

Die erste Triebfeder seines Wirkens war also die, sich empor zu kämpfen, den verzehrenden Durst nach Auszeichnung zu stillen. Die Quelle dieses Durstes aber war die angeborene Anlage zum Herrschen, zum Regieren, zum Beeinflussen anderer Männer. Man kann auf diese Anlage Disraeli's einen Satz anwenden, den er in „Tancred“ von einem ehrgeizigen syrischen Emir ausspricht, den er gegen die Beschuldigung, nur egoistische Absichten zu hegen, vertheidigt: „Die Menschen müssen ja regiert werden, nach welchem Princip es auch sei, und Fatredeen fühlte, daß er eine angeborene Gabe zum Regieren besaß.“ Es kommt nur darauf an, was der Entwicklung dieses Talents geopfert wird. Und hier kann es nicht bezweifelt werden, daß Disraeli früh zu dem Resultat gekommen sei, es führe zu Nichts, allzu stark zu dringen und zu feilschen. Zum Stoiker war er nicht angelegt. Schon sein Vivian Grey stößt in seinen ehrgeizigen Reflexionen auf das Problem, worin es wol liege, daß so viele große Geister verdrängt und mißkannt worden, und beantwortet die Frage dahin, daß diese seltenen Wesen stets allzu sehr sich in sich selbst vertieften, um die Anderen studiren zu können. Der kalte und kluge Jüngling zieht daraus diesen Schluß: „Wir müssen uns in den Haufen mischen; wir müssen auf seine Gefühle eingehen; wir müssen uns nach seinen Schwächen formen; wir müssen mit seinen Sorgen, die wir nicht fühlen, sympathisiren und an den Freuden der Thoren theilnehmen.“ Ich würde gewiß nicht diese Expectoration auf den Verfasser selbst anwenden, wenn ich nicht den hier ausgedrückten Gedanken in Schriften getroffen hätte, wo er in seinem eigenen Namen spricht. Auch in diesen sieht er es für vollberechtigt an, sich zum Fürsprecher für Ansichten und Gefühle, die man nicht theilt, zu machen, um die Macht zu behalten und eine Bewegung zu leiten, die sonst leicht noch ärger ausschreiten könnte. Es heißt in seiner Broschüre „The crisis examined“ von 1834: „Die Völker haben ihre Leidenschaften, und es ist sogar Pflicht öffentlicher Persönlichkeiten, gelegentlich Gefühle zu adoptiren, mit welchen sie nicht übereinstimmen, weil das Volk Führer haben muß“. Pflicht ist es nie, und selbst berechtigt kann es nur in Nothwehrfällen genannt werden; aber zeugen Worte wie diese auch nicht nothwendigerweise von einer unreinen Moral, so sind sie doch jedenfalls die Sprache der Machtfreude.

Daß ein Mann wie Benjamin Disraeli ehrgeizig gewesen ist, das ist das Geheimniß des Polichinell's; eine Thatsache, welche die Allermeisten als zu selbstverständlich betrachten, um einer Beweisführung auf dem langsamen Umweg der kritischen Analyse zu bedürfen. Aber das Wort „ehrgeizig“ ist als solches leer; es gibt nur die abstracte Qualität an, bei der Alles auf die Quantität und die Modalität ankommt. Das Studium der Jugendschriften des Mannes zeigt, in welchem Grade und auf welche Weise er ehrgeizig war.

So ehrgeizig war er also. Und mit diesem alldurchdringenden Bedürfniß nach Macht und Herrschaft sah er die Hindernisse bergartig zwischen sich und dem Ziel seiner Wünsche aufsteigen. Er war unbekannt, unvermögend, unablig. England war ein durch und durch aristokratisches und vorurtheilsvolles Land, und er war — der Sohn eines Juden. Wol wahr, er war durch eine Zufälligkeit formell in die christliche Glaubensgesellschaft aufgenommen worden, und das formelle, das absolute Hinderniß für seine politische Laufbahn war entfernt.

Aber der getaufte Jude war dem Zweck nicht näher als der ungetaufte. Das Racenmerkmal und der Racenhaß blieben. Ein geborner Jude der Premierminister einer Großmacht! Es war ein Unsinn; unerhört seitdem Joseph als der Günstling Pharaos Aegypten regierte. England wurde von Aristokraten regiert, und was war er? Ein Pariah.

Ein Pariah, aber warum? und hier quollen Fragen auf Fragen hervor. War denn diese buntgemischte Bevölkerung von Sachsen und Normannen, unter denen er das Licht erblickt hatte, von reinerem und edlerem Blut als er? O nein, er stammte in gleicher Linie ab von einer der ältesten Racen der Welt, von jenem streng abgeschlossenen und ungemischten Beduinenstamme, der seine hohe Cultur zu einer Zeit entwickelt hatte, als Englands Bevölkerung noch halb nackt ging und Eicheln in ihren Wäldern aß. Es war Vollblut; und sie? Sonderbar, sie betrachteten seinen Stamm als eine niedrigere Rasse und hatten nichtsdestoweniger von dieser niedrigeren Rasse die meisten der Geseze und manche der Sitten aufgenommen, die schon in ihrer arabischen Heimath ihre Eigenthümlichkeit ausgemacht hatten. Sie hatten sich durch Adoption die ganze Religion und die ganze Literatur seiner Väter angeeignet. Sie hatten diese Literatur für eine heilige, von Gott selbst inspirirte Schrift erklärt und diese Religion für eine Offenbarung, die wol vervollständigt, aber nie aufgehoben werden konnte. Sie theilten ihre Zeit auf jüdische Weise ein: sie ruhten am Sabbath kraft eines jüdischen Gesezes, dessen Innehaltung von ihnen kaum weniger buchstäblich und fanatisch gefordert wurde, als im alten Stammlande. Sie sahen es für eine Tugend, ja für eine Pflicht an, stets die Geschichte seiner Vordäter zu studiren, und sie lehrten sie ihren Kindern, noch bevor sie ihnen in der Geschichte ihres eigenen Landes Unterricht ertheilten. Sie sangen allwöchentlich in ihren Kirchen die Hymnen, Klagenesänge und Danklieder der jüdischen Dichter. Und endlich — sie beteten den Sohn eines jüdischen Weibes als ihren Gott an. Und nichtsdestoweniger schlossen sie mit Verachtung von ihrer Gesellschaft und deren Parlamenten die Race aus, der sie alle ihre Feste und alle ihre Psalmen, ihre halbe Cultur, ihre Religion und ihren Gott verdankten — als wäre sie ein Auswurf der Menschheit. Er grübelte. Er war kein Kind, das Legenden für Wirklichkeit nahm; er war ein scharfblickender Jüngling, in einer Bibliothek des 18. Jahrhunderts von einem skeptischen Gelehrten erzogen, der schon als Knabe sein Französisch im Voltaire gelernt hatte. Ihm selbst hatte der Vater, da er als Knabe sich in Schwärmereien versenken zu wollen schien, die Werke des großen Franzosen in die Hände gegeben, und er hatte sie verschlungen, die hundert Bände, sie mit Lachen, mit tiefer Bewunderung, mit bitterem Harm über das Schicksal der Menschheit gelesen. Es war ihm wie eine Offenbarung gewesen, die Weltgeschichte war an ihm vorbeigezogen: Pedanten und Pfaffen und Tyrannen; die Folioebände von Dummköpfen, die Scheiterhaufen der Inquisitoren, die Gefängnisse der Könige und das langwierige, einfältige System von Betrug und Mißregierung, das so lange wie ein Alp auf der Brust der Natur gelegen — kurz all unsere Unwissenheit und all unsere Schwäche und all unsere Thorheit. Er brauchte nicht sich selbst zu fragen, ob die Orthodoxie aus dieser langen Anklageschrift gegen die Feinde des Gedankens unangetastet hervorging. Aber was

kümmerte das ihn? Die, welche die jüdische Race geringschätzten, nahmen ja eben immer die Offenbarung als gegeben, die Voltairianer hatten immer der Toleranz das Wort geredet. Außerdem sah er die Sache gar nicht von diesem dogmatischen Gesichtspunkt an. Er sah sie praktisch, reell. Der asiatische Stamm, dem er angehörte, hatte im geistigen Sinn Europa und die Welttheile, welche von Europa bevölkert worden, erobert. Nordeuropa betete den Sohn einer jüdischen Mutter an und gab ihm Platz zur rechten Hand des Schöpfers; Südeuropa betete außerdem als Himmelkönigin eine jüdische Jungfrau an, das war der ganze Unterschied zwischen den beiden religiösen Gruppen, die in der Verachtung seines Volks übereinstimmten¹⁾. Er war stolz auf seine Herkunft, stolz auf seine Abstammung von einer Race, die zersplittert und verwiesen, gemartert, geplündert und erniedrigt Jahrtausende hindurch von ägyptischen Pharaonen, assyrischen Königen, römischen Kaisern, skandinavischen Kreuzfahrern, gothischen Fürsten und heiligen Inquisitoren, dennoch ausgehalten hatte, sich ungemischt erhalten, und noch immer dastand, unvertilgbar, unerschöpflich, unentbehrlich, energisch, genial. Wenn er sich in diese Gedanken vertiefte, war es ihm, als erlebte er die ganze Geschichte des Geschlechts, und als lebte das ganze Geschlecht in ihm, das ganze gestorbene Volk Israels in ihm, Disraeli; alle jene Entschlafenen, jene in Niedrigkeit und Elend Gestorbenen, jene Verpöhteten, Gepeinigten, auf den Scheiterhaufen Verbrannten, die lebten in ihm und sollten durch ihn ihre Genugthuung empfangen.

Träume! Träume! er war ja ein Pariah unter den Aristokraten seines Vaterlandes Aristokraten wurden sie genannt, schöne Aristokraten in Wahrheit, alter Adel! Die paar Allervornehmsten unter ihnen führten mit Mühe ihr Geschlecht 800 Jahr zurück zu einer Schar normannischer Reiter, deren Väter nordische Strandräuber, baltische Piraten waren, denen die Elemente der Cultur mit Noth beigebracht wurden von Priestern, die sie asiatische Religion lehrten, und wem verdankten die übrigen großen Familien ihren Reichthum und ihren Adel? Der Adel schrieb sich oft genug von einem schlauen Kammerdiener her, der es verstanden hatte, einem tyrannischen König gegenüber Augendienerei zu treiben; oder von einem ehemaligen Clubkellner, der sich als Nabob den Barontitel gekauft hatte, und der Reichthum hatte meistens eine und dieselbe Quelle: Plünderung; nur mit dem Unterschiede, daß einige Vermögen durch Kirchenraub und Klosterplünderung während der sogenannten Reformation entstanden waren, andere durch Ausfugung von Indien während der sogenannten Colonisation dieses Landes²⁾.

Und jetzt mit dem Helden seines ersten Buches ausrufen zu müssen: „Verdammung über mein Loos! daß der Mangel an einigen armseligen Rechenpfennigen und einigen armseligen Tropfen adligen Blutes meiner Zukunft und meinem Glücke im Wege stehen soll!“

¹⁾ Contarini Fleming 124. Life of Lord George Bentinck Cap. XXIV.

²⁾ Sibyl 11, 89. Tancred 427.

Ueber die Wärmeentwicklung bei der Muskelthätigkeit.

Von
Prof. A. Fick in Würzburg.

Es ist das Ziel der Naturwissenschaft im eigentlichen Sinne des Wortes, in allen Naturerscheinungen die Wirkungen derselben Kräfte zu erkennen, mit welchen je zwei materielle Theilchen immer wieder aufeinander wirken, so wie sie wieder in dieselbe räumliche Beziehung zu einander kommen. Dies Ziel ist noch nie so klar von der Mehrzahl der Naturforscher in's Auge gefaßt, als in den letzten Decennien. Seit dieser Zeit nämlich ist ein schon früher in der eigentlichen Mechanik erwiesenes Gesetz als ein auf alle Naturvorgänge anwendbares anerkannt worden. Man bezeichnet es nach Helmholtz, der zuerst seine univervelle Bedeutung in einer vor 31 Jahren erschienenen Abhandlung dargelegt hat, als das „Gesetz der Erhaltung der Kraft“; neuerdings ist von englischen Gelehrten auch wol die Bezeichnung „Gesetz der Erhaltung der Energie“ in Uebung gebracht. Die ganz erstaunliche Fruchtbarkeit dieses Grundgesetzes der Wirkung aller Naturkräfte liegt wesentlich darin, daß sich daraus leicht experimentell zu prüfende Folgerungen auch für solche Naturerscheinungen ziehen lassen, bei denen das Wesen der wirkenden Kräfte im Einzelnen ganz verborgen ist.

Es konnte daher nicht fehlen, daß seit dieser Zeit die Einzelforschungen in den verschiedensten Gebieten der Naturwissenschaft sich größtentheils um Folgerungen aus jenem Grundsatz gedreht haben. Mir scheint nun, daß gerade die Ergebnisse solcher Einzelforschungen, die mit allgemeinsten Gesichtspunkten in Beziehung stehen, am ersten geeignet sein dürften, auch außerhalb der zünftigen Kreise auf Interesse zu zählen. In dieser Meinung will ich es wagen, die Aufmerksamkeit der Leser dieser Zeitschrift für einige allgemeine Betrachtungen in Anspruch zu nehmen, die sich an eine von mir vor Kurzem ausgeführte und für fachmännische Kreise anderwärts mitgetheilte Experimentaluntersuchung anknüpfen lassen.

Jeder kann an seinem eigenen Leibe jeden Augenblick erfahren, daß er mit Hilfe seiner Muskeln entgegengewirkende Kräfte zu überwinden und Massen in

Bewegung zu sehen vermag. Das Erstere geschieht z. B., wenn wir eine Last heben oder das Gewicht unseres ganzen Körpers der Schwere entgegen einen Berg hinauf schaffen; das Letztere geschieht, wenn wir einen Stein werfen oder einen Hammer schwingen. Das Princip der Erhaltung der Kraft verlangt nun, daß, wo wir Kräfte überwinden oder Massen beschleunigt sehen, nothwendig andererseits Kräfte „gewirkt“ oder Arbeit geleistet haben, d. h. daß die Angriffspunkte von Kräften im Sinne derselben verrückt sind. Dies liegt z. B. offen am Tage beim freien Fallen eines schweren Körpers. Er ist der Angriffspunkt einer abwärts gerichteten Kraft, der Schwere, und indem er im Sinne dieser Kraft abwärts vorrückt, wird seine Geschwindigkeit größer; oder bei einer schwanfenden Wage steigt die eine Schale mit ihrer Last — ihre Schwere wird überwunden — aber die andere sinkt und ihre Schwere leistet Arbeit. Wenn also unter Vermittelung der Muskelthätigkeit Kräfte überwunden oder Massen beschleunigt werden, so muß man fragen: welche Kräfte haben hier gewirkt oder Arbeit geleistet, d. h. haben ihre Angriffspunkte im Sinne ihrer Wirkung fortgezogen?

An Kräfte, die wie z. B. die Schwere auf größere Massen in gleichem Sinne wirken, wird man selbstverständlich hierbei gar nicht denken können. Es kann sich nur handeln um Kräfte, welche zwischen den kleinsten Theilchen der Muskelsubstanz selbst wirksam sind, d. h. also an chemische Anziehungskräfte. Es muß im Muskel etwas Aehnliches stattfinden, wie in der Dampfmaschine, wo im Verbrennungsacte unter dem Kessel die Kohlenstoff- und Sauerstofftheilchen, dem Zuge ihrer mächtigen gegenseitigen Anziehungskraft folgend, aufeinander losstürzen, in heftige kleine Bewegungen gerathen und von dieser Bewegungsenergie durch eine Reihe von Anstößen ein Theil zur Ueberwindung von Gegenkräften oder Beschleunigung von Massen verwendet wird. Es müssen also im Muskel offenbar während seiner Thätigkeit chemische Processe stattfinden, bei denen mächtige Verwandtschaftskräfte zur Wirkung kommen. Daß dem wirklich so ist, kann auch experimentell erwiesen werden. Merkwürdigerweise ist es nicht nur eine analoge, sondern zum größten Theil jedesfalls ganz dieselbe chemische Anziehungskraft, welche im thätigen Muskel und in der Dampfmaschine die Arbeit leistet, nämlich die Anziehungskraft zwischen den Kohlenstoff- und den Sauerstofftheilchen. Das Product der Wirkung dieser Anziehungskraft, Kohlenäure, tritt nämlich bei jedem Acte der Muskelthätigkeit in gewisser Menge nachweislich auf.

Ueber alle die Vorgänge, bei welchen, unter Vermittelung irgend welcher Veranstellungen, durch die nur in außerordentlich kleinen Abständen stattfindende Wirkung — Arbeitsleistung — chemischer Anziehungskräfte zusammenhängende Massen beschleunigt, oder mechanische Kräfte, wie die Schwere, überwunden werden, läßt sich nun eine allgemeine Bemerkung machen, die bisher auch überall in der Erfahrung bestätigt ist. Die Verbindungslinien der bei einem chemischen Prozesse in Wechselwirkung tretenden Theilchenpaare liegen nämlich im Allgemeinen regellos nach allen Richtungen des Raumes vertheilt. Die aus den einzelnen Wechselwirkungen entspringenden Bewegungen werden daher ebenso regellos nach allen Richtungen hin geschoben und können demnach

niemals ihrem vollen Betrage nach zur Uebertwindung einer in bestimmter Richtung wirkenden Gegenkraft, oder zur Beschleunigung einer Masse in einer allen ihren Theilchen gemeinsamen Richtung verwendet werden. Vielmehr kann immer nur ein Theil jener gesammten Bewegungsenergie in solcher Form zum Vorschein kommen. Ein je nach Umständen mehr oder weniger großer Bruchtheil der Summe jener einzelnen Wechselwirkungen muß seine ursprüngliche Form regellos durcheinander wirbelnder Bewegung der kleinsten Theilchen beibehalten. Diese Folgerung kann man auch kurz so ausdrücken: wo in einem chemischen Prozesse die Anziehungskräfte der kleinsten Theilchen verschiedener Stoffe Arbeit leisten, wird — unter welchen Umständen dies auch geschehen möge — stets ein Theil der Arbeit zur Entwicklung von Wärme verwendet.

Die in einem Körper enthaltene „Wärme“ ist nämlich nichts Anderes, als die Energie von unsichtbaren, kleinen, regellos durcheinander wirbelnden Bewegungen, in welchen die kleinsten Theilchen des Körpers begriffen sind. Die Temperatur eines Körpers steigern, heißt daher nichts Anderes, als die Energie jener regellosen Molekularbewegungen der kleinsten Theile steigern. Diese Anschauung findet sogleich einen Anhalt in der alltäglichen Erscheinung, daß bei Steigerung der Temperatur eines Körpers über ein gewisses Maß hinaus seine Theilchen vermöge der kolossalen Bewegungsenergie wirklich auseinander fläuben — „der Körper verdampft“.

Wenn diese Anschauung von der Wärme richtig ist, so muß ein bestimmtes Maß von Wärme durch ein bestimmtes Maß von Arbeit irgend welcher Kräfte erzeugt werden können. Das Maß der Arbeit oder Wirkung einer Kraft ist bekanntlich das Product aus der Intensität der Kraft und der Wegstrecke, durch welche sie gewirkt hat. Als Einheit dieser Größengattung ist also das Product aus der Einheit der Kraftintensitäten, dem Kilogramm, und der Einheit der Wegstrecken, dem Meter, zu wählen. Man bezeichnet diese Einheit der Arbeitswerthe als „Kilogramm meter“. Als Einheit der Wärmemengen hat man durch Verabredung diejenige Wärmemenge festgesetzt, welche einem Kilogramm Wasser zugeführt werden muß, wenn seine Temperatur von 0° auf 1° der 100theiligen Scala steigen soll. Es ist nun der Experimentalphysik gelungen — und es gehört dies zu ihren bedeutendsten Errungenschaften — zu zeigen, daß zur Erzeugung einer Wärmeeinheit eine Arbeitsleistung von 425 Kilogramm metern erforderlich ist. Diese Zahl nennt man das mechanische Wärmeäquivalent, weil es dadurch möglich ist, jede Wärmemenge umzurechnen in eine gewisse Zahl von mechanischen Arbeitseinheiten, welche zu ihrer Erzeugung erforderlich ist.

Die Kenntniß vom mechanischen Wärmeäquivalent setzt uns in Stand, die bei irgend einem chemischen Prozesse von den nur auf unmeßbar kleine Abstände wirkenden Verwandtschaftskräften geleistete Arbeit genau zu messen, obwohl wir von den Wirkungsgesetzen dieser Kräfte im Einzelnen gar Nichts wissen. In der That, wir brauchen den Proceß nur so zu leiten, daß außer Wärmeentwicklung keinerlei Wirkung ausgeübt wird. Mißt man alsdann die entwickelte Wärme und multiplicirt die gefundene Anzahl von Einheiten mit 425, so hat man die Arbeit, welche die chemischen Anziehungskräfte bei dem Prozesse geleistet haben, in Kilogramm metern ausgedrückt, da ja nach der Voraussetzung die ganze Wirkung

dieser Arbeit ausschließlich in Wärmeentwicklung bestand. Als Beispiel möge die Verbrennung von 1 kg Kohle dienen; wenn dabei keine anderen Wirkungen ausgeübt sind, so werden etwa 8000 Wärmeeinheiten frei. Die Arbeit, welche die Verwandtschaftskräfte zwischen den Atomen in 1 kg Kohle und der doppelten Anzahl von Sauerstoffatomen bei ihrer Verbindung zu Kohlensäure leisten, beträgt also 8000×425 oder 3,400,000 Kilogrammometer. Man kann sich hier nach eine Vorstellung machen von der ungeheuren Intensität der chemischen Anziehungskraft zwischen einem Kohlenstoff- und einem Sauerstoffatom. Die Gewalt, mit welcher die nur 1 kg zusammen ausmachenden Kohlenstofftheilchen aus ganz kleiner Entfernung auf die entsprechenden Sauerstofftheilchen bei der Verbrennung losstürzen, ist gerade so groß, wie wenn eine 3,400,000 Kilogramm wiegende Masse aus 1 m Höhe herabstürzt.

kehren wir mit diesen Lehnsätzen aus der allgemeinen Physik zum Muskelacte zurück. Wenn es dabei, wie gezeigt wurde, chemische Anziehungskräfte sind, deren Wirkung oder Arbeitsleistung die äußerlich wahrnehmbaren mechanischen Effecte hervorbringt, so muß neben diesen bei jedem Muskelacte auch Wärme entstehen. Dieser Satz, den wir hier als eine Folgerung aus den allgemeinsten Lehren von der Kraftwirkung überhaupt hervortreten lassen, ist schon seit längerer Zeit als Erfahrungssatz bekannt.

Es war keineswegs leicht, diesen Satz streng zu beweisen. Höchst wahrscheinlich wird er allerdings schon durch die alltägliche Erfahrung, daß sich unser Körper bei großer Muskelanstrengung merklich erhitzt, und mehr Wärme nach Außen abzieht, als in gleicher Zeit bei ruhenden Muskeln. Ein strenger Beweis ist aber hierdurch noch nicht geliefert. Man könnte sich ja vorstellen, daß die angestrenzte Thätigkeit der Musculatur nur vermehrte Gelegenheit zu wärmeerzeugenden Verbrennungen in anderen Körperbestandtheilen, z. B. im Blute gäbe. Der strenge Beweis kann nur dadurch geliefert werden, daß man einen aus dem Zusammenhange mit dem übrigen Körper herausgelösten Muskel in Thätigkeit versetzt und darin Wärmeentwicklung nachweist. Solche eigentlich beweisende Versuche können natürlich nur an den Muskeln kaltblütiger Thiere angestellt werden, weil die Muskeln der Warmblüter, aus dem Körper herausgelöst, zu schnell ihre Lebens Eigenschaften einbüßen.

Der Erste, welcher solche Versuche angestellt und eine Temperaturerhöhung, d. h. also eine Wärmeentwicklung, im isolirten Muskel bei der Thätigkeit nachgewiesen hat, war Helmholtz. Es konnte nicht fehlen, daß diese fundamentale Thatsache große Aufmerksamkeit erregte, und daß man sich bestrebte, auch zu ermitteln, welche Umstände auf das Mehr oder Weniger der Wärmeentwicklung bei der Muskelthätigkeit von Einfluß seien. Die wichtigsten Arbeiten in dieser Richtung sind aus Heidenhain's Laboratorium hervorgegangen. Er hat namentlich die thermoelektrischen Methoden, welche allein zur Bestimmung der Temperaturerhöhung der Muskeln verwendet werden können, sehr vervollkommenet. Man kann mit Hilfe dieser Methoden auch die außerordentlich kleine Temperaturerhöhung deutlich wahrnehmen, welche ein kleiner Froschmuskel bei einem einzigen wenig energischen Acte seiner Thätigkeit erleidet, die kaum $\frac{1}{1000}$ eines Centigrades beträgt. Man kann auch in aufeinanderfolgenden

Versuchen feststellen, in welchem mehr, in welchem weniger Wärme entwickelt wurde. Auf eine Bestimmung des absoluten Werthes der Temperaturerhöhung ist aber die Methode bis jetzt nicht grundsätzlich angelegt gewesen.

Es ist mir nun vor einiger Zeit gelungen, die thermoelektrischen Apparate so abzuändern, daß es möglich ist, damit den absoluten Werth der Temperaturerhöhung, welche ein Muskel bei seiner Thätigkeit erfährt, mit einiger Genauigkeit zu bestimmen. Damit ist dann auch sofort die Möglichkeit gegeben, die Wärmemenge in der üblichen Einheit anzugeben, welche bei dem Muskelacte entwickelt wurde. Diese Wärmemenge ist nämlich offenbar die Temperaturerhöhung multiplicirt mit der Wärmecapacität der angewandten Muskelmasse, welche letztere etwa gleich $\frac{1}{10}$ der Wärmecapacität einer gleich großen Wassermasse anzunehmen ist.

Nach einer weiter oben gemachten allgemeinen Bemerkung wird nunmehr auch die gesammte bei dem Muskelacte von chemischen Anziehungskräften geleistete Arbeit bestimmt werden können. Zu diesem Ende ist nur nöthig, den Muskelact so verlaufen zu lassen, daß schließlich keinerlei mechanische Wirkung mehr übrig bleibt; dann wird schließlich, da jede Arbeit von Kräften eine Wirkung hinterlassen muß, ein Wärmequantum vorhanden sein, das der von chemischen Kräften geleisteten Arbeit genau äquivalent ist. Die soeben ausgesprochene Bedingung erfüllt man einfach dadurch, daß man den Muskel bei seiner Thätigkeit eine Last aufwerfen läßt, dieser aber gestattet, wieder herabzufallen, so daß sie an dem inzwischen wieder zur Ruhe zurückgekehrten Muskel einen Ruck ausübt. Dabei wird offenbar die von der Schwere der fallenden Last geleistete Arbeit zur Entwicklung von Wärme im Apparate verwendet. Man könnte nun allerdings fragen, an welchen Stellen der ganzen angewandten Maschinerie dieser Betrag von Wärme entwickelt wird. Theoretisch ist außer Zweifel, daß ein Theil derselben in den Zwischenstücken, welche die Last mit dem Muskel verknüpfen, und namentlich an ihren Verbindungsstellen unter Vermittelung der Reibung frei wird. Da aber diese Zwischenstücke so gut wie undehnbar sind und die Reibung an ihren Verbindungsstellen nur sehr geringfügig sein kann, so läßt sich von vornherein voraussetzen, daß die in Rede stehende Wärmemenge fast ganz in der Muskelmasse selbst frei wird, welche vermöge ihrer großen Dehnbarkeit den Stoß der herabfallenden Last so zu sagen fast ganz auffängt. Diese Annahme ist so wahrscheinlich, daß ich sie bei der streng wissenschaftlichen Veröffentlichung meiner Versuchsergebnisse als selbstverständlich vorausgesetzt habe. Inzwischen habe ich übrigens in meinem Laboratorium Versuche anstellen lassen, welche diese Annahme zu einer auch empirisch erwiesenen machen.

Die Versuche sind folgendermaßen angestellt. Eine an den Muskel angeknüpfte bekannte Last wurde nicht durch seine eigene Thätigkeit, sondern durch fremde Arbeit auf gemessene Höhe erhoben und dann herabfallen gelassen. Es wurde nun die Temperaturerhöhung gemessen, welche die Muskelmasse durch den Ruck erfuhr. Durch Multiplication mit der Wärmecapacität der Muskelmasse fand sich die im Muskel entwickelte Wärmemenge. In wahrhaft überraschender Weise entsprach sie meist dem thermischen Aequivalent der mechanischen Arbeit,

welche zur Erhebung der angehängten Last verwendet war. Hiermit ist der Beweis geliefert, daß die durch einen solchen Ruck erzeugte Wärme so gut wie vollständig im Muskel frei wird und nur ganz unerhebliche Bruchtheile in den übrigen Stücken der angewandten Maschinerie entwickelt werden. Jeder solche Versuch kann also als eine Bestimmung des mechanischen Wärmeäquivalentes angesehen werden, die freilich an Genauigkeit weit hinter den rein physikalischen Bestimmungen zurücksteht, aber das Bemerkenswerthe hat, daß ein lebendes Gewebe das Medium der Bestimmung ist. Für uns liegt aber das Interesse dieser Versuche darin, daß sie die Zuverlässigkeit der zur Bestimmung der Muskelwärme angewandten Methode darthun.

Rehren wir jetzt zur Wärmeentwicklung bei der activen Muskelthätigkeit zurück und sehen wir uns das Zahlenergebniß eines bestimmten Versuches näher an. Damit bei den Angaben der Wärmemengen und hernach der Arbeitswerthe nicht zu viele Nullen zunächst hinter dem Komma erscheinen, wollen wir millionenmal kleinere Einheiten zu Grunde legen. Zur Wärmeeinheit nehmen wir also diejenige Wärmemenge, welche nöthig ist, um die Temperatur von 1 mgr Wasser von 0° auf 1° zu bringen. Als Arbeitseinheit wählen wir dem entsprechend statt des Kilogrammeters das Grammillimeter. Das Aequivalentverhältniß bleibt dabei unverändert 425.

Zu einem bestimmten Versuche hatte eine 3114 mgr wiegende Muskelmasse in 10 rasch aufeinanderfolgenden Zuckungen eine Last von 500 gr 10mal aufgeworfen und dieselbe war ebenso viele Male wieder herabgefallen, so daß sie schließlich nicht höher hing als zu Anfang. Die Temperatur der Muskelmasse war bei diesem Acte um 0,0195° gestiegen. Da nun 3114 mgr Muskelsubstanz eben so viel Wärmecapacität besitzen wie 2803 mgr Wasser, so waren zu der erfolgten Temperaturerhöhung $2803 \times 0,0195 = 54,6$ Wärmeeinheiten nöthig. Die Erzeugung dieser Wärmemenge ist aber in unserem Versuche die einzige Wirkung der von chemischen Anziehungskräften bei dem Muskelacte geleisteten Arbeit. Sie muß demnach, in Arbeitsmaß ausgedrückt, $54,6 \times 425$ d. h. 23205 Grammillimeter betragen haben.

Der chemische Proceß, welcher bei der Muskelthätigkeit stattfindet, ist zwar in den einzelnen Stadien seines Verlaufes noch keineswegs genau gekannt; er besteht aber im Ganzen unzweifelhaft in der Verbrennung eines stickstofffreien, sei es fettartigen, sei es zuckerartigen Körpers zu Kohlensäure und Wasser. Die gewonnenen Zahlen geben uns daher einen Anhalt, zu beurtheilen, welche Mengen des genannten Materials bei einer Muskelzusammenziehung etwa verbrennen müssen. Wir wissen nämlich durch die Untersuchungen von Frankland, daß bei der Verbrennung von 1 mgr Zucker die chemischen Anziehungskräfte soviel Arbeit leisten, als nöthig ist, um 3800 Wärmeeinheiten zu erzeugen. Da nun bei den 10 Zuckungen unseres Versuches 54,6 Wärmeeinheiten gebildet wurden, so wäre dazu ein Materialaufwand von $\frac{54,6}{3800} = 0,014$ mgr nöthig gewesen,

unter der Annahme, daß das Brennmaterial ein zuckerartiger Körper wäre. Nehmen wir an, das Brennmaterial sei ein fettartiger Körper, so würde ein noch geringfügigerer Aufwand genügen, um die beobachtete Wirkung herbeizuführen,

nämlich $\frac{54,6}{9000} = 0,0067$ mgr, weil nämlich je 1 mgr Fett bei seiner Verbrennung nach den Bestimmungen des soeben angeführten Forschers 9000 Wärmeinheiten liefert. Zu einer Zuckung wäre also die Verbrennung von 0,0014 mgr Zucker oder von 0,00067 mgr Fett erforderlich gewesen. Dividiren wir diese Zahl durch 3,1 (das Gewicht der angewandten Muskelmasse in Grammen), so ergibt sich, wie viel Material bei einer energischen Zuckung in je ein Gramm Muskelsubstanz verbrennen muß, nämlich 0,00045 mgr einer zuckerartigen oder 0,00022 mgr einer fettartigen Verbindung. Man sieht also, daß zu 1000 energischen Zuckungen noch nicht 1 mgr Brennmaterial in je 1 gr Muskel erforderlich ist, und es kann uns daher nicht mehr wundern, daß von dem eigentlichen Brennmaterial jederzeit nur sehr geringe Mengen in der Muskelsubstanz angetroffen werden, die ja in der That bekanntlich zum weitaus größten Theile aus ganz anderen Stoffen, nämlich aus eiweißartigen Verbindungen, besteht.

Die mit den neuen Methoden gewonnenen Ergebnisse können noch zur Entscheidung der Frage verwandt werden, welcher Bruchtheil der genannten, von chemischen Kräften im thätigen Muskel geleisteten Arbeit günstigstes Falles mechanische Wirkungen nach Außen herbeiführen kann? Das nächste Interesse dieser Frage könnte man als ein „ökonomisches“ bezeichnen. In der That, der eigentliche Zweck des thierischen Subjectes bei der Muskelthätigkeit ist die Herbeiführung mechanischer Wirkungen in der umgebenden Körperwelt, und man könnte den Theil der von chemischen Kräften geleisteten Arbeit, welcher zu bloßer Wärmebildung verwandt wird, als einen unvermeidlichen Verlust vom Gesichtspunkte der thierischen Oekonomie bezeichnen. Jedessfalls wird man die zweckmäßige Einrichtung der Muskelsubstanz um so mehr zu bewundern Ursache haben, einen je größeren Bruchtheil der in ihr geleisteten chemischen Arbeit sie zu mechanischer Wirkung nach Außen bringen kann.

Es ist ganz ähnlich wie bei der Dampfmaschine, deren Einrichtung wir auch um so vollkommener nennen, einen je größeren Bruchtheil der bei Verbrennung der Kohle von den chemischen Anziehungskräften geleisteten Arbeit sie zu mechanischen Wirkungen zu verwenden gestattet. Trotz der eifrigsten Bestrebungen der Technik ist es bis heute noch nicht gelungen, mehr als etwa $\frac{1}{10}$ jener Arbeit mechanisch wirksam zu machen. Reichlich $\frac{9}{10}$ sind für die Zwecke der Maschine als solcher verloren, indem sie unvermeidlich zur Bildung von Wärme verwandt werden, die höchstens noch zu Nebenzwecken, als Heizung von Räumen u. dgl., benützt werden kann.

Soll nun ermittelt werden, wie sich in dieser Beziehung der Muskel verhält, so braucht man nur in Versuchen, wie der oben beschriebene einer war, noch zu bestimmen, welche mechanische Wirkung zeitweise ausgeübt worden war, und diese in Arbeitsmaß gemessen mit der aus der schließlich gebildeten Wärme berechneten chemischen Gesamtarbeit zu vergleichen. Es wird gut sein, ausdrücklich darauf aufmerksam zu machen, daß die schließlich entwickelte Wärme um einen entsprechenden Betrag kleiner ausgefallen sein würde, wenn man den Versuch so eingerichtet hätte, daß die mechanische Wirkung, d. h. der Hub der

Last, erhalten geblieben wäre. Die dieser Wirkung entsprechende Wärmemenge ist ja erst im Muskel frei geworden beim Wiederherabfallen der Last.

Bei den 10 Zuckungen des obigen Versuches waren 500 gr durchschnittlich etwa je 1,3 mm hoch aufgeworfen. Der mechanische Effect derselben hatte also im Ganzen 6670 Grammillimeter betragen. Die von chemischen Anziehungskräften bei jenen 10 Zuckungen geleistete Arbeit haben wir oben = 23205 Grammillimeter gefunden. Diese Zahl ist etwa das 3,5fache von 6670. Bei diesen Zuckungen wurde also etwas über $\frac{1}{4}$ der gesammten chemischen Arbeit zu mechanischer Wirkung nach Außen verwandt und noch nicht ganz $\frac{3}{4}$ zu unmittelbarer Wärmebildung. Daß im wirklichen Versuch schließlich jenes Viertel auch noch in Wärme verwandelt wurde, lag bloß an den äußeren Veranstellungen, welche es eben der gehobenen Last gestatteten, jedesmal wieder herabzufallen.

Man sieht hieraus, daß — wie nicht anders zu erwarten war — die Muskelmaschine auch der vollkommensten Dampfmaschine bedeutend überlegen ist, sofern sie das Brennmaterial mehr als doppelt so sparsam für den Hauptzweck verwenden kann. Uebrigens wird dies Verhältniß zwischen mechanischer Wirkung und Wärmeentwicklung keineswegs bei jeder Muskelzuckung erreicht. Ich habe vielmehr absichtlich aus meinen Versuchen denjenigen als Beispiel ausgewählt, in welchem die mechanische Arbeit den größten Bruchtheil der gesammten chemischen Arbeit ausmachte. Um dies günstigste Verhältniß zu erzielen, muß die Last zu der Dicke des Muskels in einem gewissen Verhältniß stehen. Ist die Last größer oder kleiner, so wird ein kleinerer Bruchtheil der chemischen Arbeit zu mechanischer Wirkung verwendet oder es wird dann — wie man sagen könnte — das Brennmaterial weniger sparsam ausgenutzt. Dieser Satz läßt sich a priori beweisen, denn man sieht leicht, daß in den beiden Grenzfällen, wo die Last Null oder unendlich groß ist, zwar chemische Arbeit geleistet und Wärme entwickelt, aber gar keine mechanische Wirkung nach Außen erzielt wird.

Die Lösung der Frage, in welchem Verhältniß die mechanische Wirkung zur Wärmeentwicklung unter möglichst günstigen Umständen bei der Muskelzusammenziehung stehen kann, ermöglicht noch eine Betrachtung, welche auf den gesammten Stoffwechsel im thierischen Körper ein neues Licht wirft. Man kann bekanntlich den thierischen Stoffwechsel im Großen und Ganzen als einen Verbrennungsproceß bezeichnen. In der That geht ja alltäglich eine gewisse Menge brennbaren Nahrungstoffes in die Säftemasse über und eine entsprechende Sauerstoffmenge wird bei der Athmung aufgenommen. Andererseits scheidet alltäglich im Durchschnitt eine genau gleiche Menge von Stoffen aus, die ihrer Zusammensetzung nach als Product einer fast vollständigen Verbrennung der Nahrungstoffe anzusehen sind. Der Bestand des Körpers bleibt bei diesem Gleichgewichte zwischen Einnahmen und Ausgaben längere Zeit hindurch merklich unverändert.

Bei der Bildung der Verbrennungsproducte aus den assimilirten Nahrungstoffen und dem eingeathmeten Sauerstoff leistet nun die kolossale Anziehungskraft dieses Elementes zu den Elementen der Nahrungstoffe, insbesondere zum Kohlenstoff und Wasserstoff, einen ganz bestimmten Betrag von Arbeit, der unabhängig davon ist, wo die Verbrennung stattfindet, und ob dieselbe auf einmal oder in verschiedenen Stadien an verschiedenen Orten geschieht.

Man war früher geneigt, anzunehmen, daß die in Rede stehende Verbrennung zum größten Theil in der Säftemasse selbst oder auch in besonderen Organen, wie der Leber, den Nieren und dergleichen, vor sich gehe.

Seit man die Vorgänge im thierischen Körper unter dem Gesichtspunkte des Principes der Erhaltung der Kraft zu betrachten angefangen hat, mußte man es als eine selbstverständliche Wahrheit ansehen, daß mindestens ein gewisser Theil der assimilirten Nahrungsstoffe zuvor in den Bestand der Muskeln übergehe, um hier erst zu verbrennen, da ja, unter dem Gesichtspunkte jenes Principes, die mechanische Leistung der Muskeln nur als Wirkung der Arbeit chemischer Anziehungskräfte aufgefaßt werden kann, wie wir dies auch in den vorstehenden Erörterungen gethan haben. Es kann nun die Frage aufgeworfen werden: ein wie großer Theil der gesammten Verbrennungen verläuft in den Muskeln und ein wie großer an anderen Stellen des Körpers? Die Vertheilung des Verbrennungsprocesses auf die verschiedenen Orte könnte dabei auf zweierlei Art stattfinden. Einmal könnte ein Theil des Materiales vollständig in den Muskeln, der andere vollständig anderwärts verbrennen; oder es könnten einige Stadien der Verbrennung des ganzen Materiales in den Muskeln verlaufen, andere Stadien an anderen Orten. Wie dem auch sei, so wie man annimmt, daß ein namhafter Bruchtheil der Verbrennung außerhalb der Muskelsubstanz verläuft, so muß man erwarten, daß unter allen Umständen weit mehr als $\frac{3}{4}$ von der gesammten Verbrennungswärme der assimilirten Nahrungsstoffe im thierischen Körper als Wärme zum Vorschein kommt, und nur das Aequivalent von weit weniger als $\frac{1}{4}$ für mechanische Leistungen verfügbar ist. Denn von der im Muskel selbst geleisteten chemischen Arbeit wird ja, wie wir sahen, selbst unter den allergünstigsten Umständen schon etwa $\frac{3}{4}$ unvermeidlich zu Wärmebildung verbraucht. Es wirken aber zu den Leistungen des Gesamtkörpers doch wol nicht alle Muskeln unter diesen günstigsten Umständen. Man muß daher für die Fälle des wirklichen Lebens sicher annehmen, daß noch viel mehr als $\frac{3}{4}$, sagen wir etwa $\frac{4}{5}$ von der Wirkung der in den Muskeln durch chemische Kräfte geleisteten Arbeit schließlich als Wärme zum Vorschein kommt. Sollte nun das in den Muskeln zur Verbrennung kommende Material nur ein mäßiger Bruchtheil, z. B. $\frac{1}{3}$ von dem ganzen assimilirten Nahrungsmaterial sein, während $\frac{2}{3}$ anderwärts verbrennte, so müßte von der bei der ganzen Verbrennung geleisteten chemischen Arbeit $\frac{14}{15}$ zu bloßer Wärmebildung verwendet werden, da ja $\frac{2}{3}$ jener ganzen Arbeit, die außerhalb der Muskeln geleistet wird, einen anderen als erwärmenden Effect überall nicht haben können und von dem einen auf die Muskeln entfallenden Drittel auch noch $\frac{4}{5}$ bloß Wärme liefern. Es müßte unter dieser Annahme also erwartet werden, daß höchstens das Aequivalent von $\frac{1}{15}$ der Verbrennungswärme der Nahrungsstoffe zu mechanischen Wirkungen des Organismus nach außen verwendbar wäre.

Es ist bereits vor mehr als 20 Jahren von Helmholtz durch sehr überzeugende Schlußfolgerungen aus damals schon bekannten Thatsachen dargethan, daß zu Zeiten angestrengter Muskelarbeit, z. B. bei Besteigung eines Berges, die meßbaren mechanischen Leistungen des Gesamtorganismus verhältnißmäßig bedeutend größer sind. Sie können dem Aequivalent von etwa $\frac{1}{5}$ der Ver-

brennungswärme desjenigen Materiales gleichkommen, das während der Zeit der Leistungen im ganzen Körper verbrennt. Will man nun nicht die Annahme machen, daß der Säugethiermuskel ganz unvergleichlich sparsamer arbeiten könne, als der Froschmuskel — eine Annahme, die nach allen unseren Erfahrungen über die Eigenschaften der Muskelsubstanz bei den verschiedenen Thierclassen durchaus ungerechtfertigt ist, — so müssen wir schließen: zu Zeiten angestrenzter Muskelthätigkeit findet der gesammte Verbrennungsproceß in den Muskeln statt, und etwa an anderen Stellen vorgehende chemische Proceße können nur solche sein, bei denen die chemischen Anziehungskräfte keine irgend erhebliche Arbeit leisten. In der That haben wir ja soeben aus den Ergebnissen unserer Versuche über die Muskelwärme gefolgert, daß von der in den thätigen Muskeln selbst geleisteten chemischen Arbeit in Fällen des wirklichen Lebens wol reichlich $\frac{4}{5}$ zu Wärmebildung verwandt werden; wenn aber noch an anderen Stellen des Körpers chemische Arbeit geleistet würde, deren ganzer Effect doch nur ein rein thermischer sein könnte, so müßte von der im Gesamtkörper geleisteten chemischen Arbeit mehr als $\frac{4}{5}$ auf Wärmebildung gehen und es bliebe weniger als $\frac{1}{5}$ zu mechanischen Wirkungen nach Außen übrig.

Ist einmal erwiesen, daß zu Zeiten angestrenzter Muskelthätigkeit die Proceße, bei welchen die chemischen Anziehungskräfte Arbeit leisten, fast ausschließlich in den Muskeln verlaufen, so wird ein Gleiches auch zu Zeiten relativer Muskelruhe der Fall sein; denn man müßte ja sonst annehmen, daß der Stoffwechsel zu Zeiten der Ruhe eine ganz andere Richtung nimmt, als zu Zeiten der Muskelthätigkeit, was kaum denkbar ist. Man wird sich doch wol vorstellen müssen, daß im thierischen Körper für die Maschinerie des Muskels ein ganz bestimmtes Brennmaterial bereitet wird, für welches an anderen Stellen gar nicht die Bedingungen der Verbrennung gegeben sind, wie etwa Coaks nicht gebrannt werden könne in einem Ofen, der für Holz eingerichtet ist. Wir werden demnach annehmen müssen, daß der Verbrennungsproceß, welcher die Muskelarbeit ermöglicht, auch zu Zeiten der Ruhe in diesem Gewebe fortwährend glimmt, nur in so geringer Stärke, daß der mechanische Effect ausbleibt und lediglich Wärme erzeugt wird.

Sehr bemerkenswerth ist die Uebereinstimmung dieser Folgerung mit einer Behauptung, die von Pflüger und einigen seiner Schüler auf Grund ganz anderer Thatfachen ausgesprochen ist, und die dahin geht, daß im Muskel auch zu Zeiten der Ruhe Verbrennungsproceße stattfinden, welche unter dem Einflusse des Nervensystems stehen; sie können zu bedeutend höheren Graden der Intensität angefacht werden, ehe der Grad erreicht ist, welcher zur Erzielung einer sichtbaren mechanischen Leistung des Muskels erforderlich ist. Die Steigerung im Bereiche jener niederen Stärkegrade würde also nur zu einer Vermehrung der Wärmebildung führen und soll nach der in Rede stehenden wohlbegründeten Hypothese die Thatfache erklären, daß sich die Wärmeentwicklung im Thierkörper unter Umständen dem Wärmeverlust nach Außen anpassen kann.

Nach allem Diesem hätte man sich von dem Verlaufe der chemischen Proceße, durch welche die assimilirten Nahrungstoffe in die Auswurfstoffe verwandelt werden, etwa folgende Vorstellung zu machen. Die Nahrungstoffe gehen im

Blute, in der Leber und an anderen Orten nur in solche chemische Proceffe ein, bei welchen die chemischen Anziehungskräfte entweder überall keine erhebliche Arbeit leisten, oder bei welchen eben soviel chemische Anziehungskräfte überwunden werden, als zur positiven Wirkung kommen. Es können dies theils synthetische Vorgänge, theils Spaltungen sein. Ganz besonders wird man anzunehmen haben, daß der größte Theil des Nahrungseitweißes unmittelbar nach seiner Aufnahme in die Säftemasse einem Proceffe dieser Art verfällt, bei welchem ein stickstoffhaltiger Körper abgespalten wird, der sehr bald unter der Form des Harnstoffes den Körper wieder verläßt. Der stickstofffreie Rest des Eiweißes und die anderen kohlenstoff- und wasserstoffreichen Nahrungsstoffe werden alsdann den Muskeln als Brennmaterial zugeführt, vielleicht schon locker verknüpft mit dem durch die Athmung aufgenommenen Sauerstoff. Zur eigentlichen Wirkung kommen aber die ungeheuren Anziehungskräfte zwischen den Sauerstoffatomen einerseits und den Kohlen- und Wasserstoffatomen andererseits erst im Muskelgewebe, wodurch dann unter Bildung von Kohlenensäure und Wasser theils Wärme, theils mechanische Effecte entstehen.

Den Zweck dieser Zeilen würde ich für erreicht halten, wenn es mir gelungen wäre, zu zeigen, wie einige unscheinbare thermometrische Versuche an Froschmuskeln im Stande sind, unter dem Gesichtspunkte des Principes der Erhaltung der Kraft auf den ganzen Verlauf der Ernährung des menschlichen Körpers ein neues Licht zu werfen.

Literarische Rundschau.

Berthold Auerbach's neueste Dorfgeschichte.

Landolin von Reutershöfen. Erzählung von Berthold Auerbach. Berlin, Gebrüder Paetel. 1878.

Auerbach ist 1876 mit drei Novellen, die er unter dem Titel „Nach dreißig Jahren“ vereinigte, zur Dorfgeschichte zurückgekehrt; und die vorliegende Erzählung bewegt sich in derselben Region. Jenes frühere Werk ist, so viel ich weiß, fast allgemein getadelt worden; der „Landolin“ scheint dagegen ebenso allgemeines Lob zu ernten. Ich kann mich weder jenem unbedingten Tadel, noch diesem unbedingten Lob anschließen. Die rasch bereite deutsche Kritik mißbilligte dort das erste Motiv, die Fortsetzung alter Geschichten, und glaubte sich dadurch aller Würdigung der einzelnen Trefflichkeiten überhoben. Hier kann das Problem nicht anders als Billigung finden, und vielleicht sieht man darum weniger scharf zu, ob die Lösung völlig gelungen. Ich meinerseits finde hier wie dort den alten Auerbach wieder, einen unserer besten lebenden Dichter, einen wahren Poeten, dem sich Alles in Poesie verwandelt, was er berührt, — ich finde ihn wieder mit allen seinen Vorzügen und Schwächen; aber ich finde bloß den alten Auerbach wieder, er zeigt mir keinen Fortschritt, kein neues Gesicht. Ich muß auf ihn seine eigene Bemerkung anwenden, die er dem Collaborator in den Mund legt (Tausend Gedanken, S. 151): „Entwicklung, Fortbildung ist der Gegensatz der Manier. So lange ein Künstler sich entwickelt, neuen Inhalt bringt und neue Formgebung, hat er keine Manier, oder sie erscheint vielmehr nur als Individualität. Ist die Entwicklung abgeschlossen und er arbeitet mit der errungenen Technik weiter, so beginnt die Zeit der Manier.“ Ich glaube gar nicht, daß Auerbach's Entwicklung abgeschlossen ist; ich halte für möglich, daß er uns noch mit ganz unerwarteten Sachen überrascht. Aber die neuen Dorfgeschichten und die vorliegende neueste weisen allerdings weder neuen Inhalt noch neue Formgebung auf; sie müßten daher, nach dem theoretischen Sprachgebrauche des Verfassers seiner „Manier“ zugerechnet werden.

Ich glaube nicht, daß es bei der Kritik in erster Linie auf Lob und Tadel ankommt, sondern darauf, wie Lob oder Tadel motivirt werden. Der Schriftsteller muß das Gefühl bekommen, daß es seinem Recensenten ernsthaft darum zu thun sei, die Wahrheit zu ergründen und daß er Nichts vorbringe, was nicht auf einer tiefen ästhetischen Ueberzeugung beruhe. Ästhetische Ueberzeugungen sind so heilig wie sittliche. Wer durch seinen Beruf den künstlerischen Lebensinteressen nahe steht, muß über Kunstwerke mit demselben Gefühle der Verantwortung reden, wie ein geistlicher Berather über Tugend und Sünde. Der Recensent ist freilich nur in seltenen Fällen von dem Verfasser um seine Meinung gefragt, und wenn er bloß dem Verfasser sein Urtheil zu eröffnen hätte, so könnte dies ganz wohl unter vier Augen geschehen.

Aber er soll dem Publicum Rede stehen, und das Publicum verlangt entweder ein Kunstbureau, wo man rasch erfährt, ob ein neues Buch gut oder schlecht sei, oder es hat sich seine Meinung schon gebildet und braucht nun lediglich einen Schmeichler, der es darin bestärkt. Für die letzte Forderung kann ich nicht dienen; und was die erstere betrifft, so bin ich der Meinung, daß das deutsche Publicum sehr viel mehr ablehnt, als es dürfte, und sehr viel mehr hinnimmt, als es dürfte; es erweist anerkannten Schriftstellern nicht genug Ehre und nicht anerkannten manchmal zu viel. Die Letzteren haben den Vortheil, ihr Wesen in der Dunkelheit zu treiben, und werden dann nur darauffin angesehen, ob ihre Sachen amüsant und spannend sind und ob man am Schluß ihren Figuren gönnt, was ihnen zugetheilt wird; man hat sich für einige begeistert, und denen soll es gut gehen; man hat einige nicht leiden können, und die sollen vom Schicksal, resp. vom Autor, gehörig abgestraft werden. Den anerkannten Schriftstellern dagegen sieht man scharf auf die Finger; daß sie ein bißchen Ruhm geerntet haben, ist schon ein erschwerender Umstand; dafür müssen sie büßen, und bei nächster Gelegenheit rächt man sich für das Lob, das sie uns einmal abgedröhigt.

Nichts liegt mir ferner, als solche Undankbarkeit zu befördern; und wenn ich im Folgenden einige Bedenken geltend machen muß, die mir gegen Auerbach's „Landolin“ aufgestiegen sind, so will ich von vornherein möglichst entschieden sagen, daß ich ihn für ein gutes Buch halte, worin Auerbach's bestes Können sich von Neuem bewährt. „Landolin“ erinnert an „Diethelm von Buchenberg“, vielleicht die beste Novelle des Verfassers; er steht allerdings dahinter zurück. Das Problem ist ein allgemein menschliches und die Verlegung in die bäuerliche Sphäre hat den Vortheil, den sie überhaupt bietet, sie liefert uns naive, geschlossene, runde Charaktere, in Folge dessen eine einfachere, reinere Lösung. Selbstgefühl, Stolz, tyrannisches Alleingelentwollen sind sehr verbreitet auf der Erde; und wo sie im Uebermaß auftreten, pflegt ein Rückschlag stattzufinden: die Welt ist stärker als der Einzelne, sie demüthigt ihn.

Diesen Proceß legt Auerbach an dem Helden seiner neuesten Geschichte dar. Der Großbauer Landolin ist einer von den kleinen Tyrannen, die in ihrem Kreise keinen über sich und keinen neben sich vertragen können. Aber er läßt sich zu einer Gewaltthätigkeit hinreißen. Er hat einen Knecht wegen erwiesenen Diebstahls weggejagt, dieser verlangt auf unverschämte Weise seinen Lohn, schimpft ihn, Landolin hebt einen Stein auf und wirft nach ihm, der Bursche bleibt todt. Hierauf gerichtliche Untersuchung, Gefängniß, Schwurgericht. Landolin läßt sich heraus; er wird freigesprochen; aber die öffentliche Meinung verurtheilt ihn, seine eigene wahrhafte und die Lüge hassende Tochter wendet sich von ihm ab; sein böser Sohn, bis dahin niedergehalten, ergreift die Zügel des Hausregimentes; unter den Gemeindegengen fühlt sich Landolin isolirt, gemieden, verachtet; die Mutter des Getödteten verfolgt ihn mit ihren Flüchen und weist jede Versöhnung zurück. Nur seine Frau, ein bescheidenes, edles Wesen, bleibt ihm treu. Aber sie stirbt, ein Conflict zwischen Vater und Sohn, dem sie ungesehen beivohnt und worin dieser rücksichtslos den wahren Zusammenhang der Freisprechung enthüllt, wird ihr Tod. Angesichts der Leiche versöhnen sich Vater und Tochter; die weicheren Gefühle triumphiren in Landolin wie in dem Mädchen; er geht aber bei einer Ueberschwemmung zu Grunde.

Natürlich muthet der Verfasser dem Leser keinen Roman ohne Liebesgeschichte zu. Die Erzählung beginnt mit dem „Verspruch“ zwischen Landolin's Tochter Thoma und dem Sägemüller Anton. Auch für diese Beiden ist die Gewaltthat des Vaters verhängnißvoll und trennt sie; Landolin's letzter Ritt galt dem Anton, auch ihn will er versöhnen. Und die Versöhnung der Liebenden, für welche alle inneren Bedingungen längst vorhanden sind, erfolgt in der That, wenn auch erst über Landolin's Grabe.

Ich habe das Gefühl, daß die Katastrophe nicht genug in der Mitte liegt, daß wir Landolin in seinem Aufstreben hätten beobachten müssen, in seiner ungebrochenen Kraft. Sein Stolz entwickelt sich ebensowenig überzeugungsvoll vor unseren Augen,

wie Thoma's Wahrhaftigkeit. Wir werden von beiden Eigenschaften versichert und lernen die Symptome kennen; aber wir blicken nicht auf den Grund der Seele, wo solche Eigenschaften wachsen. Sehr schön, daß der Verspruch und Landolin's Glorie unmittelbar durch seine Gewaltthat abgelöst wird, am selben Tage; aber dieses ist der erste Tag der Erzählung.

Die Charaktere sondern sich klar von einander; eine ziemliche Anzahl von lebensvollen Figuren werden uns vorgeführt; mehrere Situationen prägen sich ein als wirkungsvolle Bilder, auf denen wir mit charakteristischen Geberden dramatisch bewegte Gruppen sehen. Das kurze Liebesleben der beiden Verlobten ist sehr poetisch, wenn auch nicht gerade originell in den Motiven.

Juristen haben mir gesagt, die gerichtliche Behandlung von Landolin's Gewaltthat sei nicht in Ordnung. Ich kann darüber nicht selbständig mitreden, würde das aber eben so beklagen, wie wenn mich Aerzte versichern, die Krankengeschichten in deutschen Romanen seien in der Regel unmöglich. Ein Dichter braucht nicht Jurist und braucht nicht Arzt zu sein; aber jeder ist doch in der Lage, sich bei Juristen oder Aerzten Rathes zu erholen.

Ein anderer Punkt scheint mir, rein menschlich, nicht in Ordnung. Ich finde eine Unklarheit in Thoma's Verhalten. Ihr ist der Geliebte verloren, weil er zu Gunsten ihres Vaters lügt. Aber vor Gericht, wo es darauf ankommt, lügt er nicht. Es muß für sie eine große Angelegenheit sein, zu erfahren, wie er sich benimmt; und es muß constatirt werden, daß sie ihm Nichts mehr vorzuwerfen hat. Aber nachdem sie über die Gerichtsverhandlung unterrichtet ist, stößt sie ihn doch von sich, aus einem ganz anderen Motiv.

Fatal ist mir, offen gestanden, die Gestalt der Kreisrätthin, welche gegen den Schluß hin vom Dichter verwendet wird, um die Starrheiten der Bauern umzubiegen und auszugleichen. Solche Frauenzimmer und Männer, die Alles vermitteln und verstreichen wollen, kommen im Leben wol vor; aber ihr Wirken ist selten mit Erfolg gekrönt. Es geht ihnen wie Goethe's Pater Brey: sie werden überall herausgeworfen. Die wirklich erfolgreichen Vermittler machen nicht Profession daraus und sind nicht berühmt dafür. Gutmüthige Personen, die sich zu dergleichen freiwilligen Aemtern herandrängen, pflegt man im besten Falle zu belächeln, so lange sie nicht unbequem werden. Auerbach aber nimmt die Kreisrätthin ernsthaft als eine Art höheres Wesen, einen segnenden Engel in Menschengestalt; ihr gelingt, was allen Anderen mißlungen ist und was im Leben für unmöglich gilt: sie weiß die Charaktere zu ändern. In der Scene, wo sie Thoma bearbeitet, passirt dabei das Störende, daß ganz nebenher und ganz unnöthig ein völlig neues Motiv eingeführt wird: Thoma erhält Gelegenheit, verwundert zu bemerken, wie ein Staatsanwalt aussieht und daß Staatsanwälte auch vierhändig spielen.

Warum aber überhaupt der weichmüthige Schluß und das versöhnte Ausklingen? Können unsere besten Dichter nicht ihre Angst bezwingen vor dem ungemildert Tragischen? Wollen sie ihren eigenen Geschöpfen die Größe nehmen, die sich einer ungebändigten Naturkraft vergleicht? Doch hierüber müßte ich weit ausholen, wenn ich meine Meinung einigermaßen überzeugend hinstellen sollte.

Man hat oft und wol zum Ueberdruß des Verfassers über die geistreichen oder tiefen Bemerkungen geklagt, die er allen seinen Personen ohne Unterschied des Standes und Charakters in den Mund legt. Im Anfang des vorliegenden Romanes scheint er diesen Fehler zu vermeiden. Das Geistreichreden ist auf den ehemaligen Soldaten Anton, den Liebhaber, beschränkt, an dem es als eine besondere, merkwürdige Eigenschaft behandelt wird. Aber nach der Katastrophe fällt es Alle an, die bis dahin schwiegen oder lakonisch waren: den Landolin, seine Frau, seinen Sohn. Auch hiermit zerstört sich Auerbach nur die Festigkeit seiner Umriffe, und es gäbe doch, wie mir scheint, ein so einfaches Auskunftsmittel.

Auerbach gehört nicht zu den Dichtern, welche hinter ihrem Werke gänzlich verschwinden wollen; ja er tritt manchmal persönlich auf, wo es entschieden besser

wäre, den Leser mit seinen Geschöpfen allein zu lassen. Charakteristische Worte, Geberden, Handlungen werden, nachdem sie erzählt sind, hinterher erläutert; dem Leser wird dadurch das Vergnügen genommen, sich die Thatsachen selbst zu erläutern. „Einfaches Waltenlassen ist dichterisch wie im Leben das Gemäße“, sagt Auerbach, indem er die Technik von Goethe's Romanen auseinandersetzt. Deswegen ist es auch besser, dem Leser alles Material für ein Urtheil in die Hand zu geben, diesem Urtheile aber nicht vorzugreifen.

Und doch: ich bin nicht der Meinung, daß der Autor sich selbst ganz auslöschten müsse. Ich stelle mir immer das Grundverhältniß vor; alles leise Lesen ist nur ein Surrogat für lebendiges Hören: der Schriftsteller müßte mitten unter uns stehen und uns erzählen. Wenn er aber ein guter Erzähler ist, so werden sich in seinen Mienen alle großen Wendungen der Geschichte spiegeln, und wenn wir uns daran erinnern, so werden wir bei den Thatsachen des Romanes immer sein Gesicht vor uns sehen mit dem entsprechenden Ausdruck, ernst, feierlich, gerührt, bewegt, verzweifelt, aufathmend, vor Schmerz verzerrt oder voll Freude leuchtend. Es wäre ganz unnatürlich, wenn der lebende Erzähler sein Gesicht verhüllen oder künstlich unbewegt erhalten wollte. Warum soll nun der schreibende Erzähler sich stellen, als wenn er nicht da wäre?

Ich meine, er soll sich durchaus nur denselben Zwang anthun, den er in weiser Beschränkung seinen Figuren auferlegt. Er soll sich mit bewußter Kunstabsicht in Scene setzen. Er soll sich nicht aufdrängen, selbstverständlich. Er darf uns nicht lästig werden. Aber er darf in großen Augenblicken uns die Bewegung seiner eigenen Seele zeigen. Und Auerbach hätte dabei vollauf Gelegenheit, all' das Geistreiche in eigenem Namen zu sagen, das seinen Bauern oft so übel zu Gesichte steht.

Ich muß mir endlich eine rein sprachliche Anmerkung erlauben.

S. 38 lese ich: „Ihr freut Euch gewiß auch damit“ und gleich hinterher S. 40: „daß sich so viele Menschen mit unserm Glück freuen.“ Ich bin entschieden der Meinung, daß dieses mit ein Sprachfehler ist. Das deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm führt zwar aus Goethe an: „Dein Vater will, daß alle seine Leute mit einem Tanz und Mahl sich heute freuen“ — aber Jacob Grimm setzt mit Recht hinzu, daß „freuen“ hier so gebraucht werde wie sonst „erfreuen“. „Ich freue mich mit Etwas“, heißt: „ich mache mir eine Freude damit“; aber nicht: „ich empfinde Freude darüber“. Und ebenso drückt das „mit“ gemeinschaftliche Freude, Mitfreude, aus; aber nicht den Gegenstand, welchem die erregte Empfindung gilt, durch welchen sie hervorgerufen wird. Diese kleine Warnung vor Sprachverderberei wollte ich nicht unterlassen. Wer soll über der Reinheit unserer Sprache wachen, wenn nicht der philologische Kritiker.

Wilhelm Scherer.

Karl von Gebler¹⁾.

Wenn ein leuchtendes Gestirn am literarischen Horizont ein halbes Jahrhundert hindurch gegläntzt hat und endlich erlischt, so ergreift uns schmerzliche Trauer über den herben Verlust, die nur der Gedanke zu mildern vermag, daß ein unerbittliches Naturgesetz sein Recht gefordert hat. Aber tiefe Wehmuth senkt sich auf uns hernieder, wenn solch' ein Gestirn, das plötzlich in aller Herrlichkeit am literarischen Himmel aufgetaucht ist, und in Strahlen der schönsten Hoffnungen funkelt, rasch wieder untergeht.

Wir stehen auf dem St. Leonharder Kirchhofe in Graz am Grabe Karl von Gebler's, Biographen Galilei's und Verfassers der Darstellung seines weltberühmten Processes mit der römischen Curie.

Karl von Gebler wurde am 29. November 1850 zu Wien geboren. Er absolvirte in Graz, wohin sich sein Vater, k. k. Feldmarschalllieutenant, nach dem Uebertritt in den Ruhestand mit seiner Familie zurückgezogen, die Gymnasialstudien. Als sich aber die Vorliebe für den Soldatenstand bei dem Knaben immer mächtiger entwickelte, ließ ihn sein Vater durch gebiegene Privatlehrer in allen militärischen Wissenschaften gründlich unterrichten. Bei der Pflege des Geistes wurde aber auch jener des Körpers Rechnung getragen. Karl von Gebler war ein trefflicher Schütze, ein gewandter Schwimmer, ein eleganter, kühner Reiter. Mit Allem ausgerüstet, was zur höheren militärischen Befähigung gehört, ließ er sich als Infanterist bei dem Regimente Metrocic assentiren, trat sogleich in die Divisionschule, bestand nach etlichen Wochen eine glänzende Prüfung und wurde sofort zum Officier-Aspiranten beim 4. Dragonerregiment ernannt. Wenige Monate später avancirte er, 17 Jahre alt, zum Lieutenant in seinem Regimente.

Nach ungefähr drei Jahren, und zur Prüfung für die Kriegsschule vorbereitet, erkrankte er in Ungarn in Folge eines weiten nächtlichen Rittes im Dienste während des Winters an einer heftigen Lungenentzündung. Er bekam viele Blutstürze und ward von den Aerzten aufgegeben. Dennoch erholte er sich, reiste im Frühjahr zu seinen Eltern nach Graz; aber er sah sich am Wendepunkte seiner Laufbahn. Aufgebung der militärischen Laufbahn, für die er leidenschaftlich geschwärmt, und Uebersiedelung

¹⁾ Wir erhalten von den besten Händen den obigen Nekrolog, welchen wir um so bereitwilliger aufnehmen, als auch die „Deutsche Rundschau“ das allzufrühe Hinscheiden des genialen jungen Gelehrten auf das Innigste beklagt hat. Die „Deutsche Rundschau“ war es, welche die glänzende Beurtheilung seines ersten Werkes „Galileo Galilei und die römische Curie“, aus der Feder des Geh. Rathes Prof. Zeller (Octoberheft 1876, S. 66 ff.) brachte; und sie war es auch, welche das Letzte, was Karl von Gebler geschrieben hat, seinen schönen Aufsatz „Auf den Spuren Galilei's“, wenige Monate vor seinem Tode (Aprilheft, S. 43) veröffentlichte. Wie viele Hoffnungen an seine Zukunft knüpften auch wir — Hoffnungen, die nun für immer dahin sind

in ein südliches milderes Klima traten mit gebieterischer Nothwendigkeit an ihn heran. Seine Eltern zogen mit dem geliebten Sohn nach Gries bei Bozen. Dort betrat der thatkräftige Jüngling mit Feuereifer eine neue Bahn. Er wurde historischer Schriftsteller und schrieb Anfangs für Zeitungen und Journale einige kleinere Aufsätze. So: „Ein Königsheld des 18. Jahrhunderts in seiner wahren Gestalt“, — „Historische Citate“, — „Im Kerker, ein Weihnachtsbild“, — „Ueber die wahren Ursachen der Erhebung Tirols 1809“ u. s. w. Nach zweijährigem Aufenthalte in Gries starb daselbst seine Mutter aus Sorge um den theuren Sohn, der sich indessen daselbst vollkommen erholt hatte; doch erklärten die Aerzte einen fortwährenden Aufenthalt in klimatischen Curorten als Lebensbedingniß. Auf den Wunsch des Sohnes zog der Vater mit ihm im Jahre 1873 nach Meran, welches zum bleibenden Domicil erwählt ward. Dort redigirte Karl von Gebler im ersten Jahre die neu gegründete „Meraner Curzeitung“; doch entsagte er später dieser Beschäftigung, da ihm dieses Blatt einerseits zu stark nach Medizin roch, anderseits aber ein würdigerer Gegenstand den jungen Autor mit aller Gewalt erfaßte. Von einer norddeutschen Zeitschrift um eine biographische Skizze über Galilei ersucht, sah er bei dem diesbezüglichen Quellenstudium das Material unter seinen Händen riesig anwachsen; er dachte nun, dem Gegenstande eine Brochüre zu widmen; allein auch dieser etwas erweiterte Rahmen erwies sich noch viel zu beschränkt und unzulänglich. So entstand nach mühevoller, einjähriger Arbeit ein Werk, welches nach dem einstimmigen Ausspruche der Fachgelehrten alles über denselben Gegenstand Geschriebene weit überflügelte. Das Erscheinen des Buches erweckte die deutsche und selbst auch die italienische Galilei-Literatur zu neuem Leben. Ein Strom von Artikeln und Kritiken rauschte durch die öffentlichen Blätter, die ausgezeichnetsten Gelehrten Deutschlands beglückwünschten den jungen Dragonerofficier. Der Kaiser von Oesterreich nahm das Buch in die kaiserliche Privatbibliothek auf; der König von Italien verlieh dem Verfasser, welcher dem höchsten Gelehrten Italiens ein so schönes Denkmal gesetzt, den Orden der italienischen Krone, die Accademia dei Lincei in Rom, die Universitäten von Pisa und Padua sandten ihm warme Dankschreiben.

Obgleich leidend, setzte Karl von Gebler seine Arbeit ununterbrochen fort; ja er schrieb, nachdem sein Galilei vollendet war, eine Biographie Manzoni's und den herrlichen Aufsatz: „Auf den Spuren Galilei's“. Nebstdem beschäftigte er sich rastlos mit Vorarbeiten für ein großes Werk: „Die Jungfrau von Orleans“, wovon eine Studie in seinem Nachlasse vorgefunden ward. Auf seinen öfteren Reisen besuchte er die Irrenanstalten größerer Städte, und unterhielt sich darin vorzugsweise mit solchen weiblichen Irren, die von Hallucinationen befallen waren — Alles Vorstudien zur Jungfrau von Orleans.

Wir gelangen nunmehr zu einem höchst denkwürdigen Abschnitte seines rastlosen wissenschaftlichen Schaffens. Doch erfordert das Verständniß, vorher eine wichtige Erörterung vorauszuschicken: In dem ersten Bande von Gebler's Galilei findet sich unter den Proceßacten des Jahres 1616 vom 25. Februar die Mittheilung, der Papst habe dem Cardinal Bellarmin aufgetragen, Galilei zu sich zu berufen und ihn zu ermahnen, die Meinung, daß die Sonne stille stehe und daß die Erde um die Sonne sich bewege, aufzugeben. Wenn er sich weigere zu gehorchen, so sollte der Pater Commissär des heil. Officiums vor Notar und Zeugen ihm verbieten, die fragliche Ansicht ferner zu lehren oder zu vertheidigen; wenn er sich diesem Verbote nicht fügen wolle, solle er eingekerkert werden. In den Proceßacten schließt sich hieran unmittelbar eine Aufzeichnung, welche wie ein amtliches Referat über den Verlauf des in Obigem angedeuteten Vorganges aussieht. Wir erfahren nämlich, daß am 26. Februar Bellarmin Galilei zu sich beschied, und ihn ermahnt habe, seine irrige Meinung aufzugeben, und daß gleich darauf ohne Unterbrechung der Pater Commissär Galilei vor Notar und Zeugen befohlen, die abgefasste Meinung ganz und gar aufzugeben, und dieselbe weder in irgend einer Weise festzuhalten noch zu lehren oder zu vertheidigen durch Wort oder Schrift, widrigenfalls gegen ihn im

heil. Officium vorgegangen werden würde, welchem Befehle zu gehorchen Galilei versprochen habe.

Dies ist das Specialverbot, auf welches sich die Inquisition berief, als sie Galilei 1632 wegen der damals erfolgten Veröffentlichung des berühmten „Dialogs über die beiden wichtigsten Weltssysteme“ neuerdings zur Verantwortung zog, während Galilei leugnete, eine andere Intimation als jene Verwarnung des Cardinals Belarmin erhalten zu haben. Der Widerspruch zwischen der Aussage Galilei's und der Behauptung der Inquisition war offenbar, und es ist klar, daß von der Art, in welcher dieser Widerspruch gelöst wurde, die Beurtheilung des Processes gegen Galilei abhing. Während nun die Einen, wie z. B. Professor Berti, sich bemühten, das Verfahren der Inquisition als durch jenes Specialverbot vom 26. Februar 1616 gerechtfertigt hinzustellen, hat die Mehrzahl der Anderen, wie Emil Wohlwill, Silvester Gerredi, Cantor, Scartazzini und zuletzt auch Gebler, die Echtheit dieses Documentes angefochten und die Vermuthung ausgesprochen, daß eine Procedur, wie sie jenes Referat beschreibt, niemals stattgefunden habe, und daß Letzteres erst nachträglich, also durch Fälschung entstanden sei, um dem unbequemen Verfasser der „Dialoge“, welcher durch das dem Werke ertheilte Imprimatur der geistlichen Censurbehörden geschützt schien, nach damaligen Begriffen rechtlich beikommen zu können.

Seither hatte Professor Berti das Vatican-Manuscript selbst geprüft und in seinem „Processo di Galilei“ einen Brief an Signor Carlo di Gebler beigelegt, worin er ihn zu seiner Ansicht zu belehren versucht. Er wurde von Gebler verb. abgefertigt; doch behauptete Berti in der „Nuova Antologia“, daß die deutschen Gelehrten wie die Blinden von der Farbe sprächen, da keiner das Manuscript eingesehen habe.

Da faßte Gebler einen raschen Entschluß. Er ging Ende Mai 1877 nach Rom und erhielt durch Vermittelung der kaiserlichen Gesandtschaft beim päpstlichen Stuhl die Erlaubniß, das Vatican-Manuscript im dortigen Geheimarchiv einzusehen. Dabei wurde ihm die Begünstigung zu Theil, den das Manuscript enthaltenden berühmten Quartband aus seinem Grabe zu neuem Leben zu erwecken, das heißt ihn nach Bequemlichkeit zu prüfen und dessen Inhalt vollständig herausgeben zu dürfen. Zwar hatte allerdings Professor Berti das Manuscript selbst geprüft; seine Ausführungen jedoch waren nicht geeignet, die Lücke, welche die bisherige Argumentation bestehen ließ, auszufüllen, da sie die Authencität jenes „Documentes“ wol vertheidigten, die materielle Beweisführung hingegen nicht entschieden. Karl von Gebler hat sich daher um die Galileifrage ein neues und höchst bedeutendes Verdienst erworben, indem er sich der Mühe unterzog, auch die äußere materielle Beschaffenheit dieser Urkundensammlung auf das Sorgfältigste zu untersuchen. Während sich nun einerseits durch Gebler's erst gelegentlich der eigenen Herausgabe des Vatican-Manuscriptes erlangte Kenntniß seines gesammten Inhalts in vieler Beziehung eine Vervollständigung des früheren Bildes jenes ewig denkwürdigen Processes ergab, so zeigte ihm andererseits eine oft wiederholte minutiöse Prüfung der äußeren Kriterien jenes verdächtigen, von ihm und vielen Schriftstellern bis dahin für eine nachträgliche Fälschung gehaltenen Schriftstückes, daß, allen Erwartungen entgegen, an dessen Entstehen im Jahre 1616 durchaus nicht zu zweifeln sei. Dieses Verdienst um die Wissenschaft erscheint noch dadurch wesentlich gesteigert, daß Gebler durch seine bei Gelehrten leider so seltene lebenswürdige Offenheit und historische Wahrheitsliebe den Irrthum seines früheren Verdachtes freimüthig eingesteht. Karl von Gebler, der sich nach Rom ursprünglich blos in der Absicht begeben hatte, sich durch den Einblick in die Handschrift selbst von der Echtheit oder Unechtheit der Urkunde vom 26. Februar 1616 zu überzeugen, faßte, als ihm durch die Vergleichung des Manuscriptes mit den bisherigen Publicationen die Unzulänglichkeit derselben einleuchtete, den Entschluß, das ganze vergilbte, über 200 Jahre alte Vatican-Manuscript zu copiren und mit einer Geschichte desselben herauszugeben. Bereits bedenklich heiser und leidend, arbeitete

er durch zwei und ein halb Monate in der drückenden Sonnenhitze bei 44 Grad Celsius täglich vierzehn Stunden im Vatican; die Schreibbogen wanderten nach Stuttgart an die Gotta'sche Buchhandlung und lehrten abgedruckt nach Rom zurück, wo sie Gebler nach dem Original-Manuscripte corrigirte. Da dieser Vorgang bei jedem Bogen dreimal wiederholt werden mußte, sah sich Gebler genöthigt, so lange Zeit während der ungesundesten, heißesten Jahreszeit in Rom zu weilen. Das Erscheinen seiner Arbeit als zweiter Band seines Werkes, rief einen orkanartigen Sturm unter jenen deutschen Gelehrten hervor, welche für die Fälschung schwärmten. Es entspann sich eine heftige, zuweilen bereits bis zur Ermüdung reichende Polemik in den öffentlichen Blättern. Besonders wurden die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ und zuletzt auch die „Gegenwart“ zum Kriegsschauplatz. Gebler ließ zuerst seine Gegner, Einen nach dem Anderen ruhig vorrücken und ihr Pulver verschießen, dann aber fiel er mit der schweren Cavallerie der wichtigsten, überzeugendsten Gründe und Thatsachen über sie her und errang, nach dem Urtheile sachkundiger Schiedsrichter, einen glänzenden Sieg. Eine totale Niederlage brachte er besonders dem mit dem bösnischen Handschar auf ihn eindringenden Heißsporne der Fälschungsverfechter bei.

Doch trug dieser Kampf mit den Gelehrten wesentlich zur Verschlimmerung seines Uebels bei; zwischen Ohnmachten, Erbrechen und Krämpfen schrieb er in freien Pausen seine Erwiderungen. Kaum etwas erholt, trat er im Spätherbste 1877 eine Reise nach Florenz, Pisa, Siena und Padua an. Er verfolgte die „Spuren Galilei's“ und jener nach der Rückkehr verfaßte Aufsatz für die „Deutsche Rundschau“ war das Resultat seiner Forschungen.

Karl von Gebler erlebte noch die Freude, daß sein Werk in's Englische und Italienische überseht wurde. Die englische Uebersetzung von Miss Sturge wird zu Weihnachten, die italienische vom Abbé Baron Prato binnen sechs bis sieben Monaten bei Le Monnier in Florenz erscheinen. Da das Leiden Gebler's bedenklich zunahm, sandte sein Arzt ihn im Sommer 1878 nach Gleichenberg. Allein sein Zustand, anstatt sich zu bessern, verschlimmerte sich. Gebler flüchtete nach Graz, welches ihm stets wie eine zweite Heimath lieb gewesen war. Unter einem trefflichen Arzte, der sein hoffnungsloses Leiden äußerst wirksam zu lindern verstand, unter einer vortrefflichen Pflege, umgeben von einem Häuflein treuer Freunde, setzte der 27 jährige junge Mann auf seinem Schmerzenslager dem Uebel die höchste Geduld und größte Standhaftigkeit entgegen. Er ahnte nicht die nahe Lebensgefahr, ja er corrigirte noch ein paar Tage vor seinem Hinscheiden die Druckbogen der italienischen Uebersetzung seines Galilei, und traf Anstalten zur baldigst gehofften Rückkehr nach Meran. Unter traulichem Gespräch überhörte er am 7. September 1878 den Tritt des Sensenmannes; sanft und ruhig schloß er ein, ohne Schmerz, ohne Todeskampf, ohne schauerliche Ceremonien.

Auf dem Friedhofe zu St. Leonhard in Graz, in demselben Grabe mit seinem elf Jahre früher verstorbenen Bruder, ruht seine Hülle.

Meran am 14. November 1878.

Wilhelm Ebler von Gebler.

2. Portraits aus dem neunzehnten Jahrhundert. Von Julian Schmidt. Berlin, Wilhelm Hertz. 1878.

Die Portraits, welche, mehr oder minder ausgeführt, Julian Schmidt hier vor dem Publicum aufstellt, sind die folgenden: Lord Byron, Fürst Büdler, Thomas Carlyle, Ludwig Feuerbach, George Sand, Dickens, Thackeray, Kingsley, Richard Wagner, Flaubert, Zola, Daubet, Erlmann, Julius Wolff (der Verfasser des „Rattenfänger von Hameln“), Alwina von M. (die „Idealistin“), Rudolf Reichenau („Aus unsern vier Wänden“). Ueber einige dieser Schriftsteller — denn auch Richard Wagner figurirt hier hauptsächlich als Schriftsteller — hat sich der Verfasser schon sonst ausgesprochen, aber er bereichert die früher entworfenen Bilder durchweg mit neuen Zügen. Es sind bedeutende Einblicke in das geistige Leben der Deutschen, Engländer und Franzosen unseres Jahrhunderts, die er uns eröffnet. Zum Theil wird seine Charakteristik gewisser Schriften an die Stelle einer Lectüre dieser Schriften treten können. Wer mag sich durch alle Werke von Carlyle durcharbeiten? Welcher Deutsche wird die sämtlichen Romane von Zola lesen? Hier läßt man sich gerne, wenn man zum Theil selbst Kenntniß gewonnen hat, über den Rest von einem kundigen Kritiker unterrichten. Und Julian Schmidt führt uns stets an die Sachen selbst heran; mit großer Sicherheit weiß er zu analysiren, zu simplificiren, die allgemeinen Gedanken herauszuschälen; er hat eine äußerst feste Hand; der Umriß, den sie zieht, könnte zuweilen zarter sein, aber man wird ihn niemals schwankend oder dämmerig finden. Er prüft meistens auf den sittlichen Gehalt hin, da ist er unbestechlich und unerbittlich; über die Technik des Romanes fallen aber nebenbei doch lehrreiche Bemerkungen; durch Vergleichung verschiedener Schriftsteller werden helle Beleuchtungen gewonnen. Am meisten Interesse wird wol die Gruppe Flaubert, Zola, Daubet — man könnte sagen: die Schule Flaubert — erregen; doch wäre der Einzelnachweis des Schulzusammenhanges willkommen gewesen, und es scheint uns, daß der sehr auffallende Contrast zwischen Zola und Flaubert schärfer herausgearbeitet werden konnte. Unter den Deutschen zeichnet sich „Fürst Büdler“ aus, die Studie ist reich an Seitenblicken, um die Gestalt des Fürsten gruppiren sich eine Reihe von Personen und Tendenzen, welche der Geschichtschreiber unserer modernen Literatur mit vollkommener Leichtigkeit und sprechender Wahrheit zu skizziren versteht. Was die Engländer betrifft, so müssen wir besonders für die eingehende Betrachtung Carlyle's dankbar sein, mit welcher sich eine Charakteristik Emerson's verbindet. Hier, wie durch das ganze Buch hin, wird man eine Fülle der Belehrung finden; und man liest leicht und gern, weil uns der Verfasser nirgends unnötig aufhält, sondern in klaren, knappen Sätzen rasch vorwärts bringt.

11. Zur Geschichte der deutschen Sprache.

Von Wilhelm Scherer. Zweite Ausgabe. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1878.
Nicht eine volle Geschichte der deutschen Sprache, sondern nur Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Sprache; keine ausgeführte Grammatik, sondern nur Abhandlungen über

einzelne Theile der Grammatik, und doch eine zweite Ausgabe. Woher das? — Es sind zehn Jahre verstrichen seit dem ersten Erscheinen des Scherer'schen Buches, und in dieser Zeit ist keine Arbeit über ältere deutsche Grammatik, kein sprachvergleichender Aufsatz, der das Deutsche in seinen Bereich zog, ans Licht gekommen, worin nicht an Scherer's Werk angemüßt ist, worin es nicht wenigstens citirt wird. Eine neue Epoche der deutschen Grammatik hebt mit ihm an, neu auch durch die Mittel, sich der Sprachentwicklung zu bemächtigen. Der vorher zumeist verschmähten Lautphysiologie verhalf Scherer auch bei den Philologen zu Ehren; auf die Formübertragung oder „falsche Analogie“, diese Assimilation selten gebrauchter Wörter und Formen an beliebte, oft wiederkehrende, wies er zuerst hin und bahnte damit heutzutage allgemein betretene Wege. Neu war endlich auch sein Hauptgrundsatz, durch historisch beglaubigte, uns erkennbare Vorgänge Aufschluß zu suchen über analoge Erscheinungen einer Zeit, in welche keine geschichtliche Ueberlieferung reicht. Scherer lernte diese „Projection aus der Gegenwart in die Vergangenheit“, wie er sein Verfahren nennt, den Naturwissenschaften ab, über deren Verhältniß zur Linguistik das zweite Capitel, „Principien“ betitelt, Aufklärung gibt. Die feinsinnigen Bemerkungen dieses Abschnitts zeigen uns nicht nur die sorgsam abwägende, alle Möglichkeiten bedenkende Methode Scherer's; sie gewähren uns auch einen Beleg für die großartige Auffassung seines Gegenstandes, den er nicht mit dem Auge des leichtbefriedigten mechanischen Wortzergliederers betrachtet, sondern der ihm im Zusammenhang steht mit den allgemeinen Fragen jeglicher Entwicklung. Ihm ist der Wandel der Sprache nicht ein unbewusstes Werden und Vergehen, sondern ein psychischer Proceß. Scherer begnügt sich nicht, nur zu zeigen, aus welchem Rohmaterial und auf welchem äußerlichen Wege die grammatischen Formen zu Stande kamen; er forscht auch: Warum wurden sie so und nicht anders; welche Geistesstimmung rief gerade diese Gebilde hervor? Kurz, ihm ist die grammatische Betrachtung der Sprache nicht letztes Ziel, sondern nur ein Mittel, in das Seelenleben unseres Volkes einzudringen. Auch die Sprache ist eine Offenbarung des Nationalcharakters, und indem Scherer das große Problem, sein Entstehen auch von ihr aus aufzuhellen, fortwährend vor sich wehrt, indem er wieder und wieder daran erinnert, empfängt der Leser seines Buches eine erhebende Herzensbefriedigung, die er in grammatischen Untersuchungen schwerlich geahnt hätte.

12. Geschichte der Griechischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten und zum Selbstunterrichte. Von Prof. Dr. Ed. Munk. Dritte Auflage. Nach der zweiten Ausgabe neu bearbeitet von Richard Volkmann, Gymnasial-Director in Jauer. I. Theil. 1. Heft. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlag (Harrwitz & Goshmann). 1879.

Es liegt von dieser neuen Bearbeitung des als vorzüglich anerkannten Schulbuches nur das erste Heft vor; allein es läßt sich aus demselben und den in der Vorrede des Herausgebers gemachten Andeutungen das Beste für den Fortgang des Werkes entnehmen. Indem ein bewährter

Schulmann mit reichen Erfahrungen es noch einmal zu durchgreifenden Verbesserungen in die Hand nimmt, wird es Nichts von seinen ursprünglichen Vorzügen verlieren; aber es wird als ein Ganzes einheitlicher, übersichtlicher, durch die Beseitigung der früher getrennten Behandlung von Poesie und Prosa, und in einzelnen als mangelhaft erkannten Parthien ergänzt und vervollständigt werden: so nicht nur in den literarhistorischen Ausführungen, welche bisher gleichsam nur den verbindenden Text zwischen Dem, was das Charakteristische und vorzugsweise Werthvolle des Werkes in seiner bisherigen Gestalt war, nämlich den Analysen der einzelnen erhaltenen Literaturdenkmäler, bildeten, sondern auch in diesen selbst, da in den späteren Perioden der attischen Prosa einige Autoren, wie Plutarch, Lucian und Plotin eingehender berücksichtigt werden sollen. Ganz neu ist schon in diesem vorliegenden ersten Hefte eine kurze Abhandlung über die „homerische Frage“ (S. 38—41). Gern begrüßen wir diesen Anfang einer fleißigen und gewissenhaften Arbeit, welche durch vermehrte Kenntniß der Alten auch an ihrem Theile dazu beitragen wird, unsere heranwachsende Jugend zu festigen „gegen die von allen Seiten auf sie hereinbrechenden Fluthen der Barbarei und Gemeinheit“.

μμ. Culturbilder aus Hellas und Rom.

Von Hermann Göll. Dritte, berichtigte und vermehrte Auflage. Leipzig, Veit & Comp. 1878.

In der neuen Auflage hat das Werk keine Aenderung des Plans und der Zusammenfassung erfahren; nur sind die früheren drei Bände in zwei zusammengezogen und eleganter als in der früheren Gestalt ausgestattet worden. Das Werk wandte sich von vornherein weniger an die Schule, als an den großen Kreis der Gebildeten; die einzelnen Capitel sind zu kleinen Bildern ausgearbeitet, welche in ihrer Gesamtheit in anschaulicher Weise das sociale und künstlerische Leben des Alterthums darstellen. Durch Berichtigungen und Zusätze sind die fehler- und lückenhaften Stellen mit den neuesten Resultaten der antiquarischen Forschung in Einklang gebracht worden.

μμ. William Shakespeare's Dramatische Werke. Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt. Dritte Auflage in 38 Lieferungen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1878.

Besonders den jedem Drama vorausgehenden Einleitungen, die über die vom Dichter benutzten Quellen, den Bau des Stückes und die Charakteristik der Personen den nöthigen Aufschluß geben, hat es der von Bodenstedt im Verein mit Delius, Herwegh, Heyse, Herm. Kurz und Wilbrandt nach der Delius'schen Textrevision übersehte Shakespeare zu danken, daß er beim deutschen Publicum so rasch Eingang und Verbreitung gefunden hat. Die neue Auflage empfiehlt sich durch eine ebenso gefällige wie praktische äußere Ausstattung.

g. Lessing. By James Sime. Copyright edition. 2 vols. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1878.

G. E. Lessing. Ein Lebensbild. Nach James Sime's „Lessing“. Frei bearbeitet von Adolf Strodtmann. Autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, A. Hofmann's Sep.-Sto. (Publi-

cation des „Allgemeinen Vereins für Deutsche Literatur“.) 1878.

Eine sehr eingehende Besprechung des Sime'schen Werkes haben wir beim Erscheinen der Originalausgabe (London, Trübner) im Band XV., S. 485 ff. der „Rundschau“ aus der Feder eines unserer feinsten Lessingkenner, des Herrn Prof. Erich Schmidt in Straßburg, bereits gebracht. Den Ausstellungen unseres Kritikers gegenüber zeigt diese Reproduction, zugleich englisch und deutsch, daß das Bedürfniß einer Lessing-Biographie in Deutschland unzweifelhaft vorhanden war und daß nach der vorherrschenden Ansicht die Arbeit des Engländer's diesem Bedürfniß am meisten entspricht. Die von der Brockhaus'schen Verlagsbuchhandlung veranstaltete englische Ausgabe ist handlich und geschmackvoll; nur die Portraits der Londoner Originalausgabe fehlen ihr: dafür ist sie sehr viel wohlfeiler. In einer guten Lessing-Bibliothek wird Sime's Werk nicht fehlen dürfen, dessen Verdienst, wie Herr Prof. Schmidt hervorhob, vornehmlich in der Würdigung der Dramaturgie, des Laocoon, der theologischen und philosophischen Schriften Lessing's besteht. — Strodtmann's Bearbeitung ist eine mit Verständnis und Geschick unternommene Condensirung für den deutschen Leser, die nichts Wesentliches vermissen läßt. Strodtmann ist ein Meister der Uebersetzungskunst, und er brachte für die vorliegende Aufgabe die Kenntniß des Gegenstandes und zugleich des Publicums mit. Bis wir — hoffentlich aus deutschen Händen — eine Biographie Lessing's haben, die sich auch nur der Goethe's von Laves würdig zur Seite stellt, wird man für diese dankbar sein und sie der allgemeinen Beachtung empfehlen dürfen.

2. **Schöpfungsgeschichte** mit besonderer Berücksichtigung des biblischen Schöpfungsberichtes von Dr. Friedrich Pfaff, Prof. in Erlangen. Frankfurt a. M., Heyder & Zimmer. 1877.

Der Verfasser gibt eine umfassende Schilderung der Entstehung unseres Weltsystems, wie sie nach den Resultaten der modernen Astronomie und Geologie jetzt im Wesentlichen allgemein angenommen wird, soweit sie sich auf das Anorganische erstreckt und bezieht. Bezieht sich der organischen Schöpfung nimmt der Verfasser einen besonderen Standpunkt ein, und es muß dem Publicum überlassen bleiben, ob es dem Versuche, die biblische Schöpfungsgeschichte mit der modernen Wissenschaft in Einklang zu bringen, Geschmack abgewinnen wird. Es ist in dieser Beziehung vielleicht dankbarer, als der Referent, dem das nicht ganz sine ira et studio auftretende Unternehmen, die Urweisheit in ihre vermeintlichen Rechte wieder einzusetzen, doch nur als „verlorene Liebesmüh“ erschienen ist.

2. **Die Geologie der Gegenwart** von Bernhard von Cotta. 5. Aufl. Leipzig, J. J. Weber. 1878.

Die fünfte Auflage der 1866 erschienenen Festschrift zur 100jährigen Jubelfeier der Freiburger Bergakademie ist wie ihre Vorgängerinnen bis zu der Zeit ihres Erscheinens fortgeführt und bietet daher in naturgemäß veränderter Gestalt, aber nach fester bewährter Methode eine Kritik der Geologie, welche sich mit Erfolg auf einen hohen Gesichtspunkt zu stellen und, frei

von persönlichen Neigungen und Phantasien, lediglich mit dem vorhandenen Material die Fortschritte und die Richtung der modernen Forschung zu beurtheilen unternimmt. Der reiche Beifall, den das Buch bisher gefunden, wird ihm ungewisselhaft auch in seiner jetzigen Periode nicht fehlen.

4. **Novellen.** Von Otto von Leizner. Berlin, H. W. Müller. 1878.

Leizner's Novellen tragen das Gepräge eines feinen und scharfen Geistes, der sich mit einer großen Weichheit und Tiefe des Gemüths verbindet, und bringen seelische Zustände mit seltener Klarheit und Wahrheit zur Darstellung. Die gelungenste und ergreifendste der fünf Erzählungen ist die „Eumenide“ betitelte; sie erzählt die Lebensgeschichte eines Künstlers, der um seines Berufes willen mit seinem Vater in Conflict kommt, seine Mutter verliert und schließlich auch von einem Rinde der Natur, dem er seine ganze Liebe zuwendet, verlassen wird. Eine spätere Begegnung mit seiner Geliebten führt bei ihm zum Ausbruch des Wahnsinns, in dem er sein bestes Werk, eine mächtige Eumenide, zerstört und von deren Trümmern erschlagen wird. Die Schilderung des unglücklichen Künstlers macht der Beobachtungsgabe wie der Schaffenskraft des Verfassers alle Ehre. Die übrigen Novellen nennen sich „die Adja“, „die Falle Hymens“, „das Vermächtniß“ — in dem mit großer Wärme erzählt wird, wie in einem von Leid umbüfferten Herzen die Liebe zu den Kindern einen wohlthätigen Lichtstrahl entzündet — und „der Abt“. „Die Adja“ kommt, was psychologische Vertiefung anlangt, der „Eumenide“ am nächsten.

5. Die „**Gewerbehalle**“, herausgegeben von Adolf Schill (Stuttgart, Engelhorn), hat ihren sechzehnten Jahrgang abgeschlossen. Seitdem Bäumer und Schnorr diese Zeitschrift in das Leben riefen, hat sich in den Anschauungen und Ansprüchen der Fachreise ein gewaltiger Umschwung vollzogen, und auch die „Gewerbehalle“ ist heute unter Ad. Schill's Redaction nicht mehr lediglich ein Repertorium des Neuesten, was in Deutschland producirt worden ist, sondern gewährt daneben fremden Erzeugnissen und alten Arbeiten Raum. Insbesondere schätzbar sind die Ausnahmen aus italienischen Renaissancebauten, der unerschöpflichen Quelle für Zwecke der Decoration. Modernen Leistungen gegenüber könnte etwas größere Strenge gelbt werden; eine Decke mit einem Pfauen, der die Schweiffedern über die Bordüre hinabhängen läßt, widerspricht so gröblich dem ABC der Stillehre, daß einer solchen Composition nicht die Ehre der Aufnahme zu Theil werden sollte. Holzschnitte und Druck entsprechen dem hohen Rufe, dessen sich die Stuttgarter Xylographie und Typographie erfreuen.

6. **Georg Sirth's „Formenschatz der Renaissance“** tritt mit dem 21. Hefte in den 3. Jahrgang mit einer abermaligen Erweiterung des Programms, welche sich schon in dem veränderten Titel ausdrückt. Bis zum 7. Hefte der ersten Serie hatte der obengenannte Titel noch Beifüge, welche die Auswahl der Objecte

sowol nach der Zeit — 1500 bis 1600 — als nach dem Stil, nämlich auf die deutschen und die denselben verwandten niederländischen Meister jener Periode, beschränkten; dann wurde das geographische Gebiet ausgedehnt, und jetzt heißt das Werk schlechtweg „der Formenschatz“ und will alle Zeiten und Völker berücksichtigen. Das kann nur gebilligt werden. Denn es würde dem vaterländischen Kunstgewerbe nicht zum Segen gereichen, wenn es seinen Blick ausschließlich auf „der Väter Werk“ gerichtet halten wollte. Die deutschen Meister und Kleinmeister haben so Bewunderungswürdiges geschaffen, weil sie von dem Hauch der in Italien wiederbelebten Antike berührt waren, und unsere Zeit kann noch viel weniger der genauen Bekanntschaft mit dem Formenadel in der Ornamentation der Alten und der süßlichen Völker entbehren. Eine redactionelle Bemerkung in einem der älteren Hefte des „Formenschatz“ beweist recht schlagend, wie sehr man sich davor hüten muß, in Publicationen, welche in den industriellen Schichten höhere künstlerische Bildung verbreiten sollen, einseitige Tendenzen zu pflegen. Da muß sich der Herausgeber förmlich entschuldigen, weil er mehrere Tafeln aus Dürer's „Ehrenpforte“ gebracht hatte, obwol dieselben weder „mustergültig“ noch „ausführbar“ seien. So faßt der deutsche Handwerker in der Regel das auf, was ihm in die Hand gegeben wird, damit sein Stil und Schönheitsgefühl gehoben, seine künstlerische Phantasie angeregt werde. Er fragt: Kann ich das, wie es da ist, als Vorlage gebrauchen? — und wenn die Antwort verneinend ausfällt, so legt er es, als für ihn werthlos, bei Seite. Daraus erklärt sich wol auch vornehmlich, daß Sirth (wie mancher Andere vor und neben ihm) Ursache hat, über die wahrhaft beschämend geringe Theilnahme zu klagen, welche derartige Unternehmungen in Deutschland finden. Denn wenn verschiedene neue Werke, in welchen die Schätze einzelner Museen reproducirt sind, ihres Preises wegen auf größere Verbreitung verzichten müssen, so gilt dem „Formenschatz“ gegenüber die Ausrede nicht: für 16 Blätter 1 $\frac{1}{4}$ Mark, das macht noch nicht 8 Pfennige für ein Blatt, welches in photographischer Treue einen Schnitt oder Stich wiedergibt, der im Kunsthandel einen mehrhundertfachen Preis haben würde, oder eine Zeichnung oder ein ausgeführtes Object, die überhaupt nur einmal vorhanden sind! Nun, auch das wird ja einmal anders werden; die zahlreichen Bildungsanstalten für Kunsthandwerker führen fort und fort junge Kräfte in das praktische Leben ein, welche gelernt haben, das Schöne zu sehen, in sich aufzunehmen und zu verarbeiten, und die wissen werden, einen solchen Schatz auch zu — schätzen. Zwei Einwendungen wollen wir nicht zurückhalten: Erstens will uns bedünken, daß manche figurale Blätter nicht recht in einen Formenschatz passen, und zweitens sollte, wo die Autorschaft hypothetisch ist, dieser Umstand bei der Bezeichnung nicht verschwiegen werden, anstatt daß z. B. mehrere Gefäße mit dem Monogramme des Virgil Solis ohne weiteres dem Wenzel Jamniger, die Holzschnitte zum Poliphil dem Gio. Bellini zugeschrieben sind.

- Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. December zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend: **Abhandlungen, Drei**, über Religion, Staat, Moral. Von einem Ungeannten. Bern, Verlag von R. J. Wyß. 1879.
- Alberti.** — Die Ceramunds-Sage von Eduard Alberti. Kiel, Verlag von G. F. Haeseler. 1879.
- Anderfen's Märchen.** Neu überseht und mit Anmerkungen versehen von Emil J. Jonas. Illustrierte Ausgabe. Mit Anderfen's Portrait, 11 Vollbildern und zahlreichen Text-Illustrationen. Berlin, G. Bichteler & Co., Hofbuchhlg. 1879.
- Anderfen's Neueste Märchen und Geschichten.** Neu überseht und mit Anmerkungen versehen von Emil J. Jonas. Illustrierte Ausgabe. Berlin, G. Bichteler & Co., Hofbuchhlg. 1879.
- Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit.** Neue Folge. 25. Jahrg. 1878. No. 11. Nürnberg, Verlag der literarisch-artistischen Anstalt des germanischen Museums. L'Athenaeum Belge. Journal universel de la Littérature, des Sciences et des Arts. 1878. No. 23.
- Auerbach.** — Landolin von Reutershöfen. Erzählung von Berthold Auerbach. 3. Aufl. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1879.
- Ausbeutung.** Die Kolossale, des deutschen Nationalvermögens durch die Börse, das Ausland, die deutsche Reichsbank, und die übrigen privilegierten Zeitbanken, vermittelt der Banknoten, nebst Vorschlägen zur Besserung und Heilung der Uebelstände. Hannover, Klindworth's Verlag. 1878.
- Bärenbach.** — Prolegomena zu einer anthropologischen Philosophie. Von Dr. Friedrich von Bärenbach. Leipzig, Verlag von J. A. Barth. 1879.
- Baumbach.** — Horand und Hilbe. Gedicht von Rudolf Baumbach. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel. 1878.
- Benseler.** — Im Wald und Daheln. Dramatische Jugendspiele von Gustav Benseler. Erfurt, Fr. Bartholomäus.
- Bergkristalle.** Romellen und Erzählungen aus der Schweiz. Bd. 11, 12. Bern, Verlag von D. F. Haller. 1879.
- Berichte, Literarische aus Ungarn.** Herausgegeben von Paul Hunfalvy. II. Band, 4. Heft. Budapest, C. Knoll, Akad. Buchhdlg. 1878.
- Blum.** — Robert Blum. Ein Zeit- und Charakterbild für das deutsche Volk von Hans Blum. Mit R. Blum's Portrait in Stahlstich und einem Facsimile. Leipzig, Verlag von C. Reil. 1879.
- Bluntschli.** — Das moderne Völkerrecht der civilisirten Staaten. Als Rechtsbuch dargestellt von Dr. J. C. Bluntschli. Dritte, mit Rücksicht auf die neueren Ereignisse bis 1877 ergänzte Auflage. Nördlingen, Verlag der C. H. Beck'schen Buchhdlg. 1878.
- Blüthgen.** — Der Froschmäusekrieg. Ein Helden-Gedicht von Victor Blüthgen. Mit 12 Farbendruckbildern von Fedor Hlänger. Frankfurt a. M., Verlag von F. G. May Söhne.
- Blüthgen.** — Hesperiden. Märchen für Jung und Alt von Victor Blüthgen. Mit Holzschnitten nach Original-zeichnungen von Hlänger, Friedrich A. von Heyden etc. Leipzig, Verlag von Alphonse Dürr. 1878.
- Bodenstedt.** — Kunst und Leben. Ein neuer Almanach für das deutsche Haus von Friedrich Bodenstedt. II. Jahrg. Stuttgart, Verlag von W. Spemann.
- Bormann.** — Seid umschlungen Millionen! Humoristisches Liederbuch von Edwin Bormann. Leipzig, R. Gastein. 1879.
- Bresslau & Isaacsohn.** — Der Fall zweier preussischen Minister, des Oberpräsidenten Eberhard von Danckelmann 1697 und des Grosskanzlers C. J. M. von Fürst 1779. Studien zur brandenburg-preussischen Geschichte von Harry Bresslau & Siegfried Isaacsohn. Berlin, Weidmann'sche Buchhdlg. 1878.
- Britannia-Bibliothek.** Band 2/4. Ist er Popenjoh? Novelle von Anthony Trollope. I/III. Band 5. „Schön-leser.“ Von Mrs. Herbert Martin. Straßburg, Verlag von R. Schulz & Comp. 1878.
- Buonaventura & Schmidt.** — Uebersetzungs-Bibliothek zu den Italienischen Unterrichts-Briefen von Buonaventura & Schmidt. 2. 3. Bdchn. Leipzig, Verlag des Hausfreundes. 1879.
- Calm.** — Weibliches Wirken in Küche, Wohnzimmer und Salon. Praktische Winke für Frauen und Mädchen von Marie Calm. 2. verm. Aufl. Berlin, Verlag von G. Staube. 1879.
- Cherbulliez.** — Samuel Brohl & Co. Roman von Victor Cherbulliez. Nach der dritten Aufl. des franz. Originals deutsch von Emil Lehmann. 2 Bde. Bremen, Verlag von J. Rützmann's Buchhdlg. 1879.
- Correspondenz, Allgemeine literarische,** für das gebildete Deutschland. III Bb. Nr. 29, 30. Leipzig, Verlag von G. Holz. 1878.
- Correspondenz, Kaufmännische.** Zeitschrift für Volkswirtschaft, Handel und Statistik. III. Jahrgang. No. 17. Brandenburg a. S. 1878.
- Deutsches Land und Volk.** Bd. II. Bilder aus der schwäbisch-bayerischen Hochfläche, den Redar- und Maingebirgen. Von Fedor von Köppen. Leipzig, Verlag von O. Spamer. 1879.
- Diekmann.** — Die Welt im Becher. Von Hermann Diekmann. Wiesbaden, Verlag von Chr. Limbarth. 1879.
- Dichterhalle, Neue Deutsche.** Band II. No. 22. Heilsau. 1878.
- Ebeling.** — Der Schalksnecht. Eine Berliner Stadtgeschichte. Von Friedrich W. Ebeling. 2. umgearb. Aufl. Leipzig, Verlag von O. Muhe. 1879.
- Eggerd.** — Christian Daniel Rauch. Von Friedrich und Karl Eggerd. II. Band. 2. Hälfte. Berlin, Carl Dunder's Verlag. 1878.
- Erzählungen des deutschen Hausfreunds.** Bd. 2, 3. Leipzig, Verlag von G. Kempe. 1878.
- Esselborn.** — Zwei Schwestern. Charakterbild in zwei Aufzügen von Carl Esselborn. Stuttgart. 1879.
- Eyth.** — Der Waldteufel. Von Max Eyth. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger. 1878.
- Fehrl.** — Leichte religiöse Gesänge für Kirchenchöre in Stadt und Land auf die Festzeiten, sowie für besondere Verhältnisse in der evangelischen Kirche (mit Textworten nach der heiligen Schrift) für gemischten Chor componirt und dem evangelischen Kirchengesangsverein von Württemberg zugeignet von Johannes Fehrl. Heft 1. Göppingen, im Selbstverlag.
- Fortschritte, Die,** auf dem Gebiete der Urgeschichte. No. 4. 1876-77.
- Fortschritte, Die,** auf dem Gebiete der Geologie. No. 3. 1876-77.
- Fortschritte, Die,** auf dem Gebiete der Physik. No. 3. 1876-78. Köln, Verlag von Gb. Heine. Mayer. 1878.
- Freitag.** — Die Ahnen. Roman von Gustav Freitag. 5. Abthlg. Die Geschwister. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1878.
- Gaederh.** — Füllapp! Seeder un Säuschen von Karl Theodor Gaederh. Mit drei Originalgedichten von Klaus Groth, Theodor Storm und Theodor Souhah. Hamburg, J. F. Richter. 1879.
- Geuerbehalle.** — Redigirt von Adolf Schill in Stuttgart. 16. Jahrgang. Hfg. 12. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. 1878.
- Gisbert.** — Der Ring der nie gelungen. Cricilogie äusserst frei nach R. Wagner's Der Ring des Nibelungen von P. Gisbert. 2. durchges. Aufl. Leipzig, A. Krüger, Verlagsbuchhdlg.
- Glümer.** — Aus dem Wearn. Romellen von Claire von Glümer. Berlin, Verlag von H. Goldschmidt.
- Göpel.** — Illustrierte Kunstgeschichte. Wanderungen durch das Reich der bildenden Künste auf den Wegen ihrer Entwicklung. Von R. Göpel. Mit 200 Text-Illustrationen und 2 Tonbildern. Leipzig, Verlag von O. Spamer. 1879.
- Goethe.** — Faust. Eine Tragödie von Goethe. Mit Einleitung und erläuternden Anmerkungen von G. von Voepel. Zweite Bearbeitung. 1. Theil. Berlin, Verlag von G. Hempel. 1879.
- Griesbach.** — Zum Studium der modernen Zoologie. Von Dr. H. Griesbach. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagsbdlg. 1878.
- Grimm.** — Freundesbriefe von Wilhelm und Jacob Grimm. Mit Anmerkungen herausgegeben von Prof. Dr. Alexander Reifferscheid. Mit einem Bildnis in Lichtdruck von Wilhelm und Jacob Grimm. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger. 1879.
- Guglotw.** — Die neuen Serapionsbrüder. Roman in drei Bänden von Karl Guglotw. 2. Aufl. Breslau, Verlag von S. Schottlaender. 1879.
- Hart.** — Weltfingsten. Gedichte eines Idealisten von Heinrich Hart. Bremen, Verlag von J. Rützmann's Buchhdlg. 1879.
- Hart.** — Sansara. Ein Gedichtbuch von Julius Hart. Bremen, Verlag von J. Rützmann's Buchhdlg. 1879.
- Heimgarten.** — Eine Monatschrift. Herausgegeben von P. R. Kofegger. III. Jahrg. 3. Heft. December 1878. Graz, Verlag von Leblam-Josefsthäl.
- Helfert.** — Bosnisches von Febr. von Helfert. Wien, Manz'sche L. I. Hof-Verlags- und Univ.-Buchhdlg. 1879.
- Hefse.** — Das Ding an sich und andere Romellen von Paul Hefse. Berlin, Verlag von Wilh. Hertz. 1879.

- Somer's Odysee.** Poetische Uebersetzung. Stereothp-Ausgabe, neuer Abdruck. Mit 6 Original-Compositionen von Friedrich Preller. In Holzschnitt ausgeführt von R. Dertel. Volks-Ausgabe. Leipzig, Verlag von Alphons Dürr. 1878.
- Jahn.** — Schwarze Fäden. Roman von Hermann Jahn. Breslau, Verlag von S. Schottlaender. 1879.
- In den Werkstätten.** Wanderungen durch die Stätten des Gewerbefleißes oder das neue Buch der Arbeit. I. II. 3. Aufl. Herausgegeben von Richard Roth. Mit je über 150 Text-Illustrationen und je einem bunten Titelbilde. Leipzig, Verlag von D. Spamer. 1879.
- Karlowa.** — Die intelligente Hausfrau in ihrem häuslichen Wirkungskreise. Von G. F. G. Karlowa. Lfg. 2. 4. Salzweil, Verlag von G. Klingenstein. 1879.
- Kollmann.** — Das Recht der deutschen Schenke und die Schanknovelle. Von Dr. Joseph Kollmann. Böbau Weßpr., Verlag von Rich. Strzezel. 1878.
- Körner.** — Bilder aus dem Natur- und Kulturleben. Von Prof. Friedrich Körner. Hamburg, J. F. Richter. 1879.
- Körner.** — Kulturbilder und Humoresken aus dem Alltags- und Modelleben der Völker. Von Prof. Friedrich Körner. Hamburg, J. F. Richter. 1879.
- Körner.** — Geschichten aus Wald und Feld. Bilder aus dem Pflanzen-, Thier- und Menschenleben. Von Prof. Friedrich Körner. Hamburg, J. F. Richter. 1879.
- Kruse.** — Kolumbus. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1878.
- Kaistner.** — Nebelsagen. Von Ludwig Kaistner. Stuttgart, Verlag von W. Spemann. 1879.
- Lang.** — Sonnenblicke aus dem Venz des Lebens. Gedichte von Georg Lang mit Illustrationen von Eugen Alimich, in Holzschnitt ausgeführt von Hermann Günther. Frankfurt a. M., Verlag von G. C. May & Söhne.
- Leander.** — Träumereien. Illustrierte Prachtausgabe. Lfg. 2/4. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel. 1878.
- Leo.** — Four chapters of North's Plutarch. Containing the lives of Cajsus Marcius Coriolanus, Julius Caesar, Marcus Antonius and Marcus Brutus. Photolithographed in the size of the original edition of 1595. Edited by F. A. Leo. London, Trübner & Co. 1878.
- Leo.** — Die Howard Jssfordings-Sage. Aus dem altländischen Urtexte übersetzt von Willibald Leo. Heilbronn, Verlag von Gebr. Hanningar. 1878.
- Letter, a.** about grecian affairs. November, 1878.
- Lindenberg.** — Dem Kaiser! Deutsche Dichter-Gaben. Herausgegeben von Paul Lindenberg. Erfurt, Verlag von Fr. Bartholomäus.
- Lingg.** — Schlüsselsteine. Neue Gedichte von Hermann Lingg. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhdlg. 1878.
- Lipiner.** — Renatus. Epische Dichtung von Siegfried Lipiner. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel. 1878.
- Literaturblatt.** Unter Mitwirkung hervorragender Schriftsteller und Fachmänner herausgegeben von Anton Edlinger. 2. Jahrg. Heft 21, 22. Wien, Verlag von J. Alinhardt. 1878.
- Livingstone.** — Der Missionär. Entdeckungstreifen im Süden und Innern des afrikanischen Continents während der Jahre 1840 bis 1873. Nach David Livingstone's Werken und hinterlassenen Aufzeichnungen bearbeitet von Richard Oberländer. 5. durchges. u. erg. Aufl. Mit 70 Textabbildungen und vier Tonbildern. Leipzig, Verlag von D. Spamer. 1879.
- Lohmeier.** — Dubelnarrsch. Ein lustiges Bilderbuch von Julius Lohmeier. Mit 12 Farbendruckbildern von Fedor Htinger. Frankfurt a. M., Verlag von G. C. May & Söhne.
- Mädler.** — Prof. Dr. v. Mädler's Wunderbau des Weltalls oder populäre Astronomie. 7. Auflage. Neu bearbeitet und vermehrt von Prof. Dr. W. Klinkerfuß. Lfg. 12. Berlin, E. Bichteler & Co., Hofbuchhdlg. 1878.
- Märchen und Sagen.** Aschenputtel comp. v. J. A. Ligner. München, Th. Strofer's Kunstverlag. 1878.
- Marius.** — Die Persönlichkeit Jesu Christi. Mit besonderer Rücksicht auf die Mythologien und Mysterien der alten Völker. Von Dr. Emanuel Marius. Leipzig, Verlag von L. Senf. 1879.
- Mauthner.** — Nach berühmten Mustern. Parodistische Studien von Fritz Mauthner. Stuttgart, Verlag von W. Spemann.
- Mehr Licht!** Eine deutsche Wochenschrift für Literatur und Kunst. Im Selbstverlage des Herausgebers Schöbeler Fred. I. Jahrg. No. 8, 9, 10.
- Mehmer.** — Macbeth von W. Shakespeare. Metrisch überfetzt von G. Mehmer. Zweite, vielfach verbesserte Auflage mit gegenüberstehendem Originaltext (Globe edition). München, literarisch-artistische Anstalt. 1879.
- Meyer.** — Denkwürdige Tage. Zwei Romane von Conrad Ferdinand Meyer. 2. Aufl. Leipzig, Verlag von P. Haessel. 1878.
- Meyer.** — Georg Jenatsch. Eine alte Bündnergeschichte von Conrad Ferdinand Meyer. 2 Bde. 2. durchgesehene Aufl. Leipzig, Verlag von P. Haessel. 1878.
- Monatshefte, Deutsche,** für dramatische Kunst und Literatur. Herausgegeben von Siegfried Fleischer. Band I. Heft 1. Wien, Commissions-Verlag der Wallishausser'schen Buchhdlg. 1878.
- Müller.** — Die wunderfame Historie vom hochbeten Junker Siegfried von Lindenberg. Humoristische Erzählung von Johann Gottwerth Müller weiland zu Jhehoe. Billige Volksausgabe. Leipzig, K. G. Stein. 1878.
- Oben und Unten.** Wanderungen zu den Schöpfungswundern des Festlandes. In Schilderungen für die Jugend herausgegeben von Friedrich Körner. Mit über 70 Text-Illustrationen, vier Tonbildern und einem bunten Bilde. Leipzig, Verlag von D. Spamer. 1879.
- Oberländer.** — Afrika von Osten nach Westen quer durchwandert von Stanley und Cameron. Bearbeitet von Richard Oberländer. Mit über 80 Textabbildungen, vier Tonbildern und zwei Karten. Leipzig, Verlag von D. Spamer. 1879.
- Ohorn.** — Der Eisentönig. Historische Erzählung aus der Zeit der Kreuzzüge und des großen Mongolensturmes. Erzählt von Anton Ohorn. Mit 90 Textabbildungen und einem Titelbilde. Leipzig, Verlag von D. Spamer. 1879.
- Olfers.** — Raseweiß und Dämelschen. Ein Märchen in 23 Bildern von Marie von Olfers. München, Verlag von Fr. Bassermann. 1878.
- Oesterreicher.** — Aus fernem Osten und Westen. Skizzen aus Ostasien, Nord- und Süd-Amerika. Von J. A. Freiherr von Oesterreicher. Mit 5 Illustrationen. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1879.
- Otto.** — Jugendstrieche und Abenteuer von Fritz Stromeer, genannt „Bummelfrische“. Herausgegeben von Franz Otto. Mit 110 Abbildungen, nebst einem Titelbilde. Leipzig, Verlag von D. Spamer. 1879.
- Otto der Schütz.** — Comp. von J. A. Ligner. München, Th. Strofer's Kunstverlag. 1878.
- Pantheon deutscher Dichter.** Herausgegeben von Peter Bohmann. 9. Aufl. Mit Titelbild von G. Härtel und 6 Illustrationen nach Originalzeichnungen von G. Sunbblad. Leipzig, Verlag von Gebr. Matthes. 1878.
- Parkmann.** — Die Jesuiten in Nord-Amerika im XVII. Jahrhundert. Von Francis Parkmann. Stuttgart, Arnheim'sche Vorlagsbuchhdlg. 1878.
- Pawilowski.** — Um eine Krone. Tragödie in fünf Acten von Gustav Pawilowski. Wien, In Commission der Wallishausser'schen Buchhdlg. 1878.
- Pilz.** — Was Kinder gern hören. Fünfzig heitere und ernste Geschichten für Kinder von 7 bis 10 Jahren. Von Dr. Karl Pilz. Mit 20 Textabbildungen, 2 Tonbildern und einem Buntbilde. Leipzig, Verlag von D. Spamer. 1879.
- Pletsch.** — Gudaus. 17 Originalzeichnungen von Oscar Pletsch. Mit Reimen von Victor Blüthgen. Leipzig, Verlag von Alphons Dürr.
- Polko.** — Aus der Fremde. Neue Dichtergrüße aus vieler Herren Länder gesammelt von Elise Polko. Mit Portrait und Facsimile der Verfasserin in Lichtdruck. Breslau, Verlag von S. Schottlaender.
- Presbber.** — Rudolf. Novelle von Hermann Presbber. 2. Aufl. Leipzig, Th. Thomas. 1879.
- Protestanten-Bibel** Neuen Testaments. Herausgegeben von Prof. Dr. Paul Wilh. Schmidt und Prof. Dr. Franz von Holzendorff. 3. völlig neu durchgesehene Aufl. Heft 1. Leipzig, Verlag von J. A. Barth. 1879.
- Raabe.** — Krähenselber Geschichten. Von Wilhelm Raabe. 3 Bde. Braunschweig, Verlag von G. Westermann. 1879.
- Raabe.** — Wunnigel. Eine Erzählung von Wilhelm Raabe. Braunschweig, Verlag von G. Westermann. 1879.
- Radde.** — Die Chew'suron und ihr Land (ein monographischer Versuch) untersucht im Sommer 1876 von Dr. Gustav Radde. Mit 13 Tafeln Abbildungen, vielen Holzschnitten und einer Karte. Kassel, Verlag von Th. Fischer. 1878.
- Reiche.** — Der Führer auf dem Lebenswege in klassischen Lehren der Moral. Ein Geschenk für jedes Alter und Geschlecht. Herausgegeben von Dr. Fr. Reiche. 13. (Min.) Aufl. Berlin, Bichteler & Co., Hofbuchhdlg.

- Reifferscheid.** — Westfälische Volkslieder in Wort und Weise mit Klavierbegleitung und Liedervergleichenden Anmerkungen herausgegeben von Prof. Dr. Alexander Reifferscheid. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger 1879.
- Ressel.** — Vergiftmeinnicht! Beschreibene Lieder von G. A. Ressel. Wien, Huber & Zahme. 1879.
- Reuter.** — Ergänzungsbände zu den sämtlichen Werken von Fritz Reuter. Billige Ausg. 4 Bde. 1. Leipzig, G. A. Koch's Verlagsbuchhdlg. 1878.
- Revue Générale, Journal Historique et Littéraire.** Tome XXVIII. Decembre 1878. Bruxelles.
- Roscher.** — Ansichten der Volkswirtschaft aus dem geschichtlichen Standpunkte. Von Wilhelm Roscher. 3. verb. Aufl. 2 Bände. Leipzig, G. F. Winter'sche Verlagsbuchhdlg. 1878.
- Rosenthal-Bonin.** — Der Heirathsdamm. Von Hugo Rosenthal-Bonin. 2. Aufl. Stuttgart, Verlag von Gb. Hallberger. 1879.
- Rosenthal-Bonin.** — Unterirdisch Feuer. Ein Novellenbuch von H. Rosenthal-Bonin. Leipzig, Verlag von B. Schöde. 1879.
- Rousseau.** — Juge par les Genevois. Geneve, J. Sandoz. 1879.
- Saar.** — Die beiden de Witt. Trauerspiel in 5 Acten von Ferdinand von Saar. 2. neubearb. Aufl. Heidelberg, Verlag von G. Weiff. 1879.
- Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.** Herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. v. Holtendorff. XIII. Serie. Heft 308.9. Berlin, Verlag von G. Habel. 1878.
- Schalk.** — Blätter für deutschen Humor. Herausgegeben von Julius Schmeier. 1878. No. 8/10. Stuttgart, Verlag von W. Spemann.
- Scherer.** — Zur Geschichte der deutschen Sprache. Von Wilhelm Scherer. 2. Ausg. Berlin, Weidmann'sche Buchhdlg. 1878.
- Scherer.** — Aus der Dichtung und Sage. Graß und Scherz. In Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Ludwig Richter. Herausgegeben von Georg Scherer. Leipzig, Verlag von Alphonß Dürr.
- Schiller.** — Das Lied von der Glocke von Friedrich von Schiller. Illustrirt in 2 Compositionen von Alexander Tietz Mayer. Mit 43 ornamentalen Zeichnungen von Rudolph Seif. 1. Aufl. München, Th. Strofer's Kunstverlag. 1878.
- Schlaegel.** — Santino, oder: Das Glück der Welt. Roman von Max von Schlaegel. 2 Bde. Breslau, Verlag von G. Schottlaender. 1879.
- Schmidt.** — Lenz und Klinger. Zwei Dichter der Geniezeit. Dargestellt von Erich Schmidt. Berlin, Weidmann'sche Buchhdlg. 1878.
- Siegert.** — Althaemestra. Tragödie in fünf Aufzügen von Georg Siegert. 2. Aufl. München, G. Neuhoff's Verlag. 1879.
- Siegrist.** — Christus und das Christenthum. Zwei Predigten, gehalten von Hans Siegrist. Wiborg. 1878.
- Silberstein.** — Dächlein Klingensland. Dichter-Weisen und Weisungen von August Silberstein. Wien, Verlag von G. Fromme. 1879.
- Spielhagen.** — Blatt Land. Roman von Friedrich Spielhagen. 3 Bde. Leipzig, Verlag von L. Staackmann. 1879.
- Spir.** — Recht und Unrecht. Eine Erörterung der Principien. Von A. Spir. Leipzig, Verlag von J. G. Fintel. 1879.
- Stadion.** — Marguerites-Reines. Zwei Bluetten von Graf Emerich Stadion. Prag, J. G. Calve'sche Hof- u. Universitätsbuchhdlg. 1878.
- Stengel.** — Pessimisten. Roman von F. von Stengel. 3 Bde. Stuttgart, Verlag von Richter & Rabbler. 1879.
- Stenothyra.** — Anthropologische Reise-Studien. Humoreske von G. von Stenothyra. Berlin, Verlag der Plahn'schen Buchhdlg. 1878.
- Stieler.** — Deutsche Tonmeister. Biographische Erzählungen und Charakterbilder, der musikalischen Jugend gewidmet von J. Stieler. Mit 45 Holzschnitten. Leipzig, Verlag von Alphonß Dürr. 1878.
- Strodtmann.** — Dichterprofile. Literaturbilder aus dem neunzehnten Jahrhundert. Von Adolf Strodtmann. 2 Bde. Stuttgart, Abenheim'sche Verlagsbuchhdlg. 1879.
- Tegnér.** — Die Frithjofs-Sage von Esaias Tegnér. Im Vermaß des Originals aus dem Schwedischen übertragen von Pauline Schanz. Dresden, Verlag von G. C. Reinhold & Söhne. 1879.
- Thayer.** — Ludwig van Beethoven's Leben. Von Alexander Wheelod Thayer. Bb. 3. Berlin, Verlag von W. Weber. 1879.
- Tremendt's Volks-Kalender für 1879.** 35. Jahrg. Mit 6 Stahlstichen und zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten. Breslau, Verlag von Gb. Tremendt.
- Tremendt's Haus-Kalender für 1879.** 32. Jahrg. Mit 1 Titelbild und 20 in den Text gedruckten Holzschnitten. Breslau, Verlag von Gb. Tremendt.
- Wischer.** — Robe und Gynismus. Beiträge zur Kenntniss unserer Culturformen und Sittenbegriffe von Friedrich Theod. Wischer. Stuttgart, Verlag von Konr. Wittwer. 1879.
- Wagner.** — Die Nibelungen. Nach nordischer und deutscher Dichtung erzählt von Dr. W. Wagner. Illustrirt von H. Vogel, F. W. Heine u. A. Leipzig, Verlag von D. Spamer.
- Weltgeschichte, Illustrirt, für das deutsche Volk.** Pracht-Ausgabe. Band I. 1. Aufl. 3. 4. Leipzig, Verlag von D. Spamer. 1878.
- Windelband.** — Die Geschichte der neueren Philosophie in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Cultur und den besonderen Wissenschaften, dargestellt von Professor Dr. W. Windelband. I. Bd. Von der Renaissance bis Kant. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel. 1878.
- Zeitschrift, Historische,** herausgegeben von Heinrich von Sybel. Neue Folge. V. Bd. 1. Heft. 1879. München, Verlag von R. Oldenbourg.
- Zeit- und Streitfragen, Deutsche.** Flugblätter zur Kenntniss der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. Rudolph v. Luchahn, Redacteur H. Vammers u. herausgegeben von Franz von Holtendorff. Jahrgang VII. Heft 1089. Berlin, Verlag von G. Habel. 1878.
- Zeitung, Illustrirt, für kleine Leute.** Band VIII. Heft 6. Leipzig, Verlag von W. Opek. 1878.
- Zimmer.** — Kleine Lieder in volkstümlichem ein- bis dreistimmigen Sage für gleiche Stimmen von Dr. Friedrich Zimmer. 1. Heft. Luedlburg, Chr. Fr. Vieweg's Buchhdlg. 1879.
- Zimmern.** — Lessing's Leben und Werke. Von G. Zimmern. Deutsche autorisirte Ausgabe. 1. Aufl. 3. 4. Gelle, Literarische Anstalt. 1879.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Für die Redaction verantwortlich: Edwin Paetel in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Und sie kommt doch!

Erzählung aus einem Alpenkloster.

~~~~~  
Von

Wilhelmine von Hillern.

~~~~~

Drittes Capitel.

Es ist Nacht geworden, aber nicht dunkel. Fast mit Sonnenhelle erleuchtet der Mond das Thal und grenzt weithin sichtbar alle Umrisse der Gestalten in Licht und Schatten ab. Zauberisch, lichtumflossen blinken die Zinnen der Reichsburg, der Rotund und des Thurms von „Helf' mir Gott“ herab. Von dem letzteren hat sich einst, von einem bösen Ritter verfolgt, eine Jungfrau in's Thal gestürzt, ist aber unverfehrt unten angekommen, weil ihr die Heiligen ihren Mantel unterbreitet haben. So erzählt das Mägblein den Brüdern leise, als könne ihr Plaudern die Schläfer dort oben wecken, und lieblich vertreibt sich ihre weiche Stimme mit dem Gemurmels des Rambahs, der sich mondbeglänzt neben dem Wege hinzieht.

„Kennst Du die Gegend?“ fragt Porphyrus.

„Freilich! Hier bin ich ja als Kind gewesen, wo Nachts die schöne Frau immer zu mir kam und der schöne Mann, dem ich Vater sagen durfte. Und dann mußte die Mutter mit mir in's Trafoy-Thal zu den heiligen drei Brunnen flüchten, und als wir auch da nimmer sicher waren, über die Heide in die Wälder gen Finstermünz. Ich kenne alle Weg' und Stege weit und breit.“

„Warum mußtet Ihr Euch so verstecken?“ fragt Porphyrus, „lastete ein Verbrechen auf Deiner Mutter?“

„O nein — nimmer hat meine Mutter Uebles gethan. Aber sie hat immer Angst gehabt, sie stellten mir nach.“

„Seltsam! Und wovon lebet Ihr denn?“

„Die schöne Frau hat meiner Mutter Geld gegeben, davon kauften wir Brod und Kleider. Es hat gereicht, bis ich groß war, aber jetzt ist es ausgegangen und wir haben tagelöhnern wollen, aber sie haben uns überall fortgejagt — und zuletzt haben wir betteln müssen. Bettelbrod ist hartes Brod —

die Mutter ist dran gestorben!" Das Kind wischt sich mit dem Aermel die Augen und schweigt.

„Hier ist ein finstres Geheimniß!" sagt Porphyrus leise zu Donatus.

„Armes Kind, wann starb Deine Mutter?" fragt Donatus.

„Heute Nacht — im Walde."

„Wie — so liegt sie noch unbeerdigt?"

„Ich hab' sie in eine Grube gelegt, wo der Sturm einen Baum entwurzelt hatte, und mit Reifern zugedeckt. Auch Steine hab' ich darauf gewälzt, so viel ich konnte. Und ein klein hölzern Kreuzlein, das sie bei sich trug, hab' ich drauf gesteckt und dabei gebetet!"

„Wie hieß Deine Mutter?" fragt Donatus nachdenklich.

„Bertrudis, Herr! Du kennst sie wohl, sie war ja Deine Amme!"

„Bertrudis!" ruft Donatus schmerzlich, „sie war Deine Mutter?"

„Eigentlich war sie's nicht, aber sie zog mich auf und ich nannte sie so."

„O armes Weib! So mußttest Du enden — gleich dem Thier des Waldes in Sturm und Untwetter auf feuchter Erde! Und liegst nun unbestattet gleich ihm! Nicht einmal ein christlich Begräbniß konnte Dir die Kirche geben, der Du einen Sohn gesäugt! Warum auch, Mägdelein, holtest Du unsrer Keinen diesen Morgen, daß wir ihr ein Grab in geweihter Erde gegönnet hätten?"

„Wen sollt' ich holen? Zu Euch hinauf wag' ich mich nicht mehr, seit mich der böse Mann in der Nacht fortjagte. Ach — wärest Du zu ihr kommen, Du hättest sie gewiß wieder gesund gemacht, und sie wäre nicht gestorben!"

„Ich? Wie konnte ich es ahnen! Hättest Du mich doch gerufen!"

„Ach — ich war ja bei Dir, Dich zu holen — aber der Schwarze stieß mich mit dem Fuße von der Pforte!"

„Wer?"

„Der Finstre, Bleiche mit den schwarzen Augen —"

„Correntian!" ruft Donatus. „Hast Du ihm denn gesagt, daß es Bertrudis, und daß sie krank sei?"

„Freilich — ich fleht' ihn an, daß er Dich sende — ihr zum letzten Trost! Aber er drohte, mich zu zertreten wie eine Ratter."

„Dich!" stößt Donatus heraus, und als müsse er es schlügen, umschlingt er des Kindes Schulter und drückt es jäh an sich: „Correntian — das mag Dir Gott verzeihen!"

Porphyrius legt seine Hand warnend auf Donatus' Arm: „Donatus!"

Aber Donatus beachtet es nicht. „Dies Kind hinausstoßen in Nacht und Sturm, da es kommt, der sterbenden Frau den letzten Trost zu holen! Dies Kind mißhandeln, zertreten wollen wie eine Ratter! Wehe Correntian! Das ist nicht der Geist der Liebe, der uns beseelen soll!" Und er hält das Kind fest im Arm wie ein Vater. „Arme, verlassene Waise! Hier — hier hast Du eine Heimath — ich will es gut machen, was der harte Mann an Euch verbrach; ich will es Dir, ihrem Pflegling, lohnen, was die treue Amme an mir gethan, was sie um mich gelitten! Ich will's, so wahr in mir jener Geist der Liebe ist, den Correntian geschändet!"

„O Du mein lieber, lieber Herr!“ sagt das Mägdlein, und die Stimme erstirbt ihm in seligem Glück.

Porphyrus aber schüttelt den Kopf. „Was thust Du, Donatus? Ich bin nur ein einfacher Laienbruder, aber mich dünkt, daß es nicht Deines Amtes sei, Dirnen von der Straße aufzulesen und ihnen die Heimath an Deinem Herzen zu bereiten.“

„Auch mich haben die Brüder von der Straße aufgelesen und ich sollte mich der Verlassenen nicht annehmen? Wohl mir, daß ich sie endlich kennen lerne, die Wonne der Barmherzigkeit!“

„Du mangelst des Maßes auch darin — wie in Allem!“ warnt Porphyrus.

„Des Maßes? Wer will der Barmherzigkeit ihre Grenzen zumessen? Das ist das erste Geschöpf, dem ich wohlthun kann — weißt Du, was das heißt?“

„Eine landflüchtige Dirne, die selbst bekennet, daß sie überall vertrieben worden, wohin sie kam — ist sie Deiner Wohlthat werth?“ murrte der bedenkliche Bruder. „Mägdlein!“ ruft er sie streng an, „gestehe, warum hast Du nicht redlich Dein Brod verdient mit Deiner Hände Arbeit — warum jagten sie Dich von Ort zu Ort — so es nicht eine üble Bewandniß mit Dir hatte?“

Das Mägdlein erbleicht und zittert: „Ich — ich — kann's nicht sagen!“

„Siehe, Du verstummst!“ ruft Porphyrus. „Warum zitterst Du, so Du ein gutes Gewissen hast?“

„O Herr, Ihr werdet Euch vor mir scheuen und mich von Euch stoßen!“

„So steht's mit Dir? Gott helf' uns — wie haben wir uns in Dir geirrt!“ braust Porphyrus auf. „Bekenne — sogleich, bekenne, bist Du eine Hexe oder Trud?“

„Ach Herr, ich weiß es ja nicht! Die Leute sagen's, weil ich zusammengewachsene Brauen habe und kleine Füße! Ich habe nie Jemandem wissentlich was zu Leid gethan — gewiß und wahrhaftig nicht, und doch laufen mir überall die Buben nach und schmählen, ich drückte sie im Schlaf — ich sei eine Trud! Und die Frauen werfen mir die drei weißen Gaben nach, und die Kinder Steine und verspotten mich und hängen mir Strohwische an. So flieh' ich von Ort zu Ort, aber es geht mir überall nach und nirgends find' ich Ruh!“ Und das Kind bricht in ein herzerreißendes Schluchzen aus.

„Da haben wir's!“ ruft Porphyrus und schlägt entsetzt die Hände zusammen. Aber das Kind klammert sich in seiner Angst an Donatus.

„Ach Herr, Herr — verstoß' mich nicht — hab' Erbarmen mit mir. Ich will Dir ja Alles gestehen. Ja, 's ist wahr, ich hab' manche Kennzeichen an mir, daß ich's fast selber glauben möcht'! Ich hab' mich immer gern in hohle Bäume verkrochen und dort geträumt, ich bin nächtig und lichtscheu — sie haben mich ja bei Tage immer geängstigt und geheht — wie soll ich den Tag lieben? Und manchmal, da kam's mich an, daß ich meinte, ich müßte die Mutter vor Liebe todtbrücken! Und wenn ich ein Thier hab', ein Lamm oder ein Hündlein, so muß ich's brücken, daß ihm fast der Odem vergeht, aber todtgedrückt hab' ich doch noch keines — wenn's soweit kam, that mir's allemal leid. Und oft, wenn ich nichts Lebendes hatte, bin ich in den Wald gelaufen und hab' die kleinen jungen Bäume umgebogen, daß sie zersplit-

texten, dann war mir wieder wohl! Ja, ich will Dir's nur bekennen, Herr, selbst bei Dir, dem Heiligen, dem Gehren, hat mich's versucht! Wenn ich Dich so halte und führe, da wandelt mich's an, daß ich Deine Hand drücken möcht', bis ich selbst todt niedersänke. Nicht wahr, das ist wol Truden-Art? Aber Du weißt es ja, Herr, die Truden können sich bessern! Wenn ich eine bin — hilf mir, daß ich's bekämpfe — noch bin ich zu retten, laß mich nicht fallen, Herr!"

Donatus fühlt sie an ihm niedersinken und fühlt, wie ihr Körper in Todesangst bebt, und er hebt sie mit starkem Arm auf. „Sei wer Du bist, und was Du bist — ich glaub' an Dich!"

Da fühlt er die zarte Gestalt von einem heftigen Stoß zu Boden geworfen — ein leiser Schrei des Mädchens, dann ergreift ihn ein starker Arm und sucht ihn mit fortzureißen.

„Was ist das?“ ruft Donatus.

„Hintweg mit Dir!“ raunt ihm Porphyrius in's Ohr. „Meinst Du, ich lasse Dich mit so Einer im Bund? Heb' Dich weg, verruchte Trud!“ und noch einmal hört Donatus einen Schlag fallen, als träfe er einen weichen Körper. Da plötzlich erwacht es in ihm, als wäre er erst in dieser Stunde zum Mann geworden. Mit dem einen Arm reißt er das mißhandelte Kind zu seinen Füßen auf, den andern erhebt er drohend gegen den Bruder: „Berühre sie nicht mehr, oder es ist Dein Tod!"

„Donatus!“ schreit der Bruder entsetzt auf, „ist es schon so weit mit Dir?"

„Soweit?!" ruft Donatus. „Wagst Du es, Armseliger, an mir zu zweifeln, an mir, dem Todgeweihten? Ist Dir selbst die undurchbringliche Nacht, die meine Sinne deckt, nicht zu heilig, um sie mit Deinem Argwohn zu beflecken? Dies Kind ist mein Kind! Ich hab' es aufgenommen an Vatersstatt — und ich werd' es schirmen mit meinem Herzblut!"

Der Kleinen Köpfschen ist matt wie eines erstickten Vögelchens an seine Brust gesunken — er fühlt ihren hangen Athem, und Grimm und Schmerz gibt ihm Riesenkraft. Da wagt es der thörichte Bruder noch einmal, die Weiden trennen zu wollen, aber blindlings trifft die geballte Faust des Gereizten seine Schläfe, daß er taumelnd über einen Stein stürzt und bewusstlos liegen bleibt. „Weh' mir!“ ruft Donatus, da er den schweren Fall hört, „ist er todt?"

Das Mädchen kniet bei dem Gefallenen nieder und reibt ihm Stirn und Schläfe: „Nein, er lebt, aber er hat sich an dem Stein gestoßen und blutet!"

„Großer Gott, was that ich — die Hand erhoben gegen einen Bruder — welch' böser Geist verwirrte meine Sinne? Gott erbarme sich!"

Das Mädchen hat indessen den Leblosen mit Wasser besprengt — und er schlägt die Augen auf. Donatus steht mit gerungenen Händen rathlos dabei. Da zeigt der Bruder nach der Richtung von Reichenberg zu: „Sieh' dorthin!"

Das Mädchen hebt den Kopf auf und schaut — auf der Reichenburg schimmert Licht — und über einem kleinen Gehölz tauchen die Köpfe von Berittenen auf, die rasch des Weges kommen.

„Das sind Reichenberger! Wir sind verloren!“ stöhnt der Verwundete:

„So Du noch nicht ganz der Hölle verfallen bist — rette ihn — im Namen Gottes!“

„Aber Du? Kannst Du nicht mit uns?“ fragt das Kind.

„Nein, die Kräfte versagen mir — ich kann nicht aufstehen — laßt mich, was liegt an mir — an Diesem liegt Alles, rette ihn — und Gott wird Dir dafür gnädig sein!“

Die Reiter biegen schon um die Ecke des Gehölzes. „Fort, fort!“ Das Mädchen faßt den Blinden mit übernatürlicher Kraft und reißt ihn halb springend, halb fallend den Rain hinunter in das dichte Weidengebüsch, das hier unten das tiefausgewühlte Flußbett einfaßt. „Lieg' still und rühr' Dich nicht!“ befiehlt sie ihm leise und verbirgt ihn so viel als möglich in dem Gestrüpp. Dann kauert sie bei ihm nieder und leise und schmeichelnd umspült die laue Welle das Paar wie schwellende Daunen eines kühlen, frisch gemachten Bettes. —

„Da liegt ein Pfaff!“ ruft einer der Reifigen und hält sein Pferd an: „Das ist ein Fund, der Graf hat uns ja für jeden Marienberger, den wir fangen, einen Goldgulden verheißen!“

Und sie steigen ab, den verwundeten Porphyrus zu besichtigen.

„Du wardst geschlagen. Wer hat uns so vorgegriffen?“ fragt Einer mit Lachen.

„Niemand!“ spricht der Bruder, „ich fiel über einen Stein.“

„Waren nicht noch ein paar bei Dir? Mich dünkt, ich sah so 'was, als wir um die Ecke bogen!“

„Ja, ja — 's war wie ein Schatten, der in's Wasser glitt!“ ruft ein Anderer.

„Ihr sahet recht, es war mein Mantel, der mir beim Sturz da hinunter fiel,“ sagt Porphyrus ruhig.

Die Reiter biegen sich über den Rand der Straße, können aber Nichts gewahren. „Der ist längst weggespült. — Wart' nur, Pfäfflein, wir bringen Dich an einen Ort, wo Dir's heiß genug werden wird, auch ohne Mantel! Eure Zeit ist kommen, Ihr fetten Marienberger! Bis in sieben Tagen halten wir Schlachtfest bei Euch. Nun kannst Du gleich mit uns reiten, die Gäste zu bitten!“ Und sie heben ihn auf eines ihrer Pferde, und fort geht's unter Halloh und Gelächter.

Lange noch tönt ihr Hufschlag in der Ferne, bis er endlich verklingt und wieder tiefe Stille auf der einsamen Straße herrscht. Noch eine Weile lauschen die Beiden in ihrem Versteck. Endlich erlöscht auch das Licht auf der Reichenburg, nun sind sie sicher.

Mühsam hilft das Mädchen dem Blinden wieder den steilen Rain hinan, oftmals rutscht er zurück auf dem sandigen Abhang und in den nassen Kleidern. Doch wie sie biegsam ist und geschmeidig, so ist sie auch gewandt und willensstark. Sie bringt ihn wieder herauf. Da stehen sie nun die Beiden allein — ein Blinder und ein wehrloses Mädchen! Aber sie fürchten sich nicht, sie haben sich einander, und weiter brauchen sie Nichts.

„Mägdelein, wie nenn' ich Dich? meine Seele möchte Deinen Namen zum

Herrn hinaufrufen in Dank und Preis! Mein Herz ist voll von Dir, wirf Deinen Namen noch hinein, damit es überfließe in Deinem Lob!"

„Beata heiß' ich!"

„Beata! Du hast mich errettet — Gott ist mit Dir! Nun führe mich weiter, auf daß ich meine Brüder errette. Wir dürfen keinen Augenblick verlieren, denn die Gefahr ist groß.“

„Komm', mein Herr und mein Engel! Hienieden führ' ich Dich, drüben führst Du mich. Aber damit ich Dich führen könne, muß ich nun wissen, wohin Du gehst? Nimmer wagt' ich's zu fragen, so lange der strenge Bruder dabei war — aber jetzt mußt Du mir Alles sagen, jetzt muß ich ja allein für Dich sorgen!"

„Nach St. Gertruden, dem Frauenflist, bin ich entsandt mit Botschaft an die Herzogin, dorthin führe mich auf dem nächsten Wege!"

„Wohl, bald sollst Du dort sein. Ach, sei nicht traurig — es ist ja so schön — jetzt hab' ich Dich ganz allein!" Und sie preßt die Hand, an der sie ihn leitet, in überschwänglicher Freude an sich, daß er unwillkürlich zusammenzuckt, aber wie erschrocken läßt sie sie wieder los: „Nein, nein, nicht drücken, nein, ich drück' Dich nicht!" sagt sie, sich selbst bezwingend.

„Armes Kind, ich weiß, wie Dir zu Muth ist — es gab eine Zeit, wo auch ich das Kreuzesholz an meinen Busen drückte und die kalte Erde küßte aus ungestilltem, unnennbarem Verlangen! Wo ich in einer einzigen Umarmung die Seele hätte aushauchen mögen im Durst nach Liebe!"

„Ja, ja — so ist's!" flüstert das Mägdlein leise erbebend vor sich hin.

„Aber ich fand, was jeden Durst und jedes Verlangen stillt, das Wasser, von welchem Jesus spricht: ‚So Du aber von dem Wasser trinkest, das ich Dir gebe, wird Dich nimmermehr dürsten in alle Ewigkeit!‘ Von diesem Wasser will ich Dich schöpfen lehren und Friede wird mit Dir sein!"

Das Mädchen schreitet stumm neben ihm, die Augen zur Erde gerichtet, damit kein Stein des Blinden Fuß verleihe, denn der Weg ist rauh und schlecht gebahnt. — Sie gehen schweigend neben einander her. „Deine Hand ist heiß wie eine Kohle," sagt endlich das Kind: „Und es zuckt und pocht, als wär' ein klein' Hämmerlein darin. Auch Dein Schritt ist unsicher. Hemmen Dich die nassen Kleider — oder bist Du krank?"

„O Kind — frag' mich nicht!"

„Du ängstigst mich! Hab' doch Vertrauen zu mir und laß mich um Dein Ungemach wissen!"

Da bleibt der Blinde einen Augenblick stehen und greift nach seinen Wunden: „Das brennt und bohrt wie glühende Kohlen! Mein Gott, mein Gott, gib, daß ich nicht verzage!"

Liefer Jammer ergreift das Mägdlein, wie sie ihn so stehen sieht, die Hände im Krampf des Schmerzes über den leeren Augenhöhlen gerungen. „O armer, armer Mann! Und ich kann Dir nicht helfen! Könnt' es Dich heilen, wenn ich mir das Herz ausrisse — wie gerne wollt' ich's thun!"

„Dein Wort ist Balsam, es hat eine wunderbare Kraft. — Komm' — ich kann weitergehen!"

„Vertweile, — ich will Dir Wasser schöpfen und Dich neu verbinden!“ sagt das Kind und will zum Fluß hinab, aber er hält sie fest: „Nein, keinen Augenblick mehr! Laß uns vorwärts eilen — jeder Augenblick ist wichtig! Denke meiner armen bedrohten Brüder!“

„Ach, ich kann Nichts denken, als Dich und Deine Schmerzen!“ klagt das Kind, — aber es muß gehorchen und den Kranken weiterführen, er zieht es unaufhaltsam mit sich fort.

Jetzt schreiten sie am Fuß der Beste Reichenburg vorüber und bang blickt das Mägdelein zu den starr emporragenden Mauern auf.

„Gott sei Dank!“ spricht sie aufathmend, als sie vorbei sind: „Die Reichenburg ist hinter uns! Nun haben wir Nichts mehr zu fürchten.“

„Wie lange brauchen wir noch nach St. Gertruden?“ fragt der Blinde.

„Ehe die Sonne aufgeht, sind wir dort. Was machen wir dann?“

„Dort erbitt' ich mir von der Herzogin schützend Geleit und streitbare Macht zur Rettung meiner Brüder von Marienberg und eile mit dieser zurück. Dich aber übergebe ich der hohen Frau, daß sie Dich unter die Himmelsbräute von St. Gertruden aufnehmen läßt, denn das ist der Weg zu den Seligen, den ich Dich zu führen versprach — dort fließt der Brunnen des ewigen Wassers, aus dem Du schöpfen sollst.“

„Jesus Maria!“ schreit das Mädchen auf, „Du willst mich in ein Kloster sperren?“

„Was sollt' ich wol sonst mit Dir beginnen, was Gott gefällig wäre?“

„O nimmer — nimmer!“ stößt das Mägdelein athemlos heraus.

„Beata — ist das Dein Gehorsam?“

„Ich folge Dir — treu wie ein Hund, denn das ist meine Bestimmung — aber freiwillig! Fangen laß' ich mich nicht — einsperren laß' ich mich nicht — willst Du mir die Freiheit rauben, so entflieh' ich Dir — und Keiner wird mich mehr finden!“

„Weh' Dir, Beata, Du verschmähst das Heil, das ich Dir biete? Unglückliches Kind! Morgen lehr' ich in mein Kloster heim und dann siehst Du mich nimmer! Was ist dann Dein Loos? Dann wirst Du unstät irren, nach wie vor und hungern und frieren, indeß Dir dort der Seele und des Leibes Nahrung bereitet ist!“

„Glaubst Du, — ich fürchte Hunger und Kälte? Ich — die Obdachlose, die Landflüchtige? Biete der Wildtaube den schönsten Käfig zum Obdach, heilige Hostien zur Nahrung und Weihwasser zum Getränk! — sie wird sich lieber zur harten Winterszeit in einen hohlen Baum verkriechen und still verhungern, als gefangen sein! Und des Herrn Gnade wird sich auch der armen Wildtaube erbarmen, und er wird ihr verzeihen, denn er hat es ja selbst so in sie gelegt, daß sie nur leben kann in der Freiheit!“

Donatus bleibt stehen und zieht staunend seine Hand aus der ihren: „Mägdelein, welch' ein Geist redet aus Dir? Welch' eine Kraft beseelet Dich? Dich schreckt nicht, was Menschen schreckt — Dich lockt nicht, was sie lockt! Ueber Dich hat nichts Irdisches Kraft! Heilig bist Du in Deiner Unschuld. Die Thiere des Waldes werden Dich verschonen und die Sünde kann Dir nicht

nahen. Ja, Deine Einfalt hat mich besieget und ich beuge mich vor Deiner Kindesweisheit! So zieh' denn hin, wilde Taube, Deiner Bestimmung nach —! Vielleicht hat Gott Dich berufen, daß Du einer einsam irrenden Seele das Delblatt bringest, das sie mit der Menschheit versöhne!" Er faßt wieder ihre Hand und schreitet weiter. „Nun leite den blinden Wanderer noch an sein Ziel — und dann — schwinge Dich auf und fliege fort! — Meine Seele wird Dich finden, wohin Du auch flatterst. Und wenn ein Sturm unsere Mauern peitscht und ein verschlagener Fittich an mein Fenster streift, wenn der Schnee die Lande deckt und die hungernden Vögel ihre Brosamen bei uns suchen — dann werd' ich an meine Wildtaube denken, draußen im Wald, — daß Gott sie behüte!"

Er hält inne — es überkommt ihn ein fremdes nie gekanntes Weh und das Wort versagt ihm auf den Lippen.

Das Kind aber blickt feuchten Auges zu den Sternen auf und ein unerschütterliches Vertrauen malt sich auf seiner schuldlosen Stirn. Die Sterne da oben können's nicht wollen, daß sie sich trennen — es kann nicht sein — und also wird's nicht sein! —

Keines spricht mehr ein Wort. —

Da tauchen vor ihnen die Thürme von St. Gertruden aus dem Dunkel. Des Mädchens Herz fängt an zu schlagen, wie zuversichtlich es auch ist! Und unwillkürlich verlangsamte es seine Schritte, je näher es kommt. Aber endlich haben sie es doch erreicht, sie stehen vor der Pforte — der Augenblick der Trennung ist da! —

Viertes Capitel.

„Die Herzogin ist fort!" tönt die Schreckensbotschaft aus dem Munde des Pfortners Donatus in's Ohr: „Hier ist Niemand mehr von hohen Herrschaften als der Graf Reichenberg, der auch die Herzogin zu suchen kam. Wollt Ihr ihn sprechen?"

„Gott erbarme sich — nur fort — schnell fort!" ruft Donatus. „Er darf mich nicht sehen — nicht um Alles. Sagt mir nur, wohin nahm die Herzogin ihren Weg und kann ich sie noch einholen?"

„Wenn Santa Maria zog sie; so Ihr nicht säumet, mögt Ihr sie wol noch treffen. Wollt Ihr aber nicht erst noch einen Imbiß annehmen — das Stift entläßt Keinen ungastlich von seiner Schwelle und nun gar einen geistlichen Bruder!"

„Nimmer, nimmer — wenn mich der Reichenberg sieht, ist's mein und meines Klosters Verderben. Laß mich fort — sonder Verzug und verrath mich nicht, so Dir der Wille des Abtes von Marienberg heilig gilt. Fahr wohl und der Herr behüte Euer Haus!"

„Auch das Gute und Glück auf den Weg!" ruft der Pfortner ihm nach. Die Pforte schließt sich und die beiden Wanderer stehen wieder allein auf der Straße.

„Beata!" spricht Donatus ernst: „Es ist Gottes Wille, — er gibt mich in Deine Hand, so hilflos wie ein Kind — willst Du mich weiter führen?"

„Gott sei Dank — Gott sei Dank!“ ruft das Mägdelein mit fliegender Brust, die Wangen vor Freude geröthet: „Du bleibst bei mir und ich bei Dir — ewig — ewig!“

„Kind, Deine Gedanken schwärmen wie wilde Bienen! Das Unmögliche erscheint Dir gewiß, und was nach Stunden zählt, hältst Du für ewig — Du bist ein Kind! Aber der Herr spricht: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich!““ So denk' auch ich, daß Deine Einfalt wohlgefällig ist in des Herrn Auge. Doch laß uns rascher gehen, ich zittere vor dem Reichenberg.“

„Ich geh', so schnell ich kann — wenn ich's übereile, so fällst Du und dann sind wir ganz verloren.“

„Ich falle nicht, wenn Du mich leitest! Eile — Du weißt nicht, was auf dem Spiele steht!“

„O, hier hat's keine Noth — hier ist's ja waldig, und die Mutter hat mich gelehrt, mich zu verstecken vor den Menschen. Und so gut hab' ich's gelernt, daß sie oft sagte, es sei, als verstehe ich die Kunst, mich unsichtbar zu machen, so schnell konnt' ich mich verkriechen und so stille konnt' ich sein.“

„Warum fürchtete Deine Mutter immer Dich zu verlieren?“

„Weil sie Dich ihr genommen haben — da hatte sie Angst, sie könnten mich ihr auch nehmen! Sie hat's oft gesagt — es sei thöricht von ihr gewesen, daß sie nicht mit Dir in den Wald geflohen wie mit mir. Freilich, das wär' ein Anderes gewesen, denn Dich hätten sie gesucht — meiner aber begehrt Niemand!“

„Sprach die Mutter oft von mir?“

„O immer — immer! Da war kein Tag, daß sie nicht von Dir erzählte. Aber sie gedachte Deiner immer nur als eines kleinen Knäbleins, so daß ich Dich mir nur als ein solches denken konnte, — gleichwie man sich auch den Herrn Jesus Christus immer als ein Kind in der Krippe vorstellt! Ach, und ich hatte Dich so lieb! Im Anfang freilich, als ich selbst noch klein war, da wurd' ich oft eifersüchtig auf Dich, wenn die Mutter um Dich weinte — als ich aber heranwuchs, da lehrte sie mich Dich lieben, wie sie Dich liebte, und lehrte mich für Dich beten.“

„O wunderbare Vorsehung! So lebte mir fern und unbewußt eine Seele auf Erden, die mein in Liebe dachte — indeß ich fremd der Welt und einsam hinter Klostermauern betete! War'st Du's, die ich geahnt, da ich mich heißer Sehnsucht voll in's Gras warf oder auf ein Grab und glaubte, es müsse aus der Tiefe oder aus der Höhe meiner Seele Rufen Antwort kommen? Warst Du es?“

„O gewiß, ich rief oft Deinen Namen in die Weite hinaus und dachte, Du werdest es hören und kommen. Wir harrten Deiner Tag für Tag! Und endlich ward es der Mutter zu lang und sie zog mit mir wieder gen Burgeis zu, auf daß sie Dir näher sei! Ach, und wo ich ein lieblich Knäblein sah mit dunkeln Locken und braunen Augen, da fragt' ich die Mutter, ob Du wol so ausgesehen habest und wenn sie sagte: Ja! dann nahm ich's und herzt' und küßt' es und rief es Donatus bei Namen! Als ich Dich aber bei der Procession

sah — da erkannte ich Dich nicht — weil Du eben kein kleines Büblein mehr warst, sondern groß und hehr — und hielt Dich für einen Engel — aber die Mutter erkannte Dich wieder. Doch, nun ich Dich so bei mir habe und Du so arm und hilflos bist, nun kann ich Dich mit meinem Büblein wieder ganz gut in Eins bringen! Ach wärst Du nur noch so klein!”

„Weshalb?”

„Dann könnt' ich Dich auf meinen Armen tragen und an meinem Herzen bergen vor Wind und Wetter und jeder Gefahr!”

„O gütige Vorsehung — was schaffst Du doch für Wunder! Ja, Du bist's, heilig reine Kinderseele! Du bist's, die Gott der Herr dem einsamen Pilger auf dem Weg zum Himmel gesandt in seiner Gnade, daß sie mit ihm pilgere und ihm Himmelsblüthen streue auf den Todespfad! Und all' mein Sehnen — es war nur ein Suchen nach Dir, Du Heilige, Du Reine — denn auch Du bist nicht von dieser Welt — auch Du bist nicht heimisch auf Erden, wie ich, auch Du hast keine Hoffnung als das Jenseits — wie ich!”

Das Mägdelein lehnt sich an seinen Arm und weint leise, — aber es weint vor Glück! Er hat es jezt selbst gesagt: Gott hat sie für einander geschaffen, — ob für das Leben oder für den Tod, das gilt ihr gleich! Sie sind zwei verschlagene Seelen auf dunklem Meere zusammengetrieben, sie klammern sich einen Augenblick an einander — und sinken dann mit einander in die hoffnungslose Tiefe — aber der eine Augenblick, er wiegt ein ganzes Leben auf! —

So schreiten sie weiter dem kleinen Dorf Santa Maria zu, der Namensschwester des Marienbergs. Es ist nur dreiviertel Stunden von Münster entfernt, aber wie er sich auch zusammennimmt und gewaltsam seine Schritte spornet. Beata fühlt es mit Sorge, wie er sich allmählig schwer und schwerer auf ihre Schulter lehnt, wie seine Kräfte nachlassen. Wenn sie nur erst dort sind, denkt sie mit bangem Seufzer, daß er rasten kann! Aber so gut soll es ihnen nicht werden!

Das Dertlein Santa Maria ist erreicht — aber auch hier die Schreckenskunde: „Die Herzogin ist fort!”

„Wohin?”

„Nach Trasoy zu den heiligen drei Brunnen gewallfahrtet!”

„Allmächtiger Gott!”

Trasoy liegt acht Stunden von hier — eine Tagereise und ihn tragen die Füße kaum mehr! Den ganzen Weg nach Glurns müssen sie zurück, fast drei Stunden, denn über das Gebirge, das die beiden Thäler trennt, führt kein Pfad, den ein Blinder erklimmen könnte. Noch einmal am Stift zu Münster, an der Reichenburg vorüber, wo sie dem gefürchteten Reichenberg begegnen können, — noch einmal im Brand der Sonne über die schattenlosen Felder von Galsa, die sie nächstens im kühlen Mondschein gegangen waren — und dazu die Kräfte verzehrt von Fieber und Schmerzen: „Allmächtiger, Deine Hand ruht schwer auf mir!” seufzt Donatus. Aber da ist kein Besinnen, — da ist kein Zögern — „Weiter!” spricht er fest und ergreift des Mägdeleins Hand: „Gott wird uns helfen — Beata, wir müssen weiter!”

Eine kurze Rast um Beatens, nicht um seinetwillen, beim Meher des Dorfes

gestattet er sich noch. — Sie pflegt noch einmal seiner Wunden. Dann geht es wieder fort den ganzen mühseligen Weg zurück nach Glurns und von da seitab in's wilde Trafoy-Thal, den heiligen drei Brunnen zu.

„O meine Brüder, wie werdet Ihr warten!“ klagt Donatus — „weh' mir unnützem Wurm, der nur noch kriechen kann, wo Flügel noth thäten! Weh' mir — ich habe Euch geschädigt, da ich mich schädigte, und Ihr thatet recht, mich zu strafen: Meine Augen gehörten Euch — ich durfte sie Euch nicht nehmen!“

„Verzage nicht, lieber Herr. So wir Trafoy erreichen, magst Du Dir die Augen nehen mit dem Wunderwasser der heiligen Brunnen, vielleicht macht es Dich wieder sehend!“

Donatus schüttelt den Kopf mit bitterem Lächeln: „Alles, alles heilet auf Erden und erstehet neu — ein dürre Stab kann wieder grünen zum Zeichen der Gnade, aus trockenem Brod kann der Leib Christi wieder erwachsen — aber Augen wachsen nicht wieder — nie — niemals!“

Er muß stille stehen, — ein dumpfes Stöhnen ringt sich von seinen Rippen. Da legt sich etwas leicht und sanft auf seine Brust, er greift danach — es ist die Hand des Kindes, das nicht zu sprechen wagt und ihn doch trösten möchte. Und es ist, als ströme süßer Friede von der kleinen Hand aus. Unter ihrer unschuldsvollen Berührung legt sich der Aufruhr in dem verzagenden Herzen. Lange steht er so nach Athem ringend und hält die wohlthätige Hand fest auf seiner Brust. „Du heilest alle Schmerzen. Du bist von Denen, davon der Herr sagt: „Siehe, in Deine Hände habe ich Dich gezeichnet —!“

„Sie sind Dein, so Du sie brauchen kannst. Meine Hände — meine Augen — Alles, was ich habe, ist Dein —!“ spricht das Kind und ein heiliger Schauer überriefelt den Blinden.

Unbarmherzig brennt die Sonne in das Thal herab. Die nackten Bergwände von Gneiß und Glimmerschiefer ringsum werfen die heißen Strahlen verdoppelt zurück — und aus dem glühenden Sonnenmeer taucht drohend auf hohem Felsen wieder die Reichenburg auf!

Das Mägdlein hält die Hand vor die Augen und späht hinüber — ein Zug von Gewappneten reitet eben den Berg hinauf — voran ein Führer auf schwarzem Roß, — das Mägdlein glaubt den Reichenberg zu erkennen. Sie hält erschrocken den Blinden an: „Dort sind sie!“ flüstert sie leise: „Sie können uns so gut sehen, wie wir sie — Dein schwarzes Gewand verräth Dich.“

„Was beginnen?“ fragt Donatus.

„Hier ist es überall kahl. Dort aber steht der Wagen eines Schäfers und nahebei weidet der Mann seine Heerde. Ich will ihn bitten, daß er Dich darin verbirgt, bis es Nacht wird — wir können hier nicht bei Tage vorbei. Ich will ihm zum Dank dafür die Schafe hüten bis zum Abend.“

„Großer Gott, soll wieder ein Tag verstreichen — ohne daß wir dem Ziele näher kommen?“ jammert Donatus.

„Es geht nicht anders. Wenn der Reichenberg uns findet, erreichst Du's nimmer, denn er ist schlimmer Art und führet Böses wider Euch im Sinne!“

„So, kennst Du ihn?“

„Gewiß, er war jüngst bei der Mutter und da haben sie allerlei mit einander geredet, was ich nicht verstand, sie drohten zürnend nach dem Stift hinauf und ich merkt' es wol — es war nichts Gutes, das sie ihm verhiessen!“

„Und Deine Mutter war mit ihm im Bund? O Vertrudis!“

„Sie zürnte den Vätern droben wegen Deiner!“

„O weh' mir — daß ich's sagen muß — das haben wir verschuldet, denn ihr ward schlechter Lohn für Lieb' und Treu. So bring' ich Unglück und Verhängniß Allen, was mir naht!“

„Mir nicht — mir bringst Du's nicht!“ sagt das Kind und es ist Donatus, als sähe er das glückselige Lächeln, mit dem sie die Worte spricht. Sie haben die Hütte des Schäfers erreicht, Beata bleibt davor stehen: „Nun birg Dich hier, indeß ich mit dem Schäfer spreche!“

„Beata, schaffe Rath, um Gotteswillen! Ich darf nicht warten bis zum Abend, — wenn wir die Herzogin wieder verfehlen, ist jede Hoffnung hin!“

„Dann weiß ich keinen Rath — als — Du tauschest mit dem Schäfer das Gewand. Er muß Dir seinen Mittel geben und Du gibst ihm dafür Deine Kleider.“

„Mein Ordenskleid ablegen?“ ruft Donatus entsetzt — „o nimmer darf ich das — die heilige Regel verbietet es.“

„Dann mußt Du hier bleiben bis zur Nacht — Eins oder das Andere ist nur möglich!“

Donatus ringt die Hände: „Was soll ich thun, Ungehorsam und Pflichtverletzung ist mein Loos, wohin ich mich wende! Und doch muß ich eine Pflicht verlegen, besser die geringere. An meiner Bräuer Rettung ist mehr gelegen, als an dem äußeren Brauch. In Gottes Namen ruf' mir den Mann, ich will die Kleider mit ihm tauschen, auf daß ich unerkannt weiter ziehen könne!“

„Aber — noch Eins“ — erinnert das Mädchen sinnend: „Wenn der Reichenberg nachher Dein Mönchsgewand bei dem Manne sähe — so könnt' es Dich verrathen! Ich will es lieber verbrennen und dem Schäfer ein anderes Kleinod für seinen Mittel geben.“

„Hast Du denn Kleinodien?“ fragt Donatus verwundert.

„Ja — da greif' — ich hab' einen Ring, den der Reichenberg mir gab. Erst warf ich ihn weg, die Mutter aber steckt' ihn mir wieder an und sagte: wer weiß, wozu er noch gut ist?“

„Einen Ring gab Dir der Reichenberg?“

„Ja, und ein Goldstück. Das heb' ich auf, davon können wir Brod kaufen, wenn wir keins mehr haben. Er gab mir Beides in jener Nacht. Den Ring, den sollt' ich dem Schloßvogt bringen, daß er mir Einlaß gäbe auf seiner Burg. Er wolle mich aufnehmen an Kindesstatt!“

„Wie und Du gingst nicht?“

Das Mädchen lächelt: „Wie sollt' ich? Ich ging ja mit Dir!“

„Aber später, — bedenke — der Ring wäre Dir der Schlüssel zu einem neuen Leben, zu Glück und Glanz!“

„Und wenn's der Schlüssel zur Seligen-Höhle wär' — wozu brauchst' ich ihn, — ich hab' ja Dich?!“

Donatus stehet überwältigt von solch' einfältiger Treue. In diesem Augenblick kommt der Schäfer heran, neugierig nach den Fremdlingen zu schauen. „Gelobt sei Jesus Christus!“ sagt er verwundert, — „wo kommt der Klosterbruder her?“

„Du, Mann!“ sagt rasch das Mägdelein: „Hast Du noch einen Kittel?“

„Wol, mein Sonntagsgewand und meinen Mantel — was kümmert das die Dirne?“

„Gib es her, Gewand, Mantel und Hut, der blinde Bruder da hat Feinde — sie stellen ihm und den Seinen nach dem Leben — und so er sich nicht durch Deine Kleider unkenntlich machen kann, droht ihm Gefahr!“

Der Mann schüttelt den Kopf — „ich brauch' meine Kleider selber — und gar den Mantel und Hut, den kann ich nicht entbehren.“

„Bedenke doch, Du hast ein Haus, das schützt Dich vor Wind und Wetter, er aber hat Nichts — wenn Du ihm Mantel und Hut weigerst. Sieh' her — den Ring da schenk' ich Dir dafür, er ist von eitel Gold — Du kannst es glauben — aber nun besinn' Dich länger nicht! — Ich hüt' indeß die Schafe, — hilf Du ihn anthun und hernach verbrennen wir die Klostertracht!“

„Das Mägdelein ist nicht dumm!“ lacht der Schäfer und läßt den Ring in der Sonne spielen — „für solch' ein Kleinod dürst Ihr mir das Hemmete mit-sammt der Haut über die Ohren ziehen!“ Er schießt dem Kinde nach, wie es leichtfüßig dahineilt, die Schafe zusammen zu halten: „Ein schmuck' Dirnlein — und von den Lippen geht's ihm so geläufig, wie ein Waterunser!“

Und er holt die Sachen aus dem Wagen und beginnt, dem Blinden beim Entkleiden zu helfen. Nach wenigen Minuten tritt Donatus als ein Verwandelter hinter der Hütte hervor. Brust und Arme sind nackt, denn das dürftige Gewand gürtet sich nur knapp um Schulter und Lenden und den zerlumpten Mantel hat er keusch um die schlanken weißen Knie geschlungen.

„Wie schön Du bist!“ sagt das Mägdelein in unschuldsvollem Staunen zu der jugendlichen Männergestalt ausblickend, die bisher so streng von den schwarzen Gewändern verhüllt gewesen. Donatus erröthet unwillkürlich, — das einfältige Wort macht ihn befangen — er hat nie daran gedacht, ob er schön, ob häßlich sei, und er bereut, daß er sich solchergestalt den Augen der Menschen zeige. Schon überlegt er, ob es nicht doch möglich sei, auch im Ordensgewand der Gefahr zu entinnen! Scham überkommt ihn, tiefe Scham ob der unwürdigen Verkleidung! — Da riecht er plötzlich ekeln Qualm von verbrannter Wolle, — das Mädchen hat, rasch besonnen, das Ornat in die Kohlen geworfen, daran der Schäfer sein Mittagsbrod gekocht, — Donatus krampft sich das Herz zusammen, als würde er selbst verbrannt!

„Das heilige Gewand, das Du trägst, raucht vom Fieberbrande leicht entzündlicher Begierden“ — rief Correntian in jener Nacht ihm zu. Nun ist die Lohe in Wirklichkeit daraus emporgeschlagen und hat es verzehrt!

Stumm und in sich versunken stehet er da und schlägt schwer athmend das

Kreuz über sich und das Feuer. Dann drückt er das Brevier und den Rosenkranz an die Lippen und birgt es sorglich auf der schlecht verhüllten Brust.

„Beata, wo bist Du?“ fragt er endlich und streckt die Hand aus.

„Hier,“ sagt das Kind und tritt rasch herzu.

„Lass' uns gehen!“ „Den Hut noch!“ sagt die Kleine mit klugem Bedacht und drückt ihm den Hut von grobem Strohgeflecht auf's Haupt. „Nun können wir weiter. Gehab Dich wohl, Schäfer, und so Dir Deiner Seele Heil lieb ist, verrath uns nicht — versprich mir's bei der heiligen Jungfrau!“

Der Schäfer legt seine Rechte in ihre ausgestreckte Hand: „Der heiligen Jungfrau bedarf's nicht, wo Du fürbittest — ich mein', Dir kann kein Mensch was abschlagen! — Geh hin in Frieden — lieber wär's mir schon, Du bliebst bei mir und hilffst mir hüten — doch ist's wol besser so, wenn ich Dich anschaute, vergäß' ich drob' der Schafe! 's ist gut, daß der fromme Bruder da blind ist; denn hätt' er Augen, Dich zu sehen, da stünd' es wol schlimm um ihn —!“

„Leb' wohl!“ unterbricht ihn rasch das Mägdelein und zieht Donatus eilends mit sich fort.

„Du zitterst, Beata! Lass' Dich das niedrige Geschwäk nicht anfächten. — Die Welt ist des Gemeinen voll. Uns aber darf es nicht nahen — es zerrinnt vor uns wie die Staubwolke, die unser Fuß aufwirbelt!“ —

„Ach, siehe Herr — so ging mir's überall — erst ängstigten sie mich mit Freundlichthun, und wenn ich ihnen entfloh, dann verwünschten sie mich und nannten mich eine Trud!“

„Du arme Trud!“ sagt Donatus und es spielt wie ein Scherz um seine Lippen, ein süßes heiteres Lächeln!

„O Herr — Du lächelst ja!“ jubelt das Kind auf, „zum ersten Mal sehe ich Dich lächeln“ — und wieder will es sagen: „Wie schön bist Du!“ Doch zum ersten Mal in seinem Leben erröthet es — und das Wort stockt ihm im Munde.

Donatus legt die Hand auf des Kindes Kopf: „Lass' mich einmal sehen, wie groß Du bist?“ sagt er, „bist Du schon ausgewachsen?“

„Ich denke wol!“ sagt das Kind und lehnt das Köpfschen an Donatus' Brust: „Sieh', bis hierher geh' ich Dir!“

Donatus prüft mit der Hand die Höhe: „Nur bis hierher? O dann wächstest Du sicher noch! Wie viele Sommer zählst Du denn?“

„Das weiß ich nicht!“

„Aber Kind — nicht einmal Dein eigen Alter weißt Du?“

„Doch wart', — nach Sommern nicht, aber nach Bäumen kann ich's zählen!“

„Nach Bäumen?“

„Ja — wart' nur! Seit ich zu laufen anfing, ließ mich die Mutter alljährlich, wenn die Vögel Nester bauten, ein Kreuz in ein junges Bäumlein schneiden. Und solcher Bäumlein hab' ich“ — sie zählt es an den Fingern nach, „hier im Münsterthale eins — auf dem Weg nach Marienberg eins und gen Mauders zwei und in der Finstermünz fünf und im Oberinntal drei —

sind zwölf — und dann noch im Lochtal drei und auf der Rückkehr in's Bintschgau eines — — das macht sechzehn Bäumlein. Also hat es, seit ich auf der Welt bin, wol siebenzehnmal gegrünt, denn da ich das erste Kreuzlein schnitt, war ich noch so klein, daß die Mutter mir die Hand mit dem Messerlein führen mußte, sie hat mir's erzählt, — selbst denkt mir's nicht mehr!"

„So bist Du schon siebzehn Sommer alt? Ich hielt Dich noch für ein Kind!“ spricht Donatus sinnend.

„Und was hast Du denn für Augen — braune oder blaue?“ fragt er weiter.

„Braun sind sie wol, denk' ich, ich konnt's nie recht sehen, ich hatte ja kein Spiegelein, als das Wasser, — aber die Mutter sagte, sie schimmerten bei Nacht wie Eulenaugen.“

„Und was hast Du für Haare?“

„Rothbraune. Die Kinder nannten mich oft Haareule, wenn sie mir beim Stämmen zusahen, weil ich mich ganz darein hüllen kann, wie in einen Mantel. Da greif' meine Zöpfe, sie sind so lang wie ich, ich habe daran zu tragen!“ Und sie zieht ihm lachend die dicken, halb offenen Flechten durch die Hand und er verwundert sich ob ihrer Länge und Schwere.

„Und zusammengewachsene Brauen hast Du, nicht wahr? Das Trudenzeichen!“

„Ja, leider!“

„Und einen kleinen, rothen Mund, wie Kinder haben, nicht wahr?“

„Ja, das mag sein, ich weiß nicht.“

„Beata, ich möchte Dich sehen!“ sagt er, zum ersten Male, seit sie bei einander sind. — Es durchrieselt sie selig, da er dies sagt — sie weiß selbst nicht, warum.

Fünftes Capitel.

Es ist Mittag geworden. Beata und Donatus rasten ein wenig, um ihr Brod zu verzehren. Hoch über ihren Häuptern wölbt sich der Wald und neben ihnen stürzt sich der brausende Wildbach von der Felswand herab, daraus das Mägdelein Wasser schöpft zu der karglichen Mahlzeit.

„Ich höre Dich nicht, Beata, bist Du da?“ fragt der Blinde.

„Gewiß, mein guter Herr, ganz nah' bei Dir.“

„Warum bist Du so still?“ fragt er.

„Ich hab' einem Sänglein nachgedacht, wie sich das, was Du mir heut' gesagt, wol reimen ließe. Willst Du's hören?“

„Gewiß! Bist Du denn solcher Dinge kundig?“ fragt er.

„Ein wenig.“ Und sie singt mit halber Stimme:

Der Blinde fragt das Mägdelein:

„O Jungfrau, Du vieltreue!
Verhüllt ist mir Dein Angesicht,
D'rum zürne Du der Frage nicht,
Und nicht die Antwort scheue:

Sag' mir, wie find die Augen Dein,
Sind's dunkle oder helle?" —
„Die Augen mein, sie sind wol braun —
Ich that sie niemals selber schau'n
Als in des Vaches Welle!“
„Und ist wol roth Dein Mundelein?
Das sage noch dem Blinden!“
„Ach gerne wollt' ich's sagen Dir,
Doch sagt' es auch noch Keiner mir —
So kann ich Dir's nicht künden!
Doch frägt Du nach dem Herzen mein,
Da kann ich Antwort geben:
Du trägst's in Deiner eig'nen Brust,
Dein ist's im Leib und Dein in Lust,
Dein ist's für Tod und Leben!“

„Beata! wer gab Dir dies Lied ein?“ ruft Donatus und richtet sich vom weichen Moos auf. Ihm ist das holde Wort zu Kopf und Herzen gedrungen wie süßer Wein. Er wischt sich mit der Hand die Stirn, als wolle er den Zauber hinwegwischen, der sich leise verwirrend darum gewoben.

„Wer gab Dir das Lied ein?“ fragt er nochmals.

„Niemand — wer sollte? 's hat ja Niemand gehört, was wir heute geredet.“

„Aber wer hat Dich gelehrt, solch lieblicher Art zu sagen, was Du fühlst?“

„Mein Vater!“ sagt das Kind, und es zittert eine tiefe Wehmuth durch das Wort.

„Du hast mir nie von ihm erzählt, Beata — warum das?“

„Weil ich immer weinen muß, wenn ich von ihm rede, und das kann Dich nicht freuen!“

„Beata,“ sagt Donatus ernst, „Du theilst mein Leid und ich sollte das Deine nicht theilen? Sage mir's, wer war der seltsame Mann, der den wilden Waldvogel lehrte, so künstliche Weisen zu zwitschern?“

„'s war ein fahrender Sänger. Gedanken in kunstvolle Reimlein zu zwingen, war sein Gewerbe. Also hat er's auch mich gelehret. — Der arme Vater! Lieblich war der Sang von seinem Munde, und wer ihn hörte und sein mächtig Saitenspiel, der ward in seinem Herzen froh und Dankes voll! Und dennoch mußte er landflüchtig irren, gleich mir, und sein schönes Angesicht verdecken unter häßlicher Verkleidung. Denn er war verbannt und vogelfrei, und Jeder konnt' ihm an's Leben!“

„Und was hatte er denn verbrochen?“ fragt Donatus.

„Ach — ich habe es nie erfahren — die Mutter sagte, ich sei schuld! — Daß ich auf der Welt sei, das sei ein Unrecht, — deshalb gehe es ihm so schlecht, — ach — und ich kann doch Nichts dafür, daß ich auf der Welt bin!“ Und sie legt den Kopf in die Hände und fängt bitterlich an zu weinen.

Donatus zieht ihre Hand herab und nimmt sie tröstend in die seine. „Mein Kind, mein liebes Kind!“

„Gerade so sagte auch mein Vater immer, wenn er zu uns kam und mich auf seine Arme nahm. Weißt Du, er konnte nicht immer bei uns bleiben, er

mußte in den Städten herumziehen und vor den Leuten singen um's tägliche Brod. Und wenn er zu uns kam, mußte es ganz verstohten sein und nur in der Finstermüß oder in den Thälern des Inn- und Lechflusses, wo ihn Niemand von den Hiesigen sah. Da brachte er uns zu leben mit, soviel er eben hatte, und blieb etliche Wochen bei uns im Walde. Da lehrte er mich manch' Sinnsprüchlein und holde Weisen und auch die Kunst des Reimens, so gut ich's eben damals begriff, denn ich war noch jung, als er starb — ich konnte wol erst ein Duzend Bäumlein zählen, die ich eingeschnitten."

„Wie starb er?“ fragt Donatus.

Des Kindes Hand erzittert, als es spricht: „Sie haben ihn gefällt wie ein Wild — 's waren Leute auf der Jagd, die hatten ihn erkannt — und halb verblutet schleppte er sich noch zu uns. Wir pflegten sein, wie wir konnten, aber es war ihm nicht mehr nütze. Ach und er war so geduldig und sanft auch im Sterben — er legte seine Hand auf mein Haupt, segnete mich und sprach: „Daß Gott die Schuld der Eltern nicht an Dir heimjuche — sühne in Treue, was wir an der Treue gesündigt!“

Donatus nimmt feierlich ihre Hand in die seine. „Ja, Du wirst treu sein und die Schuld der Eltern sühnen — was sie auch verbrochen — das sagt mir ein seltsam Ahnen und tiefe Wehmuth ergreift meine Seele um Dich. Welch dunkles Geheimniß mag über Deiner Geburt walten, armes Kind! Wer magst Du sein? Hast Du nie Mutter Vertrudis gefragt?“

„Nein — wozu sollt' ich? Was frommt es mir? Ich bin ein arm unnütz Ding auf Erden, das kommt und vergeht wie das Heidekraut, das auch Keiner fragt, woher kommst Du und wofür blühst Du?“

„O Heideblume, Du einsame, arme — wie bist Du mir heilig! Dein Duft erquicket den müden Pilger und der schwärmende Geist sammelt der Biene gleich güldenen Honig aus Deinem Kelch. Wurzelzähe wächsest Du im dürren Gestein und demüthig neigst Du Dein Haupt den Winden, die Dich auf öder Flur umsausen — und dennoch stehst Du und dauerst aus in Sonnenbrand und Regen, in Sturm und Wetterwuth! O Heideblume, ich frage nicht, von wannen Du kommst — ich bette das wunde Haupt in Deinem Schatten und segne Dich!“ Und er wirft sich auf die Knie vor ihr und seine Stirn sinkt in ihre Hände. So ruht er lange schweigend. Kein Athemzug, kein Laut weckt ihn aus seinen Träumen.

In solchen Augenblicken des höchsten Glücks hält sie still, die Jungfrau, wie eine Opferschale, in die der Herr seine Gnade ausgießt.

Da plöthlich rafft er sich auf. „Herr mein Gott, die Zeit enteilet und ich säume und träume. Komm', Beata, Du „Vieltreue“, führe mich weiter.“

Und wieder ziehen sie fürbaß, die armen Ruhelosen. Aber, er weiß es nicht, ist es der berauschende Duft der Heideblume, oder das Fieber, das ihn taumeln macht? Er fühlt es, seine Kräfte wanken.

„Halte mich aufrecht, mein Gott — nur noch heute halte mich aufrecht, bis ich den Brüdern Hilfe geholt!“ betet er inbrünstig und legt den Arm um des Mädchens Schultern, denn er bedarf festerer Stütze.

„Bin ich Dir so zu schwer?“

„Oh nimmer!“ sagt das Mägdelein und hält sich doch kaum unter der geliebten Last aufrecht, denn die durchwanderte Nacht lähmt auch ihr allmählig die jungen Glieder und liegt bleiern auf ihr. Aber sie würde eher sterben als sich's merken lassen.

„Arme Kleine! Wie viel lieber trüg' ich Dich,“ sagt er und unwillkürlich legt er seinen Kopf auf den ihren, denn sie reicht ihm gerade bis zur Schulter. Er fühlt ihr seidenes Haar wie ein lindes Kuschelkissen unter seiner Wange und wie Weihrauch steigt der Hauch ihres Mundes zu ihm auf. Da flüstert er leise und es klingt wie ein wehmüthiges Rosen. „Ist es wol Dein Herz, das ich in der Brust trage, was mich so beschweret, daß mein Fuß wanket unter meiner Last?“

„Wög' Treu' und Lieb' nach irdischem Gewicht, dann freilich, lieber Herr, dann könntest Du's nicht tragen!“

„Fast möcht' ich's glauben, Du seist eine Trud, und Dein kleines Herz, es sei ein Alp, der auf das meine drücke!“

„Auch Du? auch Du sagst das?“ ruft Beata schmerzlich, „o, dann muß es ja wol so sein!“

Da dröhnt es plötzlich durch den Wald von rechts und links, von allen Seiten her, wie nahender Hufschlag, und ringsum raschelt das aufgeschreckte Wild in den Büschen und huscht in wirrer Flucht über den Weg.

„Gott helf' uns, das sind Berittene!“ sagt Beata. „Nun nimm Dich zusammen, Dein Kleid macht Dich unkenntlich. Berrathe Dich nicht selbst!“ Und sie zieht ihm rasch die Binde vom Gesicht und verbirgt sie in ihrem Busen. Dann drückt sie ihm den Hut tief in die Stirn, daß man unter seiner breiten Krümpe die Augen nicht sieht. „Sag' nicht, daß Du blind bist!“ raunt sie ihm zu.

Jetzt brechen die Reiter durch die Zweige. Es sind Knechte des Grafen von Reichenberg und der Herren von Ramuß. Sie sind erhitzt und zornig.

„Seid Ihr keinem Benedictiner begegnet?“ herrscht Einer davon die Beiden an.

„Einem Benedictiner? Wie sah er aus?“ fragt Beata.

„Wir hatten ihn gefangen — er ist entwischt — er hieß Porphyrus, war groß und stark und hatte blaue Augen,“ sagt der Erste.

„Das ist ja einerlei“, unterbricht ihn der Zweite, — „wir fangen jeden Benedictiner, den wir finden, hab' er blaue oder grüne Augen! Unser Herr, der Reichenberg, zahlt einen Byzantiner für jede Rutte!“

Beata erbleicht, aber sie bewahrt die Fassung: „Heute morgen sah ich einen in Santa Maria im Münsterthal, der hielt dort Rast und wollte um Mittag weiterziehen!“ sagt sie klug bedacht.

„Wohin?“

„In's Engadin, so dünkt mich. Wenn Ihr Euch eilt, könnt Ihr ihn noch einholen.“

„Also — fort, nach Santa Maria!“ ruft der Erste.

„Was ist mit Euch — wollt Ihr nicht mit?“ ruft der zweite Reiter die Beiden an, „so ein schmucker Gesell muß fechten und so ein hold' Dirnlein

muß küssen. Wir nehmen Euch auf's Pferd — und wenn wir den Geschorenen haben, verjubeln wir den Byzantiner zusammen! Komm' Mägdelein — ich heb' Dich auf den Sattel.“

„Macht fort — wir sind nicht für Euch — mein Bruder ist krank, ich muß ihn heimführen.“

„Dein Bruder ist's? Um so mehr gehörst Du mir!“ lacht der Reiter.

„Komm' mir nicht nah“, schreit Beata auf, „ich bin eine Trud!“

Da spornet der Reiter sein Pferd auf sie ein und will sie vom Sattel herunter hgschen. Doch sie hat rasch und heimlich ein Messerlein aus dem Gewand gezogen, — damit sticht sie unversehens das Pferd in die Weiche, daß es hochaufbäumend zur Seite prallt.

„Weiß Gott, sie ist eine Trud!“ rufen die Andern: „Macht fort — sie behert uns die Pferde!“

Und dahin stiebt der ganze Troß, die Gefahr ist vorüber.

„Deine List sei gepriesen, Beata! Du bist sanftmüthig wie die Tauben und klug wie die Schlangen.“

Beata lehnt sich athemlos an seine Schulter, „O, mein Herr und mein Engel, wenn sie Dich mir genommen hätten und hinweggeschleppt — vielleicht getödtet —“ sie bricht in ein krampfhaftes Schluchzen aus und schlingt ihre Arme um ihn, als könne er ihr noch entrissen werden.

Donatus stehet still und erschüttert in ihrer Umarmung. Da fühlt er, daß ihr die Knie brechen und sie lautlos an ihm niedersinkt. „Beata, mein Kind!“ ruft er und kniet neben ihr. „Was ist das, zum ersten Male, seit Du mich führst, verläßt Dich Deine Kraft?“

„Es ist nur die Angst — es wird bald vorübergehen — nur einen Augenblick —“ sie verstummt, die Sinne haben sie verlassen. Er greift tastend nach ihrem herabgesunkenen Köpfschen und legt es an seine Brust, er reibt ihr Stirn und Schläfe, ein unnennbares Gefühl durchströmt ihn, ein süßes Mitleid, eine selige Sorge. „Beata,“ ruft er, „armes geängstigtes Reh — wach' auf, höre des Freundes Stimme! Ich kann ja nicht zur Quelle gehen, Dir Wasser zu schöpfen, wie Du mir. Ohnmächtig bin ich, der Blinde, Dir zu vergelten, auch nur mit dem kleinsten Dienst, was Du für mich gethan. Höre meine Stimme, liebe Seele, wach' auf!“

Und sie erwacht und findet ihr Haupt an des gebenedeiten Mannes Brust und sie möchte am liebsten die Augen wieder schließen und so hinüber schlafen in die Ewigkeit, — aber gehorsam seinem Ruf, — ermannt sie sich und antwortet: „Mein guter Herr!“

„Wie ist Dir?“ fragt er sanft.

„Mir ist wohl! Ich kann nun weitergehen,“ sagt sie mit schwacher Stimme.

Er aber fühlt, daß sie noch matt ist und der Ruhe bedarf. „Nein, mein Kind,“ spricht er, „schon im Uebermaß hab' ich Deine Kräfte mißbraucht. Ein Herz von Stein müßt ich haben, wollt' ich mein armes Lamm so weiter hehen. Die Last, die ich mir nicht gönnt, Dir gönne ich sie.“ Und er nimmt

seinen Mantel ab und legt ihn ihr als Kissen unter das Köpfchen: „Hier, ruhe eine Stunde und bringe ein, was meine Achtlosigkeit an Dir versäumte.“

„Aber Du — lieber Herr — was machst Du, wenn ich einschlummere? Denn schwer wie Blei senkt sich der Schlaf auf meine Lider, seit ich liege!“

„Ich wache für Dich! Und wenn auch mein Auge verschlossen, mein Ohr ist scharf und wird mich warnen, so uns Gefahr droht!“

„Gib mir Deine Hand!“ bittet sie und da er sie ihr gibt, legt sie ihr Köpflein darauf und schläft ein.

Der Blinde aber sitzt regungslos bei dem schlummernden Kinde; „Nun, Engel Gottes, breitet Eure Fittige über uns aus!“ betet er.

Tief und ruhig schläft sie. Die müde Natur schöpft durstig Erquickung aus dem dunklen Born des Schlummers.

Er harret geduldig ihres Erwachens. Er weiß nicht, wie viel Zeit verstrichen — er sieht ja den Stand der Sonne nicht, und seine Seele ist so voll schweifender Gedanken, so trunken von dem Zauber, der aus des schlummernden Kindes Odem ihn antweht, daß er kein Maß der Zeit mehr hat. — Doch plötzlich fühlt er einen brennenden Sonnenstrahl an seiner Wange, der sticht wie eine Biene. Es ist ein einzelner Strahl, der durch's Geäst gefallen und zwar von Westen her. Daran merkt er, daß die Sonne jetzt tiefer steht. Auch die Schwüle des Mittags hat nachgelassen und im Gebüsch wie in der Luft regt sich's lebendiger, als um Mittagszeit. Er fühlt es auf einmal an lauter unbestimmten und doch untrüglichen Zeichen, daß es gegen Abend gehe, und leise berührt seine Hand des Kindes Lider, wie um zu tasten, ob sie noch fest geschlossen. „Beata.“ flüstert er und neigt sich sanft über sie. Aber der Ruf zieht sie nur magisch an, daß sie sich ihm ganz zuwendet, wie die Blume dem Licht. Er fühlt ihre Lippen dicht bei den seinen und ein Gedanke zuckt ihm durch Herz und Hirn, ein Gedanke, berückend und doch beängstigend! Nein, kein Gedanke — nur ein leises Sehnen, ein unwillkürliches Zucken seiner Lippen, wie wenn dem Durstigen ein Trunk Wassers hingehalten wird. Er erschrickt vor sich selbst! Ist er noch solch einer Regung fähig — der Blinde, der Sinnenlose, der Abgeschiedene vom Leben? Er biegt das Haupt zurück, weit weg von den verlockenden Lippen, daß ihr Hauch ihn nicht mehr erreicht. Warum klopft ihm das Herz so ungestüm im Busen? Ist es die Angst um die Zeit, die das Kind verschläft?! Er schont des Mägdleins und versäumt die Rettung der Brüder! Soll er sie wecken? Sie wird ja nun bald von selbst erwachen — und das Versäumte um so rascher nachholen. Vor Abend sind sie dann in Traroh — dann kann er die Herzogin noch immer sprechen und schon in der Nacht mit ihrer Hilfsmannschaft heimwärts ziehen. Und Beata — o Gott, was wird aus ihr? Wird er es über's Herz bringen, das Kind hinauszustoßen in die Irre?

„Schlaf', armes Kind — die Stunde — die schwere — sie kommt noch früh genug!“ ruft das geängstigte Herz ihr zu.

Todtenstill ist's weit und breit. In den Nestern hört das lauschende Ohr die Krällchen des Eichhorns an den Zweigen knistern, und in den Wipfeln zwitschern die Vögel, — aber auf der Erde ist kein Geräusch, als der leise Tritt

eines Wildes und das Rascheln eines Käfers im Gras. Donatus fühlt die spielenden Sonnenlichter, die hie und da zwischen den Stämmen hindurch fallen — er fühlt den kühlen Luftzug, der über die nahen Gletscher herunterstreicht. Vielleicht blicken sie durch eine Lichtung herein, die schimmernden königlichen Firnen und übergießen das schlummernde Kind mit ihrem weltüberstrahlenden Glanz? „Wie schön muß das sein!“ denkt er unwillkürlich und legt die schmerzenden Augen in die Hand. Manchmal ist es ihm, als müsse er — ein anderer Simson — das dunkle Gewölbe gewaltsam sprengen, das ihn umfängt, dann spannen sich alle Kräfte, alle Nerven und Muskeln in ihm an, — um im nächsten Augenblick ohnmächtig zu erliegen an der vergeblichen Mühe. — Diese Mauern, diese ungreifbaren, körperlosen, zersprengt kein irdischer Arm, durchdringt kein irdischer Lichtstrahl und stünde der Blinde inmitten des Sonnenballs selbst — das ist auf ewig dahin! — Jetzt in dieser Stunde, wo er zum ersten Male mit sich allein ist, seit das Kind bei ihm ist, — jetzt fühlt er's erst, daß es das Kind war, das ihn dieser Tage aufrecht erhalten. Denn kaum sich selbst überlassen, hebt die Verzweiflung ihr Drachenhaupt und droht ihm den Geist mit Wahnsinn zu umnachten! Und er muß alle seine Fassung aufbieten, daß er nicht laut aufschreit: „Beata, erwache und rette mich vor mir selbst!“ Aber als hätte das Mägdlein auch den stummen Hilferuf seiner ringenden Seele gehört, erwacht es und schlägt die Augen auf. Donatus sieht, die Hände krampfhaft verschlungen, den Kopf an einen Baumstamm gelehnt, regungslos da. Sie glaubt, auch ihn habe die Müdigkeit überwältigt, auch er schlummere. Und sie stützt den Kopf in die Hand und betrachtet schweigend das bleiche schmerzenvolle Antlitz mit den eingesunkenen geschlossenen Lidern, das stille erhabene Märterbild! Und es schwillt ihr vom Herzen in's Auge, daß Thräne um Thräne davon niederrollt! Sie faltet ihre Hände zu ihm auf. Was ist die Erde, was der Himmel, — was Gott? Alles, Alles ist dieser Eine! Er ist die Liebe, er ist die Geduld — er ist die Güte! Erd' und Himmel haben Nichts als ihn! — Und sie hebt sich leise auf ihre Knie, um ihn nicht zu wecken, wie sie meint, und betet zu ihm, dem Märtyrer, dem Blinden, der das Licht nicht sehen kann und von dem doch alles Licht ausströmt. Und sie betrachtet die wehen Augen und ein namenloses Mitleid erfäßt sie — er schläft fest, er weiß Nichts von sich selbst! — Und da — da kommt es über sie — allmächtig — sie weiß nicht, was sie thut, nicht daß sie's thut — ihre Lippen hauchen einen Kuß auf seine geschlossenen Lider — einen leisen, süßen, inbrünstigen Kuß! Da fährt er empor und drückt beide Hände auf die Augen: „Was geschah mir, was war das? Beata! Du hast mich geküßt — auf die Augen geküßt! Heiliger Gott — was hast Du gethan!“

„Vergib mir!“ ruft Beata und sinkt halb besinnungslos an seine Brust: „Tödtete mich — tödtete mich, mein Engel, mein Herr — mein Heiland!“

„O Wunder über Wunder, ich sehe wieder! Gluth — rothe Gluth, wohin ich blicke! — Weh mir — Du hast mir die Augen geöffnet mit diesem Kuß und ich sehe, was ich nicht sehen sollte! Ich sehe Dich, Beata — ganz wie Du bist! — Die goldschimmernden Augen, die mich so flehend anblicken — den rothen Mund, der mich so süß geküßt! — Ich sehe Dein wallendes Haar, ich

sehe den ganzen minnigen Leib bis herab zu den kleinen Füßen, die mir so treu gefolgt — Alles — Alles — und ich möchte untertauchen in diese unergründlichen Augen und ich möchte mich begraben in diesen weichen Haaren — ich möchte mir den Tod saugen an diesem süßen Mund —! Was ist das für ein Gefühl, das mich erbeben macht bis in die Grundvesten meines Seins? Allmächtiger Gott — das ist die Liebe — nun ist sie doch gekommen und Alles war vergebens!“

Und er umschlingt den Baumstamm, an dem er gelehnt, als wolle er sich mit seinen eigenen Armen daran festketten, daß er das Mägdlein nicht an seinen Busen reiße und mit ihr untergehe in dem entfesselten Feuerstrom.

Das Kind steht da und erzittert wie die junge Knospe im ersten Gewittersturm. Donatus drückt das Gesicht an die rauhe Rinde des Stammes. Ein paar blutige Thränen rinnen über seine Wangen. St. Benedict hat sich in brennende Nesseln gebettet, als die Anfechtung ihm nahte — und er, was soll er thun? — „Löfche, o löfche die Gluth!“ stöhnt er leise: „Lass' regnen, mein Gott, lass' Deine Bäche schwellen, dies Blut zu kühlen —! Wasser — Beata — aus Barmherzigkeit — führe mich zum Quell oder ich vergehe!“

Entsetzen ergreift das Mädchen, und als wage sie es nicht mehr, ihn zu berühren, faßt sie ihn am Gewand und führt ihn dem Wildbach zu, der sich in jähem Gefäll über die Felsen herabstürzt, weiß schäumend wie der Firnschnee, dem er entströmt. Ein tiefes Kinnfal hat er sich in den Boden gewühlt, darin er zornig brodelnd und seinen Gisch emporkippt. Und wie ein dem Brand der Hölle Entfliehender wirft sich der Blinde hinein in das eisige Gletscherwasser und prasselnd stürzt sich der Schwall auf ihn herab, daß es ihn zu Boden reißt. Mit betäubender Gewalt rauschen sie über ihn hinweg, die kalten Wogen des reinen, des reinigenden Elementes. Die Wogen des erhitzten Blutes gerinnen darunter zu Eis — seine Glieder erstarren und kalt wie der Tod tritt es ihm an's Herz.

Sechstes Capitel.

Es ist Nacht geworden. Wie bleiche Wächter schauen die weißen Häupter der Ferner in das stille schlummernde Trafoythal herein. Tief in die Schatten der umgrenzenden Bergwände versunken liegt es da — das einsame Thälchen. Schutt und Trümmer herabgestürzter Felsen decken den Boden mit einem Meer von Steinen und nur hie und da leuchtet eine rothe Lohe aus dem Schatten auf, — sie kommt von den Schmelzöfen, die hier herum zerstreut liegen. Sonst regt sich nichts Lebendiges weit und breit.

Zum Tode erschöpft wadet das einsame Paar wunden Fußes durch das Steinmeer hin der verborgenen grünen Bucht zu, wo das wunderthätige Wasser der heiligen drei Brunnen entspringt.

„Siehst Du Etwas?“ fragt Donatus mit matter Stimme: „es ist so still —!“

„Ich sehe Nichts weit und breit,“ antwortet das Kind.

„Beata!“ sagt Donatus — „wenn sie auch hier nicht wäre?“ er kann nicht ausreden, die Angst schnürt ihm die Kehle zu.

Und sie schleppen sich still weiter. — Er lauscht auf jedes Geräusch, das

ihm die Nähe eines Reisezugs verkünden möchte, — sie strengt die scharfen Augen doppelt an, um feinetwillen —! Aber wie hell auch ihre Blicke und wie scharf sein Ohr, Nichts zeigt sich, Nichts regt sich! Sie haben das Thal durchschritten. —

„Ich höre Quellen rauschen, sind wir wol schon den heiligen Bronnen nahe?“ fragt Donatus.

„Ja, wir sind da!“ sagt Beata zögernd, als zittre sie, es ihm zu sagen.

„Und Niemand zu sehen?“

„Niemand!“ haucht sie kaum hörbar.

„Allmächtiger Gott — und ich kann nicht weiter!“ — Donatus sinkt auf der Stelle, wo er steht, zu Boden und verbirgt das Gesicht in den gerungenen Händen.

„O lieber Gott, das Elend!“ klagt Beata. „Bleib hier liegen — ich will zu den Schmelzhütten zurückgehen und dort nach Kunde von der Herzogin forschen.“

„Beata, auch Du kannst nicht mehr gehen!“ seufzt Donatus.

„Für Dich kann ich Alles!“ sagt sie groß und ruhig, und bald hört der Blinde ihre Schritte sich entfernen.

Eine endlose Spanne Zeit verstreicht in regungslosem Harren. Dem angstvoll Wartenden wird das dumpfe Schweigen um ihn her zum versteinernen Basilisken, der sein Opfer langsam zu Tode quält! Er horcht und horcht und hört doch Nichts als das Sausen des eigenen Blutes in den Ohren und das ununterbrochene Nieseln der drei Bronnen dicht bei ihm, den fernen Donner der Wasserstürze, die sich von den Schroffen der Königsspike herab ergießen. Von Zeit zu Zeit fühlt er seine Gedanken sich verwirren, der lärmende Reisezug der Herzogin naht, er ruft ihr zu, was seines Auftrages, sie aber hört es nicht. Er vermag sich nicht verständlich zu machen, er will schreien — er kann nicht. Die Pferde gehen über ihn weg, er fühlt ihre zermalmenden Tritte, er zuckt auf und greift um sich — es sind die harten Steine, darauf er liegt, davon ihn der ganze Körper schmerzt und der Lärm des Trosses, den er zu hören vermeint, ist das Rauschen der Wasser. Still ist es — und still bleibt es ringsum! Und dann faßt ihn wieder die Angst, Beata könne nicht mehr zurückkommen, es könne dem Kinde bei den Schmelzern, den halbwildern Männern, Unheil zugestoßen sein! Und er, der elende Schatten eines Mannes — er kann sie nicht retten — er muß sich von dem schwachen, dem hilflosen Weibe beschützen lassen —! Es ekelt ihn vor sich selbst — kann Gott an solch jammervollem Krüppel Freude haben? „Schwächling — blinder Schwächling — stirb!“ stöhnt er und Fieberfrost schüttelt sein Gebein. „Unheilssohn, wozu lebst Du? Daß Du den Samen des Unglücks immer weiter ausstreuest, den Du im Busen trägst?“ Und dann faßt ihn die Todesangst um das Kind und er schreit in die Nacht hinaus: „Beata — Beata — wo bist Du?“, bis sich auf's Neue das Bewußtsein umwölkt.

Da endlich neigt sich's über ihn und ruft sanft seinen Namen.

„Bist Du's, Beata?“ fragt er auffahrend und seine Arme umfassen zitternd die schlanke Gestalt, als könne sie ein Traum sein und wieder in Nichts zer-

rinnen. Sein Haar klebt auf seiner Stirn, sein Athem fliegt, sein Gesicht glüht vom ausbrechenden Fieber. Beata erkennt es mit Schrecken — er ist krank — schwer krank!

„Mein lieber Herr — ich bringe Dir einen Knaben, des Schmelters Sohn aus der Hütte dort. Er will mir helfen, Dich unter seines Vaters Dach tragen, daß Du ruhen könntest!“

Donatus rafft sich wankend auf: „Nein, nein — nicht ruhen — die Herzogin — wo ist die Herzogin?“ ruft er.

„Wir holen sie nicht mehr ein, mein armer Herr!“ sagt Beata zögernd: „Sie ist der Tageshihe halber bei Nacht aufgebrochen — seit einer Stunde ist sie fort und Niemand kann mir sagen, wohin.“

„Seit einer Stunde?!“ schreit Donatus auf, „das ist die Stunde meiner Anfechtung, das ist die Stunde, die ich mit Dir im Wald gesäumt und geträumt — die Stunde, da ich Dich schlafen ließ, da Dein schlummernder Odem mich umstrickte, daß ich Alles vergaß! Um die eine Stunde hat sich's gehandelt — und jetzt — verloren — Alles — durch meine Schuld!“ Und er steht taumelnd auf und versucht ein paar Schritte zu gehen: „Ihr nach — ihr nach —!“

„Lieber Herr — wie kannst Du, bedenke, sie sind zu Pferde und haben eine Stunde Vorsprung; Du aber bist krank und kannst nicht mehr von der Stelle!“

„Gott, thu' ein Wunder — Du thatest ihrer so viele — thu' auch eines für uns! Helfst mir, tragt mich, wir holen sie noch ein — nur fort, nur fort!“ stöhnt er und sinkt dem Mägdelein und dem harrenden Knaben in die Arme: „Die Wolke, die Wolke, die ist stark genug, die kann mich tragen! — Nein — halt! Das geht zu rasch — Erd und Himmel — mir schwindelt — laßt mich nicht fallen!“

„O, lieber Herr —!“ Beata bricht in Thränen aus und läßt sich mit dem schwereren Körper auf die Knie nieder, ihn auf ihrem Schoß bettend. Der Knabe, ein ruhiger Gesell mit dumm stieren Augen steht stumpfsinnig dabei und sieht zu.

„Geh' und hol' Deinen Vater, daß er uns helfe!“ sagt Beata.

Der Bub schüttelt den Kopf: „der Vater kann nicht weg, so lang das Erz im Fluß ist!“

„So geh' und bitt' ihn, daß er kommt, sobald er kann!“

Der Kleine trollt langsam fort.

Erbarmungslos starren die himmelhohen zerklüfteten Wände des Ortler, des Madatsch- und Trafoherfernerzings auf die Verlassenen nieder — da ist kein Vorsprung, keine Höhlung, die für den Kranken ein Obdach gewähren könnte. Grauenhaft kahl und steil, fast senkrecht steigen sie empor, als wären es Riesenmauern, aufgethürmt, der Welt Allerheiligstes zu schützen. Und dort ist es ja auch — dies Allerheiligste —! Wie Ströme silbernen Lichtes ergießen sich die heiligen drei Brunnen im Mondschein aus den Herzen der hölzernen Muttergottes, des Erlösers und des Täufers, darüber aber wölbt sich ein schühendes Dächlein, das könnte wol dem Kranken ein Unterkommen bieten. Dahin, wenn sie ihn brächte —? Und sie flüstert ihm in's Ohr — und ermahnt und beschwört ihn so lange, bis er sie hört und sich zu regen beginnt: „Lieber

Herr — wenn Du nur noch drei Schritte gehen könntest — da fließt das heilige Wasser — das macht Dich gesund —!“

Der Kranke hört auf ihre Worte: „Wo — wo?“

„Komm' nur — komm'! Ich helf Dir auf! So, — jetzt einen Schritt, — jetzt noch einen, — da sind wir ja!“ Sie hat ihn mit höchster Anstrengung hingebacht und läßt ihn nun unter dem schützenden Dach vor der Madonna sanft zur Erde gleiten: „Du kniest vor der Mutter Maria!“ flüstert sie ihm ehrfurchtsvoll zu und wäscht ihm Stirn und Augen mit dem wunderthätigen Raß. „O heilige Jungfrau, erbarme Dich unser,“ fleht sie und stützt dem Blinden die zitternden Hände, die nicht mehr die Kraft haben, sich im Gebet emporzuheben.

„Erbarme Dich unser,“ stammelt er ihr nach: „Rosa mystica, maris stella, stella matutina,“ betet die lallende Lippe den tausendmal gebeteten Rosenkranz. Dann aber sinkt sein Haupt bewußtlos in den Schoß des Mägdleins zurück.

Siebentes Capitel.

Neunmal ist die Sonne auf- und neunmal untergegangen, ohne daß der umnachtete Geist des Kranken des gewahr worden. Zwar hätten es ihm die Blinden Augen nicht gesagt, auch wenn er wach gewesen wäre — aber das Maß der Zeit, das der Mensch in sich trägt, hätte auch im Dunkeln ihren Lauf gemessen und die geängstigte Seele hätte heimgebrängt zu den bedrohten Brüdern. Sie und da ist er auch wol erwacht und hat nach der Zeit gefragt — aber das Mägdlein, — Gott wird ihm die Sünde verzeihen! hat ihn getäuscht, hat seine Blindheit benutzt und ihm glauben gemacht, er habe eine Stunde geschlafen — indessen es ein ganzer Tag oder eine ganze Nacht gewesen ist! Sie hat es gut gemeint, auf daß er sich beruhige und nicht zum Tode krank weiter ziehe. So hat er jedesmal sein Haupt wieder niedergelegt und sich verträufen lassen — „bis es Tag würde —“ um weiter zu gehen. — Es wurde aber solcher Art neunmal Tag und neunmal Nacht. Heute zum ersten Male hat sich der Sturm des Fiebers gelegt und das erwachende Bewußtsein fängt an, das bleiche Antlitz zu verklären.

„Beata, bist Du da?“ fragt er.

„Ja, Herr!“

„Ich glaube, Du hast die Nacht nimmer geschlafen, — so oft ich Dich rief, warst Du wach! Wird es denn noch nicht Tag?“

„Doch, lieber Herr — bald! Ruhe nur noch ein wenig!“

Donatus tastet um sich — er fühlt staunend ein weiches Strohlager unter sich — und an seiner Seite eine Wand.

„Wo bin ich denn?“

„In des Schmelzers Hütte. Wir trugen Dich dahin, auf daß Du vor Wind und Wetter geschützt seist.“

„So sind wir bei Menschen?“

„Ja, lieber Herr! Es sind arme Leute, aber mitleidig und hilfreich!“

„Wie viele sind es ihrer?“

„Ein Mann mit seinem Knaben!“

„Glaubst Du, daß der Knabe mich gen Marienberg geleiten könne?“

„Gen Marienberg?“ fragt Beata erbleichend.

Er antwortet lange nicht — dann spricht er: „Es ist hier so schwül und dumpf — thu' noch das Beste für mich — hilf mir auf und führe mich in Gottes freie Luft, daß mein Geist sich fasse!“

„Herr, Du bist noch zu schwach, um aufzustehen, hab' doch Geduld!“ fleht sie.

„Nicht eine Minute darf ich mehr säumen — ich muß heim zu meinen Brüdern — die Gefahr mit ihnen zu theilen, die ich nicht abwenden konnte.“

Er erhebt sich vom Lager. Schwankend und stumm führt das Mägdelein ihn in's Freie.

Aetherrein blaut der Himmel über den gewaltigen Firmen ringsum. Eifriger Morgenwind fährt von den Gletschern herunter und weht dem Schwachen die langgetwordenen Haare aus dem Gesicht.

Mit gierigen Zügen trinkt er den reinen Hauch der Höhen, wie ein der Gruft Entstiegner. Der Himmel sendet ihm seine Grüße von den wolkennahen Gipfeln herab — sie ziehen ihn hinauf — er fühlt es — der Brand der Hölle züngelt vergebens nach ihm. Das Mägdelein läßt ihn auf eine Steinbank vor der Thür nieder.

„Beata!“ spricht er mit hohler Stimme, „wir müssen scheiden.“

Das Kind stößt einen Schmerzenslaut aus, daß es ihm tief durch die Seele zittert. Er aber fährt fort: „Beata — ich habe mich geirrt. Ich habe geglaubt, der Liebe zu entgehen, wenn ich mich blende, und mich so in Sicherheit gewieget, daß die Versuchung mir nahe war, eh' ich mich deß versah! Es war so schön, Beata, da wir noch schuldblos mit einander dahingingen, wir wandelten im Paradiese, — aber die alte Erbsünde hat uns daraus vertrieben! Von der Stunde an, wo mich ein irdisch Gelüste nach Deinem süßen Reiz erfaßt — von der Stunde an ist unser Paradies versunken. Beata, die Hölle soll keine Macht über das haben, was ewig in uns ist — laß' es uns retten! Noch ist es Zeit, noch hab' ich ihr widerstanden, der höllischen Versuchung — nun aber laß' uns auseinander gehen, daß nicht dem bösen Gelüste die schlimmere That folge! Ich habe meine Augen hingegeben, um rein zu bleiben — ich gebe auch Dich hin —! Sei stark, Beata, zeige Dich werth der Schmerzen, die ich um Dich leide — und gehorche schweigend!“

„Nein — nein — verlange Alles, nur das nicht!“ schreit das Mädchen auf. „Stoß mir ein Messer in's Herz und ich will nicht zucken — aber verlange nicht, daß ich von Dir scheiden soll, ohne hinauszuschreien wie ein Wild, das, nur halb getroffen, nicht leben und nicht sterben kann!“ —

Donatus faltet die Hände, kalter Schweiß bedeckt seine Stirn. Beata wirft sich vor ihm nieder.

„Herr, Herr, stoß' mich nicht von Dir — Du kannst nicht so grausam sein — Du glaubst nur, daß Du's kannst. Es wird Dich reuen, wenn Du tausend Schritt gegangen bist und Du wirst Dein Kind wieder zurückerufen — dann aber ist's zu spät. Herr, lieber Herr, ich bin bei Dir gewesen in den

Stunden der Angst, meine Augen sind trübe vom Wachen an Deinem Lager, das Blut meiner Füße hat die Steine des Weges geröthet, wo ich Dich geführt — und Du willst mich verstoßen? O Herr, Du Gütiger! Nicht ein verlaufen Hündlein würdest Du von Dir jagen, das Dir bittend die Hände leckt — und meiner Angst, meiner Thränen willst Du Dich nicht erbarmen?“ Und sie legt das weinende Antlitz in seine Hände und umschlingt zitternd seine Knie.

Da schreit der gequälte Mann aus der Tiefe seines Herzens auf: „Gott, mein Gott, ist es denn noch nicht genug? Beata, hab' Erbarmen, Du selbst! — Kein Teufel könnte grausamer quälen, als Du mich quälst. Beata, so Du nicht unter der Gewalt der Hölle stehst, so Du nicht ein Werkzeug von Dämonen bist, ausgesandt, mich zu versuchen — lass' ab von mir. Geist Gottes erleuchte sie — läutere sie — rette sie — wie Du mich gerettet!“

Er steht auf und erhebt feierlich die Hand: „Beata! Willst Du Dich um die ewige Seligkeit bringen?“

„Ich will keine Seligkeit, als bei Dir!“ sagt das Kind.

„Beata — willst Du auch, daß ich sie verliere?“

— Das Kind schweigt erschauernd.

„Beata, so Du mir entsagst, kann ich noch felig werden. So Du aber nicht von mir ablässest und machest mich treulos an meinem Gelübde — werde ich verdammt sein in Ewigkeit! Nun wähle — was willst Du?“

Da haucht das Mägdlein mit ersterbender Stimme: „Ich will — Dich lassen —!“

Es ist still geworden — wie wenn ein Leben ausgerungen hat nach schwerem Kampf — und die Umstehenden leise flüstern: „es ist vorbei!“ —

Noch einen Augenblick lauscht der unselige Mann von Angstschweiß bedeckt, dann streckt er die Arme gen Himmel, als wollt' er fragen: „Was kann mir nun noch kommen?“ und tastet sich zur Hütte zurück. — „Gib mir Deinen Knaben,“ ruft er dem Schmelzer zu, „daß er mich heimführe gen Marienberg.“

„Willst Du schon weiterziehen?“ fragt der Mann. „Wo ist das Mägdlein, das Dich geleitet?“

„Es ist — es muß hier bleiben — nimm Dich seiner an. Du bist ein braver Mann. Behüte mir das Kind wie Deinen Augapfel! O, Engel Gottes werden Deine Hütte umlagern, so lang' es bei Dir ist!“ Er schlägt die Hände vor das Gesicht und bricht in lautes Schluchzen aus.

„Wenn Dich's so schmerzt, warum verläßt Du sie?“ fragt der Mann.

„Frage nicht — sprich nicht — gib mir den Sohn und lass' mich ziehen! Wenn ich in die Abtei zurückgekehrt, schicke ich Dir durch den Knaben reichen Lohn!“ Der Knabe springt herzu, da er vom Lohne hört. Donatus faßt die rauhe Hand — das Herz krampft sich ihm zusammen, es ist nicht mehr Beatens weiche liebende Hand!

„Fahr wohl!“ ruft er dem Manne zu, daß es schmerzlich von den Felsen ringsum widerhallt.

Sein Fuß hat die Schwelle überschritten und dahin schreitet er, ohne Zögern nach Marienberg. —

Zum neuntenmal, seit er ausgezogen, ist die Sonne hinter den Bergwänden von Mals und Burgeis untergegangen, da der müde Wanderer von der schweren, fruchtlosen Pilgerfahrt zurückkehrt. Arm und elend, als hätten ihn Sturm und Welle schiffbrüchig ausgespült — im Innersten versengt und verödet, als hätte ihm der Brand der Wüsten Sonne auf der Wallfahrt in's gelobte Land Herz und Hirn verzehrt und er wäre geflohen, ohne des Heils theilhaftig geworden zu sein!

Mühsam arbeitet er sich den Berg empor an der Hand des unbeholfenen Führers. Unbedacht hat ihn der Knabe den einsamen abgelegenen Gaissteg hinaufgeführt, der darum so genannt wird, weil nur die Ziege und ihr Hirt schwindelfrei darauf gehen kann. Jeder Schritt kann dem Blinden den Absturz bringen in die gähnende Tiefe.

Die Abendnebel senken sich feucht und schwer um den Berg. Es wird gleich zur Vesper läuten — Donatus hat schon den ganzen Weg darauf geharrt.

„Knabe, siehst Du kein Licht im Kloster?“

„Nein,“ sagt der Bub, „'s ist Alles dunkel.“

„Es muß doch schon spät sein?“ fragt Donatus keuchend und windet sich immer rascher die Steilung empor.

„Freilich!“ sagt der Knabe.

Jetzt tönen aus der Tiefe von Burgeis die Vespertrommeln herauf. Jetzt werden sie auch hier oben läuten —!

Er lauscht — einen — zwei — drei Herzschläge lang — Alles bleibt still.

Was ist das? Ein Schauer durchrieselt ihn. Kalt bläst der nächtliche Höhenwind ihn an und schlägt ihm den Schweiß fröstelnd in's Mark zurück. In einzelnen Stößen trägt er das Vespertönen von Nahe und Ferne aus den Thälern herauf — nur hier oben bleibt es stumm!

„Sieht man schon das Kloster?“ fragt der Blinde.

„Da ist es!“ sagt der Bub gleichgültig.

„Führe mich zur Pforte!“

Der Knabe thut wie ihm geheißen. Donatus greift nach dem Klopfen — aber er greift in die Luft.

„Die Pforte ist offen,“ sagt der Bub.

„Warte hier draußen,“ sagt Donatus und tritt ein. Leicht findet er sich auf dem wohlvertrauten Klosterhof zurecht. Es ist unbegreiflich, daß die Pforte unvergeschlossen und kein Mensch um die Wege ist. Er tastet sich längs der Mauer hin zum innern Eingang, aber auch dieser ist offen. Er greift rechts und links, es sind die Thürpfosten aber keine Thür! Er hat sich vielleicht im Raum geirrt und ist in einer ganz anderen Richtung, als er glaubte? Aber was wäre denn hier sonst für eine Lücke in dem festen Biered, das der Hof bildet, wenn es nicht die Thür wäre? Er ruft — hier wird ihn doch Jemand hören? Er lauscht — keine Antwort. Es ist etwas Unheimliches in diesem Schweigen, — eine unerklärliche Bangigkeit befällt ihn. Er fühlt ganz deutlich mit dem Fuß die Schwelle, er steht also doch unter der Thür! Er tastet nach rechts, da muß die Wand sein mit dem steinernen Weihwasserbehälter, — sie ist auch da — und hier ist der Behälter, so ist er doch richtig gegangen! Er taucht die Hand

in das Tröglein, um sich mit Weihwasser zu besprengen — es ist leer! Seltsam, wer hat es ausgeschüttet?

Jetzt kommt die Thür des Refectoriums — da müssen endlich die Brüder sein. Da ist der geschnitzte, eisenbeschlagene Thürpfosten. Er faßt nach dem schweren Anauf — und wieder greift seine Hand in's Leere, tritt sein Fuß über eine offene Schwelle.

Ist er denn wahnsinnig? Oder täuscht ihn seine Blindheit mit falschen Raumvorstellungen? Trügt ihn sein Tastsinn? Treibt ein Teufel sein Spiel mit ihm und gaukelt ihm das Alles vor, ihn zu ängstigen? Vielleicht ist er noch an einer Scheuer und bildet sich ein, den ganzen Weg bis zum Speisesaal zurückgelegt zu haben! —

Ein scharfer Zugwind pfeift ihm entgegen wie durch offene Hallen und Gänge. Es ist ein widriger Wind, er bläst ihm eklen Rauchgeruch zu, als wäre er über eine kalte Brandstätte gesetzt und ein feiner Wirbel wie von aufgewehter Asche fliegt dem Blinden in's Gesicht.

„Ist denn Niemand da?“ ruft er laut. — Alles bleibt still.

Er schreitet weiter, — diesmal ohne Ziel, ohne Richtung in's Dunkle hinein. Da stößt sein Fuß an einen ungesügten Gegenstand. Er bückt sich — der Speisetisch der Brüder liegt umgestürzt da! Wieder weht ihm jener seltsame Brandgeruch entgegen und unter seiner tastenden Hand bröckeln Stücke ab — der Tisch ist halb verkohlt! Donatus geht um ihn herum, wohin er tritt, Trümmer! Er prallt an die jenseitige Wand an. Er tastet nach einem Fenster — da tritt sein Fuß klirrend in Glasplitter — die Fensterhöhlung ist leer, das Holzwerk verkohlt! —

Gewalt — hier ward Gewalt verübt! Und mit all' ihren Schrecken fällt die grause Nachhut, die sie überall hinterläßt, wo sie gehaust, Entsetzen und Verlassenheit, den Blinden an.

„Meine Brüder — mein Abt — wo seid Ihr?“ schreit er verzweiflungsvoll in die Nacht und das Wirniß hinein.

„Mein Vater — meine Brüder —“ jammert er, daß es durch die öden Räume widerhallt, und irrt strauchelnd, planlos, ziellos zwischen Trümmern und Gebälk hin — bald gerade aus, bald im Kreis sich drehend — ohne zu wissen — was und wohin.

„Zur Capelle, zur Sacristei!“ raunt ihm endlich eine innere Stimme zu — „vielleicht beten sie dort —!“ Und mit unendlicher Mühe tastet er sich in dem Chaos der Zerstörung weiter. Er findet sich nicht mehr zurecht, denn Alles, was ihm vertraut und ihm als Anhaltspunkt dienen könnte, ist von der Stelle gerückt und zer schlagen. Wie in einem wirren, fürchterlichen Traum arbeitet er sich schweißtriefend durch die Finsterniß dem Ziele zu, dem immer wieder verfehlten und doch so nahen! —

„Hilfe — Licht!“ schreit er wie sinnlos in die Nacht hinaus, als könnte er es sehen das Licht, wenn es auch käme! Er vergißt seine Blindheit — er vergißt Alles, halb wahnsinnig vor Entsetzen!

Dann bleibt er wieder stehen und lauscht — Nichts regt sich als der Sturm, der unaufhörlich sein wildes Klage lied durch die offenen Fensterhöhlen singt.

Und weiter irrt er der Capelle zu. Endlich mischt sich der Brandgeruch mit dem Duft alten Weihrauchs. Und ein wildes Durcheinander von zertrümmerten Chorstühlen, Bildsäulen und Candelabern hemmt seine Tritte.

„Seid Ihr hier, meine Brüder? Ist Niemand hier?“ ruft er wieder und lauscht. Da regt sich Etwas — diesmal ist es nicht der Wind, es ist ein leises Stöhnen aus einer Menschenbrust.

„Wer ist da? Gebt mir Antwort!“ fragt er bebend.

„Wer bist Du?“ bringt jetzt eine wohlbekannte, aber gebrochene Stimme an sein Ohr.

„Correntian!“ schreit Donatus zwischen Schreck und Freude.

„Donatus!“ ruft die Stimme, und es durchschauert ihn seltsam bei dem Ruf — als ging es zum jüngsten Gericht und eine Stimme aus den Wolken rief seinen Namen unter der Liste der Verurtheilten.

„Donatus,“ wiederholt Correntian, „Unglückssohn, warum kommst Du so spät? Du hast uns Alle verdorben!“

„Correntian, mein Bruder, ich will Dir Alles sagen; reich' mir nur Deine Hand und hilf mir über diese Trümmer hinweg.“

„Ich liege mit zermalnten Schenkeln unter dem umgestürzten Altar, ich kann Dir nicht helfen!“ stöhnt Correntian.

„Allmächtiger Gott! Wie geschah das?“

„Ich wollte die Schutzbriefe unseres Klosters vor den Feinden retten und unter dem Altare bergen, da überraschten sie mich und im Kampfe stürzte der Altar auf mich!“ stöhnt Correntian.

„Und die Brüder, wo sind sie?“

„Sie sind entflohen! — Vertrieben, nackt und bloß die ganze Schar. Unsere Heerden geraubt, das Kloster zerstört und geplündert! Dein Vater, im Bunde mit Deiner Sippschaft mütterlicherseits, hat den Frevel verübt.“

Zitternd, mit höchster Anstrengung hat sich der Jüngling durch das Chaos von Schutt und Trümmern hindurch gewunden der Richtung zu, von wo die Stimme kommt.

Jetzt hemmt eine Hand seinen aufgehobenen Fuß. „Halt, Du zertrittst mich!“

Er bückt sich nieder — da liegt Correntian's Körper auf dem nackten Steinboden, halb begraben unter der Centnerlast des steinernen Altars.

„O Jammer und Graus!“ schreit der Jüngling auf. „Zermalmt wie ein Wurm, der große, der gewaltige Mann, und Keiner, der Dir half — Keiner?“

„Die Brüder retteten kaum das eigene Leben — die Leute der Umgegend fliehen den Ort des Schreckens — seit dreien Tagen lieg' ich verlassen — und keine Hand, die mir nur einen Trunk gereicht hätte!“

„Ich will Dir Wasser holen, ich will den Brunnen suchen!“ ruft Donatus, doch Correntian hält ihn zurück: „Nein, lass' — der Brunnen ist verschüttet — es wär' mir nicht nütze. Meiner Qualen Ende ist da — ich fühl's!“

„O, Du Armer — sollst Du so furchtbar enden?“ klagt der Jüngling. „Soll Dich der Altar zermalmen, dem Du so treu gedient?“

„Weine nicht um mich — ich sterbe, wie ich gelebt — für die Kirche! Daß

Gott mich solchen Todes würdigt, das ist die höchste Gnade! Es gibt noch Einen, der jammernswerther ist als ich!"

Donatus erbebt. „Gott stärke mich. Doch nicht der Abt?"

„Ja, unseliger Knabe — der Abt, der Dich geliebt mit einer Liebe, die Sünde an der heiligen Ordensregel war, er hat furchtbar gebüßt —“

„Rede — aus Barmherzigkeit, foltere mich nicht länger,“ fleht Donatus. „Was geschah ihm?"

„Der Reichenberger forderte von ihm, daß er Dich herausgäbe, denn er glaubte Dich im Stift verborgen, und da er's weigerte — weigern mußte — ließ er ihn binden und in den Hof schleppen — und dann —“ Correntian muß Athem holen —

„Weiter — weiter — was dann?"

„Dann mußte der Abt seine beiden Augen hergeben für die Deinen — wie es der Reichenberg geschworen!"

Ein Schrei geht durch die Capelle, daß es zitternd in den zersplitterten Scheiben nachschrikt. Dann bleibt es eine Weile still, als wäre dem Jüngling mit diesem Schrei das Herz gesprungen und er wäre eine Leiche.

Correntian athmet langsam und schwer. Todesengel schweben mit bleiernem Flügelschlag hernieder und umlagern harrend die Stufen des Altars. Da endlich löst sich die Erstarrung, die dem ersten Schlag gefolgt war.

„O ewige Gerechtigkeit, wo bist Du — wenn dies geschehen konnte?" schluchzt der Jüngling, „Gott der Güte, Gott der Gnade, wo warst Du, als sie das verübten? Der Reine, der Schuldlose, der Heilige — gestraft um meine Schuld — Gott der Barmherzigkeit — wie vermochtest Du dies?"

Und er sinkt an dem zertrümmerten Altar nieder und weint — als wolle er das Meer der Thränen, das die Welt durchfluthet, auf einmal ausschütten.

„Diese Augen, diese freundlichen Augen, die mich so oft liebend angeblickt, die so treu über mir gewacht — Gott, gib mir die meinen wieder, daß ich sie noch einmal ausweinen könne für diese geliebten Augen!"

Und leiser und leiser wird die Klage, als läge er zu des Abtes Füßen und dieser neige ihm gütig wie früher sein Ohr: „O Lamm Gottes — geduldiges, schmerzreiches Opfer! Du hast es mir verziehen in Deiner Milde, denn Du bist zu groß, als daß Du zürnen könntest — aber ich — ich kann mir nicht verzeihen! Mein Vater! Einmal — nur einmal noch reich' mir Deine geliebten Hände, daß ich den Fuß der Reue darauf drücken könne — einmal noch — nur einmal — und dann hinabsinken in die Verdammniß, auf ewig zu büßen, was nie mehr gut zu machen ist!"

Und wieder verstummt er, die Kraft der Seele, die auch das Leiden erfordert, ist verbraucht. Er muß ausruhen und Athem schöpfen zu neuer Klage.

„Und die Brüder,“ stöhnt er endlich, „konnten sie ihn nicht schützen?"

„Die Ueberzahl war zu mächtig — es war ein ganzes Heer von Räubern!" spricht Correntian. Da richtet sich Donatus auf:

„O, wäre ich dagewesen, ich hätte ihn geschützt — ich hätte ihn gedeckt mit meinem eigenen Leibe und wäre es gegen eine Welt gewesen!"

„Ja, wärest Du gekommen zu rechter Zeit — dann wäre Alles anders! Warum auch kamst Du nicht — wo weiltest Du so lange?“

„Vergebens folgt' ich der Herzogin während zweier Tage.“

„Und dann?“

„Dann eilt ich her zu Euch!“

„Und dazu braucht es neun Tag' und Nächte?“ ruft Correntian.

„Mein Bruder — was redest Du? Heute vor drei Tagen verließ ich Euch!“

„Weh' Dir, Sohn des Unheils,“ schreit Correntian auf. „Wo warst Du? Was täuschte so über die Zeit Dich weg? Hast Du in der Untertwelt geweilt, daß Dir so ungezählt die Tage enteilen konnten? Warst Du verzaubert, daß Du nicht merktest, wie, seit Du fort bist, mehr denn eine Woche verstrich?“

„Allmächtiger Gott — eine Woche?“ fährt Donatus auf, „und sie sagte mir, eine Nacht hätt' ich geschlafen? Oh, Beata — Beata — so hast Du mich getäuscht!“

„Beata?!“ wiederholt Correntian, „also ein Weib war's, das Dir die Zeit und die Besinnung stahl? Um eines Weibes willen mußten wir Alle verderben? So hast Du uns Wort gehalten? Das waren Deine Schwüre? Wehe, es ist Alles gekommen, wie ich es gesagt bei Deiner Geburt! Du warst der Wechselbalg, den uns die Hölle in unser friedlich Haus gelegt, uns zu vernichten! Und dennoch hast Du selbst mich zu täuschen vermocht, daß ich meine eigene Weissage widerrief und Dir vertraute. Ja noch mehr! Hör' es, Gott, und strafe mich dafür — Du warst der erste Mensch, den ich geliebt. Und in dem Augenblick, da ich Dir die Martyrkrone auf's Haupt setzen will, fällst Du zurück in das gemeine Element, dem Du entstiegen — und reißeest uns Alle mit hinab in Deinen Sturz!“

„Correntian, höre mich! Ja, ich habe gefrevelt, ja, ich habe Euch verdorben um eines Mägdeleins willen und will es büßen in Ewigkeit. Selbst meine Blindheit hat mich nicht geschützt — Eusebius hatte Recht — die Hölle ist listiger als Menschentwiz! Und dennoch bin ich schuldlos — und dennoch bin ich rein!“

„Rein?“ schreit Correntian auf, „Du wagst es noch, Dich rein zu nennen, Frevler!“ Und im ganzen Grimm seines Schmerzes reckt er sich mit dem Oberkörper empor und streckt die Arme gegen Donatus aus. „Den Fluch, der Dich im Mutterleibe verdammt — ich nehm' ihn auf und schleudre ihn verdoppelt auf Dein Haupt. Nur Vatersfluch hat Dich bisher belastet, ich füg' ihm noch der Mutter Fluch hinzu, denn Deine Mutter ist die Kirche, die Du geschändet! Ausgestoßen sollst Du sein, Eidbrüchiger, ausgestoßen aus der Kirche, ausgestoßen aus der Menschheit, ausgestoßen aus der Schaar der Büßer, die noch hoffen. Das Gras verdorre, darauf Dein Fuß tritt, die Hand erstarre, die Dir die heilige Hostie reicht; Tod und Siechthum treffe den, der sich Deines Hungers erbarmt. In Staub zerfalle Dein Gebein, und daß sein Pesthauch nicht das Erdreich vergifte, das andere Wesen nährt, entsleuch an's Ende der Welt, hinauf in das Reich des Todes, in das Eis der Gletscher, soweit Dich Deine Flügel tragen, wo kein Halm mehr sprießt, der Deiner Leiche Gift ein-

saugen könnte! Ausgetilgt sei aus der Schöpfung, was sterblich an Dir ist, bis auf die letzte Spur — und was unsterblich ist, das leide in Ewigkeit die Folterqual, die mir seit dreien Tagen das Mark durchwühlt —“ Er stocbt — ein Schauer des Todes hat ihn erfaßt. Der aufgerichtete Oberkörper schlägt auf die Steinplatten zurück — noch einmal bäumt er sich auf — die geballten Fäuste krallen sich in der letzten Angst in die Ritzen des Bodens ein. „Herr Gott, sei mir Sünder gnädig!“ stöhnt er und Entsetzen erfaßt ihn — denn er muß dahin gehen, ohne die Sterbesacramente, mit einem Fluch auf den Lippen! Er fühlt es, der Tod tritt ihm an's Herz — es ist zu spät — die Lippen wollen noch Etwas stammeln — der Krampf klemmt ihm die Kiefern zusammen. So ohne Trost, ohne Versöhnung gibt er ihn auf, den Geist, den starren, unbeugsamen — er hofft auf kein Erbarmen, wie auch er keines übte — und doch war er treu gewesen, sich und der Kirche, treu bis in den Tod!

Donatus aber, der Berschnetterte, Verfluchte, kniet neben der Leiche und betet um Gnade für die arme, irrende Seele. Wird Gott das Gebet des Verfluchten noch annehmen? Dringt es noch zum Herrn auf? Er neigt die Stirn zur Erde und küßt die kalten Steine zum Abschied. Dann erhebt er sich und schleppt sich zurück zum Thor, wo der Knabe harret.

„Knabe, wo bist Du?“ ruft er. Keine Antwort — der Knabe ist fort. Er hat den Fluch Correntian's gehört und ist entflohen. Da steht der Blinde nun ganz verlassen.

Wo soll er hin? Die Kirche verwirft ihn — die Erde stößt ihn aus! „Herr, hast Du denn keinen Tropfen der Gnade mehr für mich übrig aus Deinem reichen Born? War ich denn nicht gehorsam Deinem Willen, soweit ich ihn verstand? Das Licht meiner Augen gab ich hin, um der Liebe zu ent-rinnen. Den Stab, der meiner Nacht Führer war, zerbrach ich und warf ihn hin, und doch werden all' meine Opfer zum Fluch und mein Gehorsam zum Verhängniß! Ich kann wol sagen wie Hiob: Mein Angesicht ist geschwollen vom Weinen und meine Augen sind dunkel — und dennoch klebt kein Frevel an meiner Hand und mein Gebet ist rein! Herr mein Gott, wenn Du mich sahest in jener Stunde, da ich die Jungfrau verstieß, die treue, die reine! Dann mußt Du es ja wissen, ob ich gebüßt und ob ich Gnade verdiene oder nicht? Ja, ich will fliehen aus dem Verband allen Lebens, einsam will ich enden, wie die Gemse, die sich sterbend in die Gletscherspalte verbirgt — auslöschten die Spuren meiner Tritte hienieden, daß das Verhängniß mir nimmer folgen könne. Gott, mein Gott — wird meiner Leiden Maß dann wol erfüllet sein?“

So stehet der Blinde, die Arme hoch erhoben, eine stumme Schmerzensgestalt, wie ein vom Wetter zerschlagener Baum.

Hinter den jagenden Wolken bliken hin und wieder einzelne Sterne auf ihn herab — schlummerstill liegt die Tiefe unter ihm — und der Nachsturm zerrt unbarmherzig an den Felsen, die ihn nur nothdürftig umhüllen. Hohläugig, mit stummem Vorwurf stieren die leeren Fenster der zerstörten Gottesveste auf ihn nieder. Kein Ruf aus der Höhe oder der Tiefe gibt seiner Klage Antwort, keine Hand faßt erbarmend die seine, ihn zu führen zum letzten Ziel! Er sinkt auf einen

Stein und birgt sein Haupt in den Händen. „Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

Achtes Capitel.

Hoch oben, wo kein Fruchthalm mehr wächst, in der Gletschertwildniß der Ortleskette, lebt der einsame Büsser an der letzten Grenze, wo noch Wesen von Fleisch und Blut athmen können, Correntian's Fluch buchstäblich erfüllend.

Unter ihm in unermesslicher Tiefe liegt das öde Trafontal zwischen den furchtbar zerklüfteten Wänden, wie ein offenes Grab. Um ihn her tosen in schwarzen Rufen und Spalten die Gletscherbäche herab, welche die heiligen drei Brunnen speisen, daß der Fels zerbröckelt unter der Wucht des mächtigen Schwall und breite Muren das Land verwüsten.

Dort hinauf hat ihn ein fremder Hirtentnabe gebracht, der ihn in jener Nacht auf dem Marienberge fand und sich seiner erbarmte, um Gottes willen. Es war ein mühevolleres Werk, den Blinden auf diese Höhe zu führen, aber Schutzgeister waren mit ihm und stützten ihn, sonst wäre er der Hand des schwachen Knaben wol zu Hunderten von Malen entglitten, auf dem steilen, schlüpfrigen Pfad. Nur dem, der es liebt, fordert die Gottheit das Leben ab — der Unglückliche, dem der Tod Erlösung wäre, darf nicht sterben! — Mehrmals wollte der Knabe Halt machen, aber der Büsser war nirgends zum Bleiben zu bewegen, wo noch ein Vogel pfiß, wo seine Hand noch lebendiges Erdreich unter sich fühlte. — So hat er nach langem Wandern das Ziel erreicht, das letzte, nach dem er sich gesehnt, das Reich der ewigen Ruhe, wohin kein Laut einer Menschenstimme mehr dringt, wohin kein Faden mehr reicht, der Menschen mit Menschen verbindet. Hier ist die Borhöhle, die kalte, stille — hier darf er büßen, darf er sterben, um drüben ewig zu leben!

Der Knabe hat ihm ein nothdürftig Obdach gegen Wind und Wetter unter überhängenden Felsen bereitet und ihn dann verlassen. Aber von Zeit zu Zeit kommt er herauf und bringet dem Einsiedler Brod. Es ist ein seltsamer Knabe — er kommt und geht, ohne daß der Blinde des gewahr wird, lautlos, wortlos! Und Donatus weiß es ihm Dank. Es wäre ihm Entweihung, das heilige Schweigen zu brechen, das seine Seele umfluthet wie ein Meer, in dessen Tiefe kein profaner Laut mehr hinabdringen kann.

Allwöchentlich einmal findet er sein Mooslager frisch bereitet, ein duftendes Brod liegt daneben. Der es aber gebracht, ist verschwunden, wie er kam. Manchmal will es den Blinden bedünken, als wäre es kein Knabe von Fleisch und Blut, als wäre es ein freundlicher Todesengel, ihm von Gott gesandt, ihn hierherauf zu führen und ihm das Dasein zu fristen, bis er reif zum Sterben sei. — Und er glaubt es immer fester, je weiter die Jahreszeit vorrückt, je schwerer es wird, daß ein Mensch den schneevertwehten Pfad daherauf finde. — Was soll den fremden, den niedrigen Hirtentnaben zu solch ungeheurer Aufopferung vermögen? Um welchen Lohnes willen sollt' er es thun? Was ist ihm der Ausgestoßene, der Verfluchte, der nicht einmal mehr einen Segen zu spenden hat? Ja, es wird ihm immer offener, es ist ein Bote aus jener Welt, er fühlt es täglich mehr — der Erdentrücte ist dem Reiche der Geister

nahe. — Im Brausen des Sturmes, im Donner der Lawinen, im beklemmenden Nebeltreiben — in allen Schrecken der Wildniß empfindet er ehrfurchtschauernd die Nähe des, der auf Wolken fährt und mit der Stimme des Donners redet — und was Sterbliche zermalmt und mit Bangen erfüllt, das hebt ihn, der alles Leben überwunden hat, empor in jauchzender Hoffnung der Erlösung.

„Zerreiß, zerschmettere diesen Leib!“ jubelt er der rasenden Windsbraut, dem stürzenden Felsblock, den Wassern des Himmels zu, wenn sie ihn im tollen Wirbel umtosen. Er küßt die unsichtbare Sturmeshand, die ihn peitscht, er lobsingt dem Schmerz, der ihm die froststarrten Glieder zernagt — das Alles ist ja Buße, und Buße ist Seligkeit! — Und dann wieder, wenn der Aufruhr sich gelegt hat und die letzten Strahlen der Herbstsonne durch den versöhnten Himmel fluthen, und es stille wird in den Lüften — dann ist es ihm, als umwalde auch ihn ein versöhnter Geist, ein liebliches Etwas, für das er keinen Namen hat. — Dann kann es ihn wol überkommen, daß er die Arme in die leere Luft ausbreitet und ein Ruf seiner Lippe entschwebt, wie ein befreiter Vogel dem Käfig: „Beata!“

Und so nahe, so deutlich fühlt er ihres Geistes Walten, daß er ihre Athemzüge zu hören glaubt — daß er zu fühlen meint, wie sie leicht an ihm vorüberstreift. „Beata — bist Du gestorben, da unten in der Tiefe, und heraufgestiegen zu mir, auf mich zu warten, bis ich Dir folgen könne in die Ewigkeit? O, armes Kind, der Verdammte kann Dir nicht folgen — auch nicht, wenn die sterbliche Hülle von ihm abfällt, Du schwingst Dich auf in die Gefilde der Seligen — und ich muß hinab zu den Süßenden!“ Und dann ist ihm, als trügen ihm die Lüfte ihr leises Weinen zu. Ja gewiß, es ist ihre Seele, die um ihn trauert, die unter Thränen bei den Heiligen für ihn bittet. Können sie diesem Flehen widerstehen, die Himmlischen? Ihm ist, als wehe ihn ein Hauch der Erlösung an in solchen Stunden. O, es ist der Offenbarungen voll hier oben an den Grenzen der Welt, an den Grenzen des Jenseits. Sie fluthen in einander, die beiden Reiche, und er lernet es mehr und mehr verstehen, das leise Herüber- und Hinübertweben.

Und es wird Winter — und immer rauher faßt ihn die züchtigende Hand, immer enger ziehen sich die Todeschranken um ihn zusammen. Er aber lobsingt und betet ohn' Unterlaß. Und so oft er ein neues Brod an seinem Lager findet und ein wärmendes Fell, der steigenden Kälte zu wehren — empfängt er es als ein Wunder Gottes, des Herrn, der einst auch Manna regnen ließ auf sein hungerndes Volk. — So lange Gott ihm Nahrung schickt, so lange ist es sein Wille, daß er lebe, und er genießt die Speise dankbaren Herzens und heiliger Andacht voll, als wäre es der Leib Christi, den keine Hand ihm mehr reichen darf. —

Da endlich bleibt das Brod aus. Er weiß es nicht, wie viele Tage verstrichen sind, denn für ihn wird es ja nie Tag noch Nacht, aber er merkt es, daß es länger ist als sonst, denn sein karger Vorrath war nie erschöpft, ehe der neue kam. Jetzt ist er erschöpft — und die Stelle, wo er das Brod zu finden gewohnt, ist leer. Nun weiß er es, das ist die letzte Prüfung! Gebieterisch fordert die Natur ihr Recht und nagender Hunger wühlt in seinen Eingeweiden.

In Hungersgestalt tritt der Tod ihn an. Er fühlt es — es wird ein schwerer Tod, aber er dankt dem Herrn dafür. Nun ist die Stunde gekommen, wo er, der Gemse gleich, in verborgener Gletscherspalte enden wird. Er wickelt seinen Rosenkranz um die Hand und betet nur: „Herr, gib, daß ich die Prüfung mit Ehren bestehe!“

Dann tritt er vor die Höhle hinaus, eine Eisspalte zu suchen, damit erfüllt werde, wie er geschworen. — Da hemmt Etwas seine Schritte. Es liegt zu seinen Füßen, es schmiegt sich weich an seine Knie wie ein treuer Hund. Aber es ist kein Hund, — es greift an ihm empor und faßt seinen Arm mit Menschenhand. „Donatus,“ — fleht es mit schwacher Stimme — „Donatus, vergib!“

„Beata,“ schreit der Blinde auf und schlägt taumelnd an die Felswand zurück. — Ihm ist, als wäre der Berg mit ihm eingestürzt und hätte Alles unter sich begraben — Menschen und Menschenwerk und Menschenfakung — und er wäre allein übrig geblieben, er und Beata und Gott. Aber der Gott, der da spricht: „Ich bin die Liebe!“ —

„Donatus, ich weiß mir nicht mehr zu helfen — ich kann Dir kein Brod mehr holen,“ stammelt das Mägdlein, „seit dreien Tagen müß' ich mich vergebens, aber es geht nicht mehr — die Glieder sind mir erfroren — die Kälte — ich sterbe —! O Du Armer! was wird nun aus Dir?“

„Beata, Engel des Lebens, Engel meiner Seele!“ jauchzt und wehklagt Donatus in einem Athem: „Beata, Selige, Weltüberwinderin! Du warst bei mir die ganze Zeit, Du hast für mich gesorgt, Du hast mir das Brod gebracht, hast bei mir ausgehalten in Schnee und Eis, in Tod und Verderben? Allmächtiger Gott, warum schwiegst Du so lange?“

„Auf daß Du nicht sündigen solltest um meinetwillen, — noch mich verjagen, hab' ich geschwiegen! Vergib mir, wenn ich ungehorsam war, — ich konnte Dich nicht verlassen!“

„Vergeben — ich Dir vergeben, Gnadenbringerin, Du!“ Und mit mächtigem Arm hebt der Blinde das sterbende Kind auf und trägt es in den geschützten Raum und legt es auf sein Lager und deckt es zu mit den wärmenden Fellen, die es ihm selbst in unermüdlicher Sorge heraufgeholt. Und dann wirft er sich nieder an dem Lager und bedeckt das verhärmte Gesicht und die treue Brust und die armen erstarrten Füßchen mit Küssen ohne Zahl. Sprechen kann er nicht mehr, nur Laute, ungeformte Laute der Liebe und des Schmerzes stößt er aus und hält sie in seinen Armen und wiegt sie und herzt sie wie eine Mutter ihr sterbendes Kind! —

Und sie schmiegt sich an ihn im höchsten, im süßesten Glück! — „Siehst Du — nun sterbe ich doch bei Dir — nun ist es doch gekommen, wie ich's sagte,“ flüstert sie ihm in's Ohr: „Und Du hast Wort gehalten: Du wolltest mich selig machen — und nun bin ich selig!“

Da ergreift es den Blinden wie im Sturm einer himmlischen Offenbarung: „O Märthrin, Du hast vollbracht, was kein Mensch vollbrachte. Wir Alle, die wir entsagen und uns bezwingen, wir hoffen auf einstigen Lohn und fürchten die einstige Strafe, — Du aber, Du hast entsagt und gelitten, ohne Hoffnung, ohne Furcht. Frei und ohne Zwang hast Du Dich geopfert und

bist schweigend verblutet! Was ist alle Größe und alle Keuschheit, die je geliebt, gegen diese That? Nein, das ist nicht die Macht des Teufels, die solches vollbringt! Nicht mit sterbenden Lippen lockt der Versucher — nicht mit dem Fuß des Todes bestreift er seine Opfer. Das ist eine höhere Macht! Ja — jetzt erkenn' ich sie! — Beata, Dein Tod hat mir die Binde gelöst, — es gibt eine Liebe, die Gottes ist — mit dieser Liebe haben wir einander geliebt und um dieser Liebe willen werden wir Gnade finden!“ —

„Amen!“ sagt das Mägdelein und umschlingt mit seligem Lächeln sein Haupt, das auf ihre Brust gesunken. Und es wird Friede in ihnen — Gottesfriede. — Sie athmet nur noch kurz und schwach, aber sie hält ihn umschlungen mit letzter Kraft. Er drückt sie an seine Brust, er reibt ihr die erfrorenen Glieder, — er haucht ihr seinen warmen Odem ein. Er fleht sie an in tausend Liebesworten: „Stirb nicht, mein Kind, mein Weib, mein Gottesgeschenktes! Bleib' bei mir! Gott, der sie mir gab, laß sie mir noch einen Tag — noch eine Stunde, nur eine einzige Stunde, daß ich gut machen kann, was sie um mich gelitten!“ —

Vergebens — die kalte Hand streichelt noch einmal liebend seinen Scheitel, dann sinkt sie herab.

„Beata!“ ruft er ihr in's Ohr, „ich hab' Dich im Leben verlassen — aber im Tod verlass' ich Dich nicht, ich sterbe mit Dir!“

Sie hat es noch gehört, ein Seufzer der Wonne wie aus bräutlicher Brust antwortet ihm — es ist der letzte Hauch! Dann neigt sie das Haupt und entschlummert still und ruhig — auf den Lippen ein Lächeln. —

Sie ist dahin gegangen wie der Nachtfalter, dem nicht bestimmt war, sich jemals der Sonne zu freuen, und den der erste Winterfrost hinwegrafft — ohne Laut, ohne Klage — aus dem Dunkel in's Dunkel!

Donatus lauscht noch eine Weile, ob sich Nichts mehr rege in der stillen Brust. Kein Athemzug, kein Herzschlag mehr — es ist vorbei. Lange, lange liegt er so, die Leiche an's Herz gepreßt, dann erhebt er sich und sagt halblaut, als könne sie es noch hören: „Komm', mein Kind!“ Er läd't den zarten Körper auf seine Schulter, wie ein todttes Lamm, und tritt hinaus in's Freie.

Leise, leise rieselt der Schnee hernieder und breitet ihm eine weiche Decke unter die Füße, darauf er unhörbar hingleitet, sich an der Felswand fort tastend. Wohin will er — was sucht er? Er gibt sich keine Antwort mehr, die Zeit des Denkens ist vorbei, es gibt nur noch ein Fühlen — und das ist Liebe! Vor seinen blinden Augen wird es hell. Eine lichte Gestalt hebt sich aus dem Dunkel und schwebt vor ihm her — wehmüthig, selig lächelnd. Es ist Beata's verklärter Geist. Sie zeigt ihm den Weg und winkt ihm mit unbeschreiblicher Liebe im Blick. „Ja, ich komme, ich folge Dir!“ ruft er und schleppt sich, so rasch er kann, durch den Schnee — ihr nach. Da erreicht die holde Gestalt eine Stelle, wo der Fels jäh abstürzt, eine senkrechte Wand von mehr denn tausend Klaftern. Sie bleibt stehen und sieht sich um: „Wart', ich komme!“ ruft er. Noch einmal winkt sie — dann schwingt sie sich hinaus und schwebt über den Abgrund hin — empor! Da hat auch er die Stelle erreicht und ohne Zaudern thut er den Sprung, ihr nach. Doch den schweren Körper, mit seiner

Last, zieht es hinunter. In einer Wolke von Schnee gleitet er in die Tiefe und als donnernde Latwine stürzt sie ihm nach, die losgerissene Masse, den Raum erfüllend mit einem Meer von Schnee!

Doch wie die mitgerissene Aethertwelle, wenn ein schwerer Körper in die Tiefe des Meeres sinkt, als Luftperle wieder emporsteigt zu dem verwandten Element, so steigt auch die Seele des Verschütteten aus dem Abgrund auf zu ihrer ewigen Heimath.

Todt und stumm liegt die Erde, als könne die Sonne nie wieder kommen, und nie wieder die Liebe, — und sie kommt doch und bringt mildere Zeiten, und unter ihrem mächtigen Hauch versöhnen sich Erde und Himmel!

Ueber Jugend und Altern des Rechts.

Von
Prof. Dr. Otto Gierke in Breslau.

I.

Die geschichtliche Wandlung des Rechts, in welcher vergangene Jahrhunderte halb ein Spiel des Zufalls und halb ein Werk vernünftelnder Willkür sahen, als gesetzmäßige Entwicklung zu begreifen, war das unsterbliche Verdienst der von Männern wie Savigny, Eichhorn und Jacob Grimm geführten historischen Rechtsschule. Die Wissenschaft der Rechtsgeschichte empfing hiermit den hohen Beruf, in und mit der Erfüllung ihrer besonderen Aufgaben zugleich mitzuarbeiten an der Erforschung der verborgenen Gesetze, welche das Werden des geistigen Lebens auf unserem Planeten überhaupt bestimmen. Diesem Berufe gab sie sich freudig hin! Und wenn es ihr so wenig als den Schwesterwissenschaften gelang, den Schleier zu heben, der uns hier wie überall das Wesen der Dinge verhüllt: so war doch ihr Bemühen für den Fortschritt menschlicher Erkenntniß keineswegs ohne Erfolg. Nur der Flache wird den Werth der Antworten, die sie auf alte Fragen fand, um deshalb bezweifeln, weil sich aus ihnen sofort neue und größere Räthsel fragend erhoben.

Ein solches nicht nur Räthsel lösendes, sondern mehr noch Räthsel stellendes Wort, das dennoch Wege erschließend und Licht verbreitend gewirkt hat, war der bekannte Ausspruch der historischen Schule: das Recht sei ein Product des Volksgeistes. Was dieser Formel Mangelhaftes anklebt, ist gerade in neuester Zeit mit Energie gegen sie in's Feld geführt worden. Man mag davon absehen, daß nicht die Völker allein, sondern alle engeren und weiteren menschlichen Gemeinschaften, wie Stämme, Stände und Corporationen, wie im größten Maßstabe die Kirche, Recht erzeugt haben und erzeugen: denn die nationale Gemeinschaft bleibt der Brennpunkt des Rechtes wie des Staates. Man mag es als selbstverständliche Ergänzung hinzudenken, daß die Völker uns in letzter Instanz als Glieder einer einheitlichen Menschheit gelten und deshalb auch in der Vielgestaltigkeit ihrer positiven Rechte gemeinschaftliche Grundgedanken und in deren

Aufeinanderfolge eine continuirliche Entwicklung offenbaren: denn auch auf anderen Gebieten ist uns die Geschichte der Menschheit nur in den nationalen Brechungen ihrer vorausgesetzten Einheit wissenschaftlich zugänglich. Man mag auch die Erwägung bei Seite stellen, daß nicht allein geistige, sondern vor Allem äußere, stoffliche, wirthschaftliche Momente das Recht jeder Epoche mit zwingender Kraft prägen: denn alle diese Momente müssen irgendwie in das geistige Leben des Volkes hineingetreten, Vorstellungsinhalt des Volksgeistes geworden sein, bevor sie auf die Gestaltung des Rechtes zu wirken vermögen. Allein es bleibt unbestreitbar, daß jene Formel, indem sie vom „Volksgeist“ spricht, in ihre Erklärung ein Unerklärtes, in ihre Lösung ein neues Räthsel einführt. Denn was ist der Volksgeist? Wer hat ihn gesehen oder gegriffen? Wer kann ihn von der wechselnden Summe der Einzelgeister sondern? Wer ihn definiren? Und haben nicht Diejenigen Recht, welche ein so mystisches Etwas aus der nüchternen Wissenschaft — und die Rechtswissenschaft rühmt sich ja besonderer Nüchternheit bis zur Trockenheit — mit Schimpf und Schande hinausjagen möchten?

Leider steht es nur nicht viel besser mit dem Begriff des Geistes überhaupt! Trotz Naturwissenschaft und Psychologie ist auch die geistige Einheit des Individuums für uns ein mystisches Etwas, das Niemand gesehen, Niemand erklärt hat. Wir schließen nur aus einem Complex zusammenstimmender Wirkungen auf das Vorhandensein einer einheitlichen Ursache, erklären diese für die Substanz der menschlichen Persönlichkeit und suchen einzelne ihrer Eigenschaften aus der Art ihrer Bethätigung zu ermitteln. Wird man darum im Ernst aus den Geisteswissenschaften den Geist verbannen wollen? Nun! Nicht mehr und nicht minder erschließbar als der individuelle Geist ist aus der Fülle der uns umgebenden Lebensthatfachen der allgemeine Geist! Wie immer man sich die Erscheinung des den Menschen zum Menschen machenden und darum dem Begriff des Menschen schlechthin inhärenten Gemeinlebens zurechtlegen mag: mit Nothwendigkeit gelangt man schließlich in irgend einer Form zu der Annahme einer geistigen Einheit, welche Ursache und Trägerin des in den zusammenstimmenden Bewegungen der Vielheit sich offenbarenden Gemeinlebens ist. Auf Schritt und Tritt zwingen uns Geschichte und eigene Erfahrung den Schluß auf, daß geistige Kräfte wirken, welche nicht aus bloßer Addition individueller Geisteskräfte, sondern aus deren Verbindung zu neuen und eigenthümlich functionirenden Krasteinheiten resultiren; daß Subjecte dieser Krasteinheiten gesellschaftliche Ganze sind, für welche die Individuen nur die Bedeutung der in ihrer systematischen Anordnung und Verknüpfung das Ganze bildenden Theile haben; daß jedem derartigen Ganzen, weil es als Ganzes geistige Wirkungen äußert, eine einheitliche geistige Wesenheit innewohnen muß, welche auch hier eine Persönlichkeit, nur eben statt der Einzelpersönlichkeit eine Gesamtpersönlichkeit, constituirt. Eine weitere Auseinanderlegung der Denkmöglichkeiten, welche hinsichtlich des Verhältnisses von Einheit und Vielheit hier bestehen, würde in die schwierigsten Probleme der Philosophie hineinführen. Für die geschichtliche Betrachtung genügt es, daß die Existenz der geistigen Gesamtpersönlichkeiten und vor Allem der Volksgeister das unabweisliche Ergebnis und darum zugleich die nothwendige

Voraussetzung jeder wissenschaftlichen Erklärung der thatsächlichen Vorgänge im Leben der Menschheit ist. Die Geschichte kann nicht nur, sie muß mit diesen Größen rechnen, wenn sie auch nie aus den Augen lassen darf, daß deren eigentliches Wesen ein ungelöstes und mit ihren Mitteln unlösbares Problem bleibt. Auch die Rechtsgeschichte daher that wohl daran, den Begriff des Volksgeistes einzuführen, und unendlich reich war schon der gesicherte Gewinn, den ihr die Rechnung mit diesem unbekanntem X gebracht hat.

Wenn nun irgend Etwas hinsichtlich der Beschaffenheit der Volksgeister mit einiger Sicherheit ausgesagt werden kann, so ist es dies, daß sie, obwohl im Wechsel der Generationen mit sich selbst identisch, einem fortschreitenden Entwicklungsproceß unterliegen. Uralt ist der Vergleich des Lebens der Völker mit dem Leben der Menschen: Völker wie Einzelne sehen wir entstehen, wachsen und vergehen und Völkern wie Einzelnen schreiben wir daher Jugend und Alter zu. Gleich jeder Analogie ist auch diese nur ein Hilfsmittel des Verständnisses, — förderlich bei besonnener Verwendung, die Klarheit des Urtheils trübend und die Sicherheit der Resultate gefährdend beim leifesten Mißbrauch. Immerhin ist dieser Ausgangspunkt unentbehrlich, weil uns schon die Sprache für die aufeinander folgenden Entwicklungsstufen des Volksgeistes keine anderen Worte zur Verfügung stellt. Auch findet sich in der That eine Reihe uns Allen aus der Beobachtung der Individuen bekannter Merkmale der verschiedenen Altersstufen im Leben der Völker genau so wieder. Nur ist freilich gerade das, wodurch der Einzelgeist zum schlechthin Einfachen und Untheilbaren, das heißt eben zum „Individuum“ oder, um mit Leibniz zu reden, zur „Monadé“ wird, auf den Volksgeist unübertragbar, während andererseits bei dem letzteren eine Fülle von Entwicklungsmomenten neu auftritt, denen nichts Analoges in der Sphäre der Individuen entspricht.

Unterscheiden wir nun mit diesem Vorbehalt Altersstufen des Volkslebens, so werden, wenn anders wirklich der Volksgeist eine Einheit ist, in allen jeweiligen Aeußerungen desselben sich die Eigenthümlichkeiten der betreffenden Altersstufen gleichmäßig abspiegeln. Und weiter: gehört wirklich zu diesen Aeußerungen auch das Recht, so müssen auch seine Wandlungen, so muß auch die Rechtsgeschichte von jenen Eigenthümlichkeiten Kunde geben. Hieraus erhellt ohne nähere Ausführung das allgemeinere Interesse, welches eine Untersuchung der unterscheidenden Charakterzüge des Rechtes in seiner Jugend und in seinem Alter beanspruchen kann.

Wenn ich die Ergebnisse einer solchen Untersuchung hier kurz zu skizziren unternehme, so beschränke ich mich dabei auf die Rechtsgeschichte unseres eigenen Volkes, welche in ihrem offen vor uns liegenden fast zweitausendjährigen Verlauf für derartige Betrachtungen besonders günstige Bedingungen bietet. Von keinem anderen großen Culturvolk ist uns in gleichem Umfange das Recht einer so frühen Entwicklungsstufe bekannt, wie die unserer germanischen Vorfahren bei ihrem Eintritt in die Geschichte war. In seiner ältesten uns überlieferten Gestalt trägt daher das germanische Recht als das Geisteserzeugniß eines hochbegabten aber von der Cultur kaum berührten Naturvolkes noch alle Merkmale der Jugend an sich. Vor unseren Augen reist dann dieses Recht breit und voll,

aber überaus langsam und ungleichmäßig heran. Gerade die Ungleichmäßigkeit dieser Entwicklung, welche zunächst immer nur gewisse in den Strom der Cultur-
bewegung hineingezogene Theile der Nation ergreift, andere ständisch oder örtlich abge sonderte Kreise fast unberührt läßt, führt zur ständischen und localen Zersplitterung und damit zuletzt zur Erkrankung unseres Rechtes. Für die
Forschung jedoch erwächst daraus der Vortheil, daß sie noch in später Zeit neben reiferen Bildungen die Typen der Jugendzeit verwirklicht findet, und sie nützt es dankbar aus, wenn ihr beispie lsweise aus Bauernweisthümern einsamer
Waldthäler bis an die Grenze unserer Tage uralte Rechtsanschauungen in sonst verschollener Rechtsprache fort und fort entgegentönen.

In dieses langsam und ungleichmäßig reisende Rechtsleben nun aber greift
zweimal mit gewaltigem Griff eines fremden Volkes ausgereiftes Recht ein, welches im schärfsten Contrast zu dem heimischen Recht alle Züge einer gealterten, ja greisen Volksseele in sich abspiegelt. Denn es ist das römische Recht: aber nicht das werdende Recht der jugendgewaltigen Republik, auch nicht mehr das vollendete „classische“ Recht der ersten Kaiserzeit, sondern das starr gewordene
Recht des zu Grabe eilenden Römerthums, in und mit welchem das gesammte von ihm aufgefogene Culturleben der antiken Völker seinem Ende naht.

Das erste Mal tritt mit der Völkertwanderung und der Annahme des
Christenthums dieser großartige Gedankenbau in die Rechtswelt der staunenden Germanen ein. Aber nun ist es charakteristisch, wie die jugendlichen Erben der Antike zwar eine Fülle von Elementen des fremden Rechts aufnehmen, diese jedoch der eigenen geistigen Entwicklungsstufe anähnlichen und erst nach so vollzogener Verjüngung in dem eigenen Rechtsbau verwenden. Wer dächte hier nicht sofort an das vornehmste Beispiel: die Idee des Kaiserthumes? Das
Mittelalter entlehnte sie direct der Römerwelt. Und doch! Welch tief innerer Unterschied zwischen der phantasievollen, religiös, ja mystisch gefärbten Vorstellung von dem weltlichen Schwert, das Gott zum Schirm der Christenheit auf Erden ließ und dem dürren, verstandesklaren, schematischen Begriff des römischen Imperium! Nicht anders aber verhält es sich mit den spätrömischen Institutionen, welche auf die Geschichte des Aemterwesens, des Lehntwesens, der Grundzins, des Gewerberechtes u. s. w. einwirkten, nicht anders selbst mit dem Begriff der Kirche und dem gesammten Apparat ihres überkommenen Rechtes.

Anderz, als zum zweiten Mal das römische Recht in den Gang der deutschen Rechtsentwicklung eingreift. Nun ist nicht mehr bloß von der Aneignung einzelner fremder Elemente die Rede: sondern am Schluß des Mittelalters zieht, während das nationale Recht immer schwerer erkrankt, das römische Recht als geschlossenes Ganze in seinem systematischen Zusammenhange, seiner codificirten Gestalt, ja seinem lateinischen Sprachgewande siegreich bei uns ein. Aber wie? Wirft denn nicht diese Eine merkwürdige Thatsache Alles über den Haufen, was über das Verhältniß des Rechtslebens zum Volksgeiste gesagt wurde? Mit nichten! Denn zunächst bildet die Reception des römischen Rechtes nur ein Glied in der Kette jener europäischen Cultur-
bewegung, welche in der allseitigen Neubelebung des classischen Alterthums bestand und in der Kunstgeschichte Renaissance, in der Geschichte der Wissenschaften und der Sitten

Humanismus heißt: hier wie auf den anderen Gebieten des geistigen Lebens wurden die modernen Völker, sobald die Zeit ihrer Reise dafür gekommen war, gerade durch ihr innerstes Wesen getrieben, in Erfüllung ihres universal-geschichtlichen Berufes des antiken Geistes unsterbliches Theil in den eigenen Geist aufzunehmen und mit diesem zu verschmelzen. Sodann erstand auch jetzt das römische Recht keineswegs etwa so, wie es unter Justinian gelebt hatte, von den Todten, sondern drang von vornherein in veränderter und verjüngter Gestalt, wie es aus seiner wissenschaftlichen und praktischen Wiedergeburt im mittelalterlichen Italien hervorgegangen war, in Deutschland ein und begann hier sofort sich mit dem heimischen Recht zu verbinden und unwillkürlich in dessen Geist weiter umzubilden. Endlich aber war gerade in Deutschland die Reception des römischen Rechts so, wie sie sich vollzog, in der That ein anomaler Vorgang. Und anomale Vorgänge gibt es im Leben der Völker wie im Leben der Individuen: denn wo Leben ist, da drohen auch Krankheit, Störung, vorzeitiges Siechthum, gewaltsamer Tod! Die Reception war anomal schon deshalb, weil sie ein von außen her eingreifendes Heilmittel war, das unserem zersplitterten, zerrütteten, zuletzt stagnirenden nationalen Rechtsleben Einheit und neue Bewegung zuführen mußte. Die Reception wurde aber in ihrem ferneren Verlauf mehr und mehr selbst zur Krankheitsursache, weil und soweit sie das Bedürfniß überschritt und unserem Volke auch das seinem Geist schlechthin Fremde und das seiner Entwicklungsstufe Disharmonische aufdrang.

So konnten im Gefolge der Fremdherrschaft des römischen Rechtes und des von ihr verursachten Zwiespaltes zwischen dem romanistisch geschulten Denken eines mehr und mehr allmächtigen Juristenstandes und dem in immer engere Kreise zurückgedrängten volksthümlichen Rechtsbewußtsein schließlich Zeiten herankommen, in welchen unser gesamntes Rechtsleben das Bild eines verfrühten Greisenthumes zu bieten schien. Schien aber nicht überhaupt alles geistige Leben des deutschen Volkes seit dem dreißigjährigen Kriege rettungslos dem Marasmus zu verfallen? Ein schweres Siechthum war es in der That: aber die männliche Kraft unseres Volkes war in ihrem Kern unversehrt geblieben und ging aus dem allseitigen Proceß langsamer Genesung von Neuem herrlich hervor! Es gibt kein Gebiet nationalen Seins, welches nicht im Lauf der letzten hundert Jahre von dem unergleichlichen Aufschwunge des zu sich selbst zurückgekehrten deutschen Volksgeistes ergriffen worden wäre. So konnte denn auch eine gewaltige rechtsgeschichtliche Bewegung nicht ausbleiben! Noch stehen wir inmitten ihrer anschwellenden Fluth und nicht immer bleiben uns im Kampfe der Wogen die ferneren Ziele sichtbar. Allein eine ruhige Umschau gibt uns die Gewißheit, daß es wieder ein wahrhaft nationales Recht ist, dem wir zusteuern. Ein nationales Recht, in welchem das neubelebte einheimische und das geistig völlig angeeignete fremde Recht sich zur Einheit verknüpfen; in welchem wissenschaftliche Durchbildung und echte Volksthümlichkeit keine feindlichen Gegensätze mehr sind; welches ohne Preisgebung der geschichtlichen Continuität voll und ganz den Bedürfnissen und Anschauungen der lebendigen Gegenwart Ausdruck gibt. Dieses neue deutsche Recht kann nur ein Recht sein, das alle Züge männlicher Reife trägt. Aber männliche Reife schließt die Erhaltung jugendlicher

Frische nicht aus. Und darum begrüßen wir es freudig als ein Symptom fort-dauernder jugendlicher Volkskraft, wenn gerade das moderne deutsche Recht so manchen schon verloren geglaubten jugendlichen Zug von Neuem offenbart.

II.

Ein erster durchgreifender Unterschied der Altersstufen besteht bei Völkern wie bei Individuen in dem Uebergewicht unbewußter oder vollbewußter Geistes-thätigkeit. Ihm entspringt in der Rechtsgeschichte aller Völker der all-mälige Uebergang von der Herrschaft des Gewohnheitsrechts zur Herrschaft des Gesetzes.

Bis zur Völkerwanderung kannten die Germanen kein anderes Recht, als mündlich überliefertes Gewohnheitsrecht. Gewohnheitsrecht aber ist un-bewußt erzeugtes Recht. Denn die gemeinsame Rechtsüberzeugung, die seinen geistigen Kern bildet, entsteht ohne eine darauf gerichtete Reflexion; und die lebendige Übung, in der es sich verkörpert, erfolgt ohne die Vermittelung eines auf Rechtserzeugung gerichteten zweckbewußten Willens. Gefühl, das nicht schwankt, und Trieb, der nicht wählt, sind die Baumeister. Eine gewaltige schöpferische Kraft entfaltet das Naturvolk hier wie in der Hervorbringung seiner Sprache, Poesie, Religion und Sitte: aber diese Kraft erinnert noch an die un-bewußte Naturkraft, welche aus dem Samenkorn die Eiche des Waldes mit ihren Zweigen, Blättern und Früchten hervortreibt. Dieses scheinbar so kunst-volle und planvolle Recht ist in Wahrheit „naturwüchsig“; es wird und wächst, nicht wird es gemacht; Gesammtheiten wie Einzelne haben Nichts zu thun, als es zu „finden“, zu „weisen“, zu „schöpfen“, es festzustellen, zu bewahren und zu schützen. Undenkbar erscheint noch der Zweifel an Gerechtigkeit oder Zweck-mäßigkeit des von den Vätern ererbten Brauchs; als Frevel empfände man seine überlegte Veränderung. Daß dennoch unaufhörlich Wandlungen sich vollziehen, wird von Niemand bemerkt. Und als nach der Völkerwanderung die ersten Auf-zeichnungen der Stammesrechte erfolgen, da sind auch diese ältesten sogenannten Gesetzbücher („leges barbarorum“) zunächst Nichts als von der Volksversamm-lung gutgeheißene Weisthümer über uraltes Gewohnheitsrecht.

Allein sie sind geschriebenes Recht und die Schrift ist hier wie überall die Quelle der Erhöhung des bewußten Seins. Das in der Niederschrift starr gewordene Recht vermag nicht mehr unbemerkt mit der Wandlung des Lebens sich zu wandeln. Lücken und Widersprüche werden empfunden. Bedürf-niß und Möglichkeit bewußter Ergänzung, Aenderung, Neuordnung entstehen. Man überlegt und wählt, was als Norm gelten soll, und die „Willkür“, „Be-liebung“, „Satzung“ tritt an's Licht. Zugleich erobert sich die königliche Ge-walt, vor Allem seit sie im fränkischen Reich die getrennten Stämme zu einheit-lichem staatlichem Dasein verbindet, die Herrschaft über immer größere, vom Volksrecht frei gelassene Gebiete, auf denen sie von oben her Gebot und Verbot erläßt und so den Grund zu einer planvoll ordnenden Gesetzgebung legt.

Immerhin bleibt der Gewohnheit während des ganzen Mittelalters ein im deutschen Reich bei der Schwäche seiner Staatsgewalt sogar von Neuem sich steigendes Uebergewicht. Heiliger scheint noch immer der Rechtsatz, den sein

ehrwürdiges Alter weicht, als jedes neue Gesetz, und beschließen es Kaiser und Reichstag! Als im Jahre 941 Otto der Große eine Abänderung der uralten harten Erbrechtsregel plante, welche die Söhne vorverstorbenen Söhne zu Gunsten der überlebenden Söhne vom großväterlichen Nachlaß ausschloß, hielten Adel und Volk es für unwürdig, daß menschliches Gutdünken darüber entscheide. Man veranstaltete daher einen Zweikampf zwischen je sieben ritterlichen Vorkämpfern für die eine und die andere Rechtsansicht und erst der ihnen günstige Ausgang des Gottesurtheils verschaffte den Enkeln das Erbrecht. Eine derartige Auffassung verschwand dann freilich mehr und mehr. Aber in den ländlichen Rechtsquellen begegnet uns bis in unsere Tage die Scheu vor willkürlicher „Neuerung“ und die Heilighaltung des alten Rechts, allein weil es alt ist.

Zuerst die Kirche, hierin wie in so vielen Dingen die Vorläuferin des Staats, sodann das städtische Gemeinwesen, endlich der moderne Flächenstaat haben das Verhältniß umgekehrt. Vor ihrer planvollen, in's Einzelne gehenden, beweglichen Gesetzgebung trat das Gewohnheitsrecht in eine bescheidene Rolle zurück. Und dies entspricht in der That einem gereiften Volksleben, in welchem der allgemeine Geist sich seiner selber voll bewußt geworden ist und in einer starken Staatsgewalt ein nach Zwecken handelndes Willensorgan besitzt.

Allein wenn in der Zeit des tiefen Falles unserer Nation die Gesetzgebung glaubte, frei aus der Vernunft heraus das Recht „erfinden“, Gesetze wie Kleider so oder anders „machen“ und durch ihren Befehl jeden ihr zweckmäßig scheinenden Satz zu lebendigem „Recht“ prägen zu können: so war dies eine Anschauung, wie sie dem rationalistischen Geist alternder Völker entspricht. Freilich stand auch diese Gesetzgebung, so willkürlich sie im Einzelnen schaltete, im Ganzen unter dem zwingenden Einfluß eines geschichtlich gewordenen Rechtsbewußtseins, dessen Inhalt sie in arger Selbsttäuschung für den Ausfluß freier Vernunftertwägung nahm. Allein die in langem Siechthum verdunkelte schöpferische Kraft unseres Volkes konnte im Rechtsleben erst wieder hervortreten, seitdem die Gesetzgebung begriffen hat, daß auch ihre Freiheit keine Willkür, ihre Macht keine Allmacht, ihre Einsicht keine absolute Vernunft ist. Auch der Gesetzgeber kann das, was das Recht zum Recht macht, nicht durch seinen Befehl aus dem Nichts schaffen, sondern muß es dem tiefen und unbesiegligen Born des geheimnißvoll lebenden und webenden Volksgeistes ablauschen. Ja, er soll in letzter Instanz nie sagen: „Dies ist Recht, weil ich es will“, sondern: „Dies will ich, weil es Recht ist“. Möchte in der hastigen Kampf- und Interessengesetzgebung unserer Tage diese Wahrheit nimmer wieder verloren werden!

Ebenso waren es Züge, die an das Greisenalter der Völker mahnen, wenn bei uns lange Zeit hindurch das Gewohnheitsrecht mit Eifer, ja Haß bekämpft, alles volkstümliche Herkommen als „irrationell“ abgeschafft, jeder gewohnheitsrechtlichen Neubildung die bindende Kraft bestritten wurde. Die souveränen Gesetzgeber und die buchgelehrten Juristen sahen auf das Volksrecht etwa mit derselben vornehmen Geringschätzung herab, mit welcher leichte Aufklärer auf den Volksglauben oder Dichter vom Schlage eines Gottscheb auf das Volkslied blickten. Wieder aber offenbarte sich die unverlorene Jugendkraft unseres Volkes gerade darin, daß das Gewohnheitsrecht, der Theorie und der Gesetzgebung zum

Troß, im Stillen lebendig blieb und selbst noch großartige Neuschöpfungen (z. B. im Handelsrecht) vollzog. Auch heute ist es eine frisch sprudelnde Quelle des Rechts, deren Bedeutung vom oberflächlichen Beobachter nur deshalb leicht verkannt werden kann, weil sie oft schon nach kurzem freiem Laufe in das staatlich regulirte Bett des unaufhaltbaren Stromes der modernen Gesetzgebung mündet.

III.

Ein weiterer charakteristischer Unterschied der Altersstufen liegt bei Völkern wie bei Individuen darin, daß unter den geistigen Fähigkeiten ursprünglich die Phantasie einen Vorrang behauptet, den sie später mehr und mehr an den Verstand abgibt. In der Rechtsgeschichte (wie in der Geschichte der Sprache, des Glaubens, des Staats) prägt dieser Unterschied sich vollgewichtig in dem allmäligen Uebergang von einer mehr sinnlichen zu einer mehr abstracten Auffassung und Gestaltung aus.

In dem jugendlichen Recht unserer Vordäter ist die Abstraction noch unvollkommen, schwerfällig, träge. Dafür aber entfaltet sich in ihm eine späteren Generationen schwer verständliche Kraft und Fülle des sinnlichen Anschauungs- und plastischen Gestaltungsvermögens. So empfängt dieses Recht eine Reihe von Zügen, die uns heute das Vorrecht der Dichtung zu bilden scheinen. Es ist in der That Poesie im jugendlichen Recht; und gerade im deutschen Recht ist diese Erscheinung so mächtig, daß Jakob Grimm eine seiner schönsten Abhandlungen über „Poesie im Recht“ schreiben konnte. Die Art und Weise, in welcher das dichterische Element sich ausgestaltet, wird dann wieder von dem eigenthümlichen Geist jedes Volkes eigenthümlich bestimmt. So ist es bezeichnend, wenn in unserem alten Recht der germanische Humor weitverzweigt waltet, bald in schalkhafter, gemüthvoller, sinniger Weise das Kleine malend, bald in derbem, launigem, lustigem Bauernwitz spielend, bald aber auch in dem wuchtigen, grimmen Ton der alten Göttersage spottend. Eine Anzahl solcher Züge habe ich selbst einmal in einer kleinen Schrift über den „Humor im deutschen Recht“ gesammelt. Langsam nur rang sich im Lauf der Jahrhunderte unser langsam reisendes Recht zur Höhe der Abstraction empor. Aber es rang sich empor, und heute herrscht in ihm unbestritten, wie dies in jedem ausgebildeten Recht nothwendig der Fall sein muß, die abstracte Verständigkeit, das logische Denken. Mehr und mehr entschwand daneben die sinnliche Fülle. Auch dies entspricht dem nothwendigen Entwicklungsgange jedes Volkes. Nur scheint es auch hier eine Grenze zu geben, bei deren Ueberschreitung das Ebenmaß der geistigen Kräfte leidet; und es scheint, wo das sinnliche Element des Rechts völlig vertrocknet, alle logische Vollendung nicht vor der Unproductivität des Greisenalters zu schützen.

Im Einzelnen ist schon die Sprache, in welcher unser altes Recht zum Volke redete, von der heutigen Gesetzes-, Gerichts- und Geschäftssprache durch ihre sinnliche, bildliche, dichterische Ausdrucksweise von Grund aus verschieden. Selbst durch das lateinische Gewand der ältesten Aufzeichnungen schimmert dieser Charakter der alten Rechtssprache hindurch, der dann in den späteren deutsch ge-

geschriebenen Quellen schon abgeschwächt, aber noch mächtig genug sich kundgibt. Ursprünglich wurden offenbar die Rechtsätze, wie die jeden einzelnen Rechtsact begleitenden typischen Formeln, in fester, feierlicher Fassung, mithin wie Sage und Geschichte in gebundener Rede, von Geschlecht zu Geschlecht mündlich überliefert. Darum waltet, noch lange über das Mittelalter hinaus, in der Rechtsprache wenigstens der volkstümlichen Quellen die altnationale Alliteration: mit „Hand und Halm“ übergibt man „Haus und Hof“; „Erb und Eigen“, „Stock und Stein“ weist man dem Grundherrschaft, „Wasser, Wonne und Weide“ der Gemeinde zum „Nützen und Nutzen“ zu; „erblich und ewiglich“ verspricht man „Schutz und Schirm“ über „Land und Leute“; den Frevler strast man zu „Haut und Haar“ u. s. w. Daneben ist auch der jüngere Reim eingedrungen (in Worten wie „zu Dinge und zu Ringe“, „Weg und Steg“, „Land und Sand“): es ist aber für den conservativen Charakter der Rechtsprache bezeichnend, daß er in ihr nicht wie in der schönen Literatur den Sieg zu erringen vermochte. Dagegen erhalten sich in breiter Fülle die alten dichterischen Formen des Parallelismus, indem z. B. sinnverwandte Worte gehäuft werden (z. B. „kraftlos, nichtig, unbündig“) oder der Bejahung die Verneinung folgt (der Eid soll sein „rein und nicht mein“). Tiefer noch wurzelt im Wesen des jugendlichen Volksgeistes die Neigung der alten Rechtsprache zum umschreibenden, bildlichen, gleichnißartigen Ausdruck. In der fränkischen Gerichtssprache des fünften Jahrhunderts hieß, wie uns die Malbergische Glossa lehrt, die Ziege nicht die Ziege, sondern „die Lauch Fressende“ oder „die Schilf Fressende“, der Hund „der an die Kette Gewöhnte“, das Schiff „das schäumende Thier“, der rechte Zeigefinger „der Pfeilender.“ Den Geächteten nannten alle deutschen Stämme einst den „würgenden Wolf“ oder den „Wolfshauptträger“, weil er gleich dem Raubthier straflos getödtet werden kann, oder den „Waldegänger“, weil er friedlos im Walde schweift. Aehnliche Redeweise erhielt sich in den volkstümlichen Gerichtsversammlungen weit über das Mittelalter hinaus. Oft wird dabei das, was man zu sagen sich scheut, euphemistisch umschrieben, wie wenn der dem Strange Verfallene verurtheilt wird, „den dürren Baum zu reiten“ oder „die Luft über sich zusammenschlagen zu lassen“; oft wird absichtlich paradoxer Klang gesucht, wie wenn zwei Männer und ein Knabe „dritthalb Mann“, zwei Pferde und ein Maulthier „dritthalb Pferde“ heißen, oder die noch heute üblichen Rechtsworte „eisern Vieh“ und „walzende“ oder „fliegende Güter“ gebildet werden. Zu knapper, drastischer Form verdichteten sich die sinnlichen Elemente der alten Rechtsprache besonders in den Rechtsprüchwörtern, welche einst so verbreitet waren, daß die neueste Sammlung deren 3698 aus deutschen Quellen auflesen konnte. In ihnen herrscht das Gleichniß mitunter dergestalt vor, daß die Deutung nur mühsam gelingt; so muß man erst wissen, daß Henne ein oft gebrauchtes Symbol des Unfreien ist, um die Identität des Satzes „es fliegt keine Henne über die Mauer“ mit dem Satz „die Luft macht frei“ zu erkennen, nach welchem in der Stadt alle Unfreiheit erlischt; und daß die Worte „der Letzte macht die Thür zu“ den Anfall des Gesamtguts an den überlebenden Ehegatten oder die Worte „die Tochter frist die Mutter“ den Verlust des Bauerguts durch das Anschwellen des versäumten Zinses bedeuten, läßt sich schwerlich ohne Weiteres errathen.

Umgekehrt entfalten sich alle sinnlich-poetischen Elemente zu breitester Fülle in den feierlichen Formeln, welche bei allen wichtigeren Rechtshandlungen, wie Eröffnung und Hegung des Gerichts, Weisung des Rechts, Anbringung der Klage, Leistung des Eides, Abschluß der Sühne, Verkündung des Urtheils, vor versammeltem Volk in regelmäßiger Wiederkehr ertönen. Da erhalten die Hauptwörter wie im Epos ihre schmückenden Beiwörter, und wir begegnen dem lichten Sonnenschein, der schwarzen Nacht, dem grauen, düsteren Walde, der salzigen See; da soll Zins zahlen oder Gemeinderecht haben jedes Herdfeuer, das den Rauch zu Berge kehrt; da soll Etwas gelten, so lange der Wind weht und der Hahn kräht, und so weit die Sonne auf und nieder geht, der Himmel blau ist und der Regen fällt; da wird in schauerlichen Worten der Verfehlmte aus Gericht in Ungericht, aus Gnade in Ungnade, aus Landfrieden in Unfrieden gesetzt, seine Wirthin zur Wittwe, seine Kinder zu Waisen erklärt, sein Lehen dem Herrn zuerkannt, sein Erb und Eigen den rechten Erben, sein Leib und Fleisch den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften, den Fischen in den Wogen, seine Seele Gott dem Allmächtigen. — Doch wir halten inne! Raum bedarf es des Hinweises, wie fern solcher sinnlichen Färbung unsere heutige Rechtsprache steht, als deren Haupterfordernisse uns abstracte Klarheit und kahle Nüchternheit gelten. Wer heute vorschläge, ein Gesetz zum Behuf seiner Volksthümllichkeit in Verse zu bringen oder mit poetischen Bildern zu durchwirken, wäre schwerlich vor dem Zollhaus sicher. Nur streben wir allerdings im Gegensatz zu der lange Zeit hindurch herrschenden, mit Fremdwörtern überladenen, kraftlosen Juristensprache auch im Recht wiederum nach volksthümlichem, lebendigem, markigem Ausdruck.

Wie die Sprache, so die Begriffe. Schon das älteste deutsche Recht hat abstracte Rechtsbegriffe, an deren Vergeistigung bereits ungezählte verschollene Geschlechter gearbeitet hatten. Aber überall ist die Brücke noch nicht abgebrochen, welche aus der Welt der Vorstellungen in die Welt der Gedanken geführt hat. Diese Brücke ist das Bild. Wer vom „Frieden“ spricht, vermag noch nicht das Bild der äußeren Umfriedung oder Umhegung zu bannen; wer das „Recht“ oder die „Rache“ nennt, sieht vor seinem geistigen Auge den Richter oder Rächer den gebrochenen Frieden wieder aufrichten; noch empfindet man die Einführung in den Sachbesitz als „Gewere“, d. h. als Bekleidung des Erwerbers mit dem Gut, die Gewalt über Personen als „Munt“, d. h. als herrschende und schützende Hand. Wo heute nur der Sprachforscher das vergessene Bild entdeckt, das einst den Begriff in's Leben rief, da ist dieses dem jugendlichen Volkgeist lebendig und gegenwärtig; es bedeutet ihm gewissermaßen nicht bloß das Kleid, sondern den unentbehrlichen Leib des Begriffs; es hält in der Abstraction einen starken sinnlichen Vorstellungsinhalt fest. Andere uns geläufige Begriffe sind im alten Recht überhaupt noch nicht von ihrem stofflichen Gehalt gelöst. So konnten berühmte Gelehrte behaupten, dem alten deutschen Recht habe der Begriff eines vom Besitz verschiedenen Eigenthums ganz gefehlt. In Wahrheit war der Eigenthumsbegriff vorhanden: allein er war mit der Vorstellung der beherrschten Sachkörper noch so eng verwoben, daß man nicht einmal ein besonderes und bei allen Sachgattungen gleiches Wort zur Bezeichnung des Eigen-

thums als Recht hatte, sondern die Sache und das Recht mit denselben Namen (wie Eigen und Erbe bei liegendem, Habe bei fahrendem Gut) nannte. Ebenso fehlten Verallgemeinerungen, wie „dingliches Recht“, „Person“, „Staat“. Welcher Gegensatz auch hier gegen unser reifes Recht, in welchem ein von generalisirender und spaltender Geistesarbeit Jahrhundert auf Jahrhundert gemehrter Schatz abstracter Rechtsbegriffe fertig vorliegt, die schon der Anfänger mühelos in sich aufnimmt, ohne die in ihnen sich bergende gewaltige Culturarbeit nur zu ahnen! Ja, diese Abstractionen haben längst begonnen, ihrerseits das Leben zu meistern. Brauche ich hinzuzufügen, daß es Zeiten gab, in denen das Recht Gefahr lief, über der Abstraction das Leben einzubüßen? Als man den ebenso kühnen als verkehrten Versuch unternahm, aus abstracten Begriffen, die man gleich mathematischen Größen aus wenigen einfachen Grundbegriffen deducirte, ein so und nicht anders mögliches Verfassungs- und Rechtssystem aufzubauen: da zeigte es sich sofort, daß für das Recht, weil es eben keine logische, sondern eine historische Geistesemanation ist, Alleinherrschaft des abstracten Begriffs identisch wäre mit Tod! Und jetzt sind wir uns wieder bewußt, daß auch das reife Recht lebendige Kraft sich nur wahr, wenn in seinen Begriffen concretes, geschichtliches Leben pulst. Wehe dem Volk, dem sein Staat Nichts mehr bedeutet als eine im leeren Raume schwebende Abstraction, oder das in der Ehe nichts mehr erblickt, als eine Anwendung des abstracten Vertragsbegriffs! Und worin liegt im Gegensatz hierzu die wunderbare Jugendkraft des rein logisch schwerlich deducirbaren germanischen Erbkönigthums, wenn nicht in dem von ihm dem Staatsbegriff verliehenen concreten, sinnlichen, ja poetischen Gehalt?

Gleich den Begriffen waren die Sazungen unseres jugendlichen Rechts concret, sinnlich, poetisch, mitunter humoristisch gestaltet. Indem die Rechtsregeln von den lebhaft vorgestellten Einzelfällen des bunten Lebens nur unvollkommen abgelöst werden, entsteht zunächst jene uns seltsam scheinende Casuistik der ältesten Rechtsbücher, welche es zu besonderen Bestimmungen über Verletzung jedes Gliedes bis herab zu den einzelnen Fingern, ja in der lex Salica zu zwanzig verschiedenen Arten allein des Schweinediebstahls bringt. Indem aber ferner nicht die wesentlichsten, sondern die sinnfälligsten, eindrucksvollsten Momente eines Zustandes oder Vorganges herausgehoben und als entscheidend fixirt werden, empfangen die Rechtsätze ein individuelles, sinnlich-poetisches Leben. Nichts ist hierfür bezeichnender, als die Abneigung des alten Rechts gegen die Bemessung von Befugnissen und Pflichten nach der nackten Zahl, an deren Statt es sinnliche, bei aller scheinbaren Genauigkeit offene, dem individuellen Leben Spielraum gewährende Maßstäbe liebt. So bemessen mehrere Volksrechte die Schwere der Verwundung darnach, ob ein Blutstropfen die Erde röthete, der verletzte Augendeckel noch eine Thräne hält, der gelähmte Fuß den Thau vom Grase streift; und von Friesland bis zur Lombardei kehrt die Sazung vom „Klingenden Knochen“ wieder, welche besondere Buße droht, wenn ein Knochen splitter herausgehauen ist, der, über den Weg in einen Schild geworfen, hörbar tönt. Statt nach Kilometern bestimmen die Weisthümer rechtlich erhebliche Entfernungen danach, wie weit man einen rothen Schild, ein weißes Pferd, den Thürriegel schimmern sieht, Glockenklang oder Hundegebell schallen hört; oder

ein Weg soll so breit sein, daß darauf zu beiden Seiten einer Bahre eine Frau gehen kann, ohne ihr weißes Gewand zu beschmutzen; oder der Grundbesitz mindestens so groß, daß ein dreibeiniger Stuhl auf ihm stehen und ein Mädchen neben einer Kindertwiege darauf sitzen kann. Sehr oft kann der Berechtigte die Grenze seiner Befugniß durch Wurf mit Hammer, Beil, Sichel oder Pflugeisen, durch Bogenschuß, Pitt oder Lauf sich selbst stecken, wie z. B. in den Marken gewisse Sondernutzungsrechte am Gemeinlande so weit reichen, als der von der Grenze des eigenen Guts mit dem rechten Arm unter dem linken Bein hindurchgeschleuderte Hammer fliegt. Soll der Raum sehr klein ausfallen, so werden oft seltsam erschwerende Bedingungen gestellt. Nach vielen Bauerntweisthümern z. B. soll, um die Grenze, bis zu welcher Hühner auf das Nachbarland gehen dürfen, zu bestimmen, der Wurf mit einer Sichel geschehen, welche am spitzen Ende gefaßt, mit der linken Hand von hinten her unter dem das rechte Ohr ergreifenden rechten Arm hindurchgeworfen, vom Dachfirst aus und öfter gar, statt vom Hauswirth, von der Hausfrau in so bedenklicher Stellung geschleudert werden muß. Hier meldet sich offenbar der Humor im Rechte an! Nicht minder unverkennbar ist derselbe in manchen Rechtsübertreibungen, welche die Stärke einer Pflicht oder eines Rechts durch Ausmalung ihrer äußersten Consequenzen drastisch ausdrücken; wie wenn elsässische Weisthümer die eilige Rechtshilfe, welche der Schirmvogt dem Grundholden schuldet, dahin ausmalen, daß er auf die erste Nachricht von dessen Gefangennehmung barfuß oder mit einem Stiefel in der Hand auf ungesatteltem Pferde hinzureiten soll; oder wenn es heißt, ein zu lieferndes Fuder Holz dürfe so lose geladen sein, daß eine Elster mit aufgerichteten Ohren hindurchfliegen, oder auch daß sieben Hunde einen Hasen hindurchjagen können. Ebenso vereinigen sich humoristische und sinnlich-poetische Züge in der weitverbreiteten Einräumung eines Scheinrechts, wodurch das alte Recht sich der fahlen Rechtsverneinung zu entziehen liebt, ohne doch in Wahrheit Besseres als Nichts zu gewähren. Dahin gehört es z. B., wenn oft im freien Gemeinwalde dem Landesherrn, damit doch nicht gerade heraus gesagt werde, daß er kein Recht daran hat, das Recht auf die Eichen und Ebern gewährt wird, die beim Hindurchreiten auf den erhobenen Schild fallen; oder auf eine Reitgerte, die er brechen, einen Kranz, den er um den Hut winden mag, die er aber beim Verlassen des Waldes zurückwerfen und für die er sich beim Walde bedanken soll. In ähnlicher Weise heißt es von dem, dessen Fütterungspflicht endet, daß er von nun an dem Thier Wasser in einem durchlöchernten Korbe und Steine in einem Kübel vorsetzen könne; oder von der Gemeinde, die einen Gefangenen nicht länger zu bewahren braucht, daß sie ihn an der Grenze der Gemarkung mit einem seidenen Faden an einen Baum binden solle. Am verbreitetsten aber sind die Scheinbußen. Sie werden entrichtet, wenn der Todschlag berechtigt war, wie z. B. der in Vertheidigung des Hausfriedens erschlagene Eindringling sein Bergeld empfangen hat, wenn der Kopf des Haushahns oder eine ganz geringe Münze auf den Leichnam gelegt worden. Sie werden aber auch entrichtet, — und hier schlagen sie in bitteren Hohn um, — wenn der Verletzte des vollen Rechtes und der vollen Ehre darbt, wie z. B. noch der Sachsenspiegel Spielteuten den Schatten des Mannes (an dem sie sich rächen

mögen), Lohnkämpfern das Blinken des Schildes gegen die Sonne, Dieben und Räubern zwei Besen und eine Scheere (Symbol der Bücktigung) als Buße zuspricht.

Am tiefsten in den Inhalt der alten Rechtsfäke greift die poetische Neigung der jugendlichen Volksseele zur Belebung des Leblosen, zur Personificirung des Unpersönlichen ein. Hier wurzelt die Erscheinung, daß im älteren deutschen Recht nicht blos die Menschen, sondern auch die Sachen ihre rechtliche Individualität haben, vermöge deren sie das an ihnen bestehende und das mit ihnen verbundene Recht eigenthümlich färben. Vor Allem empfängt jedes Grundstück seine besondere rechtliche Natur, seine Freiheit und seinen Frieden, seine Befugnisse und seine Lasten; es gilt im Laufe der Zeit selbst als heilig, adlig, frei, hörig, herrschend oder dienend. Man denke beispielsweise nur an den im Asylrecht gipfelnden Frieden der Kirchen, Herrenhöfe und so vieler anderer Freistätten; insbesondere aber an den zu einem Grundpfeiler der alten Rechtsordnung ausgebauten Hausfrieden, welcher so gewaltig ist, daß der Eindringling, selbst der verfolgende Beamte, ja der Lauscher unter der Dachrinne bußelos erschlagen werden kann, und so heilig, daß der Selbstmörder oder der im Hause getödtete Frevler, um die Schwelle nicht zu entweichen, durch ein unter derselben gehöhletes Loch herausgezogen werden soll. Auch bewegliche Sachen aber, wie Schwert und Kunkel, Heergewäte und Gerade, empfangen ihr Sonderrecht. Am tiefsten in die Urzeit reicht wol die rechtliche Personificirung der Thiere, bei welcher man unwillkürlich an die Thierfage erinnert wird. In den Weisthümern begegnen uns bevorrechtete Thiere, wie der Hengst, Stier oder Eber des Dorfes, mitunter auch Thiere von ausgezeichnete Farbe, welche z. B. nicht gepfändet, sondern nur mit einem jährigen Haselschößling oder mit dem rechten Hockschuß unter schonendem Zuruf verschreckt werden dürfen. Es gibt aber auch rechtlich zurückgesetzte Thiere, wie Gänse, Hühner und Enten, welche „keinen Frieden haben“, „ihr Recht auf dem Buckel tragen“ und als „vogelfrei“ getödtet oder doch in oft seltsamer Form unschädlich gemacht werden dürfen, wo andere Thiere in den Pfandstall wandern. Für unbefugt getödtete Thiere ward einst Wergeld wie für den Menschen gefordert, und noch im Sachsenspiegel klingt in der Vorschrift, den todten Körper mit rothem Weizen zu beschütten, die uralte, halb mythische Vorstellung hindurch, nach welcher der Leib des Ermordeten mit rothem Golde verdeckt werden sollte. Selbst als Zeugen kommen Thiere vor, so daß z. B. der einsam wohnende im Hause überfallene Mann beim Anklagebeweise unter Vorzeigung dreier Halmen vom Dach seinen Hund, seine Stabe oder seinen Hahn vor Gericht stellen soll. Und schließlich werden Thiere förmlich bestraft, wie z. B. die Thiere, welche bei der gegen eine einsame Frau verübten Gewaltthat im Hause waren und nicht durch Geschrei ihr Hilfe herbeizogen, mit dem Tode büßen.

So lauteten die Sazungen unsres jugendlichen Rechts. Der Leser wird, um die gegensätzliche Art unsres heutigen Rechts zu würdigen, schwerlich auf einer Vorführung von Artikeln unsres Straf- oder Handelsgesetzbuches bestehen. Unsere Vorstellung vom Wesen der Gerechtigkeit sträubt sich gegen das Ungleiche, Bunte, Zufällige in allen jenen farbenglänzenden Sazungen. Wir verlangen

gerade Linien, gleichmäßig und sicher treffende Regeln. Nur verfällt auch hier wieder das Recht der Unproductivität des Greisenthums und zuletzt der Erstarrung des Todes, wenn es nicht der von keiner Regel zu erschöpfenden Fülle des wirklichen Lebens stete, erweiternde und vertiefende, bildende und umbildende Einwirkung auf Form und Gehalt seiner abstracten Normen wahr.

Gänzlich fern liegt begreiflicher Weise dem Rechtsbewußtsein jugendlicher Völker die Verbindung der einzelnen Sätze zum System. Freilich ist System im Recht: aber es gibt kein Rechtssystem. Jenes wunderbare harmonische Gefüge, welches die Theile des Rechts zum Ganzen ordnet, ist noch latent. So ist auch die Sprache grammatisch ohne Grammatik. Alle älteren deutschen Rechtsaufzeichnungen und Gesetzbücher zeigen schon in ihrer Anordnung den Mangel bewußter Systematik. Erst die reife Wissenschaft entdeckt das System, das nunmehr seinerseits zur bewußten, selbständigen, auf das Leben zurückwirkenden Macht wird, ja zuletzt in Verkennung seiner Bedeutung das Rechtsleben tyrannisch in seine Fesseln zu zwingen sucht.

IV.

Mit dem Gesagten hängt eng zusammen, daß der Geist des jugendlichen Volkes überall und so auch im Recht das Merkmal der Gebundenheit offenbart, während der reife Geist sich mehr und mehr zur Freiheit empor-schwingt.

Darum ist das jugendliche Recht befangen in der äußeren Erscheinung und unfähig zur Erfassung des inneren Wesensgehalts der Dinge. Es ist äußerlich, realistisch, ungleich, für unser Gefühl oft unbillig, irrationell, blind. In der germanischen Vorzeit sieht das Strafrecht noch fast nur auf den äußeren Erfolg der That und nicht auf das subjective Verschulden; das Vertragsrecht stellt den Wortlaut über den Sinn der Abrede; das Beweisrecht ordnet ohne Spielraum für freie richterliche Beweiswürdigung die Verstattung zum Beweise, sowie Rang und Kraft der Beweismittel. Wergeld und Bußen wie öffentliche Strafen bestimmen sich nach hundert äußerlichen Umständen: Stand und Geschlecht beider Theile, Ort und Zeit der That, Beschaffenheit des getroffenen Gliedes oder der entwendeten Sache wirken entscheidend ein; Ähnlichkeit von That und Strafe wird erstrebt; die Gesichtspunkte äußerer Vergeltung oder äußeren Erfolges überwiegen. Zum Theil wurzelt hier auch die bunte Vielgestaltigkeit des Sachenrechts je nach den natürlichen Eigenschaften der einzelnen Sacharten, die Spaltung des Personenrechts nach Geburt, Stand und Geschlecht. Wenn Waffenfähigkeit Voraussetzung der vollen Rechtsfähigkeit, ungleiche Rechtsfähigkeit wiederum Basis ungleicher Ehre ist, so wirken hierbei noch tiefer liegende Gründe mit. Dagegen tritt der äußerliche Zug unsres früheren Rechts beispielsweise ganz rein in der allgemeinen Regel hervor, daß selbst vorübergehende Körperkrankheit — ganz wie heute Geisteskrankheit — den vollfreien Mann an gültiger Verfügung hindert. Eigene Kraftproben wurden deshalb vor der Verfügung abgelegt, wie z. B. nach dem Sachsenspiegel der ritterbürtige Mann von ellenhohem Stein aus (die Elle vom Elnbogen zum Daumenende gemessen) in voller Rüstung ohne andere Hilfe als Steigbügelhalten sich auf das

Koß zu schwingen hat. Daß aber der Grund dieser Beschränkung in einer Anschauung liegt, welche physische Macht und rechtliche Macht nicht auseinanderhält, beweist gerade eine oft gemachte Ausnahme, nach der man vom Siechbett vergeben kann, was man über den Rand des Bettes zu reichen vermag. Auch verwirft schon der verständige Verfasser des kleinen Kaiserrechts die ganze Lehre mit dem Argument, daß man sein Gut nicht mit dem Leibe, sondern mit dem Geiste („mit“) vergebet.

In derselben geistigen Gebundenheit wurzelt der jedem jugendlichen Recht eigenthümliche Zug des strengsten Formalismus. Ueberall wird nicht nur jeder rechtliche Vorgang in ein buntes Formgewand gekleidet, sondern die rechtliche Wirkung an die sinnfällige Form geknüpft. Denn das Volk bedarf eben noch durchaus fester äußerer Zeichen für den inneren rechtlichen Gehalt, den rein sachlich auszudrücken oder zu erschließen es noch nicht vermag. So wird auch unserer Vorfahren gesamtes Rechtsleben von der Form beherrscht. Feierliche Worte, genau geordnete Rede und Widerrede, althergebrachte feste Formeln finden sich überall und verleihen namentlich dem Proceß ein dramatisches Leben. Selbst Tracht, Stellung und Geberde sind den Mitspielern in diesem Drama genau vorgeschrieben; wie z. B. die vergewaltigte Jungfrau mit zerrissenem Gewand und flatterndem Haar Klage erheben soll; oder wie nach der Soester Gerichtsordnung der Richter auf seinem Stuhl sitzen soll, das rechte Bein über das linke schlagen und blicken wie ein grisgrimmender Löwe. Vor Allem aber sind die Handlungen, welche das Wort zu begleiten haben, — denn Hand und Mund wirken fast immer zusammen, — bis in's Kleinste geordnet.

Die Form dieser Handlungen nun ist fast durchgängig das Symbol. Das Symbol hat im jugendlichen Recht eine geradezu Alles umspannende Verbreitung. In der reichen Ausgestaltung dieser Rechts Sinnbilder offenbart sich zugleich wieder die sinnliche, plastische Kraft des Volksgeistes. Denn alle Symbole wurzeln in Bedürfniß und Vermögen, durch Bild oder Zeichen das Abwesende zu vergegenwärtigen oder das Unleibliche zu verleiblichen. So wird das abwesende Grundstück vor Gericht durch die Scholle, der Baum durch den Zweig, der Wald durch eine mit Zweigen besteckte Scholle, das Haus durch drei Halme vom Dach dargestellt. Wenn der König den Königsfrieden durch Uebersendung seines Handschuhs verleiht, so vertritt der Handschuh die abwesende Hand, die Hand wieder den unsinnlichen Begriff des Schutzes. Stab, Scepter oder Fahne, Hut, Kranz oder Krone, Schild oder Schwert machen die unsichtbare Gewalt des Königs oder Richters für alle Versammelten sichtbar, ja gleich einer körperlichen Sache greifbar und zur Verleihung und Uebergabe fähig. Wer sich einem Herrn als Dienstmann ergibt, drückt damit, daß er die gefalteten Hände in die umschließenden Hände des Herrn legt, die theilweise Hingabe seiner Persönlichkeit aus. Mehrere, die in Gemeinschaft erwerben oder verfügen, verschlingen hierbei ihre Hände und begründen so ein Rechtsverhältniß „zur gesammten Hand“. Doch eine derartige Symbolik erscheint ja an sich auch uns kaum fremdartig. Fremdartig aber muthet uns ihre juristisch-technische Bedeutung an. Je weiter wir rückwärts gehen, desto entschiedener gilt das Symbol, in welchem wir so leicht nur begleitenden Schmuck sehen, als unerläßliche Voraussetzung für den

Eintritt bestimmter Rechtswirkungen. Die angefochtene Urkunde muß vor Gericht durchbohrt, die abhanden gekommene und beim Dritten gefundene Sache muß vor Gericht gewaltsam angefaßt werden, wenn die Urkundenscheitel oder die Anefangsklage Erfolg haben soll. Es ist der Halmwurf, welcher darüber entscheidet, in welchem Augenblick Recht vom Werfenden aufgegeben, vom Aufangenden erworben ist. Die Verlobung wäre kraftlos, wenn nicht statt des Kaufpreises, mit welchem der Bräutigam die Vormundschaft über die Braut dem Vater oder nächsten Schwertmagen abkauft, der Scheinpreis in Form des Ringes gegeben wäre. Wer die Forderung aus dem mit Wadium geschlossenen Vertrag („Wettvertrag“) geltend macht, muß das als Wahrzeichen gegebene, an sich werthlose Pfand (wie es heute noch im Pfänderspiel dauert) zur Einlösung vorzeigen. Wenn die freie Jungfrau einen Unfreien geheirathet hat, so bietet nach dem Gesetz der Uferfranken der König ihr Schwert und Spindel: ergreift sie jenes, so hat sie sich selbst durch Tödtung des Knechts zu befreien; ergreift sie die Spindel, so folgt sie ihm in die Knechtschaft. Je nach den verschiedenen Symbolen, welche bei der Freilassung verwandt werden, entsteht eine ungleichartige Rechtsstellung des Freigelassenen. Symbolische Strafen, wie das Abschneiden des Haares, das Tragen von Besen und Scheere, das Hundetragen u. s. w., enthalten nicht bloß eine augenblickliche Beschämung, sondern zerstören oder mindern Freiheit oder Ehre. Und welche Rolle spielten noch in den großen Kämpfen zwischen Kaiser und Papst, voran im Investiturstreit, die staatsrechtlichen Symbole!

Unendlich ist der Fortschritt, den in Bezug auf freie Erfassung des sachlichen Kerns unser heutiges Recht aufweist. Die geistige Gebundenheit des alten Rechts ist gesprengt und innerlich, geistig, auf das Wesen der Dinge gerichtet sind unsere privatrechtlichen und staatsrechtlichen Institutionen, unser Gerichtsverfahren, unser Rechtsverkehr. Aber die lebendigen Formen sind verschliffen, die farbigen Sinnbilder sind verblaßt. Wo noch Trümmer der alten Symbolik sich erhalten haben, wie Handschlag, Verlobungsring, die Insignien der königlichen Gewalt und der amtlichen Würden, da gehören sie mehr der Sitte an als dem Recht. Das ist nun freilich in allem Fortschritt ein schwerer Verlust. Aber er ist unwiederbringlich! Wie unserer Sprache Niemand die reicheren Beugungsformen des Altdeutschen zurückzubringen vermag, so ist eine künstliche Wiederherstellung des alten Formenreichtums unseres Rechts undenkbar. Dennoch ist auch hier eine Reaction gegen jene Mißachtung der Form hervorgetreten, welche unser Recht mehr als das irgend einer anderen Nation (man denke nur an den Formalismus des öffentlichen und privaten Rechts in England) seiner lebendigen Wirkung auf das Volksgemüth einerseits und seiner Sicherheit andererseits entkleidet hatte. Es sei nur erinnert an die wieder begründeten feierlicheren Formen des mündlichen und öffentlichen Gerichtsverfahrens, für das nicht ohne Grund selbst richterliche Amtstracht gefordert wird; oder an die Formen des parlamentarischen Lebens; oder an die Formenstrenge des Wechselrechts, an die gerichtliche Auflassung, an die mancherlei Eintragungssysteme. Nur haben alle unsere modernen Formen nothwendig etwas Geschäftsmäßiges, Nüchternes, Trockenes; und sie erreichen ihren Zweck nur in Verbindung mit einer angespannten Richtung

des Geistes auf den von ihnen mehr durch Zeichen angedeuteten, als lebendig versinnlichten inneren rechtlichen Gehalt.

V.

Boten für die bisher besprochenen Unterschiede der Altersstufen im Volksleben uns die Vorgänge des Einzel Lebens eine mehr oder minder zutreffende Analogie, so müssen wir auf dieses Hilfsmittel völlig verzichten, wenn wir nunmehr den Entwicklungsgang des Volksgeistes mit Rücksicht auf das ihm eigenthümliche Merkmal, ein zusammengefügtes Ganze zu sein, in's Auge fassen.

Hier bemerken wir zunächst, daß sich in der Völkergeschichte regelmäßig ein Fortschritt von enger gegenseitiger Gebundenheit zu gesonderter Selbständigkeit des individuellen und des allgemeinen Geistes zeigt. Je jugendlicher ein Volk ist, desto inniger sind Allgemeinheit und Individuum an und durch einander gebunden, desto weniger zu freiem Fürsichsein befähigt. Das Individuum, geistig wie körperlich vom Typus der Genossen sich wenig entfernend, tritt aus der Gemeinschaft, in die es hineingeboren wurde, noch nicht mit dem Anspruch, eine Welt für sich zu sein, heraus. Aber auch die Gesamtheit ihrerseits bleibt gewissermaßen noch in den Individuen und ihren natürlichen Gruppen und Verbänden stecken und schafft sich noch nicht eine selbständige Daseinsform, in welcher der allgemeine Wille rein und ausschließlich verkörpert wäre. Daraus ergibt sich strenge Gebundenheit, ja Unfreiheit des individuellen wie des staatlichen Seins. Aber es ergibt sich zugleich eine uns kaum noch verständliche Unmittelbarkeit und Intensivität des volksthümlichen Gemeinlebens. Nur die ungespaltene Seele des Naturvolks beherbergt jene wunderbare Kraft, welche Sprachen, Mythologien, Volksfagen schuf. Für die Germanen führten erst die Völkerwanderung und die Annahme des Christenthums den Bruch mit einer derartig primitiven Lebensphase herbei. Seitdem trug die unendliche Bereicherung des Lebensinhalts zugleich den Zwiespalt der Anschauungen und Bestrebungen in die nach außen und nach innen wachsende Volksgemeinschaft hinein. In seinen Höhen wie in seinen Tiefen ward das Volksleben von gewaltigen Gegensätzen bewegt: alte und neue Religion, geistliche und weltliche Macht, Diesseits und Jenseits, Universalismus und Nationalität, Reichseinheit und Stammes selbständigkeit, ritterliche und bäuerische Lebensweise, Genossenschaft und Herrschaft, Lehnrecht und Landrecht, ländliche und städtische Wirthschaft und hundert andere dualistische Bildungen forderten Kampf und schließliche Versöhnung. Damit war eine fortschreitende Sonderung des alten volksthümlichen Gemeinlebens gegeben. Allein bis gegen das Ende des Mittelalters sind es noch nicht Allgemeinheit und Individuum, sondern geschlossene gesellschaftliche Körper, welche als Träger der Gegensätze mit einander ringen. Ja, vor dem einheitlichen, concentrirten, streng gebundenen Gemeinleben dieser Corporationen, in welche sich nicht nur das Volksleben bricht, sondern welche über die Volksgrenzen hinaus die gleichartigen Elemente verbinden, tritt das staatliche wie das individuelle Sein fast völlig zurück. Nur bereitet sich in dem Fortschritt von Geburts- zu Berufsständen, von natürlich gewordenen zu frei geforenen Vereinigungen, von

allumfassenden zu zweckbegrenzten Verbänden die Befreiung des geistigen Lebens deutlich vor. Mit den Bewegungen, welche die Renaissance und den Humanismus einerseits, die Reformation andererseits heraufführen, beginnt sodann das Individuum seinen Emancipationskampf und führt ihn siegreich durch. Gleichzeitig aber löst sich der moderne Staat als ein in sich selbst ruhendes, zweckbewußtes, machtvolles Wesen aus den Banden der Gesellschaft und erhebt sich zum selbständigen Träger und Vollstrecker des allgemeinen Willens. Damit erst tritt unser Volksleben in das Stadium der Reife. Wieder aber schien es fast, als sollte der Reife schnell die Ueberreife, der Zusammenfassung die Auflösung aller lebendigen Volkskraft folgen. Denn indem das Individuum sich mehr und mehr auf sich selbst zurückzog, der Staat dem socialen Körper als äußerer Zwangsmechanismus entgegentrat, schien jene letzte Periode im Völkerleben zu nahen, in welcher Individualismus und Staatsabsolutismus, Atomisirung und Centralisation, Rivellirung der Einzeleristenz und Schematisirung der Gemeineristenz alles organische Leben aufzuzehren pflegen. Die Gegenwart hat die Spuren dieser Krise noch nicht überwunden. Aber das Individuum ist wieder staatlicher, der Staat wieder volksthümlicher geworden, und in einer reichen Fülle vermittelnder Verbände pulst von Neuem ein das individuelle wie das allgemeine Sein zugleich bindendes und verstärkendes sociales Leben.

Die Rechtsgeschichte spiegelt den skizzirten Entwicklungsgang, wie in ähnlicher Weise bei anderen Völkern, so insbesondere bei unserem Volke deutlich wieder. Das jugendliche Recht ist weder individualistisch, noch staatlich: es ist social. Im altgermanischen Rechte gibt es kein Institut, dem nicht die Verknüpfung von Individuum und Allgemeinheit ein sociales Gepräge verliehe. Dieses Recht ist nicht, wie oft unbegreiflicher Weise behauptet wird, individualistisch: denn das Individuum ist auf allen Punkten rechtlich gebunden wie erweitert durch Haus, Sippe, Gemeinde, Stammes- und Volksgenossenschaft, durch Herrschaftsverhältnisse jeder Art (Gefolgschaftswesen, später Lehns-, Dienst- und Hofverband), bald auch durch den kirchlichen Verband. Man erwäge nur, wie unser Familienrecht von engster Einheit des Hauses, dessen unselbständige Glieder ursprünglich in der Persönlichkeit des Hausherrn rechtlich aufgingen, beherrscht ward; wie die Sippegenossen nicht nur in Fehde und Blutrache Alle für Einen und Einer für Alle standen, sondern auch das Wergeld für den erschlagenen Genossen empfangen und für das vom Genossen verwirkte Wergeld mithafteten; wie im Proceß das Institut der Eideshilfe Jeden auf die Verstärkung der Glaubwürdigkeit seines Eides durch verbürgenden Mitschwur von Genossen antwies; wie die Landgemeinde auf einem, den Idealen unserer Communisten sich annähernden Gesamteigenthume am Boden beruhte und immer in ihr das Privateigenthum allseitig gebunden und beschränkt blieb; wie kein Testament die Erbfolge nach dem Blut zu ändern, liegende Güter aber selbst ein Geschäft unter Lebenden den Erben wider ihren Willen nicht zu entziehen vermochte; wie statt beweglicher Verkehrsobligationen dauernde Dienst- und Abgabepflichten aus ständigen Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältnissen und sodann mehr und mehr ewige Lasten der unverrückbaren Grundstücke das Leben erfüllten. Andererseits jedoch ist dieses jugendliche Recht Nichts weniger als

staatlich! Denn noch ist das öffentliche Recht vom Privatrecht nirgend gelöst; noch treten die öffentlichen Strafen vor Ersatz und Buße an den Geschädigten und seine Sippe zurück; noch bleibt statt der Anrufung des Richters die Selbsthilfe durch Fehde und eigenmächtige Pfändung in breitem Umfange verstattet, ja der Rechtsgang selbst geht in zahlreichen Fällen, auf „kampflichen Gruß“ eines Theils, in den gerichtlichen Zweikampf über, welcher nichts Anderes als der in gesetzliche Regeln eingedämmte Fehdegang ist; noch hat überhaupt im Proceß der Richter statt der späteren Proceßleitung überall den Anstoß zur Thätigkeit von den Parteien zu empfangen, deren Handlungen für den Gang des Verfahrens bestimmend sind.

In wie hohem Grade auch später, nachdem der im fränkischen Reiche genommene staatliche Anlauf gescheitert war, das deutsche Recht des Mittelalters social blieb, bedarf kaum des Hinweises: überschattete doch jetzt das Recht der Corporation alles andere Recht. Immerhin begann wenigstens innerhalb der einzelnen gesellschaftlichen Verbände das Recht des Einzelnen und das Recht des Ganzen sich schärfer zu sondern; und vor Allem in den Städten vollzog sich schon jetzt eine totale Umwandlung des alten Landrechtes im Sinne der Freiheit und Beweglichkeit des Privatrechtes einerseits, der Selbständigkeit und Staatlichkeit des öffentlichen Rechtes andererseits. Unaufhaltsam aber drang seit Aufnahme der fremden Rechte diese Bewegung, deren letzte Consequenzen erst die Gegenwart zog, im deutschen Rechte vor. Die Emancipation des Individuums trieb, unter fortschreitender Auflösung aller socialrechtlichen Gebilde, aller ständischen, zünftigen, herrschaftlichen, agrargenossenschaftlichen, ja familienrechtlichen Gebundenheit, zu rein individualistischer Gestaltung des Privatrechtes. Die Emancipation des Staates aber führte, unter Beseitigung aller concurrirenden Gewalt engerer Verbände, zu rein staatsabsolutistischer Gestaltung des öffentlichen Rechtes, wie dies die bekannten Institutionen des obrigkeitlichen Polizei- und Beamtenstaates im Verfassungs-, Verwaltungs-, Straf- und Proceßrecht zur Genüge darthun. Die nähere Darlegung dieser Entwicklung würde ein Buch fordern, wäre aber kaum in Gefahr, auf Widerspruch zu stoßen. Eine schwierigere Aufgabe dagegen, wobei er doch schwerlich des allgemeinen Beifalls sicher wäre, hätte zu lösen, wer den Nachweis unternähme, daß da, wo jene sondernde Richtung einseitig waltet, das Recht in ein unfruchtbares Greisenalter tritt; daß in unserer Gegenwart eine gewaltige Reaction gegen die Auseinanderreißung unseres Rechtes in ein staatsabsolutistisches öffentliches Recht und ein individualistisches Privatrecht ihre Fittiche erhebt; und daß in der That alle Hoffnung gesunder, jugendkräftiger Fortbildung unseres Rechtes auf Belebung und Kräftigung seiner socialen Elemente beruht. Und doch ist dem so! Hier möge die Andeutung genügen, wie wir bereits wieder begonnen haben, bei aller scharfen Sonderung von öffentlichem Rechte und Privatrechte die höhere Einheit über dem Gegensatz zu erkennen und zu realisiren; wie unser öffentliches Recht mit der Zurückverlegung staatlicher Functionen in die Gesellschaft, unser Privatrecht mit der Wiederanererkennung gesellschaftlicher Gebundenheit der Begriffe „Freiheit“ und „Eigenthum“ von Neuem socialere Züge offenbart; wie endlich in dem wiederbelebten oder neugeschaffenen, fast unübersehbaren Apparat

unseres Gesellschafts-, Genossenschafts- und Vereinsrechtes der alte germanische Trieb zur Hervorbringung organischer Mittelglieder zwischen Individuum und Staat sich in verjüngter Kraft bethätigt.

VI.

An das soeben Besprochene schließt sich die überall wiederkehrende Erscheinung an, daß die Volksgesamtheit auf primitiver Stufe die verschiedenen Lebensfunctionen unmittelbar selbst erfüllt, bei gesteigerter Cultur in besonderen Berufsständen selbständige Organe dafür aus sich hervorbildet. Ohne fortschreitende geistige Arbeitstheilung wäre eine Culturentwicklung überhaupt undenkbar. Nur die berufsmäßige Gliederung des Volkskörpers und die wachsende Differentiirung seiner Theile gewährt die Möglichkeit, gleichzeitig von engbegrenzter Stammesverbindung zu der Lebensgemeinschaft einer großen Nation aufzusteigen und aus den einfachen Zuständen des Naturvolkes die reichen und vertwickelten Lebensformen des Culturvolkes zu erzeugen. Je großartiger der Lebensinhalt einer Weltepöche sich entfaltet, desto bestimmter und mannigfaltiger wird sich die Sonderung der berufständischen Organe vollziehen. Allein gesund bleibt diese Entwicklung nur, wenn und soweit sie die lebendige Einheit des Volksorganismus nicht zerrißt. Wird die Sonderung zur Trennung, hört der Zusammenhang der zu Trägern einzelner Seiten des Volkslebens bestimmten Classen mit dem Leben des Ganzen auf: so drohen Erstarrung und Tod. Ein Volk, welches endgiltig seine Religion an die Priester, seine Sprache an die Schulmeister, seinen Kunstsinne an ein gewerbmäßiges Literaten- und Künstlerthum, seinen Staat an die Beamten, sein Recht an die Juristen verloren hätte, wäre kein Volk mehr!

Was sich so in der Entwicklungsgeschichte des geistigen Lebens überhaupt offenbart, tritt in der Rechtsgeschichte besonders deutlich zu Tage.

Das Recht jedes jugendlichen Volkes ist Volksrecht. Auch unser ältestes germanisches Recht war in einem für uns kaum noch vorstellbaren Grade volksthümlich. Es entströmte der Volksseele noch in gleicher Unmittelbarkeit und Gemeinschaftlichkeit, wie der Volksglaube, die Volkssprache, der Volksgefang, die Volkssitte oder der politische Volksentschluß. Vor der Gesamtheit und durch die Gesamtheit wird in der Volksversammlung alles Recht gewiesen, jeder Rechtsstreit erledigt, ja jeder wichtigere Rechtsact vorgenommen und bestätigt; nur die Leitung hat der König oder Richter, nur den Vorschlag vielleicht ein besonders rechtskundiger Mann. So ist denn auch möglich, daß, wenn die Versammlung sich zerstreut, dieses Recht jedem Volksgenossen ebenso lebendig und gegenwärtig bleibt wie die Göttersage oder des Sängers Lied.

In der Folgezeit beginnt sich durch das Schöffeninstitut ein Berufsstand der Rechtskundigen auszubilden, ohne daß die volksthümliche Basis des Rechts verlassen würde. Allein mehr und mehr wird die Fortdauer volksthümlicher Rechtserzeugung und Rechtsprechung mit dem Verlust der nationalen Rechtseinheit erkauft. So verkümmern nach kurzer Blüthe die Anfänge einer nationalen Rechtswissenschaft. Erst das fremde Recht bringt uns eine entwickelte Jurisprudenz und einen gelehrten Juristenstand, wie sie dem reifen Alter des Cultur-

volls entsprechen. Nunmehr jedoch öffnet sich mehr und mehr der klaffende Zwiespalt zwischen dem Rechtsbewußtsein des zu „Laien“ begrabirten Volks und dem jeder volksthümlischen Basis entfremdeten Juristenrecht. Alle Autonomie, alle volksthümlische Rechtspflege, alle Selbstverwaltung hört auf; heimlich und schriftlich wird der Gang des gerichtlichen Verfahrens; schlechthin äußerlich und fremd bleibt dieses Recht der Schreibstuben und der Pergamentbände dem Volke, das es beherrscht. Bis in unseren Tagen auch hier unser Rechtsleben sich von Neuem verjüngt! Nun sucht das Recht wieder vor allem Volk, wenn auch nicht mehr wie einst unter freiem Himmel, sich in öffentlichen und mündlichen Formen breit und verständlich zu entfalten; ja es ruft in Vertretungskörpern, auf Geschwornen- oder Schöffenbänken und in den Aemtern der Selbstverwaltung neben den Juristen die Laien von Neuem zu selbstthätiger Mitwirkung an Gesetzgebung, Rechtsprechung und Verwaltung auf. Nun strebt auch die Rechtswissenschaft wieder nach lebendiger Verknüpfung mit Volksgeschichte und Volksleben; und der Juristenstand beginnt zu empfinden, daß ihn sein Beruf nicht zum Träger eines nur in ihm lebendigen Rechts, sondern zum Rechtsorgan der Nation bestellt!

VII.

Nach allem Bisherigen erklärt sich schließlich leicht die bei allen Völkern stattfindende Entwicklung von enger Verknüpfung zu scharfer Sonderung der verschiedenen Functionen des Volkslebens.

Bei jugendlichen Völkern trennt noch keine scharfe Scheidewand die einzelnen Lebensgebiete von einander. Schon äußerlich ist es ursprünglich dieselbe engere oder weitere Versammlung, welche der Gottheit Opfer bringt, gesellige Sitte pflegt, des Sängers Lied vernimmt, das Recht weist, einen Kriegszug beschließt, die Aeder verlost. Alle diese Functionen werden aber auch innerlich noch nicht in ihrer vollen Ungleichartigkeit empfunden und vermögen daher unmittelbar einander zu beeinflussen, sich zu verflechten, ja an den Grenzlinien in einander zu verfließen. Reift dagegen das Volk heran, so entwickelt sich mit der reicheren Gliederung und berufsmäßigen Arbeitstheilung die fortschreitende äußere und innere Sonderung der einzelnen Lebensthätigkeiten, ihre wachsende Differentiirung, ihre festere Abschließung gegen einander. Jede Function empfängt nunmehr ihre besondere Organisation und ihr eigenes Daseinsgesetz. Die verschiedenen Functionen treten sich daher selbständig gegenüber. Sie wirken freilich unaufhörlich jede auf die andere ein, aber die eine ist nicht mehr in der anderen, sondern jede hilft nur von außen her die andere ernähren, bewegen und reguliren. Daher entsteht nun auch die Möglichkeit von Reibungen und Kämpfen zwischen verschiedenen Lebensäußerungen desselben Volks: erst das reifere Alter kennt Conflict zwischen Glauben und Wissen, zwischen Staat und Gesellschaft, zwischen Recht und Sittlichkeit. Gerade aus den inneren Reibungen und Kämpfen wird jeder Culturfortschritt geboren. Aber freilich! Kraft und Gesundheit wahrt das Volksleben sich nur, wenn über allen Gegensätzen die Einheit erhalten bleibt. Wenn die ewig rege Wechselwirkung der Functionen, auf welcher die Einheit des organischen Lebens beruht, im Volkskörper aufhört;

wenn die Sonderung zur Trennung, die Abschließung zur Isolirung, der Gegensatz zur endgültigen Entfremdung wird: dann naht unausbleiblich dem nationalen Organismus Auflösung und Tod.

In der vielverschlungenen Kette derartiger Entwicklung bildet nun auch das Rechtsleben ein wesentliches Glied. Wir finden daher in der That das jugendliche Recht an zahllosen Punkten mit den übrigen Lebensgebieten verwoben, während es später sich immer entschiedener gegen dieselben abgrenzt und abschließt.

Schon in anderem Zusammenhange hat es sich uns ergeben, wie mächtig auf die Gestaltung unseres ältesten Rechts der Sprachgeist einwirkte, indem überall das Wort den Begriff bestimmen half. Dagegen schafft sich das reife Recht eine eigene technische Sprache, welche jedes äußere oder zufällige Beiwerk von dem auszudrückenden, rein juristischen Gedankengehalt fern zu halten sucht.

Ebenso haben wir gesehen, wie das poetische Volksvermögen in unserem alten Recht geradezu als mitgestaltender Factor thätig war, während uns heute Kunsttrieb und Rechtstrieb weiter als irgend andere Lebenstribe auseinanderzuliegen scheinen.

Raum braucht näher ausgeführt zu werden, wie eng ursprünglich das Recht mit der Religion verknüpft war. Gibt es doch Völker, die überhaupt nicht zur Scheidung religiöser und rechtlicher Gebote gelangt sind! Aber auch im altgermanischen Recht war der alte Götterglaube von gestaltender Bedeutung. So scheint die Todesstrafe in den wenigen Fällen, in denen sie dem ältesten Recht bekannt war, aus der Idee eines den beleidigten Göttern geschuldeten Sühnopfers hervorgegangen zu sein. Aus altheidnischer Wurzel stammen die weitverbreiteten Gottesurtheile, deren Idee auch den gerichtlichen Zweikampf und selbst den Völkerkrieg ergriff. Verwandten Ursprungs ist das einst überaus häufige Werfen des Looses, sind die mannigfachen Bestimmungen, welche eine rechtliche Entscheidung vom Rollen eines Eies, vom Walzen eines Schlegels oder von sonstigem Spiel geheimnißvoller Naturkräfte abhängig machen. An besondere religiöse Weihe gewisser Stätten, Thiere oder Gegenstände oder an mythologische Vorstellungen des alten Volksglaubens erinnern noch spät einzelne Weisthümer. Das Christenthum selbst hielt nicht nur manche heidnischen Rechtsinstitute (z. B. Gottesurtheile, Asylrecht, Eidesrecht) in veränderter Form aufrecht, sondern trug seinerseits eine Fülle neuer religiöser Elemente in das Recht. Ja, indem das canonische Recht, welches als kirchliches Recht selbstverständlich überall von religiösen Gesichtspunkten ausging, sich eine immer ausgedehntere Herrschaft auch über staatliche und privatrechtliche Beziehungen eroberte, flossen Religion und Recht fast unentwirrbar in einander. Erst seit der Reformation vollzog sich allmählig die Grenzregulirung, die ja auch heute theils erst kürzlich vollendet ist (z. B. im Eherecht), theils noch lebhaft umstritten wird.

Untrennbar von den religiösen Beziehungen ist der ethische Factor im jugendlichen Recht. Gerade das ältere deutsche Recht hat den sittlichen Volksanschauungen einen besonders tiefen und unmittelbaren Einfluß verstattet. Wie kunstvoll hat es beispielsweise den sittlichen Begriff der Treue in das Institut der Gefolgschaft und alle späteren Herrschafts- und Dienstverhältnisse bis zu dem

verwickelten Aufbau des allumspannenden Lehnrechtes, nicht minder aber in das Genossenschaftsrecht, das Familienrecht, das Vertragsrecht, das Recht der bürgerlichen Ehre hineingewoben! Wie tief wurzelt in dem germanischen Sittlichkeitsbegriff, dem die lichtscheue Lüge verhaßter ist, als die offene noch so raube Gewaltthat, die Auszeichnung der heimlichen Missethaten als „unehrlicher“ Verbrechen, die schärfere Bestrafung des Diebstahls als des Raubes! Wie unverkennbar haben sittliche Anschauungen bei der Gestaltung des Königschutzes über Wehrlose, des Gastrechtes, der mancherlei Vorzüge von Frauen, Wittwen und Waisen, der dem überführten Verbrecher gewährten letzten Rettungsmittel mitgewirkt! Noch bezeichnender vielleicht sind die zahlreichen Satzungen der Hofweisthümer, welche genau vorschreiben, wie die schweren Lasten der zinsenden und frohnenden Leute durch freundliche Bewirthung und mancherlei kleine Gegenleistungen erleichtert werden sollen. Später wurden Trinkgelder daraus! Wenn es heißt, der Vogt solle den Zins „also gütlich heben, daß er das Kind in der Wiege nicht weck und das Huhn auf der Hort nicht erschreck“; wenn der Sammler der Zinsfühner, wo er eine Wöchnerin im Hause findet, nur den Kopf des Huhnes abbrechen, das Huhn rückwärts in's Haus werfen soll; wenn der Gerichtsherr, welcher beim herbergspflichtigen Lehnmann Quartier nimmt, Schwert und Sporen vor der Thüre abthun soll, um die Frau nicht zu erschrecken: so schreibt unsere moderne Gesetzgebung weder dem Steuerexecutor noch der Einquartierung ähnliche Rücksichtnahme vor. Auch scheint uns das Gemeindevermögen nicht mehr dazu bestimmt, um, wie ehemals, daraus Hochzeitsgeschenke zu gewähren, genau bemessene Gaben bei der Geburt von Knaben oder Mädchen zu verabreichen, Feste für die Kinder oder für das Gesinde zu bereiten. Und es scheint uns die Vorschrift, welche den Grundherrschaften verpflichtet, mit eigener Hand dem schwerbeladenen Wagen des rechtmäßig auswandernden Bauern fortzuhelfen, nur um so sonderbarer, wenn hinzugefügt wird, daß er dabei mit einem Fuß im Bügel bleiben, also mehr seine Gefinnung offenbaren, als wirklich helfen soll. Bei einer derartigen Beschaffenheit tritt das Recht mit der Sittlichkeit für das Zeitbewußtsein noch nirgend in Widerspruch. Ja, wo ein Conflict als möglich empfunden wird, bemüht sich das Recht selbst, ihn zu lösen. Geht doch unser deutsches Recht so weit, dem irgend entschuldbaren Todtschläger gewisse Mittel zur Flucht selbst an die Hand zu geben. Als charakteristisch seien hier die Bestimmungen mehrerer rheinischer Weisthümer über die Pflichten des Fährmanns angeführt. Ruft ihm der fliehende Missethäter zu: „Wardmann, fahr überhin“, so setze er ihn über den Strom. Kommt der Verfolger hinterher und thut denselben Ruf, so soll er, falls er schon vom Ufer gestoßen hat, nicht mehr umkehren. Hat er aber noch nicht abgestoßen, so setze er den Flüchtling vorn in das Schiff, den Verfolger hinten und stelle sich selbst zwischen Beide. Drüben aber lande er zuerst den Flüchtling, wende den Rahn und lasse dann erst den Verfolger heraus. „So bleibt er frei von Frevl.“ — Die Rehrseite einer derartigen Vermischung von Sittlichkeit und Recht liegt darin, daß auch bloß Unsittliches oder für unsittlich Gehaltenes bestraft wird, und daß alle sittlichen Vorurtheile der Zeit oder des Standes in den Gesetzen gewissermaßen versteinern. Dieser Gefahr erlag insbesondere das canonische Recht, welches den

Gedanken der Einheit von Sittlichkeit und Recht tiefer als irgend ein anderes Recht ergriff und in großartiger Weise durchführte. Zwar beruhte zum Theil gerade hierauf die erziehende Kraft, welche das kirchliche Recht den gebundenen, zu höherer Sittlichkeit erst emporstrebenden Völkern gegenüber bewährte. Als aber diese Mission erfüllt war, offenbarte dieses selbe canonische Recht die ganze Furchtbarkeit des Zwiespalts, in welchen eine zu Recht erstarrte Ethik zuletzt nothwendig mit dem freien sittlichen Gefühl sich setzen muß. — Unsere Zeit strebt daher umgekehrt nach genauer Abgrenzung und fester Scheidung der Gebiete des zwingenden Rechts und der freien Sittlichkeit. Wir wissen, daß jener tragische Conflict zwischen Recht und Sittlichkeit, wie ihn schon der griechische Dichter seinem schönsten Trauerspiel zu Grunde legte, sich immer von Neuem wiederholt. Aber gerade die scharfe Scheidung erscheint uns als Mittel, solche Conflicte zu mildern oder doch für die Gesamtheit unschädlich zu machen. Nur darf freilich die höhere Einheit über dem Gegensatz auch hier nicht verloren werden. Denn wenn das Recht jemals vergift, daß es mit der Sittlichkeit aus Einer Quelle fließt; wenn es die Fühlung mit den sittlichen Idealen des Volks und der Zeit dauernd verliert; wenn es wol gar als der ausschließliche Lummelplatz des nackten Egoismus empfunden wird: dann hat die Stunde geschlagen, in welcher der Segen der Rechtsordnung sich in Fluch verkehrt!

Wie die Sittlichkeit, so spielt auch die einfache Sitte im jugendlichen Recht eine bestimmende Rolle. Ja, so lange die Gewohnheit die einzige oder vornehmste Rechtsquelle ist, wird der Unterschied von Recht und Sitte kaum zum Bewußtsein gebracht. Deshalb galt einst unendlich Vieles, was uns heute freie Sitte scheint, als bindende Rechtsnorm. Characteristisch hiefür ist z. B. die Ordnung der Geselligkeit im älteren deutschen Recht. Nicht allzu fremdartig berührt es den heutigen Deutschen, daß einst jede Gerichtsversammlung mit einem Gelage schloß, jedem Rechtsact eine Becherei folgte, jeder Gemeinde oder Genossenschaft regelmäßig wiederkehrende Feste, Schmausereien, Tänze und Aufzüge als wichtige Institutionen galten. Allein es bestrebt uns, wenn die öffentlichen Bußen zum Vertrinken bestimmt sind; wenn die Pflicht zur Ausrichtung gewisser Schmäuse nicht nur genau geregelt, sondern zur Grundlage erheblicher Berechtigungen (z. B. auf Gewerbebetrieb) gemacht wird; wenn das dem Richter gebührende Recht des Antrunks, die Tischordnung bis herab zum Plake des Hundes unter dem Tisch, die Pflicht zum Abgeben des dritten Mannes beim Kartenspiel, ja die zur Bewirthung gehörige „freundliche Miene“ mit voller Ernsthaftigkeit als Theil des Ortsrechts geregelt werden; wenn überall sich genaue Anstandsregeln und Verbote der Unmäßigkeit finden, wobei freilich ein Weisthum, welches die Schöffen zu „züchtiglichem“ Trinken ermahnt, ihnen immerhin einzuschenten befiehlt, bis sie eine Taube auf dem Dach von einer Krähe nicht mehr unterscheiden können. In Marken und Dörfern, in Gilden, Zünften und Gesellenverbänden erhielt sich bis über das Mittelalter hinaus ein bis in's Kleinste feststehendes, freilich mehr und mehr verschönörkeltes und verzopftes Geselligkeitsrecht. Nunmehr aber eröffneten Reichs- und Landesgesetze einen förmlichen Krieg gegen die „kostspieligen und unnützen Grillen und Schmausereien“, die „läppischen Ceremonien“, die „lächerlichen und abenteuerlichen Schimpfspossen“. Was sich

trotzdem erhielt, trat in das Gebiet der freien Sitte zurück. Nicht anders erging es den einst verbreiteten Sittengerichten, den mancherlei ernstern oder scherzhaften Bestrafungen der wider die gute Sitte begangenen Verstöße. Die Frau, die ihren Mann schlägt, braucht heute nicht mehr zu fürchten, daß sie, wie einst in Hessen, rücklings auf einem Esel mit dessen Schwanz in der Hand durch den Ort reiten muß; und der geschlagene Mann braucht nicht mehr nachzuweisen, daß er hinterrücks geschlagen wurde, um sich von der eigenen Führung eines so beladenen Esels zu befreien. Sitte und Recht sind für uns scharf von einander getrennt. Nur muß allerdings wieder auch das reise Recht, wenn es lebendig bleiben will, überall an die lebendige Volkssitte anknüpfen und darf ihr nicht, wie bei uns in den Zeiten der juristischen Fremdherrschaft geschah, gleichgültig oder gar feindlich entgegentreten.

Es würde zu weit führen, wollten wir darlegen, wie zwischen Wirthschaft und Recht ursprünglich gleichfalls eine sehr viel unmittelbarere Einheit als in den reifen Culturepochen besteht. Das jugendliche Recht schmiegt sich noch widerstandslos den bestehenden wirthschaftlichen Verhältnissen an und wandelt sich unmerklich mit ihnen. Anders das selbständig gewordene Recht, welches oft genug als starres Gesetz zu der flüssigen Entwicklung der Volkswirthschaft in schneidenden Widerspruch tritt oder auch umgekehrt mit seinen vom Gerechtigkeitsgefühl eingegebenen Sähen der wirthschaftlichen Gestaltung voraneilt. Nun wird dem Volke bewußtes, planmäßiges Ringen, es wird ihm erschütternder Kampf und aufreibende Arbeit nicht erspart, um die unentbehrliche Harmonie zwischen Recht und Wirthschaft zu erhalten oder wiederherzustellen und einerseits seine Gesetze dem wirthschaftlichen Bedürfniß anzupassen, andererseits der Idee der Gerechtigkeit in der Vertheilung der äußeren Güter ihre Stätte zu sichern.

Nicht minder schwierige Probleme müßten wir berühren, wenn wir die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Staat und Recht, diesen am innigsten zu einander gehörenden Seiten des Volkslebens, zu schildern unternähmen. Auch hier ist das Ursprüngliche die volle Ungeschiedenheit, in Folge deren freilich bald (wie bei den Griechen) mehr dem Recht, bald (wie bei den Germanen) mehr dem Staat das eigenthümliche und selbständige Dasein verschränkt sein kann. Auch hier besteht der Fortschritt der Cultur in der Sonderung des Gebietes der freien staatlichen Thätigkeit in Politik und Wohlfahrtspflege und des Gebietes der für den Staat selbst unantastbaren Rechtsordnung. Auch hier aber ist Voraussetzung gesunder Volksexistenz die Erhaltung der höheren Einheit über dem Gegensatz, indem der Staat in allem seinen Thun das Recht nicht bloß als Schranke, sondern als eine der Wurzeln seiner Macht anerkennt, das Recht hinwiederum der freien staatlichen Machtentfaltung da, wo das Gemeinwohl sie fordert, offene Bahn schafft.

Zulezt sei darauf noch hingewiesen, daß Alles, was über das Verhältniß der verschiedenen Functionen des Volkslebens zu einander gesagt ist, in gleichem Maße von dem Verhältniß der verschiedenen Zweige derselben Lebensfunction gilt. Deshalb entwickelt sich innerhalb des Rechtes selbst erst im Laufe der Zeit aus ursprünglicher Ungeschiedenheit und gleichartiger Behandlung die

Differentiirung, Abgrenzung und eigenthümliche Ausgestaltung der einzelnen Rechtstheile. Man denke nur an die Geschichte der allmäligen Sonderung von öffentlichem Recht und Privatrecht, von Strafproceß und Civilproceß, von Justiz und Verwaltung. Auch hier aber ließe sich aus der Geschichte unschwer erweisen, daß Sonderung der Gegensätze ohne stete Berücksichtigung der höheren Einheit, einseitige Arbeitstheilung ohne organische Arbeitsverbindung die Technik fördert, das Leben zerstört.

VIII.

Wir stehen am Ende unserer Skizze. Wir ständen aber erst am Anfange, wollten wir die von uns nur hier und da gestreiften Entwicklungsmomente darlegen, welche uns den sachlichen Fortschritt des Rechts im Gange seiner Geschichte bedeuten. Dieser Fortschritt besteht nicht bloß in der wachsenden Vertiefung der Rechtswissenschaft; er erschöpft sich nicht in der unendlichen Vervollkommnung und Verfeinerung der Technik des Rechts; er beschränkt sich nicht auf die stete Bereicherung seines immer verwickeltere Lebens- und Culturverhältnisse ausdrückenden Inhalts: er offenbart sich vielmehr vor Allem darin, daß die Idee der Gerechtigkeit selbst sich zu höherer und reinerer Wesenheit erhebt und das positive Recht mehr und mehr nach dem Bilde eines geläuterten Ideals formt. Einst entsprach es nicht bloß dem Recht, sondern auch der Gerechtigkeit, daß Unfreiheit oder Hörigkeit das Loos der Mehrzahl bildete; daß die Verschiedenheit der Stände und Geschlechter Rechtsungleichheit bedingte; daß der Fremde rechtlos, der Verbrecher friedlos war; daß berufsmäßige Handarbeit die Ehre minderte. Lange bevor das positive Recht solche Sätze aufgab, traten sie in Widerspruch zu dem Gerechtigkeitsideal, welches dem Geist vorschreitender Zeitalter sich enthüllte. Bis endlich das, was nunmehr gerecht war, auch zu Recht ward und die Gedanken der Freiheit und Gleichwerthigkeit jedes Menschen, der auch im Verbrecher den Menschen ehrenden Humanität und der Ehre der Arbeit sich das Leben eroberten! Doch der Fortschritt des Rechts ist identisch mit dem Fortschritte der Cultur und seine Geschichte wäre die Rechtsgeschichte selbst. —

Freilich! Daß die Entwicklung Fortschritt ist, folgt zulezt nur aus dem Glauben an die Menschheit. Daß sie aber nothwendig ist, folgt aus ihrem Begriff. Wenn es darum auch wahr ist, daß manches hohe Gut in ihrem Gange verloren wird, so hat die Klage um solchen Verlust nur denselben Werth lyrischer Stimmung, wie die Klage des Mannes um die entschundene Jugend. Berühmt sind Jakob Grimms tiefempfundene Klagen um die erstorbene Volksthümllichkeit und Sinnlichkeit des alten deutschen Rechts, denen sich nicht selten harte, ja unbillige Urtheile über das Recht der Gegenwart beimischen. „Bis zur Abschaffung der Todesstrafe“ — so schließt er den wärmsten dieser Ergüsse — „hat sich all' unsere Bildung noch nicht erheben können, fast nur für Feigheit und Diebstahl, weil diese Verbrechen öffentlich verabscheut waren, kannte sie das rohe Alterthum. Statt seiner persönlichen Bußen haben wir unbarmherzige Strafen, statt seiner farbigen Symbole Stöße von Acten, statt seines Gerichts unter blauem Himmel qualmende Schreibstuben, statt der Zins-

hühner und Fastnachtseier kommt der Pfänder, namenlose Abgaben in jeder Jahreszeit zu erpressen. Die Töchter erben gleich den Söhnen, die Frauen stehen nicht in der alten Vormundschaft, aber gezwungene Wittwencassen sorgen für die Darbenden, und Pensionen bezahlen, was nicht verdient worden ist. Eintöniger Mattheit gewichen ist die individuelle Persönlichkeit, die kräftige Hausgewalt des alten Rechts.“ Es ist die Stimmung der Romantiker, die diese vor gerade fünfzig Jahren geschriebenen Worte beseelt. Vor nüchternen, streng historischer Betrachtung vermögen sie nicht zu bestehen.

Gleichwol bergen solche und ähnliche Aussprüche neben ihrer poetischen Berechtigung auch reale Wahrheiten, die unsere fortschrittsfreundige, selbstgewisse, oft hochmüthige Gegenwart nur allzuleicht vergißt.

Wahr ist, daß Völkern wie Einzelnen verfrühtes Greisenthum droht, wenn sie nicht für die Zeiten ihrer Reise die Kraft und Frische der Jugend bewahren. Der gesunde Fortschritt ist nicht der, welcher in gestrecktem Lauf hastig die Bahn bis an's Ende durchmißt, sondern der, welcher auf jedem Punkte die allseitige und harmonische Entfaltung der vorhandenen Lebenskraft vollzieht. Wol wird das seiner selber bewußt gewordene Volk gleich dem reifen Manne vorwärts wie rückwärts blicken: seine thätige Arbeit aber gehört ganz und voll der Gegenwart. Daß unser deutsches Volk von heute mit männlicher Reife noch uner schöpft Jugendkraft vereint, dafür bot uns die neueste Rechtsgeschichte manch tröstliches Symptom.

Wahr ist aber auch, daß aller Fortschritt auf Erden, und sei er der gesundensten Art, zugleich ein Schritt auf dem Wege zum Grabe ist. Auch die Völker, weil sie leben, sind sterblich. Nichts verbürgt unserem eigenen Volk oder den stolzen Nationen rings um uns her einen ewigen Bestand. Länger als dem Einzelnen ist dem Volk die Zeitspanne zugemessen, in der es die seiner Seele eingepflanzten Keime entfalten mag. Aber was sind Jahrtausende im Ocean der Zeit? Auch das Volk muß seine Zeit zu Rathe halten, wenn die Geschichte einst von ihm sagen soll: es hat das Leben, zu dem es die Kraft in sich trug, wahrhaft gelebt!

Gleich dem Einzelnen aber lebt auch das Volk nicht bloß sich, sondern der Menschheit. Ungleich ist, was der einfache Handarbeiter und was der Genius des großen Dichters oder Staatsmanns seinem Volk als Erbe hinterläßt: ungleich auch, was verschollene Hirtenvölker, deren Namen keine Urkunde meldet, und was Hellas oder Rom der Menschheit geworden. Vermöchte die Forschung alle die verschlungenen Fäden des Gewebes der Culturgeschichte rückwärts zu entwirren: sie würde uns sicherlich lehren, daß kein Volk gelebt hat, dessen Dasein nicht irgendwie auch heute fortwirkt. Ohne das aber, was von den großen Heroenvölkern der Vergangenheit heute noch lebt, vermöchten wir unser eigenes Sein kaum zu denken. Inniger als je zuvor ist in unseren Tagen die Lebensgemeinschaft der Völker, reger die unter ihnen waltende Wechselwirkung, deutlicher die Empfindung, daß sie zulezt nur Glieder eines einzigen Körpers sind.

So werden gerade die modernen Völker in ihrem Ringen und Mühen von dem ihnen immer klarer aufgehenden Bewußtsein getragen, daß sie zugleich für die Zukunft der Menschheit leben und arbeiten.

Dieses freudige Bewußtsein wird weder der krankhafte Pessimismus der Modephilosophie auslöschen, noch vermag ihm die jüngst von der Naturwissenschaft mit Vorliebe entworfene prophetische Schilderung einer zukunftsfernen Zeit, in welcher unser Planet starr und todt um den verglühenden Sonnenball rollen werde, seinen Werth zu rauben. Man beweise uns immerhin, daß die Tage der Menschheit gezählt sind. Aber man wolle uns nur nicht überreden, hiermit den Beweis erbracht zu haben, daß Zweck alles Lebens die Rückkehr in's Nichts sei oder daß sich das Dasein der Einzelnen, der Völker, der Menschheit überhaupt zwecklos abspiele. Das wissenschaftliche Erkennen ist hier an seiner Grenze angelangt. So gewiß es ist, daß eine letzte Antwort auf die Frage nach dem Wohin wie auf die Frage nach dem Woher außerhalb des Bereiches menschlicher Denkkraft liegt: so gewiß ist es auch, daß ein rein wissenschaftlicher Beweis weder für noch wider den Zweck in der Welt zu führen ist. Wenn aber ein unvertilgbarer Trieb der Menschenbrust, der die Gewähr seiner Berechtigung genau so gut wie der Erkenntnistrieb in sich selbst trägt, uns vorwärts drängt und zur Bejahung eines positiven Daseinszweckes zwingt, so treten wir bereits aus dem Reich des Wissens in die Vorhallen des Glaubens.

Münchener Bilderbogen.

~~~~~  
Von  
Franz Dingelstedt.  
~~~~~

I. Betreff: Auspfeifen des neuen Intendanten.

„Sr. Hochwohlgeboren, Herrn Legationsrath Dr. Franz Dingelstedt
zu Stuttgart, Neckarstraße Nr. 20.

Augsburg, 18. October 1850.

Lieber Freund! Es wird dieser Tage aus München die Frage an Sie gelangen, ob Sie geneigt sind, die Leitung des dortigen Hoftheaters zu übernehmen. König Max, der berühmte Dichter an seinen Hof, hervorragende Gelehrte an die Universität berufen will, möchte auch sein Theater in den Kreis dieser reformatorischen Bestrebungen einbeziehen. Für letztere Aufgabe ist das Augenmerk Sr. Maj. auf Sie gefallen. So meldet mir, streng vertraulich, Legationsrath Dönniges, dem wol die Initiative in allen diesen Plänen zuzuschreiben ist. Ueberlegen Sie sich den Antrag reiflich, nach allen Seiten. Wie Vieles für ihn spricht, wie Vieles gegen ihn, werden Sie besser ergründen und abwägen, als ich. Natürlich berathen Sie die Sache eingehend mit Ihrer lieben Frau, welche ja in theatralibus die Augen offener, den Blick schärfer hat, als wir zwei. Darauf sagen Sie mir in wenigen, nach oben ostensiblen Zeilen offen Ihre Ansicht, die noch keine Entschliebung sein soll und kann. Denn wir stehen vorerst noch im Stadium der Intentionen. Treulichst Ihr
G. Ab.

NS. Stillschweigen versteht sich von selbst.“

Vorstehender Schreibebrief lag Sonntag, den 20. October 1850, um neun Uhr Morgens, auf meiner Bettdecke. Gabriele, meine älteste Tochter, damals fünf Jahre alt — jetzt ist ihre jüngste genau so alt — hatte das Privilegium, Papa, den unverbesserlichen Langschläfer, zu wecken, wenn Mama mit dem Frühstück nicht länger warten mochte. Sie entledigte sich der nicht immer dankbaren Aufgabe, indem sie auf das Bett kletterte, und mit zwei kleinen, spitzen Fingerringen in meine Augen bohrte. Geschlossene Lider waren dem Kinde unheimlich.

Es duldete sie nicht; nicht an den Eltern, den kleinen Brüdern, der alten Wartfrau. Sie stach so lang' zu, bis man, lachend oder scheltend, ihr aufthat.

Ich überflog das Blatt mit schlaftrunkenen Augen, in welche der aufgewirbelte Streusand stäubte. „Ueberflog“ ist hier nicht wörtlich zu verstehen. Gustav Kolb, der treffliche, verdienstvolle, mächtige Redacteur der „Allgemeinen Zeitung“ — Chefredacteur gab es damals in der deutschen Journalistik noch nicht — mein treuer, väterlicher Meister und Freund, der mich von meinem ersten Stammeln in den Spalten seines Weltblattes an bis zu seinem leyten Briefe an mich mit rührender Geduld, Fürsorge und Liebe geführt, getragen und ertragen hat, — er besaß das beste Herz von der Welt, aber eine lästerlich schlechte Hand, welche in häufigen Fällen nur sein Leibseker in der Officin der J. G. Cotta'schen Druckerei zu lesen vermochte, der Schreiber selbst nicht. In fliegender Hast auf das Papier geworfen, lagen und liefen Buchstaben, Wörter, Zeilen durcheinander, ineinander, übereinander; einzelne Ausreißer und Nachzügler waren in der Hitze des Gefechts ganz und gar in Verlust gerathen, und die gewagtesten Abkürzungen machten die lateinisch gemeinte Schrift vollends zur Hieroglyphen.

Aus dem Bett springen, in den Schlafrock fahren, in's Speisezimmer stürzen, war das Werk einer Minute. Frau Jenny saß, in sonntäglicher Morgenruhe, schon lange über ihrer Mundtasse. Damals — gute Zeit! — dampfte und duftete auf dem Familientische noch der braune arabische Trank in der schlanken Kaffeekanne, welche jehunder der blasse, dickbäuchige, melancholische Chinese, Theekessel geheißen, verdrängt hat. „Nies!“ schrie ich ihr zu und schleuderte den Brief in ihren Schoß. Sie blickte verwundert erst mich an, dann die Papyrusrolle, reichte mir diese darauf kopfschüttelnd wieder zu, und sagte: „Du weißt ja, daß ich die Pfofen da nicht lesen kann. Sey' Dich nieder, die Eier müssen ohnedem hart geworden sein.“ — „Hans, lieber Hans,“ erwiderte ich ihr, übermannt von tiefer Erregung und in meinen Lehnstuhl sinkend, „es ist ein Ruf, ... für mich nach München an's Theater!“ Nun schrie sie auf, umklammerte mich mit beiden Armen, glitt bebend an mir nieder und schluchzte unter einem Thränenstrom: „Gott sei gelobt! — Hab' ich nicht gesagt, mein Franz, daß Deine Zeit kommen wird? O, Du hast's verdient, tausendmal verdient. Aber ich auch ein Bissel, gelt, mein Franz?“ — Und ich Ei was, warum es verschweigen? Ich weinte herzlich mit ihr und drückte mein treues, tapferes Weib fest an die Brust. Gabriele und Fränzchen fielen heulend ein, natürlich ohne zu wissen warum. Wilhelm, der Jüngste, noch nicht zwei Jahre alt, verschwand aus dem Zimmer, auf dem Arm seiner Wärterin, mit einem Stentorgeschrei, das frühzeitig seinen Beruf für das Commando auf dem Exercierplatz documentirte.

Was weiter geschah? Nun, ich will es kurz machen. Erzähle ich doch heute flüchtig, abgebrochen, im Stile und für das Publicum einer Monatschrift, gleichsam wie man im Eisenbahnwaggon einer zufällig zusammengewürfelten Reisegesellschaft dies und jenes Abenteuer zum Besten gibt. Aber die Zeit wird kommen, da ich an langen Feierabenden hinter dem Ofen des häuslichen Herdes, wie Vater Campe, Kindern und Enkeln, vielleicht auch einer stillen Gemeinde

freundlicher Leser und Leserinnen, das Robinson-Märchen meines Lebens in so und so vielen Bänden erzähle, vom Anfang anfangend, am Ende endend, in voller epischer Breite und Stetigkeit, will sagen Langweiligkeit.

Der gewisse zwanzigste October war ein wundervoller Herbsttag. Uns zog es hinaus, das übervolle Herz unter freiem, heiterem, tiefblauem Himmel gegen einander auszuschütten. Die drei Kinder wurden, mit besonderer Sorgfalt aufgeputzt, in den Schloßgarten geschickt. Ich glaube, meine Frau hat jedem beim Anziehen das große Geheimniß in die nicht ohne Widerstreben gewaschenen Ohren geraunt. Sie und ich, wir schlugen unseren gewohnten Spaziergang ein, nach der Feuerbacher Haide, wo wir unter einer Gruppe hochragender Pappeln, das friedliche Städtebild Stuttgarts zu unseren Füßen, zu rasten pflegten, in Erinnerungen verloren, Lustschlösser bauend, mitunter auch schmollend, grollend. Aber an jenem Morgen war Alles in uns, über uns, um uns eitel Lust und Licht. Ich ärgerte mich nicht einmal über das unausstehliche Gefläß Robbi's, des verzogenen Haus- und Schoßhundes von echter King-Charlesrace, der uns hehlings nachgeschlichen war, durch die welken Blätter am Wege in tollen Sprüngen raste, und unseren inneren Jubel in die stille Feiertagswelt hinauszubellen schien.

Wäre mir's nachgegangen, ich hätte stehenden Fußes mich aufgemacht nach Augsburg und München, zu Kolb, zu Dönniges. Die mit Dampfkraft arbeitende Poeten-Phantasie versetzte mich flugs in das Audienz-Zimmer des Königs Max und improvisirte ein ideales Intendanz-Programm: Sire, geben Sie Theaterfreiheit! Aber anders ward es im Rathe der Götter beschlossen. Ce que femme veut, Dieu le veut. Die meinige, in welcher das heißblütigste Künstlertemperament einen sehr klaren Verstand und die scharfsichtigste Welt- und Menschenkenntniß niemals zu trüben vermochte, stimmte für Dableiben, für Abwarten. Laß an Dich kommen! Sieh', was sie bieten! Höre, was sie fordern! Wäge ab, was Du aufgibst! So rieth sie, und wie sehr meine Ungeduld damals gegen ihren Rath ausschäumte, so erkannte ich gar bald, erkenne es noch besser jetzt, im Rückblicke, daß sie Recht gehabt.

Wie und warum es überhaupt nur möglich gewesen, einen so anmuthigen, windstillen, sicheren Hafen wie Stuttgart zu vertauschen mit der offenen, rauhen, stürmischen See der bayerischen Hauptstadt, die friedlich-classischen Räume der königlichen Handbibliothek — (dieselben, in welchen ehemals die hohe Karlschule sesshaft gewesen) — mit einem, jedem Lustzuge von oben, von unten, von innen, von außen ausgelegten Hof-Theater, den besten, bequemsten aller Herren, König Wilhelm von Württemberg, mit dem vielköpfigen Tyrannen, Publicum geheißten, — dieses Räthsel zu erklären, dazu ist hier, in den „Münchener Bilderbogen“, nicht der Ort. Die Lösung findet sich in einem anderen Theile meiner Aufzeichnungen, welcher Theil „Schwabenstreiche“ betitelt ist¹⁾. An dieser

¹⁾ Der geneigte Leser möge im Vorbeigehen, durch eine Note unter dem Text, sich zuflüstern lassen, daß mein gesammter Lebenslauf in sieben Hauptstücke zerfällt — (ach ja, im eigentlichsten Sinne des Wortes: „Zerfällt!“) — Nämlich: 1) Ein blinder Hesse; Geburt, Kindheit, Schule, Universität. 1814 bis 1834. — 2) Lehrjahre (will sagen: Jahre, in denen ich gelehrt habe), Ricklingen bei Hannover, Kassel, Fulda. 1835 bis 1841. — 3) Wanderjahre. Paris, London, Wien. 1842 bis 1844. — 4) Schwabenstreiche. Stuttgart 1844 bis 1850. — 5) Münchener

Stelle will ich nur den endgültigen Beschluß des häuslichen Kriegsrathes berichten, der an dem folgenschweren Sonntag Morgen, 20. October 1850, auf der Feuerbacher Haide abgehalten wurde.

Mein Orakel entschied, daß mit langwierigem Hin- und Herschreiben keiner von beiden Seiten gedient werde. „Sie können Dich möglicher Weise sogar hinhalten, papiereln, auffiken lassen,“ sagte Jenny. (Papiereln ist ein unübersetzbarer Prachtausdruck aus dem Wiener Straßenlexikon, der sich allenfalls durch ein anderes Bild erläutern läßt: Ueber den Köffel barbieren.) „Du mußt Dich persönlich zeigen und überzeugen; aber nicht sogleich, nicht ohne glaubwürdigen Vorwand. Wenn Du Dich gibst, wie Du bist, Dein Büngelel im Baum hältst, Deiner schlechten Laune nicht den Zügel schießen lässest, ist der Sieg Dir gewiß. Den Vorwand, nein, mehr als einen Vorwand, den echten und rechten Zweck Deines Besuches in München liefert Dein Stück. „Das Haus des Barneveldt“ ist fest angenommen. Betreibe mit allen Mitteln eine baldige Aufführung. Setze selbst in Scene, damit Du Dein neues Feld kennen lernst, Deine zukünftigen Leute Dich. Der König, Deine Münchener und Augsburger Freunde, sie sehen Dich in der Arbeit, beurtheilen Dich nach dem Erfolge.“ — Und wenn dieser Erfolg in eine Niederlage umschlägt? so warf ich kleinlaut ein. — „Dagegen schützt uns der unleugbare Vorgang Dresden's. Frau' meinen Ahnungen: Du wirst durchdringen. Aber gehen mußt Du, nicht schreiben. Selber ist der Mann.“ — Der Mann nicht, ohne seine Frau. Begleitest Du mich? — „Werd' mich hüten. Ich lasse die Kinder nicht allein. Sie brauchen mich; Du nicht. Bei dieser Reise könnt' ich nur im Wege sein, auch will ich keine Verantwortung auf mich laden. Du selbst mußt wählen und entscheiden.“

So geschah es denn, daß ich — allerdings doch erst nach einer sechs-wöchentlichen Pause, während welcher der erschöpfendste Briefwechsel zwischen München, resp. Augsburg und Stuttgart in Permanenz erklärt worden war, und nachdem ich mir in Augsburg Kolb's Reise=Segen geholt, — Freitag, den 13. December, vier Uhr dreißig Minuten Nachmittags im bayerischen Hof einzog. Mich überläuft heutzutage eine Gänsehaut, wenn ich mich erinnere, wie gleichgültig ich dazumalen gegen die unzweideutigsten Omina gewesen bin. Freitag . . . den Dreizehnten! Schaudervoll! Und . . . höchst schaudervoll: auf dem Theaterzettel, welchen ich beim Hereinfahren an einem Eckhause des Dultplatzes erspähte, stand — „Die Schule des Lebens“, von Raupach. Ich erfinde Nichts. „Wahrlich, es ist so. Es ist wirklich so. Ich hab' mir's verzeichnet.“

Ueber alle Vorbereitungen, Meldungen, Vorstellungen, Antrittsbesuche, Einladungen eile ich hinweg, um rasch zur Hauptsache zu gelangen. Nur meiner ersten Audienz bei weiland Seiner Majestät König Maximilian möcht' ich wenigstens kurz gedenken.

Sie fand statt, die Audienz, Sonntag, den 15. December, drei Uhr Nachmittags, nach einer für mich höchst anstrengenden Probe des „Barneveldt“.

Bilderbogen. 1851 bis 1857. — 6) Stillleben in Weimar. 1857 bis 1867. — 7) Wiener Haupt- und Staatsactionen. 1867 bis 19?? — Wo die Biographie aufhört, beginnt der Nekrolog, welchen ich, vorsichts- und sicherheitsshalber, ebenfalls eigenhändig zu besorgen gedenke.

Als Flügeladjutant vom Dienst empfing und begrüßte mich, — diesmal ein gutes Omen, — Freiherr von der Lann. König Max war in Uniform. Ich desgleichen. Unser Zwiegespräch ebenfalls. Dasselbe ging zierlich einher, in Silber gestickt, mit Federhut und Staatsdegen; aber knapp, eingezwängt, in kleinen, abgemessenen Schritten, auf Gemeinplätzen sich bewegend. Zur Person und zur Sache kein Wort. Nur nebenhin, mit einem Blick durch's Fenster das gegenüberliegende Theater streifend, fragte Seine Majestät, wie das Haus mir gefallen habe. Ich antwortete ausweichend. Denn ich trug Bedenken, den niederschlagenden Eindruck, welchen zwei Morgenproben und eine Abendvorstellung auf mich hervorgebracht, wahrheitsgemäß zu schildern. Den von außen so imposanten Prachtbau, mit dem „säulengetragenen herrlichen Dach“ und dem doppelten Giebel, von welchem Apollo, Pegasus, die Horen, die Musen in bunten Farben leuchtend herniedertwinkten, einen echten Musentempel, fand ich inwendig vernachlässigt, herabgekommen, dürrig beleuchtet, und die Künstlergesellschaft zwar willig, — wo und wenn wären es die Schauspieler nicht? — aber ungeschult, nicht beisammen, an strenge Arbeit sichtlich nicht gewöhnt. Die Mittagstunde war kaum vorüber, als bald hier, bald da verstoßen auf die Sackuhr geschickt wurde. Am halbdunklen Regietisch saß, in Filzschuhen und im Nasenwärmer, ein verdrießlicher alter Knabe, krampfhaft in dem durchschossenen „Haus des Barneveldt“ blätternd, das er mit Bleifederstrichen illustriert hatte, um zu bezeichnen, wo Fräulein K. abgeht, links oder rechts, wann Herr Y. im Hintergrunde auftritt, und wie der Schlachtenleiter, Herr Z., hinter der Scene das Volksgewühl „markirt“. Die Statisten selbst waren, um Kosten zu sparen, erst zur letzten Probe commandirt worden, bei der dann ihrerseits die Solisten nur „markiren“, weil sie sich schonen müssen. . . . Alle solche große und kleine Leiden, welche kurz vor dem entscheidenden Abend die Dichterseelen schwer belasten, durfte ich doch vor dem König nicht ausweinen. Es war ja endlich sein Theater, und ich noch lange nicht dessen Intendant.

Als ich nach drei gedehnten Viertelstunden entlassen wurde, mit einer unnachahmlich graciösen Kopf- und Handbewegung, in welcher König Max wirklich ein Meister war, — schlich ich ziemlich kleinmüthig, „demissis auriculis, ut iniquae mentis asellus“, die breite Hauptstiege der Residenz hinunter. Unwillkürlich drängte sich mir der Vergleich mit einer anderen ersten Begegnung auf, die, sechs Jahre früher, im Schloß zu Stuttgart sich begeben hatte. Siehe: „Schwabenstreiche“. König Wilhelm von Württemberg wußte mich in einer kurzen Stunde auswändig. Im Handumdrehen hatte er mir auf den Zahn gefühlt, meine Lebensgeschichte und mein politisches Glaubensbekenntniß abgehört, mich in französischer Sprache und Literatur examinirt, auch besonders scharf inquirirt, ob ich von meinem Landesherrn, dem Kurfürsten von Hessen, in Frieden und in Ehren entlassen worden sei. Dann sagte er: „Die Stelle meines Bibliothekars ist offen; Ich würde mich freuen, wenn Sie sie annehmen wollten“, und entzog sich meinem Dank mit den Worten: „Reden Sie mit Meinem Staatssecretär das Nähere ab“. Im Nu waren wir mit einander einig, während es eines vollen Jahres bedurfte, ehe ich zu König Max in ein eigentliches und persönliches Verhältniß trat. Seine Natur brachte das so mit sich; eine

durch und durch edle, feine, humane, aber in sich gefehrte, nach außen gebundene, sich schwer aufschließende, noch schwerer entschließende, und leicht irre gemachte Natur.

Mittwoch, den 18. December¹⁾ ging das „Haus des Barneveldt“ endlich glücklich in Scene. Glücklich; denn der Erfolg war ein echter, voller, nicht einmal durch das Decrescendo des Stückes beeinträchtigt, das die stärksten Accorde im ersten Aufzug anschlägt. Wie viele Epigonen können einen fünften Act schreiben? Wie oft ist er den Heroen, den Classikern mißglückt? Der verehrte Dichter wurde dreimal gerufen und erschien mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit, an der linken Hand seine „Mutter“, Fräulein Denker, an der rechten seine „Gelbin“, Fräulein Damsöck, galant vorsehend. Nachdem der Vorhang gefallen, große Gratulations-Cour auf den Brettern, und dann fidele Aneiperei im „Stubenvoll“ der Maler. Mitternacht war längst vorüber, als mich Freund Leichlein zum bayrischen Hof geleitete. Aber ich war und blieb nüchtern, wie mir auch hinter den Coulissen weder ein tüchtiges Kanonenfeuer, noch eine trunkenen Siegerstimmung gekommen war. Al' mein Dichten und Trachten richtete sich, gespannt und drängend, auf den einen Hauptzweck, dem ich mich nicht um einen Schritt näher gekommen fühlte. Das Mittel, mein Stück und dessen Schicksal, lag mir beinahe fern.

Nach der Premiere begann für mich eine Epoche der Saturnalien, wie sie in Alt-Rom, genau um dieselbe Jahreszeit, vom 18. December an, nicht lustiger gefeiert worden sind. In meinem Kalender finde ich Tag für Tag, bald Mittags, bald Abends ein Zweckessen, welches mir zu Ehren einzelne Freunde und ganze Gesellschaften, wie die Zwanglosen, der Dichter-Verein „zur Isar“, Alt-England, die Künstler, die Regisseure veranstalteten. Ich ließ mich feiern und ging von einer Hand in die andere, aus dem Salon in die Aneipe, vom häuslichen Herd zur festlichen Tafel. Am wohlsten, am wärmsten fühlte ich mich bei Dönniges, dessen geist- und gemüthvolle Frau, Franziska, mit weiblicher Energie in allen Kreisen Propaganda für mich machte. Sie hielt mich aufrecht durch Scherz und Ernst, wenn mein Unmuth über die allerdings begonnenen, aber mit penelopeischer Weberkunst in's Endlose gesponnenen Verhandlungen mit dem Hofe mich zum Abreißen zu treiben drohte. Dönniges stand mir in letzteren mit burschikoser Kraft und Laune getreulich bei, während für den König sein damaliger Secretär agierte, der jetzige Staatsrath im ordentlichen Dienst, Ritter von Pfistermeister, auch er befeelt von unverkennbarem Wohlwollen für mich, welches er mir, vom schweren Anfang bis zum raschen Ende meines Münchener Aufenthalts, fest bewahrt und in kritischen Lagen oft bewiesen hat. Aus seiner Hand empfing ich endlich, — selbstverständlich, nachdem schon die Sperlinge auf den Dächern die Kunde vom neuen Intendanten

¹⁾ Hier kann ich nicht umhin, ein merkwürdiges Zusammentreffen von Daten zu erwähnen, das sich in meinen Erinnerungen oftmals wiederholt. An einem achtzehnten December, des Jahres 1834, machte ich vor der theologischen Facultät der hessischen Landes-Universität Marburg mein Examen und wurde „cum laude“ admittirt zu den höheren praktischen Prüfungen pro licentiâ concionandi.

pfiffen, — nach vierzehntägigem Hangen und Bangen in schwebender Pein, am letzten Abend des Jahres das nachstehende Cabinetschreiben:

„An Seine, des Königl. Württembergischen Legationsrathes und Hofbibliothekars, Herrn Dr. Franz Dingelstedt, Hochwohlgeboren.

Sehr verehrter Herr! Seine Majestät der König, mein allergnädigster Herr, haben unter dem Heutigen Sich zu entschließen geruht, die Leitung des Königl. Hoftheaters dahier Ihnen als Intendantz-Vertreter, und zwar vorläufig auf die Dauer von drei bis fünf Jahren in provisorischer Eigenschaft, mit einem jährlichen Gehaltsbezüge von 2500 fl. (Zweitausend fünfhundert Gulden), dann 500 fl. (Fünfhundert Gulden) Umzugsgebühren, sowie mit einem Rücktrittsgehälte von 1000 fl. (Eintausend Gulden) für den Fall unverschuldeter Dienstunfähigkeit, von einem Allerhöchst Selbst zu bestimmenden demnächstigen Zeitpunkte an zu übertragen. Ansprüche auf Wittwen-Pension und Waisen-Alimentation sind für die drei ersten Jahre des Provisoriums mit dieser Verwendung nicht verbunden. Ew. Hochwohlgeboren werden vor dem Dienstesantritte die zur Erlangung des bayerischen Indigenats nöthigen Schritte einzuleiten belieben. Indem ich mich beehre, Allerhöchstem Befehle gemäß Vorstehendes Ew. Hochwohlgeboren ergebenst mitzutheilen, verbleibe ich unter Versicherung der ausgezeichnetsten Hochachtung Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebenster Pfistermeister, Secretär des Königs. München, den 31. December 1850.“

Diesen Brief auf dem Herzen, eine Centnerlast vom Herzen, fuhr ich Mittwoch, den 1. Januar 1851, elf Uhr Vormittags von München ab, in das neue Jahr, das neue Leben hinein, mit welchen Empfindungen, das will ich nicht beschreiben. Im Posthose zu Augsburg, — damals (obwol das heute wie eine Sage klingt) fuhr man von München bis Augsburg mit der Eisenbahn, von Augsburg bis Ulm mit dem „Eil“-Wagen, und wieder von Ulm bis Stuttgart mit der Eisenbahn, in, Summa Summarum, fünfzehn Stunden, — im Posthose zu Augsburg also empfangen mich Kolb und Oscar Pöschel. Der Erstere schmunzelte, kicherte, blinzelte in seiner ganz besonderen Weise; der militärisch zugehauene Schnurrbart sträubte sich borstengleich und sprühte Funken. „Nun,“ sagte er, nachdem er das von mir triumphirend geschwungene Cabinetschreiben bedächtig durchgelesen, „das goldene Bließ bringen Sie just nicht heim. Immerhin aber, da der Wechsel Sie beglückt, ist er ein Glück, und so wollen wir Ihnen von Herzen Glück wünschen.“

Wir trappelten, uns die Füße zu vertreten, gemüthlich in dem dünn verschneiten Posthose auf und nieder. In seiner milden, humoristischen Tonart fuhr der Meister fort: „Jetzt machen Sie, daß Sie in's Trockene kommen. Es wird alsbald ein Unwetter losbrechen, das Sie besser von Weitem über sich ergehen lassen, als daß Sie unter der Traufe stehen oder gar sich wehren. Halten Sie die Ohren zu und steif. Der Münchner Volksbote und unsere Collegin, die Augsburger Postzeitung, die schlagen derber drein als der Stuttgarter Beobachter. Wir decken Ihnen, so weit es nöthig, den Rücken. Doch darauf müssen Sie sich gefaßt machen, daß Sie von heut an für die Fest- und Feiertage zahlen. So lange Sie Gast gewesen im Hoftheater, ging Alles gut ab, glatt, sogar glänzend. Von dem Augenblick, da Sie die Intendantz übernehmen,

ändert sich die Scene. Jetzt sind Sie ein Fremder, ein Eindringling, ein Emporkömmling; vom „Preuß“ und vom „Reher“ nicht zu reden. Dadurch, daß wir bis jetzt begeisterte Lobeshymnen auf Sie und auf Ihr Drama vorsichtig bei Seite gelegt, haben wir das Recht erworben, ebenso zu verfahren mit den jetzt hinterdrein hintenden Angriffen auf den alten Barneveldt und den jungen Intendanten“. Oscar Peschel fügte halblaut hinzu: „Der Alte“, — so hieß Kolb beim gesammten Redactions-Personal, — „hat einen eigenen Papierkorb gestiftet für Dingelstedt-Artikel. Sind wahre Kleinodien darunter; unter Anderem, von einer und derselben Hand geschrieben, zwei Cabinetsstücke: das eine, nach der ersten Aufführung, himmelhoch jauchzend, das andere, nach der zweiten, zu Tode betrübt!“ Ich mag ein einigermaßen verduhtes, — sagen wir: dummes Gesicht geschnitten haben bei der reizenden Perspective, die sich mir aufthat. Denn die zwei Freunde lachten hell auf, lachten noch, als ich, im Coupé des Eilwagens embronnenartig eingekapselt, neben mir der himmelblaue Schaffner sammt Hund und Tasche, durch ein romantisches Posthorn aus dem Thorwege hinausgeblasen wurde. „Nix halt den Wag'n so warm im Winter, als so a Biech“, versicherte der Biedermann, indem er den Spiz am zotteligen Stragen packte und unter den gemeinschaftlichen Sitz schleuderte. Darauf, in der Voraussetzung, „daß gewiß der Herr selber a Raucher is“, hüllte er sich und mich in Wolken, welche mehr nach der Pfalz als nach Amerika dufteten.

Wie ich, — nachdem ich in Ulm übernachtet, aber freilich nicht geschlafen hatte —, Donnerstag den 2. Januar 1851, zwei Uhr Nachmittags, in Stuttgart wieder eintraf, auf dem Perron von Frau und Kindern, von theilnehmenden Freunden und neugierigen Pflastertretern, gleich einem heimkehrenden Nordpolfahrer, feierlichst empfangen; wie König Wilhelm von Württemberg mich am 6. Januar¹⁾ (Drei-Königstag und Faschings Anfang) schriftlich, am 10. mündlich aus seinen Diensten entließ, mit einer Unnade, welche, nach der Interpretation der Hofgelehrten, ein rechtes Zeichen höchster Gnade; wie darauf die Münchener Saturnalien in Stuttgart fortgesetzt wurden, da nach der Reihe alle meine vornehmen Gönner und die lustigen Freunde aus der Glocken-Gesellschaft mich zum Abschied „feiern“ mußten: darüber hüpfte ich wieder mit zwei Gänsefüßchen leichtfertig hinweg. „Siehe: Schwabenstreiche“. Was um diese sturm- und drangvolle Jahreswende Alles in mich hineingestopft worden ist an feinen Speisen und edlen Getränken, an guten Wünschen und schlechten Wizen, an lustigen und traurigen Gelegenheits-Reden, das geht über alles menschliche Maß hinaus, und ich begreife heutzutage wahrhaftig nicht, daß ich mit heiler Haut davon gekommen bin.

An der Rehrseite fehlte es indeß auch nicht. Der von den Augsburger

¹⁾ Wiederum ein Kalenderspiel. Genau sechs Jahre später, am heiligen Drei-Königstage des Jahres 1857, erfuhr ich, und zwar in meinem eigenen Salon, worin eine lustige Gesellschaft das Bohnensfest feierte und Frau Elise von Pacher, des berühmten National-Ökonomen List berühmte-schöne Tochter, als Königin krönte, daß am selbigen Morgen das Decret meiner Entlassung aus königlich bayerischen Diensten unterzeichnet worden sei. So berichtete mir — der Wahrheit gemäß, wie der Erfolg bewiesen — ein Wissender unter meinen Gästen, der Zeit und Ort seiner Mittheilung allerdings seltsam gewählt.

Wettermachern verkündigte Sturm brach richtig und tüchtig los. Jeden Morgen stürzte ein Schauer von Briefen auf mein Bett, so daß der kleine Mercurius die Schürze zu Hilfe nehmen mußte, sie aufzufassen. Anonyme Drohungen bildeten eine stehende Rubrik darunter. Auch an wohlgemeinten Warnungen echter oder falscher Freunde fehlte es nicht, welche in den theilnehmenden Rath ausliefen, zurückzutreten, so lange es noch Zeit. Und, unter Kreuzband, welches Kreuz von Tagblättern! In einem wurden die Sonette abgedruckt, die vor zehn Jahren der kosmopolitische Nachtwächter an das Münchner Kindl getutet. Ein anderes brachte eine Biographie, Wahrheit und Dichtung, letztere durch Kühnheit und durch Bosheit gleich ausgezeichnet. Das dritte hefte die Künstler des Hoftheaters auf zu einem öffentlichen Protest gegen den neuen Intendanten. Pelotons von Insuperaten in gebundener und ungebundener Rede knatterten längs der ganzen Schlachlinie. Da der Lärm kein Ende nehmen wollte, wol aber meine, in Kolb's Hände gelobte passive Geduld, constituirte sich meine Frau und unser dicker Haus- und Herzens-Freund Hackländer als Quarantaine-Commission. Alle Einläufe von der Post mußten ihre Censur passiren, ehe sie an mich gelangten. Die Mehrzahl wurde confiscirt, unterdrückt, verbrannt. Hackländer's praktischer Sinn und Schick erwies sich überhaupt äußerst nützlich. Er hatte seinen Purzelbaum am Hof bereits geschlagen, war aber, elastisch und zäh wie ein Gummiball, gleichzeitig in Ungnade beim Kronprinzen gefallen und in die Gnade des Königs gesprungen. Meine Berufung nach München begrüßte er mit lauter Freude als eine „Erlösung von den Schwaben“, denen er, und die ihm niemals grün gewesen. Darum stand er uns eifrig bei in den Vorbereitungen des Umzugs, leitete das Geschäft des Büchereinpackens, das ihm immer ein Vergnügen, mir die pure Unmöglichkeit war, zog ausstehende Rechnungen für das Haus ein, beschickte Gänge, empfing Besuche, scherzte mit meiner Frau, beunkelte die Kinder. . . . Kurz, er stellte sich eben so hilfreich dar, als ich, — beschämt muß ich es eingestehen, — hilflos. Geplagt von allen Arten des Kagenjammers, lag ich den ganzen lieben Morgen in Lebensgröße auf dem Sopha, bis es mir Hackländer, mein Wichtelmännlein, eines Tags unter dem Leibe wegziehen ließ, um das nothwendigste Stück meines Hausraths dem Spediteur zuerst zu überantworten.

Wenn ich mir jetzt die chaotische Auflösung meines Stuttgarter Aufenthaltes vergegenwärtige, so muß ich sagen, daß die äußerlich bewegte Zeit mir innerlich recht hohl erscheint. Volle vier Wochen hab' ich gar Nichts gethan, ich, der ich, meiner Natur nach, nicht eine Stunde müßig sein kann; Nichts gelesen, Nichts geschrieben, weder gedichtet noch getrachtet, kaum gesprochen, kaum gedacht. Dann und wann hospitirte ich in der Kanzlei des Stuttgarter Intendanten, Baron Gall, der mir mit freundschaftlicher Bereitwilligkeit den Schatz seiner Erfahrungen aufschloß, mich einweihte in die Geheimnisse der Holbeinischen Repertoire-Tafel und der statistischen Tabellen, frei nach Küstner, und mir einen theoretischen Leitfaden durch das vor mir liegende Labyrinth in die Hand gab, der dann allerdings in kritischen Augenblicken der Praxis plötzlich abriß oder zum gordischen Knoten sich verwickelte. Außer diesen Unterrichts- und Ubrich-

tungsstunden war und blieb in mir Alles wüst und leer. Windstille vor dem Sturm.

Ich dankte dem Himmel, als ich Dienstag, den 28. Januar 1851, acht Uhr Abends, nach schwerem Abschied von der Familie, die mir erst in der Charwoche folgen sollte, in den Gilwagen stieg und, diesmal über Nördlingen (*variatio delectat!*) gen München abreiste, wo ich am Mittwoch, vier Uhr Nachmittags, wiederum im bayerischen Hofe, eintraf. Donnerstag Meldung im Theater und im Obersthofmeister-Stab, aus welchem mir das officielle Anstellungs-Decret zugegangen war. Freitag... (abermals ein ominöser Freitag...) Audienz bei König Max. Sonnabend feierliche Eides-Ablage in die Hände des Obersthofmeisters Grafen Sandizell; hierauf durch denselben Einführung und Vorstellung vor dem im großen (und eiskalten!) Foyer vollzählig versammelten Kunst- und Verwaltungs-Personal des königlich-bayerischen Hof- und National-Theaters.

Jetzt kommt's.

Die üblichen Wechselreden waren überstanden. Ich hatte, ebenfalls in üblichem Stile, um „Vertrauen“ gebeten, — das mißtrauischeste Völklein von der Welt, Schauspieler, obendrein ihnen wildfremd, um „Vertrauen“, — und dabei weder ihnen, noch mir warm gemacht, vielmehr jämmerlich gefroren, woran der leichte schwarze Frack und die verzeihliche Erregung gleicher Maßen schuld sein mochten. Herabgestiegen von dem teppich-bedeckten Podium, das mein Schaffot vorstellte, — den Block ein grün behangener Tisch, woran der Obersthofmeister-Stab amtshandelte, — mischte ich mich leutselig in die dichte Schar schwarzgekleideter Herren und weißgekleideter Jungfrauen, die ersten Sterne einzeln zu begrüßen. Da tritt, militärisch salutirend, der Haus- und Polizei-Inspector Wilhelm Schmitt an mich heran, — ein stattlicher Mann, breitschultrig, unterseht, mit Adleraugen und Adlernase, das von akademischen Narben gezeichnete Gesicht immer hochrothgefärbt, von einem kurzen schwarzen Vollbart eingefasst, und auf dem mächtig großen, vor der Zeit fast gänzlich kahlen Kopf die dunkelblaue, rothgesäumte Dienstmütze mit dem bayerischen Löwen in Silber... Dieser Mann, eine der populärsten Gestalten München's, ist, sechs Jahre lang, nicht von meiner Seite gekommen und hat sich aus meinem Spiritus familiaris endlich in meinen Nachfolger entpuppt... „Der Polizeidirector Graf Reigersberg wünscht den Herrn Intendanten zu sprechen,“ rapportirte er mir in's Ohr. — Jetzt, und hier? — „Es ist dringend“. Dies mit vielsagendem Blick. Ich entschuldigte mich, bat zu warten, folgte dem durch den langen, dunklen Gang voraus-eilenden Inspector in mein Empfangszimmer, und fand dort, meiner harrend, einen feinen Herrn mittleren Alters mit weltmännischen Formen, die aber in Bayern weitaus bequemer und lässiger sich darstellen als die gesteihte Sitte des deutschen Nordens oder das mühselige Vornehmthun eines alemannischen Süd-deutschen.

„Pardon, wenn ich störe,“ rief mir mein Besucher in ganz jovialem Tone entgegen, mir die Hand bietend. „Ich bringe nicht einmal was Gutes. Aber ich komme in guter Absicht, als guter Nachbar.“ (Polizei und Theater liegen nah beisammen.) Mit diesen Worten überreichte mir der Graf einen acten-

mäßig gefalteten halben Bogen groben, grauen Schreibpapiers. Darauf stand als Ueberschrift: „Rapport vom 30. Januar 1851,“ und auf der Seite als Rubrum: „Betreff — Auspfeifen des neuen Intendanten.“ Der Text lautete etwa folgendermaßen: „Gestern und schon seit ein paar Tagen werden in verschiedenen Schanklocalitäten, auch in der Au, von Stammgästen und von weniger bekannten Persönlichkeiten Verabredungen gepflogen, die den neuen Herrn Intendanten des Theaters angehen. Er soll ausgezischt und ausgepiffen werden, wenn er zum ersten Male in seine Loge eintritt. Da dies Sonntag der Fall sein dürfte, bei voraussichtlich starker Frequenz, empfehlen sich Vorsichtsmaßregeln.“ — Unterzeichnet war der mir unbekannt Name eines Agenten.

Ich las, las langsam, einmal, zweimal, faltete darauf das Blatt säuberlich wieder zusammen, stellte es dem Grafen mit einer, wie ich fürchte, einigermaßen steifen Verbeugung zurück. Er erwiderte dieselbe und sah mich an mit „durchdringendem“ Blicke. Man kennt ihn ja, diesen Blick der Polizeichefs, Staatsanwälte, Untersuchungsrichter. „Was gedenken Sie zu thun?“ so fragte er nach einer schwülen Pause. — „Was kann ich thun? Kann ich überhaupt Etwas thun?“ — Ueberlegen wir. Die Sache hat Sie überrascht. — „Keineswegs, Herr Graf. Nach Allem, was ich in den letzten Wochen aus und über München gehört, bin ich auf Alles in München gefaßt. Gestatten Sie mir eine Frage. Glauben Sie, daß der Rapport Ihres Agenten Grund hat?“ — „Daran ist kein Zweifel. Man munkelt im Publicum seit geraumer Zeit ebenfalls dergleichen.“ — „Und weiter: glauben Sie, daß die Verabredenden Ernst machen werden?“ — „Diese Frage getraue ich mich nicht zu beantworten. Ich möchte auch nicht rathen, es darauf ankommen zu lassen. Es muß vorgebeugt werden. Wir dürfen die Majestäten einem Scandal nicht exponiren, wenn sie, wie zu vermuthen steht, das Theater besuchen.“ — „Gewiß nicht. Allein, wie denken Herr Graf vorzubeugen?“ — „Wenn Sie mir eine Anzahl Parterre- und Gallerie-Billets zur Verfügung stellen, besetze ich die Plätze mit sicheren Leuten, die jede Demonstration im Keime ersticken, und falls das nicht möglich wäre, das Haus bis auf das Logenpublicum räumen.“ — „Ein Schauspiel im Schauspiel, wenn der Intendant eine klägliche Rolle spielt.“ — Graf Reigersberg fuhr achselzuckend fort: „Es gäbe freilich noch ein einfacheres Mittel, wenn,“ (zögernd) . . . „wenn der Herr Intendant nicht erscheinen möchten. Eine Krankmeldung kann nicht auffallen. Das Münchener Klima ist bekanntlich nicht das mildeste, das Wetter rauh; die Grippe grassirt wirklich“, Ich fühlte den gewissen Blick wiederum auf mir ruhen, erwiderte ihn fest und voll und fragte mit einer nicht erkünstelten, sondern innerlich echten Ruhe: „Herr Graf, rathen Sie mir, Sie persönlich, mir persönlich zu diesem Mittel? Würden Sie in der gleichen Lage das Mittel anwenden?“ — „Nein,“ war die kurze Antwort, die wir mit einem, auf beiden Seiten so zu sagen unwillkürlichen Händedruck begleiteten. Darauf bat ich, mir vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit zu irgend einem Entschlusse zu lassen, den ich mündlich dem Grafen mittheilen würde. „Freilich,“ sagte ich, „morgen ist Sonntag, und da treffe ich Sie wohl kaum in Ihrem Amtszimmer.“ — „Die Polizei hat keinen Sonntag.“ — Wie das Theater. Ich darf mir also erlauben, morgen Mittag den freundnachbarlichen

Besuch zurückzugeben und Ihnen, auch wenn mir kein mögliches Mittel einfiele, wenigstens für Ihr theilnehmendes Entgegenkommen zu danken. Und . . . noch Eins, Herr Graf. Wenn es nicht gegen Ihre höchste Pflicht verstößt, würde ich Sie bitten, vor Seiner Majestät den Rapport Ihres Agenten wenigstens heute noch zu secretiren.“ — „Das soll geschehen, obwohl ich nicht einsehe, wie Ihnen damit gebient sein kann.“ — „Ich selbst möchte dem Könige die Meldung machen“, erklärte ich. Darauf wiederum ein Blick, wiederum ein Händedruck, und Graf Reigersberg, von dem im Vorzimmer harrenden Inspector geleitet, verschwand in dem dunklen, endlosen Corridor. Ich sah Beiden nach, wie sie in eifrigem Gespräche davongingen und dann, in mein Zimmer zurückgekehrt, durch das hohe, vorhanglose Kanzleifenster. Die Straße und seitwärts der große Platz draußen, drunten lagen in winterlicher Oede da. Diesen Platz, ich seh' ihn zur Stunde noch, die gegenüberliegende Halle des Postgebäudes mit ihren pompejanischen Wandmalereien, bunt auf Dunkelbraun, die eiserne Bildsäule vom „Water Mar“, mit welken Kränzen zu ihren Füßen und einer Allongen-Perrücke aus Schnee auf dem Haupte. Auch das gelbe Landpost-Kärnlein sehe ich, welches gerade die Straße herunter holperte O, es wallte heiß und bitter in mir auf, während dieser Minute am Fenster. Ich dachte an meine fernem Lieben, an die Zukunft, an Schmach und Schande Der hereinstürmende Theaterdiener, — er hieß oder heißt noch: Bihl, und er hat mich sechs Monate lang gefaßt, aber darauf sechs Jahre lang angebetet — riß mich aus meinen Gedanken auf mit der Frage, ob er die Herrschaften noch länger beisammen halten sollte? Wichtig, die Herrschaften hatte ich vergessen, meine Untergebenen. Ich kehrte zurück, von hundert Argusaugen erwartet, empfangen, angestarrt, und das unterbrochene Opferfest wurde zu Ende gebracht, der ganze Kreis durchmessen. Auch als ich damit fertig war, war ich nicht fertig. Ein neues Stück, längst zur Aufführung angenommen und als volkstümliche Vormittags-Vorstellung für den Faschings-Dienstag bestimmt, mußte ausgetheilt werden. Es sei die höchste Zeit, betheuerten die Regisseure, und Gefahr im Verzuge. Zurück also in die Kanzlei. Da lagen die Rollen, da das Stück. Auf Treu und Glauben überschrieb ich jene, dem Vorschlag der Regisseure gemäß, ohne dieses zu kennen. Dasselbe war eine Gesangsposse von Friedrich Kaiser, sollte zum ersten Male Dienstag den 4. März 1851 gegeben werden (— der Geburtstag meiner Frau! —) und hieß: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten.“ Regisseur Dahn, der die Gefälligkeit hatte, meine hastig gegebenen Ueber- und Unterschriften mit Streusand zu bedecken, sagte lächelnd: „Na, das ist doch nett, daß das erste Stück, welches unser neuer Herr Intendant austheilt, gerade den Titel führt: Wer zuletzt lacht, lacht am besten.“ Mein guter Frihe Dahn, der mir ein sehr tüchtiger Mitarbeiter geworden und ein liebenswürdiger Freund geblieben ist, er konnte freilich nicht wissen, wie wenig lächerlich mir an jenem Morgen unserer ersten Repertoire-Conferenz zu Sinn gewesen.

Es schlug zwei Uhr, als ich, nach Verabschiedung meines kleinen Cortége von Beamten und Regisseuren, das mich bis an das große Thor begleitet hatte, endlich davonsfahren konnte. „Neue Amalienstraße Nummer sechsundsechzig,“ rief ich dem Kutscher zu. Dort wohnte Dönniges. Er versuchte, nach-

dem ich ihm die Erlebnisse des Morgens erzählt hatte, meine Verstimmung hinwegzuschmerzen. Aber der Ernst der Situation gewann auch über ihn die Oberhand. Wir überlegten, so ruhig wie möglich. „Der König,“ meinte er, „hat Sie gewählt und berufen. Er muß Sie halten, und er wird Sie halten, schon weil sein souveräner Wille sich sträubt gegen jeden Druck von außen. Sein Recht, die Diener seines Hauses, die Vorstände seiner Hofhaltung selbst zu suchen und zu ernennen, wird er weder von der Sanction noch von dem Protest eines Plebiscits abhängig machen. Darin liegt die Stärke Ihrer Position. Jeder Angriff auf Sie, jetzt unternommen, ehe Sie irgend Etwas gethan haben, trifft mehr den König als Sie. Noch stehen Sie außer Schußweite. Später ändert sich das, sobald Sie in die Gefechtslinie eintreten. Daß Sie auf Kampf gefaßt sein müssen, wußten Sie. Sehen Sie Ihren Gegnern in's Auge. Bei Hof sind es diejenigen, welche die Stellung eines Theater-Intendanten als einheimisches Adels-Lehen betrachten. In der Stadt, im Land ist es der gewisse Particularismus, der Altmünchen, Altbayern kennzeichnet, allenfalls mit ultramontanen Schattirungen. Auf die Wiederkäuerei der Satiren des Nachtwächters gegen München braucht kein Werth gelegt zu werden; künstliche Agitation, weiter Nichts. Unser Volk liest nicht viel. Hat es aber vor zehn Jahren die Sonette gelesen, was zweifelhaft ist, so hat es sie heute unzweifelhaft vergessen. Auf Sympathien von dieser Seite dürfen Sie freilich nicht rechnen; eher ist eine grollende Abneigung gerechtfertigt, vollständige Gleichgültigkeit im besten Falle gewiß. Für das Theater interessirt sich München überhaupt ungleich weniger als Wien, Berlin, Dresden. Dies Interesse zu wecken, im Theater Fuß zu fassen, sich einen Anhang unter dem Personal zu schaffen, Gäste und neue Mitglieder zu werben, Novitäten zu liefern, — das ist Ihre nächste Aufgabe. Greifen Sie da frisch an, muthig drein, ohne sich um Volksgunst, um goldene Meinungen am Hofe, um Stimmen in der Presse zu kümmern. Sie stehen allein, und auf einem sehr ausgefeyten Posten. Stellen Sie sich also fest auf Ihre eigenen Füße. Der Succurs wird nicht ausbleiben. Eine ganze Reihe von Gelehrten, Lehrern, Dichtern ist vom Auslande her im Anmarsch. Sie werden Ihre natürlichen Bundesgenossen werden. Bis dahin, — Hahnemann, geh' du voran! Wozu hat Ihnen Mutter Natur und Heinrich Heine Ihre langen Fortschrittsbeine gegeben? Kein Verkriechen, kein Rückzug vor der Schlacht. Für heute weg mit dem schwarzen Frack und den schwarzen Gedanken. Ich begleite Sie in Ihr Hôtel. Sie ziehen sich um. Wir machen einen Spaziergang über die Ludwigsstraße, unseren Corso. Wer uns von Bekannten begegnet, wird angerufen, gestellt, mitgeschleppt. Heute Abend, da das Theater geschlossen ist, habe ich Sie bei Kaulbach's angemeldet, damit Sie nicht einsamem Grillenfange nachhängen. Und morgen thun Sie genau das, was Sie als das allein Richtige richtig erkannt haben. Keine Polizeiintervention, kein Belagerungsstand. Wenn Sie den König in's Theater abholen, melden Sie ihm kurz, klar, ernst, was Sie vom Grafen Reigersberg erfahren. Zeigen Sie keine Schen, damit Sie die seinige nicht wecken. Was kann geschehen? Ich wette: Nichts. Demonstrationen und Tumulte im Theater sind hier nicht bräuchlich. Treten Sie ruhig ein in Ihre Dienstloge. Ich besuche Sie im Laufe der Vorstellung. Gleich von Anfang

will ich nicht bei Ihnen gesehen werden. Vielleicht zög' ich den Blick an, statt ihn abzuleiten!"

So mein unvergleichlicher, mein unvergeßlicher Dönniges. Er behielt Recht, wie immer . . . Nicht doch. Zuweilen irrte er, aber in der Regel nur, wo und wenn seine eigenen Interessen in's Spiel kamen. Für seine Freunde hat Niemand ein offeneres Auge, eine festere Hand, ein wärmeres Herz besessen, als Wilhelm Dönniges. Daß dies Herz so früh brechen mußte! Fern von der Heimath schläft er auf dem wunderbar schön gelegenen Friedhofe am Fuße der Pyramide des Cestius sein sturmbewegtes Erdenwallen aus, das kaum an das lang ersehnte Ziel gelangt war, die bairische Gesandtschaft in Rom, als es für immer stillstand.

Sonntag, den 2. Februar: „Die Jüdin, große Oper“ . . . und so weiter. Am frühen Morgen hatte ich mein tägliches Brod zum Kaffee bereits genossen: einen anonymen Brief, unterzeichnet „von einem Mitgliede, das es gut meint,“ des Inhalts, daß der Herr Hofschauspieler XYZ zu der Frau Hofschauspielerin XYZ bei Vorstellung des neuen Herrn Intendanten, weil derselbe gar so blaß und leidend ausgesehen, geäußert habe: „Nun, mit dem armeneligen Hascherl werden wir bald fertig sein; das ist wieder so ein Siebenmonatskind unserer Intendanz.“ Barte Anspielung auf einen früheren Vorstand der Hofbühne, der genau so lange im Amt gewesen war. Mittags suchte ich den Grafen Reigersberg auf, wiederholt dankend, und um wohlwollende Neutralität ersuchend. Wir schieden im besten Einvernehmen, welches immer zwischen uns aufrecht erhalten worden ist, auch nachdem der Graf aus dem Polizei-Präsidium in das Ministerium des Innern übergesiedelt war. In dieser Eigenschaft hat er mir noch Anno 57, bei meinem Sturz, Proben wahrer Theilnahme gegeben. Kurz vor halb sieben Uhr Abends, dem Beginn der Theater-Vorstellung, ließ ich mich bei dem König, in den Gemächern der neuen Residenz melden. Die damalige Dienstvorschrift war, daß, wenn die Majestäten das Theater besuchten, der Hatzhier-Officier von Dienst, der Intendant, zwei Kammerportiere mit Wachsfackeln eintraten. Der kleine Zug ging durch die langen, schmalen Corridore, welche die Residenz mit dem Theater verbinden, bei Galavorstellungen oder Besuchen fremder Herrschaften von Neugierigen zu beiden Seiten dicht besetzt. Ob eine der Proszeniums-Logen benützt werden sollte, deren zwei, im Erdgeschoß und im ersten Stock, für die Majestäten bestimmt waren, oder die große Mittel-Loge, ein weiter, ungemüthlicher Raum mit Spiegelwänden, Krystall-Lüstre und gespenstischen Lehnstühlen, darüber entschied der König beim Eintritt in das Theater.

Als König Max, die Königin Marie am Arme, aus den inneren Gemächern herauskam, — wahrlich, das Bild eines stattlichen Herrscherpaares, — näherte ich mich, bat um Gehör und trug vor, „kurz, klar, ernst“, wie der Freund mir gerathen, daß ich durch den Polizeidirector vor einem mir zugeordneten übeln Empfang seitens des Publicums gewarnt worden sei und es für meine Pflicht halte, die Majestäten zu präveniren. Ohne eine Miene zu verziehen, sei es nun zu mißfälligem Stirnrunzeln oder zu beschwichtigendem Lächeln, erwiderte der König: „Es wird ja wol so schlimm nicht werden,“ und winkte zum Ausbruch.

Wir langten im Theater an, als eben der erste Aufzug der „Jüdin“ zu Ende war. König und Königin nahmen in der Proszeniumsloge des ersten Ranges Platz. Mich beschied eine gnädige Handbewegung des Königs aus dem Vorzimmer, da ich mich zurückziehen wollte, in die Loge hinein, dicht an die Brüstung. Ich fühlte die Augen und die Gläser des gedrängt vollen Hauses auf mir brennen, als ich, zwischen beiden Majestäten stehend, durch ein mit demonstrativer Leutseligkeit geführtes Gespräch festgehalten wurde, so lang der Zwischenact dauerte. Und er dauert lang, dieser Zwischenact, in welchem die Stadt Constanz abgeräumt und die Schabbeslampe in Eleazar's Wohnung angezündet werden muß. König Max erkundigte sich nach meinen ersten Amtshandlungen, ob ich die Sängerin, welche die Recha als letzte Gastrolle gab, zu behalten gedenke, was die erste Neuigkeit im Schauspiel sein werde. Königin Marie (Angelo di Dio nannten sie die Herren ihres Hofes, ihre engelhafte Schönheit und ihre himmlische Herzengüte gleich richtig bezeichnend) fragte, wann ich Frau und Kinder nach München nachkommen lasse, ohne die ich mich in den neuen Verhältnissen gewiß nicht heimisch fühlen könne. Erst als der Vorhang vor dem zweiten Act aufging, wurde ich entlassen und trat nun in die Intendanz-Loge ein, die, unweit der königlichen, im ersten Rang mitten im Publicum gelegen, obendrein nicht abgeschlossen, da das Münchener Haus die abgesonderten Logen italienischen Stils nicht kennt, sondern nur offene Galerien. Alles still. Kein Laut, kein Lärm im Zuschauerraum störte das Gebet des alten Bundes auf der Bühne . . .

Soll ich offen sein? Bis zur Albernheit offen? Offen der Oeffentlichkeit gegenüber? Wenn ich's nicht bin, haben meine Bekenntnisse überhaupt keinen Sinn. Mitten in einer großen Zeit kann ein kleines Einzelleben nur dann Anspruch auf irgend ein objectives Interesse erheben, wenn es sich mit voller Subjectivität hingibt. Nun denn:

Ich ärgerte mich beinahe, daß gar Nichts geschah, Nichts von dem Vielen, Gräßlichen, Grauenhaften, was ich erwartete, was mir mit Seherweisheit und Gewißheit prophezeit worden. Noch eine schlaflose Nacht nach zahlreichen früheren, eine Nacht, während deren ich die wildesten Phantasiebilder, eines abgeschmackter als das andere, heraufbeschworen, — wie ich das tobende Volk aus der Loge haranguire; wie ich hinuntereile auf die Bühne, den Vorhang fallen heiße, vortrete, rede, „blike, donnere, München durcheinander mische“; wie ich die Vorstellung aufhebe, zum König stürme, meine Entlassung fordere. . . Eine solche Nacht, und darauf ein ganz gewöhnlicher Theaterabend: „Die Jüdin“, große Oper in fünf Acten. „Härtinger heraus!“ Dingelstedt . . . „is nich'!“ O vanitas vanitatum! Wie manches Sturzbad es aus der rauhen Wirklichkeit bedarf es, bevor die fiebernde Poeteneitelkeit abgekühlt, bis auf das letzte Fünkchen ausgelöscht worden ist! Wer nicht, in den Augen der Welt, ein „großer“ Mann wird, der weiß nicht, wie klein er in seinen eigenen Augen erscheint, und nur das unter Stürmen gereifte Alter erkennt, daß die gepriesene Jugend keineswegs einfach, natürlich, wahr ist, sondern recht von Herzen affectirt, eigenliebig, selbstüchtig, recht aufgeblasen, „geschwollen“, wie es der Wiener Volksmund treffend nennt.

Reichsfürst Leopold war noch nicht zum Tempel hinausgeworfen, der zweite

Aufzug der Oper nicht zu Ende gespielt worden, als die glückwünschenden Besuche in der Intendantz-Loge begannen und einander, bis zum späten Schluß der Vorstellung, in ununterbrochener Procession die Thür in die Hand gaben. Als der Erste erschien, in seiner funkelnagelneuen Uniform als Oberst des Leibregimentes, mein Amtsvorgänger, im Buche des Schicksals schon als mein Amtsnachfolger verzeichnet, Baron Franz. Nach ihm mein Colleague, Hofmusik-Intendant Graf Poggi, Dönniges mit Kaulbach, Maler Lange und sein Bruder, der Architekt, Graf Reigersberg, der zuvor schon aus seiner Parterreloge verständnißinnig heraufgegrüßt hatte, Graf Carl Tascher de Lapagerie, zu dem intimen Kreise Dönniges' gehörig, Gesandtschaftssecretär Marquis de Pienne, Ministerialrath Daxenberger, eine interessante Badebekantschaft aus Kreuth. . . . Und so fort, *con è senza grazia*, bis nach zehn Uhr. Es war fast elf Uhr Nachts, als ich, von beiden Majestäten gnädig verabschiedet, zu einem stillen Thee bei Dönniges eintraf. Wiederum ein offenherziges Geständniß meiner Schwäche: ich erschreckte die Freunde durch einen unbezwinglichen Anfall von hysterischem Weinkrampf, der mich schüttelte und niedertwarf wie ein Orkan. Die Natur forderte ihr Recht. Wochenlang bis zum Unerträglichen angespannt, aus einem Extreme in das andere überspringend, gegen steten Drang und Zwang von außen ankämpfend, gab endlich einmal die auf harte Proben gestellte Seelenstimmung nach. Ich flennte wie ein Kind, und wie einem solchen trocknete Franziska mir einen Wolkenbruch von Thränen ab. Ihr Mann lachte mich nicht aus, wider Vermuthen, wider Verdienst. Er ließ mich gewähren, verschwand aus dem Zimmer und braute in der Küche sein Universalmittel gegen alle Leiden: die Bowle, einen wunderkräftigen Zaubertrank, der auf mich wohlthätig als Schlaftrunk wirkte. Der Theaterdiener, der am nächsten Morgen mich mit der Nachricht einer Repertoire-Störung spät und schonend zu wecken versuchte, hatte einige Mühe, bevor er mir begreiflich gemacht, daß Shakespeare's Roméo und Bellini's Roméo zwei verschiedene Personen sind.

Aber noch am selbigen Tage spannte ich mich rüstig und entschlossen an den Theatrischen an. Da Eingriffe in das bereits festgestellte Repertoire der nächsten Tage nur verwirrend und hemmend gewirkt haben würden, legte ich zuerst an die Verwaltung Hand an. Mein Tabellenchatz wurde ausgepackt, das Beamtenpersonal auf Cassen- und Oekonomieübersichten, auf Tagesrapporte und Wochenabschlüsse, auf Beschäftigungs-, Krankheits-, Urlaubsjournale, auf Regiebücher und Novitätenlisten gedrillt. Man stuchte. Unter einem Schriftsteller hatten sich die übrigens wohlgesinnten und dienstbereiten Herren einen vor allen Dingen unpraktischen Büchermenschen vorgestellt, dem man imponiren, den man zuerst irre machen, dann an die Wand drücken, zu guter Letzt hinausmanövriren könnte. In vierzehn Tagen schienen sie anderen Sinnes geworden, und nach vier Wochen war eine vollständig neue Organisation mit festen Geschäftsformen und Normen ein- und durchgeführt. Dann erst ging es an die künstlerische Arbeit. Ererbte Schulden mußten abgetragen, angenommene Neuigkeiten erledigt werden; darunter manches kurzlebige Stücklein: die Oper „Großfürstin“, ein verlorenes Lustspiel „Alle speculiren“, die schon erwähnte Faschingsposse. Auf eigenem Grund und Boden baute ich erst mit Hackländer's „Geheimem Agenten“,

den ich von Stuttgart mitgebracht hatte, und mit der „Judith“ von Hebbel. In der Oper half, bei gänzlichem Mangel an neuem Material, eine durchgreifende Reform classischer Werke, Iphigenia's, Fidelio's, momentan aus. Das Ballet endlich, eine in München beliebte, aber lange brach gelegene Kunstgattung, brachte Lucile Grahn auf die Beine, mein erster, ebenfalls in Stuttgart schon geworbener Gast, deren eminentem Talent als Tänzerin und als Balletmeisterin ich die entscheidenden Erfolge meiner jungen Intendanz, sowol in der Casse wie in der Kunst, dankte. Darüber ging der Winter hin, kam das Frühjahr heran mit immer wachsenden Resultaten. Aber ganz fest im Sattel fühlte ich mich, und die Zügel sicher in eigener Hand erst dann, als ich, nach einem heißen Sommer ohne jeden Urlaub wie ohne Theaterferien, am 28. November zur Feier des Geburtstages von König Max die „Antigone“ auf die Bühne gebracht hatte. Mit ihr war die Universität, die Akademie, die Jugend gewonnen. Der Herbst brachte denn auch, nicht nach drei- bis fünfjährigem Provisorium, wie bei meiner Berufung vorgesehen worden, sondern nach einer neunmonatlichen Probezeit, meine definitive Ernennung zum Intendanten mit der bescheidenen Gehaltszulage von fünfhundert Gulden jährlich. Und als ich zu Neujahr 1852 in dem Rechenschaftsbericht an S. M. den König ziffernmäßig ausweisen konnte, daß in dem ersten Jahre meiner Verwaltung die Einnahmen um volle sechstausend Gulden im Vergleich gegen das Vorjahr zugenommen hatten, dreitausend im Abonnement, dreitausend in der Tagescasse, da belohnte meine Mühen das folgende Allerhöchste Signat:

„An die K. Hoftheater-Intendanz. Aus dem Mir vorgelegten Rechenschafts-Berichte habe ich mit Vergnügen ersehen, daß Mein Hoftheater nicht allein allen Anforderungen in artistischer Beziehung immer mehr zu entsprechen strebt, sondern daß auch die Hauswirthschaft desselben mit Sorgfalt und Umsicht geleitet wird. Indem Ich hiesfür Meine Anerkennung ausspreche, bemerke Ich jedoch zugleich, daß Ich ungeachtet des lebhaften Antheils, welchen Ich an diesem, für Gesittung und Bildung so wichtigen Institute nehme, doch durch die Verhältnisse außer Stand gesetzt bin, mehr für dasselbe aufzuwenden als bisher, und es deshalb lediglich Meiner Intendanz überlassen muß, durch bemessene Beschränkung der Ausgaben und kluge Förderung des Besuches die Mittel herbeizuschaffen, welche zur weiteren Hebung erforderlich sein dürften. München, den 24. Januar 1852. Max.“

Also ward nach neunmonatlicher wehenvoller Werbezeit das Schmerzenskind, Intendanz geheißten, geboren. Die Kinderkrankheiten sollten nicht ausbleiben. Bis es Zähne kriegte, reden und laufen lernte, traten noch gar manche Krämpfe und Kämpfe ein, zu welchen erfahrene Aerzte die Köpfe bedeutsam schüttelten. Sie sahen ein, daß dem armen Würmlein ein langes Leben nicht beschieden war.

Die Gärten in alter und neuer Zeit.

Von

Prof. Ferdinand Cohn in Breslau.

Jacob Burckhardt, Geschichte der Renaissance. 2. Aufl. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1878.
Cap. XV die Gärten.

A. Alphand, Les promenades de Paris. 2 vol. fol. 487 gravures. Paris, J. Rothschild.
1867—73.

W. Robinson, The Parks and Gardens of Paris. second edition. London, Macmillan & Co.
1878.

Neben der Baukunst, der Malerei und Plastik, denen der Ehrenname der bildenden Künste unbestritten zugestanden wird, gilt die Gartenkunst nur als Stiefkind der Musen; höchstens wird ihr der niedere Rang einer verschönernden, nicht der einer schönen Kunst eingeräumt. In Wirklichkeit scheint mir die Gartenkunst nicht unebenbürtig ihren bevorzugten Schwestern; sie nimmt eine vermittelnde Stellung ein zwischen Malerei und Baukunst; mit der ersteren und zwar mit der Landschaftsmalerei hat sie gemein, daß sie die Natur nachahmend und doch frei gestaltend ihre Bilder schafft; mit der Architektur stimmt sie darin überein, daß sie ihre Schöpfungen nicht in der Fläche, sondern in räumlichen Massen aufbaut. Darum gebührt der Geschichte der Gartenkunst ein besonderes Capitel in der allgemeinen Kunstgeschichte, wiewgleich Lücke und Schnaase sie übergangen haben; auch in den Gärten läßt sich nachweisen, wie in verschiedenen Zeitaltern, im Zusammenhang mit den allgemeinen welt- und culturhistorischen Veränderungen, die Auffassung des Schönen sich gewandelt und in verschiedenen Stilarten sich verkörpert hat. Die Geschichte der Gartenkunst läuft daher im Allgemeinen parallel mit der Geschichte der übrigen Künste, ohne doch in dieser völlig aufzugehen, da sie, mehr wie diese, auch von den Strömungen der Literatur beeinflusst wird.

Gleich der Baukunst ist auch die Gartenkunst zunächst aus einem praktischen Bedürfniß hervorgegangen, auf welches der Schönheitssinn veredelnd einwirkte. Nicht jeder Garten ist ein Kunstwerk, so wenig jedes Haus ein solches ist. Ein Obstgarten kann behaglichen Aufenthalt bieten; ein Weingarten ist voll natürlicher Anmuth, wenn auf säulengetragenem Gitterwerk die Rebe weite

Laubengänge überschattet; aber wo der Ertrag maßgebend ist, hat die Kunst noch nicht mitzusprechen. Will der Garten ein Kunstwerk sein, so darf nicht der Nutzen, nur die Schönheit zu Rathe gezogen werden; ja es werden alle fruchttragenden Bäume aus ihm verbannt, als beeinträchtigende der materiellen Werthen ästhetischen.

Was ist schön? Die Kunstgeschichte lehrt uns, daß hier zwei grundverschiedene Richtungen sich geltend gemacht haben, die sich historisch und geographisch scheiden. In den Ländern, welche das Becken des Mittelmeeres umlagern und in denen die antike Cultur am festesten Fuß gefaßt hat, im alten Griechenland und Rom, wie im modernen Italien, Spanien, im südlichen Frankreich, in den Ländern des Orients galten und gelten noch heute für die ganze Kunst vorzugsweise die Gesetze der Architektur; hier gefällt vor Allem das Regelmäßige, das Symmetrische, die Proportion, die Perspective; als schön gilt nur, was maßvoll, im Ganzen klar und übersichtlich, in den Einzelheiten geschmackvoll erscheint. Anders ist es bei den Völkern des Nordens, die sich in den Ländern längs der Nord- und Ostsee angesiedelt und erst später der Civilisation erschlossen haben: Nordfrankreich, die Niederlande, England, Deutschland, Scandinavien, die Nordflaven, so weit in ihnen bis jetzt selbständiges Kunstleben hervorgetreten ist. Hier ist das akademische Stilgefühl der architektonischen Regel minder entwickelt; falsche Proportion, mangelnde Perspective, Unregelmäßigkeit werden nicht immer als Dissonanz empfunden; desto empfänglicher ist der Volksgeist für das Malerische, das Romantische, das selbst vor dem Maßlosen nicht zurückschreckt. Im Süden trägt die Kunst einen überwiegend verständigen, harmonischen, ich möchte sagen mathematischen Charakter; im Norden überwiegt Phantasie und Gemüth; jene wird oft kalt, diese oft geschmacklos. Man vergleiche die Edda mit dem Homer, Shakespeare mit Sophokles, Raphael mit Rembrandt, den lichten Hypäthraltempel Griechenlands mit der mystischen Dämmerung der gothischen Kathedrale. Vielleicht war es weniger eine ursprünglich verschiedene Anlage, als vielmehr der Eindruck, welchen der verschiedene Charakter der Natur diesseits und jenseits der Alpen, vor Allem das Licht des Himmels auf die Volksseele macht. Die durchsichtige Luft, der blendende Sonnenschein des Südens läßt auch in der Ferne die Umrisse des Kunstwerkes klar und bestimmt sich abzeichnen, setzt Licht und Schatten scharf gegen einander, hebt die Localfarben heraus, fordert gebieterisch richtige Proportionen, stilvolle Ausführung der Details. Das gebrochene Tageslicht, der dunstige Horizont, das wechselnde Spiel der Bewölkung, die im Norden vorherrschen, lassen in den monumentalen Kunstwerken die entfernteren Theile in ungewissen Umrissen verschwimmen, erhöhen dagegen die Reize der Mitteltöne, die geheimnißvolle Poesie des Helldunkels. Beide Völkergruppen lieben die Natur; aber das Ideal des Südens ist die gezähmte, die civilisirte Natur: fruchtbare Ebenen, über die, auf den Bergabhang gelehnt, Willen oder Stadtanlagen amphitheatralisch aufsteigen, in der Ferne von einem violetten Gebirgsfaum eingerahmt, wie sie Theokrit und Virgil besungen, Domenichino und Poussin gemalt haben; dem Norden zeigt sich die Natur in ihrer ganzen Schönheit erst in der freien Wildniß des Waldes, mit dem geheimnißreichen Dunkel seiner alten Eichen und Tannen, seinen stillen Wiesen und Seen; jener

bewundert die weinbekränzten Hügelgelände mit weiter Aussicht, frische Quellen, schattenreiche Haine fruchttragender Oelbäume; dieser die starren Felsenmauern, die Eishörner und den engbegrenzten Horizont des Hochgebirges. Diese Verschiedenheit in der Auffassung des Schönen ist so festgewurzelt, daß, wenn im Laufe der Geschichte ein Volk erobernd die Grenzen seiner Heimath überschritt, doch seine ästhetischen Anschauungen auf dem fremden Boden nicht Fuß fassen konnten; so haben die Römer bleibende Spuren nur in den romanischen Landschaften des Südens, nicht aber in den Niederlanden, in England und Deutschland zurückgelassen; ebensowenig vermochte die Gothik des Nordens sich am Mittelmeer einzuleben. Natürlich mußte diese Grundverschiedenheit ästhetischer Natur- und Kunstauffassung auch in der Geschichte der Gartenkunst sich geltend machen.

I.

Als in vorhistorischer Zeit der Mensch aus der unzähligen Schar der Gewächse einige wenige auswählte, um sie unter seinen Schutz zu nehmen, konnte er die Getreidearten in den entlegeneren Feldern anbauen, da sie, einmal gesät, unter des Himmels Schutz sich von selbst weiter entwickeln; die Fruchtbäume aber, die Gemüse- und Arzneipflanzen, meist Fremdlinge, die ihm aus fernen Ländern auf seinen Wanderungen gefolgt waren, bedurften täglicher Beaufsichtigung, sorglichster Pflege; ihnen wurden schon in früher Zeit gewisse, ausgewählte Blumen beigegeben, die durch den Reiz edler Formgestaltung, durch Duft und Farbe Sinne und Seele erfreuen. Für diese Gewächse mußte ein besonderer Platz in unmittelbarer Nähe der Wohnung vorbereitet, durch Zaun oder Steinmauer gegen Beschädigung verwahrt, mit Einrichtung zur Bewässerung versehen werden; so entstanden die ersten Gärten; so mögen wir uns den Garten Eden vorstellen, so malt Homer die Gärten der Könige Laertes und Alkinoos. In den Zeiten primitiver gesellschaftlicher Ordnung war der Acker Gesamtbefitz des Stammes, der Gemeinde; der Garten aber gehörte Dem zu eigen, der ihn eingefriedet und im Schweisse seines Angesichts bestellt hatte; so hat sich aus dem Garten das Grundeigenthum entwickelt.

Dem schlichten Naturgefühl der Urzeit erschienen alte, ehrwürdige Bäume als Wohnsitz der Gottheit; dann ward ein mit Bäumen beplanzter Bezirk einem Gotte geheiligt, durch eine Mauer von der profanen Welt abgeschlossen; als endlich die Kunst an höhere Aufgaben sich wagte, wurde mitten im Tempelhain das Haus und das Bild des Gottes errichtet. Allmählig gesellten sich andere Botivgaben frommer Kunstübung hinzu, es wuchs die Zahl der Statuen, der Altäre, der Dreifüße; die Gebilde von Marmor und Erz hoben sich prächtig ab von dem grünen Hintergrund des Laubes; „wir verehren,“ sagt Plinius, „die von Gold und Elfenbein glänzenden Götterbilder nicht mehr, als die Tempelhaine und die Stille in denselben.“ Was Wunder, daß in solchen heiligen Hainen die Bürger im Schutze des Gottesfriedens am liebsten lustwandelten, wenn sie vor den Thoren der Stadt der frischeren Luft genießen wollten; aus den Tempelhainen gingen die öffentlichen Anlagen der antiken Städte hervor; in Tempelhainen ist die Philosophie Griechenlands aufgewachsen. Noch Sokrates

hatte gesagt: „Nicht nur verlasse ich niemals mein Vaterland, sondern ich sehe auch nie meinen Fuß außerhalb der Stadtmauern, denn ich liebe es, mich jeden Augenblick zu belehren; aber von Bäumen und Feldern kann ich Nichts lernen.“ Jedoch schon Platon liebte es, am Ufer des Stephissos unter den Platanenalleen im Heiligthum des attischen Heros Akademos seine Schüler um sich zu versammeln und sie in geistvollem Wechselgespräch in die Tiefen der Weltweisheit einzuweihen; in dem schattenreichen Haine des lycischen Apollon pflegte Aristoteles lustwandelnd im Kreise seiner Jünger die Fundamente der Wissenschaften darzulegen. Akademie und Lyceum lagen vor den Thoren Athens; aber auch den ersten Stadtgarten hat ein athenischer Philosoph angelegt, der nämlich, dessen oft verkaunte Lehre noch heute den mächtigsten Einfluß auf die moderne Weltanschauung ausübt, nämlich Epikuros; „bis dahin,“ sagt ein alter Schriftsteller, „war es nicht Sitte, in der Stadt wie auf dem Lande zu wohnen.“ Auch Epikuros hielt seine Vorlesungen in seinem Garten und stiftete ein Legat, daß seine Schüler noch nach seinem Tode sich monatlich einmal in seinem Garten versammeln und in heiterer Feier sein Andenken lebendig erhalten sollten. Es ist zu vermuthen, daß in Griechenland auch gewöhnliche Sterbliche dem Beispiel der großen Philosophen folgten. In den griechischen Pflanzstädten an der Küste Kleinasiens, in Milet ¹⁾, Smyrna, Ephesus, wie später an den hellenischen Königshöfen von Pergamum, Antiochia und Alexandria wurden großartige Gartenanlagen geschaffen, die im ganzen Alterthum bewundert wurden; offenbar hatten hier sich orientalische Einflüsse geltend gemacht.

Denn Jahrhunderte, bevor sich auf griechischem Boden ein selbständiges Culturleben entwickelt hatte, waren von den Sultanen des Orients Gärten in der Umgebung ihrer Paläste angelegt worden, deren Ruhm in der Sage, in der Poesie fortlebt, von denen aber die Kunstgeschichte leider wenig zu berichten weiß.

Von den hängenden Gärten der mythischen Semiramis, die das Alterthum zu den sieben Weltwundern zählte und die man mit den Terrassenanlagen der Isola bella im Lago maggiore verglichen hat, ist nur ein mächtiger Trümmerhaufen am Euphrat übrig geblieben; die Paradiese der persischen Großkönige gelten bis auf den heutigen Tag als Vorbilder des Lieblichsten, was Natur und Kunst in einer irdischen Landschaft zu schaffen vermag; über die Gärten von Jerusalem hat das Hohe Lied poetischen Reiz gebreitet; und wenn König Salomo, dem die Schrift nachrühmt, daß „er von allen Bäumen redete von der Cedar an zu Libanon bis an den Jfop, der aus der Wand wächst“, in seinen Gärten wirklich neben Granaten-, Feigen-, Apfel- und Nußbäumen, neben Weinreben und Palmen, neben Lilien und Narcissen, auch die „Würgärtlein der Apotheker, Cyper und Narde, Weihrauch und Myrrhenbaum, Calmus und Cinnamon, Safran und Aloe“ pflegte, so müssen dieselben reicher an botanischen Seltenheiten gewesen sein, als irgend ein Garten des classischen Alterthums²⁾. Nur von den

¹⁾ Eine poetische Schilderung der Gartenanlagen in Milet zur Zeit des Perikles gibt Hermerling in seiner „Aspasia“.

²⁾ Plinius berichtet, daß noch zu seiner Zeit Syrien alle andern Länder durch die auf die Gärten verwandte Sorgfalt übertriffe. Auch die altjüdische Kunst zeichnete sich aus durch eine

Gärten des alten Aegypten haben sich getreue, wenn auch wenig perspectivische Abbildungen an den alten Tempelmauern des Nilthals erhalten, und der Dichter der „Narda“, der die Zeitgenossen des großen Ramses aus ihrem dreitausendjährigen Mumienchlase zu erwecken verstand, hat auch die Blumengärten von Theben in frischem Farbenglanze wieder aufblühen lassen, mit ihrem viereckigen Weiher in der Mitte, der von Reihern und Enten belebt ist, mit ihren Palmenalleen, ihren in Quincunx gepflanzten Sycomorenhainen, ihren Rosenbosquets und ihren ausländischen Schmuckbäumen, welche die Pharaonen von ihren Eroberungszügen heimgesandt, und die, gleich unseren Orangerieen in Kübel gepflanzt, die Terrassen gegen den Strom hin zieren.

Als endlich gegen das Ende der Republik in Rom der Reichthum und die Cultur der ganzen antiken Welt, wie in einem Brennpunkte, zusammenströmten, wuchs die Zahl großartiger Gartenanlagen derart, daß sie in Italien den Ackerbau verdrängten, und die Königin der Welt in ihrer Ernährung auf die Kornkammern in Sicilien und Afrika angewiesen blieb, und daß in der Stadt selbst, trotz des hohen Werths der Grundstücke, die Gärten an Ausdehnung mit den Landgütern wetteiferten. Den ersten Stadtpark in Rom soll Lucullus angelegt haben, vielleicht angeregt durch die Eindrücke, die er von seinen asiatischen Feldzügen heimgebracht. Wie hoch schon zur republikanischen Zeit ein kleiner Stadtgarten geschätzt wurde, lehrt eine hübsche Geschichte, die uns Plinius von dem reichen Crassus überliefert hat; als dieser im Jahre 98 v. Chr. das Censoramt bekleidete, machte ihm sein College, Cn. Domitius, Vorwürfe darüber, daß er als öffentlicher Sittenrichter ein schlechtes Beispiel gebe, weil er viel zu theuer wohne; Crassus bestritt die Thatsache, worauf ihm Domitius auf der Stelle eine Million Mark für sein Haus bot. „Gut,“ sagte Crassus, „ich schlage zu, nur behalte ich mir die sechs Lotusbäume vor, welche durch ihre Nester ein breites Schattendach vor meinem Hause bilden.“ Domitius erwiderte: „Wenn ich die Bäume nicht mit in den Kauf bekomme, gebe ich für das ganze Haus nicht einen Denar!“ Darauf Crassus: „Nun sieh, Domitius, gebe ich denn wirklich meinen Mitbürgern so großen Anstoß, daß ich in einem Hause behaglich wohne, welches mir durch Erbschaft zugefallen, während Du drei Paar Bäume auf eine Million taxirst?“

Wer in Rom keinen eigenen Garten besaß, begnügte sich, Blumen vor die Fenster zu setzen, und Plinius beklagt die armen Blumen, die ohne Licht, ohne Sonne in den engen Gassen der alten Stadt verkümmern müssen. Welche Ausdehnung die Gartenanlagen außerhalb der Stadt gewannen, mag man aus der Anklage entnehmen, welche Seneca gegen die Geldaristokratie seiner Zeit erhebt: „es gibt keinen Hügel, der nicht von Euren Gärten bedeckt, keinen Fluß,

Vorliebe für Pflanzenornamente, wie sie bei keinem anderen Volke des Alterthums nachweisbar ist; „Palmen- und Blumentwerk“ schmückten die Wände, Lilienknäuse und Granatenfestons die Säulen des Salomonischen Tempels, und die Steinsarkophage der jüdischen Könige, welche einst in den Felsengräbern bei Jerusalem ruhten, und jetzt in der Salle judaïque des Museums im Louvre aufgestellt sind, sind von Arabesken naturalistisch nachgebildeter Zweige, Blumen und Früchte in einer Weise überdeckt, die in der Geschichte der decorativen Künste ohne Gleichen ist.

keinen See, der nicht von Euren Parkanlagen eingefasst wird; wo immer ein warmer Wasserquell hervorbricht, beehlt ihr Euch, Eure Villen anzubauen, wo das Meerufer eine Bucht macht, wird ein Palast errichtet, und nicht genug am Festland, baut ihr Dämme, um das Meer selbst in Eure Anlagen zu ziehen.“

II.

In der Sturmfluth der Völkertwanderung und den darauffolgenden Jahrhunderten der Barbarei gingen mit der ganzen Herrlichkeit der antiken Cultur auch die Gärten zu Grunde; aber wenigstens ein Rest römischer Gartenkunst fristete sein Dasein in den Klostergärten der Benedictiner, welche den Geschmack der regelmäßigen Beete, der rechtwinklig gekreuzten Aeen, wie sie in den Ländern des Mittelmeeres Mode gewesen, über die Alpen trugen und die Rosen und die Lilien, die meisten Küchen- und Arzneipflanzen und die feineren Obstbäume, zugleich mit der Kunst ihrer Pflege, aus ihrem Muttergarten am Monte Cassino in den Norden und Osten Europa's verpflanzten. Als im 14. und 15. Jahrhundert in Italien jene wunderbare Zeit der Wiedergeburt aller Künste und Wissenschaften anbrach, welche den unter tausendjähriger Asche vergrabenen Funken humanistischer Bildung zur hellen Flamme ansachte, und leuchtend und wärmend das ganze Abendland durchstrahlte, da erhoben sich wieder die lichten Bogenhallen, die heiteren Säulengänge der römischen Architektur und verdrängten die düsteren Spitzbogengewölbe der Gothik. In Florenz hatten sich classische Traditionen in allen Künsten auch während der romanischen und gothischen Zeit lebendig erhalten, und wie die Facade von San Miniato, wie die Sculpturen der Pisani, so zeigen auch die Lustgärten, in denen Boccaccio die heitere Gesellschaft des Decamerone sich versammeln läßt, eine „Renaissance vor der Renaissance“. Im fünfzehnten Jahrhundert, als in Florenz fürstliche Kaufleute zugleich mit ihren Reichthümern politische Macht und ästhetische Bildung sich zu erringen wußten, erblühten die Gärten des Alterthums zu neuem Leben. Von Toscana pflanzte die geistige und künstlerische Wiedergeburt nach Rom sich fort; hier waren unter den Trümmern der Stadt und ihrer Umgebung noch die mächtigen Terrassenbauten erhalten, auf denen einst die Villen römischer Ritter gestanden; man brauchte nur die gebrochenen Säulen aufzurichten, die marmornen Wasserbecken auszubessern, die zerstörten Wasserleitungen zu ergänzen, die in die Erde versunkenen Marmorbilder auf ihre stehen gebliebenen Postamente zu stellen; die ausführlichen Beschreibungen, welche die alten Schriftsteller, vor Allem Plinius der Jüngere, von ihren Gartenanlagen gegeben, boten den Leitfaden für die Restauration; antike Trümmer, Sarkophage, Grabinschriften, von südlicher Vegetation übersponnen, oder in die Gartenmauer eingelassen, erhöhten den elegischen Reiz; so entstanden die italienischen Villen des cinquecento, von denen viele sich fast unverändert bis in die Gegenwart erhalten haben, alle ausgezeichnet durch ihre reizende Lage am Bergesabhänge; von der breiten Schloßterrasse führen stolze Doppeltreppen, durch schöngegliederte Steinbalustraden eingefasst, von Stufe zu Stufe herab; auf jedem Absatz breitet sich ein regelmäßiges Wasser-

beden in marmorner Umrahmung aus, an dessen Seiten schwarze Cypressen in den Himmel aufsteigen; hier nimmt eine reiche Architektur mit Säulenstellungen und Bogensfeldern, oft mit Rustica oder Tropfstein überzogen, in ihren Nischen marmorne Flußgötter und Nymphen auf, aus deren Urnen breite Cascaden sich ergießen; dort steigen stolze Fontainen, mitunter ganze Aleen von Wasserstrahlen empor; von den Laubwänden immergrüner Lorbeer- und Buchsbaumhecken, welche nach einer schon in der römischen Kaiserzeit geübten Sitte unter dem Schutte gehalten werden, heben sich weiße Marmorbilder scharf und kräftig ab und unterbrechen zugleich in anmuthiger Silhouette die Einförmigkeit des dunklen Grüns; Rasen und Blumen sucht man meist vergebens; selbst die Bäume sind an den Rand des Gartens in eine besondere Wildniß verbannt; doch nie fehlt, als schönster Schmuck der ganzen Anlage, die weite Aussicht über lachende Ebenen, kuppelgeschmückte Städte oder über das in der Ferne blinkende Meer, an der schon in antiker Zeit die römischen Gebieter ihr Auge erfreut hatten.

Unter den Künstlern, welche die Entwürfe zu den Gärten der italienischen Villen gezeichnet, werden Bramante, Rafael, Michel Angelo erwähnt. Diese Namen allein bezeugen, daß ein vollendetes Stilgefühl für malerische und architektonische Schönheit sich auch in diesen Kunstschöpfungen verkörpert hat.

Freilich dauerte die Blüthe der italienischen Renaissance nicht lange; schon in dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts übernahm Frankreich die Hegemonie in dem Reich der schönen und decorativen Künste, und hat sie bis auf den heutigen Tag sich zu bewahren gewußt. Wenn auch in Deutschland und England neue künstlerische Ideen, neue Geschmacksrichtungen aufstauchten, so gelangten sie doch in der Regel erst zur allgemeinen Anerkennung, nachdem Frankreich sie adoptirt und ihnen gewissermaßen dasjenige Gepräge verliehen hatte, das ihnen den Kurs auf dem Weltmarkte sicherte. Auch in der Gartenkunst bewährte sich Frankreich, insbesondere Paris, als die Herrscherin der Mode und des Geschmacks; zwar wurde es von England in der Cultur von Schaupflanzen und in der reicheren Ausstattung der Gewächshäuser, von Deutschland insbesondere in der Züchtung der Florblumen, von Holland in der von Zwiebelgewächsen, von Belgien in der Einführung botanischer und floristischer Novitäten übertroffen; in der künstlerischen Verwerthung des gesammten Gartenmaterials aber hat seit Jahrhunderten Frankreich den Ton angegeben. Vor Allem übertrifft Paris alle anderen Weltstädte darin, daß es nicht bloß die hervorragendsten und glänzendsten Gartenschöpfungen der jüngsten Zeit besitzt, sondern daß auch die der früheren Epochen mit überraschender Pietät erhalten und restaurirt werden; Paris, die Stadt der Rosen, ist gewissermaßen ein Bilderbuch, in dem man die gesammte Entwicklung der Gartenkunst von der Renaissance bis zur Gegenwart studiren kann.

Wer hätte vermuthet, daß Kunstschöpfungen aus leicht vergänglichem Laubwerk sich unverändert durch Jahrhunderte erhalten können auf dem vulkanischen Boden einer Stadt, über welche so viele welterschütternde Katastrophen in ununterbrochener Folge verwüstend und zerstörend hinweggezogen sind. Wer im vergangenen Jahre Paris besuchte, wurde unwillkürlich an die berühmte Stelle

bei Macaulay erinnert, wo derselbe eines Neuseeländers gedenkt, welcher dereinst inmitten einer einsamen Wüstenei von einem gesprengten Bogen von London-bridge aus die Trümmer der St. Paul's-Kathedrale zeichnen wird. Niemand weiß, ob und wann die düstere Prophezeiung Macaulay's über London eintreffen wird; für Paris ist sie in gewissem Sinne schon verwirklicht, und leicht hätte einer der zahlreichen Fremden, die aus den Ländern der Antipoden im letzten Jahre sich in Paris eingefunden, von einem Pfeiler des Pont royal aus die Ruinen der Tuileries zeichnen können. Aber mit diesem wehmüthigen Bilde von der Vergänglichkeit menschlicher Herrlichkeit und Größe contrastirte in wunderbarer Weise die frische Pracht, der üppige Blumenflor, welcher den Garten der Tuileries schmückte, als sei er erst gestern aus der Hand Lenotre's fertig hervorgegangen.

Als um die Mitte des 16. Jahrhunderts sich das Haus der florentinischen Mediceer mit der Königsfamilie der Valois verband, wurde auch der Gartenstil der italienischen Renaissance nach Paris verpflanzt; doch ist der Garten, den Katharina von Medicis an ihrem Tuilerien-schloß anlegte, mit fast allen gleichzeitigen Anlagen im folgenden Jahrhundert umgestaltet worden, und als einziges Denkmal dieser Uebertragung hat sich nur der Garten des Luxembourg erhalten, der mit seiner Marmorcascade, seinen Doppeltreppen und Steinbalustraden, mit seinen geradlinigen Aueen und seiner Statuengalerie in ähnlicher Weise an den Giardino Boboli in Florenz anklingt, wie das Schloß der Maria Medici selbst an den Palazzo Pitti.

Unter Ludwig XIV. entwickelte sich in allen Gebieten der Kunst aus der leichten Grazie der italienischen Renaissance der prachtvolle, aber schwülstige Barockstil; in den großartigen Gartenanlagen, welche dieser Monarch durch Lenotre bei seinen Schlössern zu Fontainebleau, St. Germain, St. Cloud, Versailles, den Tuileries ausführen ließ, gelangte der Barockstil zu mustergültiger Gestaltung. Nach Außen schließt sich der Garten Lenotre's in vornehmer Pracht durch ein monumentales Gitter ab. Wir haben bereits bemerkt, daß eine Umzäunung zum Wesen auch des einfachsten Gartens gehört; daß aber diese Umzäunung zugleich ein Schmuck des Gartens sein könne, hat erst Lenotre gezeigt. Früher wurde der Garten durch eine Mauer eingeschlossen; wer in Italien war, erinnert sich nicht ohne Verdruß stundenlanger Wanderungen zwischen weißen, hohen Gartenmauern, die dem Fremden jeden Einblick in die Herrlichkeit des Inneren mißgünstig versperren, und ihm nicht einmal die ersehnte Aussicht in die umgebende Landschaft vergönnen. Im altfranzösischen Garten dagegen scheint das durchsichtige Gitter kräftiger Eisenstäbe mit lanzenförmigen, vergoldeten Spizen zugleich die gnädige Herablassung und die stolze Unnahbarkeit der Majestät zu repräsentiren.

Treten wir aber durch eines der prächtigen, reich vergoldeten Gitterthore in's Innere ein, so richtet der Blick sich sofort auf den Palast, der auf kunstvoll aufgebauter Riesenterrasse in stolzer Größe über dem Ganzen thront. Der Garten erscheint selbst nur als eine Erweiterung des Palastes; er bietet eine Folge riesiger Säle, zierlicher Cabinetes, langer Corridore, Arkaden, Colonnaden, Theater, die durch hochgewölbte Thore oder durch enge Pforten in Verbindung stehen; doch

fehlen auch nicht die lauschigen Gänge, wo spitzbogig zusammengeneigte Buchenreihen das Licht des Himmels ausschließen, noch heimliche Nischen, geschaffen zu stillem Liebesgespräch. Der Fußboden ist mit einem grünen Rasenteppich (tapis vert) von unabsehbarer Länge belegt, die Wände mit gerad geschnittenen Laubspalieren, wie mit grünen Gobelins austapezirt, mit marmornen Ruhebänken ausgestattet, mit Vasen und Statuen in verschwenderischem Reichthum ausgeschmückt. Ueberall waltet klare, architektonische Gliederung, regelmäßige, oft sogar symmetrische Ordnung, überall werden dem Auge Aussichtspunkte dargeboten, welche schon von fern den Blick auf sich lenken. Von allen Punkten des Gartens erblickt man das Schloß als den Brennpunkt, in welchem alle Strahlen sich sammeln; umgekehrt läßt sich von der Schloßterrasse der ganze Garten überblicken, ja noch über diesen hinaus schwebt der Blick über die Weiten des Horizontes. Hier oben ist die größte Pracht entfaltet; in das grüne Rasenparterre, das von Buchsbaumhorten sauber eingefast ist, sind Arabesken aus Blumen und farbigen Steinen in symmetrischer Ordnung eingewebt, die in Farbe und Zeichnung an persische Teppiche erinnern; Doppelreihen von Orangenbäumen, die durch Stärke der Stämme und den Durchmesser der Ästern ein Alter von Jahrhunderten andeuten, bilden ein stolzes Spalier; sie lassen in der Mitte und an ihren Enden den Raum frei für große Wasserbassins mit polygoner Steinumrahmung, aus deren Mittelpunkt eherne Statuengruppen aufsteigen; hier gebietet der zornige Neptun den Wellen Halt, dort entsteigt der Sonnengott, auf seinem Biergespann thronend, der Fluth; an Festtagen stürzen Wassermassen aus den Muscheln der Tritonen und den Rüstern der Seeungeheuer. Von der Schloßterrasse senkt sich in sanfter Neigung eine breite Avenue zu der Ebene hernieder, die den Garten der ganzen Länge nach durchschneidet; sie ist an beiden Seiten von Baumreihen eingefast, die durch schmale Rasenstreifen verbunden sind. Unten dehnt sich die stille Wasserfläche eines Canals in vier kreuzförmigen Armen aus, groß genug, um einer ganzen Flotille bunt bewimpelter Boote Spielraum zu gewähren. Am Ende jeder Allee zeigt sich als point de vue hier eine Fontaine, dort eine Statue, eine Pyramide oder ein Obelisk, ein Tempel, ein Musiksalon, ein Casino, eine Gloriette; meist steht solch ein Monument im Kreuzungspunkt einer ganzen Anzahl von Aleen, welche wie die Strahlen eines Sterns in einem Punkte zusammenstoßen. So gebieterisch verlangt das Auge einen fernen Zielpunkt, daß, wo sich kein wirkliches Bauwerk aufrichten ließ, man sich wol mit einem gemalten Prospect behalf, der am Ende eines Weinlaubenganges oder einer Buchenallee trügerische Fernen vorspiegelte; hatten doch schon die Gartenkünstler der italienischen Renaissance, ja selbst die der antiken Gärten, zu solchen Kunstgriffen sich herabgelassen.

Lenotre wollte in seinen Gärten einen Schauplatz schaffen für die Entfaltung des Pompes einer unumschränkten Monarchie, Festsäle für glänzende Maskenfeste und scenhafte Beleuchtungen, Bosquets für arkadische Schäferspiele; man meint, es müßten aus den verschnittenen Gängen die sammtnen und seidnen Marquis heraustreten, mit Mongeperrücken und Spitzenjabots, geschmeidige Abbés, Poeten und Höflinge aller Art, geistreiche Scherzreden wechselnd mit geschminkten Damen in Reifröcken und Thurmsfrisuren, aller Augen gerichtet nach dem Fenster

in der Spiegelgalerie des Schlosses, wo der Mittelpunkt ihres Sinnen und Trachtens, le Roi Soleil, huldvoll auf sie herablächelt. Die Weltgeschichte hat freilich diese Gärten oft zum Schauplatz ganz anderer Scenen gemacht; durch jene fürstlichen Avenuen marschirten abwechselnd die blutgierigen Banden des empörten Paris und die Colonnen der deutschen Armee. Aber auch den veränderten Lebensbedingungen der heutigen französischen Republik haben diese Gärten sich wunderbar anzupassen gewußt, und wer an einem Tage, wo die grandes eaux in Versailles oder St. Cloud spielen, die Hunderttausende in den breiten Avenuen lustwandeln und an dem wunderbaren Spiel der Wasserkünste sich ergöhen sah, wird zugeben, daß kein anderer Gartenstil solche Räume für fröhliche Volksfeste darbietet.

So wenig sympathisch nun auch diese Gärten dem deutschen Naturgefühl erscheinen, so stehen dieselben doch offenbar noch heute mit dem ästhetischen Charakter der Franzosen in Einklang; dies beweist schon allein die gewissenhafte Unterhaltung, die ihnen unter all' den wechselnden Dynastien zu Theil wurde. Man könnte sie den Alexandrinerdramen von Corneille und Racine vergleichen, deren architektonischer Bau und monotones Pathos im übrigen Europa kaum noch genießbar sind, die aber auf den Brettern der Comédie française bis auf den heutigen Tag sich lebendig erhalten haben, und ihren Eindruck nicht verfehlen. Offenbar haben die Gärten Lenotre's auch die leitenden Ideen dargeboten für die großartige Verjüngung, durch welche die Stadt Paris unter Napoleon III. aus einer der unregelmäßigsten, schmutzigsten und ungesundesten zu der schönsten und zugleich zu einer der gesundesten Städte der Welt umgeschaffen wurde. Wie einst Lenotre durch das Walddickicht von Satory oder Fontainebleau seine geraden Alleen hindurchschlug, so brach der Präfect Hausmann mitten durch das Labyrinth der alten Straßen von Paris die schnurgeraden, breiten Avenuen, die langen, mit Baumreihen besetzten Boulevards, die im rechten Winkel sich schneiden, oder sternförmig von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt ausstrahlen, an deren Ende stets ein monumentaler Bau als point de vue entgegentinkt: hier der Königspalast des Louvre, dort die goldene Kuppel eines Domes, andertwärts ein Triumphbogen, ein Obelisk, ein Wasserloß. Diese Fernsichten sind es, durch welche das neue Paris sich vor allen übrigen Städten auszeichnet, in denen während des Mittelalters und bis in die Gegenwart der Sinn für Perspective völlig verloren gegangen ist, wo die herrlichsten Gebäude, gewissermaßen absichtlich, in krummen Gassen versteckt, nicht eher zum Vorschein kommen, als bis man unmittelbar vor ihnen steht, und oft auch dann nicht, weil unschöne Neubauten jeden freien Ueberblick unmöglich machen.

Auf das Zeitalter Ludwиг XIV. folgte die Epoche Ludwиг XV., auf den Barockstil das Rococo. Auch dieses fand in den Gärten des 18. Jahrhunderts seinen Ausdruck; die hohe Grandezza Lenotre's artete aus durch schnörkelhaft ver schnittenes Heckenwerk, durch verkünstelte Figuren des Parterres, durch phantastische Muschelgrotten und kleinliche Wasserkünste; alles dies steht in Einklang mit der überfeinerten, wenn auch oft reizvollen Decoration, welche die Künstler des Rococo über die Boudoirs und Salons ihrer Schlösser in üppigster Verschwendung ausgoßen. Meist erst in dieser Uebertreibung ist der altfranzösische

Gartenstil auch nach Deutschland gekommen, hat sich jedoch nur in wenig fürstlichen Gärten bis in die Gegenwart erhalten¹⁾.

Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts begann auch in Frankreich die Reaction gegen den Absolutismus, welcher nicht bloß den Geist des Volkes, sondern auch die Natur in Fesseln einschnürte und selbst den Bäumen die Freiheit verkümmerte; von Tag zu Tag mehrten sich die Zeichen des heranbrechenden Sturmes, der die alte Gesellschaft in Trümmer werfen sollte. In der Kunst, vor Allem in der Architektur, führte der gewaltjame Bruch mit der Vergangenheit jene Rückkehr zu den strengeren und einfacheren Formen des Classicismus herbei, die gewöhnlich als Zopfstil bezeichnet wird; in der schönen Literatur kündigten sich die Vorläufer der Revolution in Sturm und Drang an durch Verherrlichung der paradiesischen Zustände wilder Völker, durch sentimentale Gefühlschwärmereien, durch überschwängliche Bewunderung der schönen Natur. Es war die Zeit der neuen Heloise und des jungen Werther, jener Briefromane voll thränenreicher Leidenschaft, aber auch voll unsterblicher Naturschilderung, die nämliche Zeit, in welcher zuerst die Entdeckung gemacht wurde, daß die Schweizer Alpen eine schöne Gegend und ein würdiges Reiseziel seien. Unerträglich erschien nun die Unnatur der Rococogärten, die nur für den Prunk eines corruptirten Hofes geschaffen waren; man ließ die Bäume wieder wachsen, wie sie wollten, aber man beseitigte zugleich mit den geschorenen Hecken auch die Alleen und die Blumenparterres; statt der geradlinigen Canäle und der Wasserbassins grub man trägen Bächen ein gewundenes Bett und überspannte sie mit Knüppelbrücken; man liebte es, im Schatten einer Trauerweide auf einem halb versunkenen Säulnstumpf neben einer künstlichen Ruine sich schwermüthigen Träumen hinzugeben. So entstanden die Naturgärten der Zopfzeit mit ihren melancholischen Seen, ihren gewundenen Waldwegen, die in rascher Folge von einer Einsiedelei zu einem griechischen Tempel, von einer Mooshütte zu einer Moschee, von der Urne mit der Asche eines Lieblingshundes zu den Trümmern eines römischen Aquäducts führten.

Dauernden Gewinn brachte diese Periode der Gartenkunst dadurch, daß durch Freistellung einzelner Bäume und Baumgruppen der Sinn für die malerische Schönheit unverstümmelter Baumkronen wieder geweckt, und daß durch die gleichzeitige Einführung ausländischer Arten das Material vermehrt wurde, über welches die Gartenkünstler verfügen konnten. Venotre mußte für den Aufbau seiner Laubpaläste sich mit den einheimischen Rüstern, Linden, Buchen, Kastanien, Eiben behelfen; erst durch die Anpflanzung nordamerikanischer Akazien und Gleditschien, Eichen, Tulpen- und Lebensbäume und zahlreicher anderer Nadelhölzer wurde jene reizvolle Mannigfaltigkeit in der Abstufung des Grüns, in der Gliederung des Baumschlages, in den Contouren der Ausladungen gegeben,

¹⁾ Die Römische Kaiserzeit, die ja in vielen Stücken an das Zeitalter der Bourbonendynastie erinnert, hat bereits das Rococo in den Gärten gekannt, wo die Kronen der Bäume zu Kegeln, Pyramiden und Kugeln zurechtgestutzt, und Thierfiguren, Schiffe und selbst Namenszüge kunstvoll aus lebendigem Buchsbaum oder Cyresse geschnitten, ihre Bewunderer fanden. Die für Gondelfahrten eingerichteten Canäle des römischen Gartens wurden Euripus oder Nil genannt; es fehlten selbst die Treibhäuser nicht.

für welche die einheimische Flora nicht ausreicht. Auch Frankreich entzog sich nicht dem Einfluß des neuen Stils. Jean Jacques Rousseau, der geistige Urheber desselben, fand in einer der ältesten Anlagen dieser Art, im Park von Ermenonville bei Paris, inmitten der von ihm so schwärmerisch geliebten Natur sein letztes Asyl und auf einer Pappelinsel auch sein Grab; selbst dicht neben Versailles, in Klein-Trianon, finden wir einen der reizendsten Naturgärten mit seinem Weiher und seinem Bach, seinem temple d'amour und seiner Meierei, wo die unglückliche Marie Antoinette sich am liebsten aus dem steifen Zwang des Versailler Hofes in die Freiheit der Natur flüchtete und in jener Mischung sentimentaler Schwärmerei und leichter Sitte, wie sie die letzten Tage des ancien régime kennzeichnete, ihre glücklichste Zeit verlebte.

Nahezu ein und ein halbes Jahrhundert früher als Frankreich hatte England seine große Revolution durchgemacht. Zwar hatten in dem abgeschlossenen Inselreich die alten germanischen Anschauungen und Geseze sich länger unverfälscht erhalten als auf dem Continent, und in der Kunst war fast bis zum Ausgang des Tudorreiches die Herrschaft der Gothik unerschüttert geblieben. Aber in den goldenen Tagen der Königin Elisabeth hatte die humanistische Bildung der Renaissance auch in England den Sieg davon getragen, und der glänzende Kreis, der sich um den Hof scharte, suchte die Vorbilder feinerer Sitte, der schönen Literatur und der gesammten Kunstübung in Italien und Frankreich. Durch das ganze 17. Jahrhundert trägt die englische Architektur den Stempel der Renaissance, und als nach der großen Feuersbrunst von 1666 London wieder aufgebaut wird, erheben sich die neuen Paläste und Kirchen in jenem Barockstil, dessen edelster Repräsentant St. Paul's Kathedrale ist. Auch die Gärten, welche während dieser Zeit von der Aristokratie in der Umgebung ihrer Schlösser angelegt werden, tragen den Charakter erst der italienischen, dann der französischen Renaissance; einige derselben, wie der Garten von Hampton Court und die Anlagen an den Landsitzen einiger alter Adelsgeschlechter, werden pietätsvoll erhalten. Ohne Zweifel dachte sich Shakespeare Romeo und Julia unter den dunkeln Laubwänden einer italienischen Gartenterrasse; Ophelia sammelt ihre Blumen auf den Arabesken eines viereckigen Blumenparterres; Olivia macht der verkleideten Viola ihren Liebesantrag zwischen geschorenen Heckenpalieren. Aber der englische Freiheitsinn hat sich nie widerstandslos dem Zwang der classischen Regel gefügt; schon unter Elisabeth hatte Shakespeare das Drama von der Fessel der Aristotelischen Einheit befreit und der Entfaltung menschlicher Leidenschaft auf der Bühne freien Spielraum geschaffen; Bacon von Verulam hatte die Despotie der Scholastik gestürzt und die großen englischen Philosophen und Naturforscher des 17. Jahrhunderts hatten der Freiheit des Gedankens und der Wissenschaft auf allen Gebieten neue Bahnen eröffnet. Um dieselbe Zeit, wo das englische Volk unter erschütternden Kämpfen sich seine religiöse und politische Freiheit errang, wurde auch von einflußreichen Poeten und Volkschriftstellern gegen die herkömmliche Knechtung der freien Natur in den Gärten der Renaissance der Krieg eröffnet und statt der gekünstelten Anlagen der Park als das Ideal der Gartenkunst hingestellt. Der Park ist der eigentliche englische Wald, im Charakter verschieden vom deutschen Forst; er besteht nur aus Laubholz, die

Eiche herrscht vor, häufig auch Buche, Bergahorn und Esche; Nadelholz fehlt ganz, schon seit Cäsar's Zeit, immergrüne Belaubung trägt nur die Stecheiche (Ilex) und der Epheu, der alle Stämme umrankt; frei und vereinzelt stehen die Bäume auf dem Rasen zerstreut, auf dem zahmes Rehwild, auch Schafe und Rinder weiden. Vergeblich suchen wir das undurchdringliche Dickicht, die grüne Dämmerung unseres Hochwaldes; Stachelginster und Besenstrauch bilden goldblüthiges Gestrüpp; ohne Grenze verliert sich der lichte Parkwald in die wellenförmige Hügelandschaft, wo die Felder mit lebendigen Hecken eingezäunt sind, und zerstreute Dörfer, deren Kirche und Herrenhaus bis unter das Dach von Epheu übersponnen sind, sich hinter malerischen Baumgruppen verstecken. Anmuthige Landschaftsbilder bietet ohne Zweifel der Park, wie er im Laufe des 18. Jahrhunderts überall in England bis an das Schloß herangezogen wurde und die regelmäßigen Gartenanlagen in der Umgebung desselben verdrängte; doch ist seine Schönheit mehr naturalistischer als künstlerischer Art; einförmig ist der Grundplan, der im Wesentlichen aus einer ungeheueren Wiese besteht, auf der hier und da Baumgruppen zerstreut sind und die an ihrem Rande von einem einzigen Wege in unregelmäßigen Curven umkreist wird; selbst der Rasen verdient, wenigstens in den Parks der Metropole, nicht seinen Weltruf, da er in trockenen Sommermonaten ebenso ausbrennt, wie bei uns; dazu kommt, daß die englische Sitte, auf dem Rasen der Länge und Breite nach umherzuwandeln, statt den Wegen zu folgen, künstlerische Motive in den Anpflanzungen nicht zur Geltung kommen läßt¹⁾.

III.

Wie nun endlich im Verlaufe des gegenwärtigen Jahrhunderts unter dem Einflusse gebildeter Aesthetiker und genialer Künstler, unter denen Schiller und Goethe, Stoll, Fürst Bückler und Venné in erster Reihe stehen, die geschmacklosen

¹⁾ Ein ungelöstes Problem der Völkerpsychologie sind die Landschaftsgärten in China und Japan; ihre Beschreibungen, die im 17. Jahrhundert in England bekannt wurden, trugen dazu bei, der Revolution im Gartenstil den Weg zu bahnen. In der That beweisen die ostasiatischen Gartenanlagen mit ihren krummlinigten Wegen, ihren künstlichen Hügeln, Bächen und Seen, mit ihren malerischen Baumgruppen, ihren Rasenparterres und ihrem Blumenflor, daß die Gartenkünstler des Reiches der Mitte mit vollem Bewußtsein und ausgebildeter Technik, wenn auch nicht immer mit gutem Geschmack romantische Landschaften zu schaffen bestrebt sind. Schon Marco Polo schildert den Park, den Dschengis Khan's Enkel, Kubilai, in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts bei seinem Goldpalaste in der Residenzstadt Cambaluo, dem heutigen Peking, anlegen ließ; er war mit Bäumen aller Art besetzt, unter denen zahme Rehe, Damwild, Ziegen, Moschushirsche und andere seltene Thiere frei umherliefen; ein großer Canal mit fließendem Wasser enthielt die schönsten Arten von Fischen, die durch Gitter in bestimmten Abtheilungen festgehalten wurden. Einen Pfeilschuß vom Palast entfernt war ein künstlicher Hügel, etwa hundert Schritt hoch, errichtet und mit immergrünem Gehölz bepflanzt; die prächtigsten Bäume wurden hier auf des Kaisers Befehl angepflanzt, man brachte sie mit Hilfe von Elephanten hierhin mit allen ihren Wurzeln und die ganze Erde am Ballen; dieser Hügel hieß der grüne Berg, auf seiner Spitze stand ein Kiosk mit reizender Aussicht, wo der Großkhan auszuruhen liebte. Eine quadratische Mauer von Marmor, eine Meile lang und zehn Schritt hoch, umgab die ganze Anlage; sie erinnert an die persischen Paradiese, mit denen die Mongolen vielleicht auf Dschengis Khan's Eroberungszuge bekannt geworden waren.

Bautwerke aus den Parks der Popszeit verbannt, der melancholischen Einförmigkeit durch farbenreiche Blumenpartien, heitere Rasenplätze ein Gegengewicht gegeben und so eine große Anzahl ästhetisch schöner Landschaftsgärten geschaffen wurde, wie sie in wesentlich gleichartigem Charakter sich fast in allen Städten Europa's in den Landsitzen der Aristokratie und selbst in kleinen Hausgärten finden, das Alles ist allzubekannt, als daß ich dabei länger zu verweilen brauchte.

Den Charakter der modernen Gartenkunst möchte ich, wie den der heutigen Architektur, als einen eklektischen bezeichnen, der aus allen Stilarten der Vergangenheit Motive entnimmt und sie am passendsten Platze verwerthet. Wie in unseren Straßen neben einem gothischen ein Haus in italienischer oder französischer Renaissance, in classischem oder selbst in orientalischem Stil errichtet wird, so werden in bunter Abwechslung Gärten in Renaissance-, Barock- und Rococostil neben solchen in landschaftlichem Charakter angelegt, ja in den verschiedenen Theilen eines und des nämlichen Gartens werden oft die verschiedenen Stilarten zu einem Ganzen verschmolzen, so daß in der Nähe des Wohnhauses die Renaissance ihre heiteren, farbenprächtigen Schöpfungen entfaltet, während in weiterer Entfernung der freien Natur ihr Recht gegönnt wird. In diesem Sinne hat namentlich Lenné in und um Berlin Reizendes geschaffen, indem er bis zum italienischen Villenstil zurückgriff; eine seiner originellsten Schöpfungen ist die Rheinanlage bei Coblenz. Die großartigsten Aufgaben aber während der letzten Jahrzehnte sind der modernen Gartenkunst in Paris gestellt worden, als durch die gewaltige Umgestaltung der Stadt zahlreiche freie Plätze in Squares umgewandelt wurden, nachdem der Kleinhandel in hallenartige Bauten centralisirt war; neue Boulevards mußten mit meilenlangen Doppelalleen bepflanzt, ältere Gärten, wie der Park von Monceaux, der Luxembourg, zeitgemäß restaurirt, großartige Anlagen, wie das Bois de Boulogne und die Buttes Chaumont neu geschaffen werden; alle diese Aufgaben haben die Pariser Gartenkünstler mit solcher Genialität gelöst, daß ihre Schöpfungen, wenn auch nicht immer als tadellose Vorbilder dienen, so doch als imponirende, glänzende Leistungen unsere Bewunderung erregen. Eine besondere Aufgabe war der Pariser Gartenkunst im vergangenen Jahre gestellt, als es galt, das für die Weltausstellung bestimmte, ungeheure Marsfeld bis zum Trocadero, eine wüste, wasser- und schattenlose Fläche von 35 Hektaren, in kurzer Zeit mit Gartenanlagen zu bedecken; man wurde unwillkürlich an Aladin erinnert, der mit Hilfe seiner Wunderlampe über Nacht Paläste und Feengärten aus der Wüste hervorzauberte.

Die Gartenanlagen von Paris zeichnen sich aus durch peinliche Sauberkeit in der Unterhaltung der Wege, des Rasens, der Blumenbeete, durch tadellosen Geschmack in der Zusammenstellung der Farben und in der Anordnung der Gruppen. Die größte Zierde des Gartens ist der Rasenteppich, dem trotz Sonnenbrand und Staub, an Glanz, Feinheit und Frische der schönste Lyoner Sammet nicht gleichkommt; seine Ränder sind mit gußeisernen Bogenarkaden, an Stelle der unmodernen Buchsbaumkanten sauber abgeschnitten und von einer breiten Borte blühender Florblumen eingefast, welche bald gleichfarbig, bald in buntem Farben-

gemisch sich freudig von dem Sammetgrün abheben. Eines der größten Wunder der Ausstellung war ein rechteckiges Rasenparterre von 140 m Länge und 40 m Breite, welches gleich einem riesigen Plüschteppich vor dem Trocadero ausgelegt war. Die kleinlichen Teppichgärten, mit denen man in Deutschland so viel Zeit und Mühe verschwendet, werden nur selten angetroffen. Dagegen werden in den Rasen hier und da einfach geformte Blumenbeete eingelegt, regelmäßige Ovale oder Kreise feuriger Pelargonien, Fuch sien, knolliger Begonien und anderer lebhaft gefärbter Blumen oder Blattpflanzen; wo der italienische Villenstil zu Grunde gelegt ist, da erheben sich mitten auf den Rasenflächen in symmetrischer Vertheilung Statuen aus Marmor und Bronze, oder monumentale Vasen, aus denen riesige Blumensträuße, von Schlingpflanzen umrankt, sich ausbreiten; in den landschaftlichen Partien der Anlage steigen Fächer- und Fiederpalmen, Lorbeerbäume oder andere Solitärpflanzen aus dem grünen Grunde, deren Stämme von einer bunten Blumenborte, oft von concentrischen Bändern in verschiedenen Tönen, wie von einer Halskrause umgeben sind.

Meisterhaft ist die Pariser Gartekunst vor Allem in der Bewegung des Terrains, welche selbst in kleinen Squares und Hausgärten eine anmuthige Abwechslung von Hügeln, Schluchten und Seen zu schaffen und die Gefahr des Nidicülen meist glücklich zu umgehen weiß. Unübertrefflich sind insbesondere die Felspartien; sie sind nicht kleinlich und geschmacklos, wie bei uns in Deutschland, wo sie meist einem wüsten Steinhaufen gleichen, sondern stets in großem Stil behandelt; in der Faltung einer Bodenanschwellung rieselt der Bach und hat, indem er in kleinen Fällen sein Bett tiefer und tiefer einschneidet, an den Steilwänden seines Thals den natürlichen Felsen bloßgelegt, der mit einer kümmerlichen Vegetation von Fichten, Farnen und Alpenpflanzen bewachsen ist; hier treten schroffe Sandsteinfelsen in paralleler Schichtung Pfeilerartig zu Tage, dort wölbt der Kalkfels sich zu einer kühlen Grotte, von deren Dach die Stalaktiten in phantastischen Trauben herunterhängen; über die hervorspringende Kante stürzt sich der Wasserfall in stäubendem Schleier hinab, um sich unten beruhigt in einer seeartigen Erweiterung zu sammeln und bei der nächsten Wendung des Weges dem Auge zu entschwinden. Nicht selten steht man vor einer solchen Felsenmasse zweifelnd, ob sie aus der Hand der Natur oder des Menschen hervorgegangen. Es sind Landschaftsbilder, wie sie im Gebirge uns hundertfach begegnen; aber sie beweisen, daß der Landschaftsgärtner nicht handwerksmäßig nach der Schablone gearbeitet, sondern daß er, gleich dem Landschaftsmaler, mit dem Skizzenbuch in der Hand in die freie Natur hinausgewandert ist und die schönsten seiner Studien mit Hilfe der Erdschaufel und des Pflanzeisens als lebende Bilder wiederzugeben sich bestrebt hat.

Mit dem Landschaftsgarten ist freilich die Aufgabe der modernen Gartenkunst nicht erschöpft; insbesondere nach zwei Richtungen hin hat sich ihr Schaffensgebiet erweitert. Zahlreiche malerische Coniferen und immergrüne Laubgehölze, welche in den letzten Jahrzehnten aus Japan, Californien und anderen entlegenen Ländern eingeführt wurden, widerstehen im ganzen westlichen Europa, bei uns freilich leider nur zum kleinen Theil, dem Winter, und gewähren die Möglichkeit durch Anlegung sogenannter Wintergärten auch in der kalten Jahreszeit das

Auge durch den Anblick grüner Vegetation zu erfreuen und dadurch eines Vorzuges zu genießen, der bisher nur den immergrünen Gärten Italiens vorbehalten schien. Auf der anderen Seite hat sich herausgestellt, daß von den königlichen Geschlechtern der Fächer- und Fiederpalmen, der Dracänen und Cycadeen, der Musen und Bambusen, der Arroideen und Orchideen, der Pandanen, Banianen und Lianen und wie alle die Pflanzenformen der heißen Zone benannt werden, viele der schönsten und edelsten hoch in die Berge hinaufsteigen und weit bis in nördliche Breiten vordringen; dadurch wurde der Gedanke nahe gelegt, auch bei uns unter freiem Himmel tropische Gaine anzulegen, die uns in die Täuschung versetzen können, als wandelten wir in der sonnigen Heimath der Palmen. Im Park von Monceaux zu Paris und im subtropischen Batterseepark zu London machen diese exotischen Pflanzenformen in Verbindung mit immergrünen, silberlaubigen oder buntblättrigen Gehölzgruppen einen märchenhaften Eindruck, der an die Decorationen der Feerieen erinnert.

Endlich ist noch der Gewächshäuser zu erwähnen, für welche die moderne Architektur neue geschmackvollere Formen erfunden hat, unter deren Glaskuppel auch die zärtlichsten Kinder der Tropen, die die freie Luft bei uns nicht vertragen, in den freien Grund angepflanzt, sich in ihrer ganzen üppigen Schönheit entfalten und sich zu landschaftlichen Bildern von hochpoetischer Pracht gruppieren. In der Einrichtung solcher Palmenhäuser hat bisher England den ersten Rang eingenommen; doch weiß ich nicht, ob irgendwo in der Welt ein Gewächshaus steht, das in landschaftlichen Reizen dem Palmenhaus der Flora in Charlottenburg oder dem Palmengarten in Frankfurt gleichkommt.

Möge es mir zum Schluß gestattet sein, darauf hinzudeuten, daß die Schöpfungen der Gartenkunst, deren Entwicklung wir bis in die Gegenwart verfolgt haben, nach meiner Ueberzeugung nicht bloß von künstlerischer, sondern auch von eminenter socialer Bedeutung sind. Von socialistischer Seite wird nicht ohne einen Schein von Berechtigung hervorgehoben, daß gerade die höchsten Bildungsmittel und die edelsten Genüsse nur den Reichsten zugänglich sind, und daß die ungeheure Mehrzahl der Menschen davon ausgeschlossen ist. Nur der Reiche vermag sich eine kostbare Bibliothek anzuschaffen, nur er kann seine Säle mit Kunstwerken ausschmücken, nur er kann im Besitz ausgedehnter Gartenanlagen, in der Pflanzenpracht seiner Gewächshäuser Erquickung finden. Aber gerade in dieser Beziehung hat schon das Alterthum das Heilmittel gefunden und wir haben es, trotz aller socialen Reformen noch nicht dahin gebracht, es in allen Stücken den antiken Vorbildern gleich zu thun. Was der Einzelne nicht selbst besitzen kann, das kann die Gemeinschaft Aller schaffen, das kann der Staat, das kann die Stadt ihren Bürgern gewähren. Eines der ersten Lebensbedürfnisse, der Genuß gesunden und reinen Wassers, ist zwar in den letzten Jahren in den meisten Städten durch Wasserleitungen ermöglicht worden; aber noch immer können wir uns nicht, auch nur annähernd, mit den Römern vergleichen, welche nicht bloß in ihrer Hauptstadt, sondern in allen ihren Colonien, von den Grenzen der Sahara bis zu den schottischen Hochlanden, zahllose Aquäducte errichteten, durch welche frisches Quellwasser oft aus meilentweiter Ferne in unbegrenzter Menge zugeführt wurde und die

noch in ihren Ruinen unsere Bewunderung erregen. Eben so wenig besitzen wir jene öffentlichen Thermen, die, mit dem Luxus der edelsten Architektur ausgestattet, auch dem ärmsten Bürger nicht bloß den Genuß der Bäder, sondern auch die Theilnahme an öffentlichen Vorlesungen, musikalischen Unterhaltungen, den Anblick kostbarer Statuen und Gemälde gewährten; noch ist es bei uns nicht Sitte, den Eintritt zu den Circus- und Theatervorstellungen unentgeltlich zu gestatten. Aber wir besitzen doch bereits öffentliche und Volksbibliotheken, wo auch der Unbemittelte sich Bücher für seine Fortbildung entleihen darf; wir errichten Museen, in welchen die Schöpfungen der Kunst dem ganzen Volk zugänglich gemacht werden. Und um zu unserem heutigen Thema zurückzukehren, so haben von jeher die glücklichen Besitzer großartiger Gartenschöpfungen darein ihren Stolz gesetzt, daß sie ihren Genuß sich nicht allein vorbehielten, sondern auch die Allgemeinheit der Mitbürger daran theilnehmen ließen. Ehrenvoll für diese edle Gesinnung ist die Inschrift, welche die Fürsten Borghese an das Thor ihrer Villa vor der Porta di Popolo in Rom gesetzt: „Wer immer Du seist, o Wanderer, lustwandle wohin es Dir beliebt, pflücke, was Dir gefällt, mehr für den Fremden, als für den Besitzer ist alles dies geschaffen.“ Im Laufe dieses Jahrhunderts haben fast alle Städte ihre mittelalterlichen Festungswälle in Boulevards und Promenaden umgewandelt; viele haben außerdem Stadtparke angelegt, die jedem Bürger allzeit offen stehen und auch dem Aermsten die Erholung in anmuthiger Naturumgebung, den Anblick der Wunder einheimischer und ausländischer Flora gewähren. Solche öffentliche Gartenanlagen sind die Lungen der Stadt, durch welche die durch das Zusammenleben so vieler Tausende verdorbene Luft gereinigt wird, und mit Recht werden nicht nur in London und Paris, sondern auch in vielen kleineren Städten des In- und Auslandes bedeutende Geldmittel darauf verwendet, um ihre alten Promenaden und Parke zu erhalten und zu verschönern; auch neue Gartenanlagen und Squares werden geschaffen, wo immer der Raum dazu gegeben ist, um auch den Bewohnern der innersten wie der entlegensten Stadttheile diesen Genuß leicht zugänglich zu machen. Keine Ausgaben sind so fruchtbringend wie diese; denn sie tragen dazu bei, die Gesundheit der Bürger zu erhöhen, ihr Leben zu verlängern und eine unerschöpfliche Quelle der Erfrischung und des reinsten Genusses zu gewähren, nicht bloß für die gegenwärtige Generation, sondern auch für die kommenden Geschlechter.

Zur Geschichte des Orientalischen Krieges.

1853 — 1856.

~~~~~  
Von † † †

~~~~~  
IV.

Wenden wir nun den Blick wieder zu den Westmächten. Um 12. März hatten sie das Bündniß mit der Pforte unterzeichnet, durch das sie derselben Hilfe zusagten und durch welches alle drei sich verbindlich machten, auf keine Unterhandlungen mit Rußland ohne gegenseitige Verständigung einzugehen. Am 10. April, einen Tag nach dem neuesten Wiener Protokoll, hatten England und Frankreich ihren Allianzvertrag geschlossen, durch den sie das von den vier Höfen gemeinsam festgestellte Ziel dahin erweiterten, Europa gegen die Wiederkehr der beklagenswerthen Verwickelungen zu schützen, das Gebiet der Pforte von fremdem Ueberfall zu befreien und versprachen, keine Sondervorthelle für sich anzustreben. So geschickt aber Napoleon die diplomatischen Verhandlungen geleitet, die zum Kriege führten, und so entschlossen die öffentliche Stimme in England den Krieg verlangte, so mangelhaft waren die militärischen Vorbereitungen betrieben. Fünf Monate hatte der Krieg zwischen Rußland und der Pforte gedauert; es war klar, daß die Westmächte in denselben verwickelt werden mußten und doch war man nicht bereit zum Handeln, als man die Sommation nach Petersburg sandte. Ende Januar waren der englische General Burgoyne und der französische Genieoberst Ardant nach Constantinopel gegangen, um die strategische Lage zu studiren. Im Verein mit dem französischen Botschafter General Baraguay d'Hilliers erkannten sie Gallipoli als den besten Mittelpunkt der Vertheidigung; der verzögerte Entschluß sollte dann durch eine übereilte Ausführung wettgemacht werden. Bei der Einschiffung des französischen Corps herrschte die größte Unordnung, es mangelte an Transportschiffen und man miethete Privatschiffe, wie man sie bekommen konnte. Von Gallipoli aus beklagte sich der bisherige Kriegsminister, Marschall St. Arnaud, der den Oberbefehl übernommen, über einen Vertrag, der mit schlechten Unternehmern abgeschlossen war: es fand sich, daß er ihn selbst kurz vor seiner Abreise unterzeichnet. Die Truppen, die dort angekommen, fanden ihre Ausrüstung nicht, weil sie auf Segelschiffen langsam

nachkam; „je le dis avec douleur à V. M. nous ne sommes pas constitués, ni en état de faire la guerre, tels que nous sommes aujourd'hui“, schrieb der Marschall dem Kaiser am 26. Mai¹⁾. Dazu kamen persönliche Reibungen; den französischen Botschafter Baraguay d'Hilliers verdroß der überwiegende Einfluß Lord Stratford's und er verlangte vom Sultan einen Ministerwechsel, um Reschid Pascha zu beseitigen. St. Arnaud sah die Verkehrtheit dieses Vorgehens ein und trat demselben entgegen, worauf der Botschafter seine Abberufung forderte. Darauf verlangte wieder St. Arnaud den Oberbefehl über die Türken, was Stratford mit einem Hinweis auf den Allianzvertrag abwies. Sodann traten Mißhelligkeiten zwischen dem Marschall und dem Prinzen Napoleon ein, der sich nicht wenig auf die Ehre zu Gute that, einen Gegenbesuch vom Sultan zu empfangen. Allerdings war dies ohne Präcedens und der Moniteur bemerkte: „Il était réservé à un prince français d'être le premier l'objet d'une distinction, qui a frappé de surprise toute la population de Constantinople.“

Auf den Rath von Paszkewitsch, den der Kaiser vorher nicht zu Rathe gezogen²⁾, hatte die russische Kriegführung einen anderen Charakter angenommen, die Theorie der Pfandnahme der Donaufürstenthümer war aufgegeben: Fürst Gortschakoff überschritt die Donau an drei Punkten und drang in die Dobrudscha, während die kleine Walachei aufgegeben ward. Omar Pascha wich klug jeder Schlacht aus und concentrirte seine Kräfte in Schumla; ein Monat in der Dobrudscha, sagte er, wird die Russen decimiren und ist eine gewonnene Schlacht für mich. Am 19. Mai hatte er eine Besprechung mit St. Arnaud und

¹⁾ C. Rousset, Histoire de la guerre de Crimée, I, p. 83. Schon von Marseille schrieb er: „Il n'y a de charbon nulle part et Ducos (der Marineminister) ordonne de chauffer avec le patriotisme des marins.“

²⁾ Der Fürst hatte die Menchikoff'sche Sendung als einen Fehler betrachtet, nach einer Mittheilung der „Neuen Fr. Presse“ vom 4. Mai 1876 soll er seinem Gebieter später Folgendes gesagt haben: „Wenn Ew. M. mich vorher zu Rathe gezogen hätten, so würde ich von jedem herausfordernden Schritt abgemahnt haben, da es Rußlands Interesse ist, die Türkei ihrem eigenen Verfall zu überlassen. Lassen Sie uns, würde ich gesagt haben, dieselbe nicht angreifen, sondern sie unter unsern Schutz bringen. Unsere Freundschaft wird sie in Sicherheit wiegen und sie wird fortfahren, ihre christlichen Unterthanen schlecht zu regieren. Die slavischen Provinzen werden sich allmählig emancipiren und sich auf unseren Schutz verlassen. Lassen Sie uns gleichzeitig unseren Einfluß in Kleinasien ausdehnen, so daß wir zu gegebener Stunde von Asien nach Constantinopel vordringen, während unsere slavischen Verbündeten sich demselben von Westen nähern. Auf diese Weise würde die Lösung der Orientalischen Frage einfach eine Sache der Zeit geworden sein. Da aber Ew. M. mich nicht gefragt haben und der Krieg unvermeidlich geworden ist, bin ich der Ansicht, daß wir damit beginnen müssen, Oesterreich anzugreifen, ehe wir unsere Truppen gegen die Türkei senden. Ich muß Wien nehmen und die Zerstückelung Oesterreichs muß der der Pforte vorangehen.“ Diese Auffassung, welche später Fabejess so entschieden vertheidigt, erschien dem Kaiser ungeheuerlich, aber daß Paszkewitsch sie hatte, ist durch Lord Sandhurst, der früher Generalconsul in Warschau war und dort mit dem Feldmarschall verkehrte, bestätigt; der Lord theilte die Ansicht, daß Constantinopel nur durch Wien genommen werden könne. Der spätere Rath, zur Offensive vorzugehen, den Kinglake nach Lord Raglan's Papieren mittheilt (Invasion II, p. 141) war nicht sowol darauf begründet, daß Rußland, welches durch die Flotten der Westmächte von der See abgeschnitten war, stark genug sei, auf Adrianopel zu marschiren, als darauf, daß er hoffte, einige wichtige militärische Erfolge könnten neue Unterhandlungen möglich machen.

Raglan in Varna; auf sein lebhaftes Drängen wurde die Sendung eines alliirten Corps nach Varna beschlossen, das zwischen diesem und Schumla seine Stellung nehmen sollte, da man den Fall des von den Russen hart bedrängten Silistria täglich erwartete. Nach langem Schwanken, das durch die unzureichende Ausrüstung der Armee veranlaßt war, ward am 27. Juni das Hauptquartier nach Varna verlegt. Daß diese Zögerungen keine schlimmere Wirkung hatten, verdankte man dem tapferen Widerstande der nur 12,000 Mann starken Besatzung Silistria's, dessen Belagerung die Russen am 22. aufhoben; der bisherige Plan war zwecklos geworden; im Juli trat die Cholera auf und St. Arnaud entschloß sich, am 15. plötzlich zu einer Expedition in die Dobrudscha, in deren Sümpfen, ohne ein militärisches Resultat zu erzielen, Tausende vom Fieber hinweggerafft wurden.

Für den weiteren militärischen und politischen Gang der Dinge ward nun die Stellung Oesterreichs von entscheidender Wichtigkeit. Prinz Albert schrieb schon Anfang d. J., „das Schlimmste bei dem Kriege ist, daß wir ihn nicht zu einem wirksamen Ende führen können. Rußland ist eine große und schwerfällige Masse, auf die Schläge an den wenigen Stellen, die erreichbar sind, keinen großen Eindruck machen können. Wenn Preußen und Oesterreich mit uns gehen, steht die Sache anders und der Krieg wird für Rußland unmöglich.“ Drouin de Lhuys sagte um dieselbe Zeit einem befreundeten Diplomaten, „ohne 100,000 Oesterreicher können wir selbst mit England im Orient nicht viel ausrichten; das wirksamste Mittel, es vorwärts zu bringen, wäre, ihm in Italien ganz freie Hand zu geben.“ Das vertrauliche Anerbieten eines Beitritts Spaniens zur Allianz, welches der Marquez Viluma in Anregung brachte, wonach dieses 10,000 Mann zur Besetzung von Rom und ein Corps gegen die griechischen Insurgenten stellen wollte, wenn die Westmächte ihm den Besitz Cuba's garantiren wollten, wurde abgelehnt. Dagegen bot Drouin Alles auf, um Oesterreich in engere Verbindung mit den Westmächten zu bringen. Am 6. Juni richtete er eine Depesche an den französischen Gesandten in Wien, Baron Bourqueney, in der er Oesterreichs Vermittelungsversuche billigte und die Politik skizzirte, welche dessen Interesse gebiete. Keine Macht sei mehr bei den Donaufürstenthümern, der Donauschiffahrt und der Freiheit des Schwarzen Meeres, welche dem Kaiser eine unschätzbare Handhabe hinsichtlich Deutschlands bieten würden, interessirt als Oesterreich; es werde Frankreich nicht schwer werden, beim Turiner Cabinet eine Politik zu erwirken, die alle Besorgnisse hinsichtlich Italiens beseitigen könnte. (?) Der österreichische Gesandte, der als M. Alexandre Hübner 1850 geschickt war, um der Republik durch die Beglaubigung eines Bürgerlichen zu schmeicheln und von einem Besuch in Wien soeben als „le Baron Hübner“ zurückgekehrt war, secundirte diesen Bestrebungen, äußerte aber seine Besorgnisse wegen der sich in Constantinopel sammelnden Polen und Ungarn. Das Erscheinen französischer Uniformen an der Donau könnte die nationalen Hoffnungen Ungarns und Polens wiedererwecken und den kaum wiedergepflanzten Baum der österreichischen Monarchie bis in seine Wurzeln erschüttern, es sei eine polnisch-ungarische Region im Dienste der Pforte, selbst in der französischen Armee wären polnische Flüchtlinge. Drouin de Lhuys antwortete ihm, der

Sultan könne die Unterstützung dieser Feinde Rußlands nicht entbehren. An sich sei Rußland für Frankreich im europäischen Gleichgewicht wichtiger, als die meisten Staaten, z. B. gegen Oesterreichs und Englands Uebergewicht. Jetzt aber komme es vom höheren Standpunkt darauf an, daß das seit 1843 einem großen Theil Europa's auferlegte Joch Rußlands, welches bald unerträglich und später vielleicht unzerstörbar geworden wäre, mit Garantien für die Zukunft definitiv gebrochen werde; daß ein Theil der Souveräne von der Alternative, zwischen russischer und revolutionärer Sklaverei zu wählen, befreit und ein anderer als russischer Schutz gegen die Revolution gewährt würde; daß das Schwarze Meer und die Ostsee nicht allmählig ein mare clausum würden. Uebrigens kam man der Besorgniß Oesterreichs entgegen, indem der Marschall St. Arnaud die Anwesenheit aller Civilisten im Lager verbot, eine Maßregel, die gegen den Begleiter des Prinzen Napoleon, den polnischen Grafen Branicki, gerichtet war; der Prinz verlangte deshalb eine Erklärung, worauf der Marschall antwortete, er habe nur die Befehle des Kaisers ausgeführt.

Am 23. Mai zeichnete die Wiener Conferenz ein neues Protokoll, welches erklärte, daß die Verträge, welche England und Frankreich am 10., Oesterreich und Preußen am 20. April abgeschlossen, nach den betreffenden Tagen die Sicherung der durch die Protokolle festgesetzten Grundsätze erzielten. Am 24. erließen Oesterreich und Preußen am Bunde eine gemeinsame Erklärung, welche die durch die Wiener Protokolle eingegangenen Verpflichtungen hervorhob; sie erklärten, daß die Fortdauer der militärischen Machtentfaltung Rußlands an der unteren Donau mit allen Interessen Deutschlands im Widerspruch stehe. Deutschland habe darüber zu wachen, daß nicht in Folge des gegenwärtigen Krieges die bestehenden Machtverhältnisse zu seinem Nachtheile geändert würden. Gleichzeitig sandte Oesterreich den General Mayerhofer nach Berlin, um die militärischen Vorbereitungen zu betreiben, vornämlich aber zu überwachen; am 3. Juni schickte Oesterreich die im Aprilvertrag vorgesehene Sommation zur Räumung der Fürstenthümer nach Petersburg. Es verlangte, daß die Operationen nicht über die Donau ausgedehnt und der Besetzung in bestimmter Frist, ganz abgesehen davon, ob England und Frankreich sich zurückziehen würden, ein Ende gemacht werde. Der Kaiser möge nicht durch unbestimmte Fortdauer der Besetzung oder dadurch, daß er die Räumung an Garantien knüpfe, die nicht in der Hand Oesterreichs lägen, dieses bewegen, selbst die Mittel zum Schutz seiner Interessen zu suchen. Mayerhofer theilte diese Sommation erst in Berlin mit, nachdem sie abgegangen war, was dort ebenso unangenehm berührte wie ihr Ton, da noch kurz vorher Manteuffel erklärt hatte, sie werde milde sein; nichts desto weniger unterstützte Preußen sie in bittendem Tone durch eine Depesche vom 12. Juni. Aber während am 9. Juni der Angriff von Paskiewitsch auf Silistria zurückgewiesen und am 13. Juni die Russen entscheidend unter General Schilder von den Türken geschlagen waren, schloß Oesterreich, noch ehe diese Nachrichten bekannt geworden, am 14. Juni einen Vertrag mit der Pforte, in dem es sich verpflichtete, die Räumung der Fürstenthümer durch alle Mittel, eventuell durch die erforderliche Truppenzahl zu bewirken; wogegen die Türkei ihm bis zum Frieden die Ausübung ihrer Prerogative in beiden Provinzen übertrug. Der

Vertrag war wesentlich das Werk des Internuntius Baron Bruck, der für Oesterreich eine antirussische, aber selbständige Politik anstrebte, „l'orgueil de la Russie sera dompté,“ hatte er in einem Toast nach Ausbruch des Kriegs bei einem diplomatischen Diner gesagt: ein Wort, das in Wien so erschreckte, daß man sagte, Bruck müsse betrunken gewesen sein; nur die hohe Gunst, in der er beim Kaiser stand, bewahrte ihn vor der Abberufung. Der Internuntius sah insofern schärfer als Palmerston und Stratford, als er die Verrottetheit der türkischen Wirthschaft längst durchschaut hatte. „Quel beau pays sous la main de sainéants“ hatte er ausgerufen, als er mit letzterem einst das herrliche Bild des Goldenen Horns betrachtete. Er war überzeugt, daß eine neue, auf der Basis europäischer Cultur organisirte Türkei ein ganz anderes Bollwerk gegen Rußland bilden werde, als die bisherige Mißwirthschaft, und wollte dies durch Oesterreich, mit Deutschland vereint, durchsetzen, weshalb er denn auch die Preußen stets verletzende Politik seines Cabinets lebhaft mißbilligte, besonders die provocirende Haltung von Protesch, der dadurch stets mit seinem preußischen Collegen aneinander gerieth. Der Vertrag gab den Westmächten eine Genugthuung, aber schloß dieselben von den Donaufürstenthümern und Bessarabien aus, überlieferte erstere an Oesterreich und gab trotz der Rußland zugesügten Niederlage diesem die Möglichkeit, seine ganze Kraft gegen den Angriff von Süden zu wenden.

Vorerst ward das Actenstück geheim gehalten. Am 28. Juni antwortete Graf Nesselrode ausweichend auf die Sommatum, er vermied klug jeden Seitenblick auf den österreichisch-türkischen Vertrag, die Stellung in den Fürstenthümern sei nur noch eine militärische, solle es diese räumen, so müsse es Sicherheiten haben, daß die Feindseligkeiten nicht andererseits fortgesetzt würden; könne ihm Oesterreich solche Garantien bieten? Aehnlich war die Antwort an Preußen gefaßt, das sie sehr geheim hielt; in beiden Actenstücken behandelte Rußland die deutschen Mächte als seine besten Freunde und suchte doch einen Ton anzuschlagen, der den Riß zwischen Oesterreich und Preußen erweitern sollte, indem es gegen Preußen bemerkte, daß Rußland sich mit den gegebenen Erklärungen und Zugeständnissen eigentlich auf den Standpunkt stelle, von welchem aus Preußen und Oesterreich sich durch das Wiener Protokoll den Westmächten angeschlossen. Sie hätten es also in ihrer Hand, ihre im letzteren eingegangenen Verpflichtungen als erfüllt zu betrachten und sich von den Feinden Rußlands zu trennen. Bloomfield und Moustier verlangten Mittheilung der Depesche; Herr v. Manteuffel ging, um ihrem Drängen sich zu entziehen, auf's Land. Nun ward plötzlich der österreichisch-türkische Vertrag bekannt, der großen Unwillen in Berlin erregte. Graf Mvensleben ward beauftragt, in Wien zu erklären, daß dieser ohne Preußens Vortwissen gethane Schritt den Aprilvertrag verlege. Er telegraphirte dem König direct, daß der Befehl zum Einmarsch gegeben sei; dieser antwortete, ohne Manteuffel zu fragen, daß er sich damit vom Vertrag entbunden halte. Darauf wurde der Einmarsch sistirt, wenn auch Buol behauptete, nach dem Vertrag Freiheit der Action zu haben. Inzwischen sandte das Wiener Cabinet, welches wol erkannte, daß die russische Antwort nur darauf berechnet war, Zeit zu gewinnen, am 9. Juli eine weitere Depesche nach Petersburg, welche die veröhnliche Tendenz anerkannte, aber die Forderung der Garantie ablehnte und

bestimmt die Sommatation wiederholte. Die Regierung erwartete eine ablehnende Antwort, denn die bei dem westmächtliden Hauptquartier beglaubigten Obersten Kalik und Löwenthal erklärten, daß der General von Heß, der das österreichische Occupationscorps befehligte, die Ordre seines Gebieters erwarte, um von der Bukowina aus den rechten Flügel der Russen in der Moldau anzugreifen. Sie verlangten, daß die Verbündeten Vorkehrungen trafen, um gegen den linken Flügel gleichzeitig vorzugehen, was diese jedoch ablehnten, nachdem Oesterreichs Zögerung sie so lange in Varna festgehalten, wobei die Generale freilich verschwiegen, daß sie gar nicht die Mittel zu einem Donaufeldzug besäßen. Am gleichen Tage berief Buol die Conferenz, um ihr die russische Antwort vorzulegen, aber der preußische Gesandte weigerte sich bestimmt zu erscheinen. Es ward telegraphisch in Berlin angefragt, ob Preußen nicht auf der Conferenz vertreten sein wolle? Die Antwort lautete ausweichend, die Kreuzzeitung jubelte, Preußen sei doch noch Preußen. Das Berliner Cabinet verwendete sich dagegen durch eine Depesche vom 24. Juli in London und Paris sehr warm dafür, „d'utiliser les éléments d'entente que renferme la réponse russe; en se déclarant prêt à des négociations et à un armistice, le cabinet Russe s'est départi du caractère exceptionnel, qu'il avait revendiqué à l'occupation des principautés — il devrait importer aux puissances occidentales de préciser les buts qu'elles poursuivent, les conditions qu'elles admettent, les garanties qu'elles demandent.“ Die Westmächte antworteten sehr geringschätzig, sie wollten keine preußische Vermittelung, verlangten eine klare Stellung, wenigstens strenge Neutralität, welche aber Preußen von den künftigen Friedensverhandlungen ausschließen würde. Uebrigens hatte auch Oesterreich die russische Antwort der Berücksichtigung der Westmächte empfohlen, die französische Regierung aber erklärte Rußlands Anerbietungen, in verlausulirter Form die Grundsätze des Protokolls vom 5. April anzunehmen, als ganz werthlos; das niedrigste Maß der zu fordernden Garantien sei unter Vorbehalt weiterer Forderungen: 1) europäische Garantie für die Rechte der Donaufürstenthümer, 2) Sicherung der freien Schifffahrt an der Donaumündung, 3) Revision des Vertrags von 1841 im Interesse des europäischen Gleichgewichts und im Sinne einer Beschränkung der russischen Macht im Schwarzen Meer, 4) gemeinsame Förderung der Emancipation der Christen, soweit dies mit den Souveränitätsrechten des Sultans vereinbar, so daß Rußland jeden Anspruch auf deren Schirmherrschaft aufgebe. Englands Antwort war identisch bis auf den Punkt der Beschränkung in 3).

Wenn diesen Forderungen die militärischen Erfolge der Verbündeten wenig entsprachen, so wurden dieselben doch durch die öffentliche Meinung vorwärts gedrängt. Namentlich in England forderte man in heftigen Reden gründliche Schwächung Rußlands: Lord Lyndhurst erklärte am 19. Juni, daß kein Friede gemacht werden dürfe, ohne die russische Flotte im Schwarzen Meere und die Befestigungen, welche sie vertheidigen, zu zerstören und eine beschwichtigende Rede Aberdeen's machte einen so übeln Eindruck, daß er sich bemühen mußte, denselben zu vertuschen. In jener Fassung wurden die vier Punkte am 8. August durch Notenaustausch der drei Mächte in Wien als festzuhaltendes Minimum für den Frieden bezeichnet, eine Thatsache, mit der

Oesterreich den ersten Schritt in's westmächliche Lager that, und die deshalb der „Moniteur“ sich beeilte, öffentlich zu machen, während das Wiener Cabinet gewünscht hätte, sie geheim zu halten. Tags zuvor, am 7. August, erklärte Fürst Gortchakoff, der dem kurz zuvor abberufenen Baron Meyendorff als Gesandter in Wien gefolgt war, Rußland werde aus strategischen Gründen die Donaufürstenthümer räumen. So bewährte sich Sir Robert Adairs Wort vom 24. April 1810: Russia must as a military measure evacuate Moldavia and Walachia, whenever Austria comes forward (Mission to the Dardanelles II. p. 36).

Inzwischen suchte am 28. Juli die österreichische Regierung die Unterstützung der deutschen Staaten nach für einen demnächst am Bunde zu stellenden Antrag auf Mobilmachung der Contingente. Preußen erklärte am 3. August, daß es keinerlei Verabredung über einen solchen Antrag mit Oesterreich getroffen. Graf Alvensleben und Herr v. Bismarck befürworteten, sich ganz von Oesterreich loszumachen, letzterer auch offenen Anschluß an Rußland, in Wien erklärte man den Zusatzartikel zum Aprilvertrag für erledigt. Dies hinderte jedoch nicht, die von Graf Buol nach Petersburg mitgetheilten vier Punkte zu befürworten, deren Annahme nicht mit dem vom Kaiser aufgestellten Ausgangspunkt unvereinbar sei und auf die Lasterer der russischen Politik eine siegende Wirkung hervorbringen werde. Graf Nesselrode indeß erklärte am 26. August, die vier Punkte nicht einmal einer Prüfung unterwerfen zu können. Sie setzten ein durch langen Kampf geschwächtes Rußland voraus und würden, wenn die vorübergehende Macht der Umstände Rußland zwingen könnte, sie anzunehmen, nicht einen dauernden Frieden gewähren, sondern endlose Verwickelungen hervorrufen. Was man unter den Interessen des europäischen Gleichgewichts verstehe, bedeute nichts Anderes als Vernichtung aller früheren Verträge und Demüthigung Rußlands, welches durch das außerordentliche Opfer, das es den besonderen Interessen Oesterreichs und Deutschlands gebracht, genugsam seine Friedensliebe gezeigt, während Oesterreich darin nur den Anlaß gesehen, umfangreichere Verbindlichkeiten gegen die feindlichen Mächte einzugehen. Diese Ablehnung konnte nicht Wunder nehmen, wenn man bedenkt, daß Rußland, obwol durch Oesterreich gezwungen, durch die Räumung sich aus einer falschen Stellung gezogen hatte und deshalb von den deutschen Mächten schwerlich noch einen Angriff zu fürchten hatte, denen die Westmächte nicht zumuthen konnten, um der Garantien willen Krieg zu führen. So richtig daher auch die Erzwingung der Räumung von Seiten Oesterreichs war, so gewiß war es ein Fehler Seitens Englands und Frankreichs, dasselbe dazu zu ermuthigen. Denn damit fiel die stärkste rechtliche Basis, auf die hin sie die anderen Mächte auffordern konnten, sich mit ihnen gegen Rußland zu verbünden. Von ihrem Standpunkt mußten, nachdem der Krieg ausgebrochen war, die Russen in den Fürstenthümern bleiben, zum Behuf der großen Abrechnung, nicht aber das flagranteste Delict der Uebergriffe des Zaren durch die Räumung aus dem Schuldbuch getilgt werden. Denn nun schwand jede Aussicht, Preußen wirklich vortwärts zu bringen und es wurde, was Oesterreich betraf, jedenfalls viel schwerer. Beides aber mußte Rußland unfügbarer machen, namentlich wurde

die Occupationsarmee jetzt disponibel zur Verstärkung der russischen Macht in der Krim; es ist wahrhaft unbegreiflich, daß Palmerston dies nicht einsah und umgekehrt behauptete, daß das beste Mittel, Oesterreich zum Handeln zu zwingen, sei, die allirten Truppen nach der Krim zu senden (Life I. p. 67).

Zwischen Preußen und Oesterreich war die Spannung um diese Zeit stark, Herr v. Manteuffel äußerte sich hierüber so wie über die ganze Lage in einem vertraulichen Schreiben vom 12. August folgendermaßen:

„Es muß, das ist meine innige Ueberzeugung, wenn der Conflict nicht ein unlösbarer werden soll, eine starke vermittelnde Macht geben. Preußen allein genügt dazu nicht, es kann nur im engen Verein mit Oesterreich diese für ganz Europa so wichtige Stellung mit Erfolg durchführen. — Ich halte fest an dem Vertrag mit Oesterreich und werde, wie immer die Chancen kommen mögen, denselben nicht aufgeben. Dies weiß man auch in Wien, wengleich man den Schein annimmt, als zweifle man daran. Ich bin auch hierin meines Herrn, des Königs, gewiß. An demselben Tage, an welchem die Räumung der Fürstenthümer in Wien erklärt wird, tauscht Oesterreich mit den Westmächten Noten aus, worin der Moniteur eine Tripelallianz gegen Rußland erkennt und proclamirt. Man verlangt von Preußen, daß es diese ohne sein Zuthun festgestellten Noten ebenfalls annehme und gegenseitig austauschen solle. Wir haben darauf erwidert, daß wir unser materielles Einverständniß dadurch bethätigen würden, daß wir den Inhalt der Noten in Petersburg besürworten wollten, ohne uns indeß in der Lage zu befinden, obligatorische, durch Zeitungen zu veröffentlichende Engagements einzugehen; das wird wieder ein großes Geschrei geben.

„Ich theile keineswegs die Hoffnung Derer, welche die Lösung der Complication von einem Bruch zwischen Frankreich und England erwarten. So lange der Krieg mit Rußland dauert, haben beide Staaten einander so nöthig, daß selbst Ereignisse, wie die neuesten in Spanien (der gewaltsame Sturz des Ministeriums) die Eintracht nicht stören können.

„Die Mehrzahl der deutschen Regierungen drängt sich jetzt an Preußen, in Folge des rücksichtslosen Vorgehens Oesterreichs und des Wunsches, frei von den Leistungen und Gefahren eines Krieges zu bleiben. Man glaubt bei Preußen am längsten Schutz zu finden. Sollte dieses jedoch nicht im Stande sein, den Schutz zu gewähren, so möchten die meisten der deutschen Staaten sich fragen, auf welcher Seite sie den mindesten Gefahren ausgesetzt sind und ihre Mehrzahl könnte vorziehen, Preußen, dem sie jetzt die größte Treue zuschwören, wieder zu verlassen.

„Die den Westmächten geneigte öffentliche Presse stellt uns natürlich als Partisane Rußlands hin, was wir in der That nicht sind und nicht werden wollen. Doch kann ich nicht in Abrede stellen, daß von unserer Seite vielfach Fehler gemacht wurden, die nur zu sehr geeignet sind, der Presse gegen uns Recht zu geben. Diese Fehler, die ich unendlich bedauere und die mir das Leben sehr erschweren, abzustellen, geht gänzlich über mein Vermögen“ (! die Hofpartei).

Dagegen schrieb am 4. September der Kaiser Franz Joseph an die Königin von England.

„Das Schaulustsystem in Berlin hat mich nothwendig besorgt machen müssen, da es mich in Ungewißheit ließ, ob ich im entscheidenden Moment auf Preußen zählen könne und der kaum geschlossene Vertrag nicht ein tochter Buchstabe bleiben werde. Auf die schwierige Stellung des Herrn v. Manteuffel nimmt mein Cabinet jede mögliche Rücksicht, nur darf man aus diesem Verhältniß doch nicht eine Farce machen wollen, deren man sich bedient, um unseren zu hemmen.“

Um diese Zeit versuchte Friedrich Wilhelm IV. wieder einen persönlichen Appell an die Königin von England. Er schrieb von Charlottenburg am 15. August:

„Vor Allem danke, wünsche und will ich mit Ew. Majestät die Einigkeit und Eintracht mit Oesterreich als die Grundbedingung unserer Politik aufrecht erhalten. Die Frage ist lediglich 1) wie weit die eigene Ehre, vielmehr die politische Logik das gestattet, 2) ob die Wege, die Oesterreich jetzt beschreitet und auf welchen ich ihm zu folgen einen unüberwindlichen Wider-

willen habe, zu den Dingen gerechnet werden müssen, welche die heilsame und absolut nothwendige Eintracht stören könnten? Ew. Majestät wissen, daß Oesterreichs Nachgeben gegen die preußische Auffassung namentlich zu London eine Wuth gegen mich hervorgerufen hat, die *ridicule* genannt werden könnte, und doch haben wir die Eintracht mit Oesterreich aufrecht erhalten und vermieden, daß Oesterreich und Preußen die *Livree Monsieur de Bourqueney's* anzogen. Graf Buol aber scheint mir wirklich einen unüberwindlichen Nibel nach jener *Livree* zu haben, denn er hat seine Regierung vermocht, Etwas zu thun, wogegen mein Ehr- und Unabhängigkeitsgefühl sich sträuben. Er hat nämlich auf dem Wege d'un échange de notes Oesterreich gegen die Seemächte förmlich verpflichtet, nie in andere Friedensbedingungen mit Rußland zu willigen, als die, welche die Westmächte aufgestellt haben. Das möchten nun die Türken gethan haben, aber für Oesterreich, welches bekanntlich im Frieden mit Rußland ist, geht dies wirklich zu weit, um ihm bei allertruuster Liebesgesinnung folgen zu können. Es kommt der wichtige Umstand dazu, der meine Lage zugleich erschwert und erleichtert, daß die Westmächte in ihrer Wuth den Ochsenstreich gemacht haben, mir die Antwort zu versagen. Ich mußte nach Oesterreichs Antrag nicht allein dieselben Verpflichtungen à contre sens übernehmen, sondern käme auch noch durch die procura von Oesterreich und den Mangel jeder Höflichkeitsform von westmächtllicher Seite fast buchstäblich in eine Art von Undervassallat von Oesterreich. Nun bitt' ich Ew. Majestät, mir zu sagen, wie Sie diese Verwickelung in Hinsicht auf Ihre und meine Grundsätze von der Eintrachtsnothwendigkeit mit Oesterreich ansehen? Kann ich, darf ich Oesterreich in diese Erniedrigung hinein folgen, und finden Sie die doppelte Erniedrigung Preußens wünschenswerth? Bis jetzt verschanze ich mich hinter dem Umstande, daß die Westmächte mir darüber keine Mittheilung gemacht, und sage frei heraus, daß ich dafür sehr dankbar bin, weil dies mich in einer Unbefangtheit hält, die ich nicht zu verlieren gedächte. Wenngleich zuweilen Clarendon und Drouin die Pflichten des Anstandes gegen mich aus den Augen sehen, so thue ich doch nicht ein Gleiches und lasse jetzt Weiden sagen, daß ich in Bezug auf den Frieden entschlossen sei, in Uebereinstimmung mit Oesterreich zu handeln, nur wolle ich in einem Notenwechsel keine schriftlichen Verpflichtungen übernehmen, und zwar einmal, weil beide Mächte es für überflüssig gehalten, mich darum zu ersuchen und weil ich selbst im Frieden mit Rußland denselben Friedensbedingungen nur als *Médiateur*, beauftragt von den Westmächten, machen könnte; mit anderen Worten, daß an Rußland bringen, was mir von den Westmächten aufgetragen worden. Dagegen hätte ich mein Concert mit den Westmächten dadurch bewiesen, daß ich die mir nur durch Oesterreich mitgetheilten Basen zur Vermittelung auf das Angelegentlichste in Petersburg empfohlen habe. — Ich denke sehr streng über die russischen Unverantwortlichkeiten, die das gegenwärtige Unheil über Europa gebracht haben. Rußland ist, wie mir's scheint, sehr mürrisch und friedenssüchtig. Mit Manieren und Procédés ist jetzt Alles von Nicolaus zu erhalten, ohne diese — Nichts. England aber, Sklave der öffentlichen Meinung bis zu dem Grade, daß die von Gott eingesetzte Obrigkeit ihr Amt den Zeitungsregeln überläßt, will offenbar keinen Frieden; das empört mich. Oesterreich hat eine Circular-Note an alle Bundesstaaten erlassen — des Inhaltes, Oesterreich und Preußen seien übereingekommen — den Bund aufzufordern, die Hälfte seiner Contingente mobil zu machen, Oesterreich habe es seinerseits bereits gethan, Preußen mobilisire im Augenblick 1—200,000 Mann, um Rußlands sich mehrenden Streitkräften entgegentreten zu können, zur größeren Sicherstellung der deutschen Interessen. Dies geschah von Oesterreich, ohne daß eine Silbe über ein solches Uebereinkommen mit Preußen gesprochen worden war und obwol das Wiener Cabinet officiell wußte, daß ich vor der Hand nur Pferde ankaufen wollte und keinen Mann mobil machen. Oesterreich hat also grob gelogen; da wir uns nicht übertölpeln ließen, so hat diese Geschichte für Oesterreich die aller schlechteste Wendung genommen, und gegenwärtig seinen Credit am Bunde fast nullificirt. Das ist jedoch nicht der einzige Streich, der uns von dorthier gespielt worden. Schon vor der Teschener Entrevue hatte Buol und wider die Abrede — die quasi-Sommation abgehen lassen, ohne vorher unser Urtheil darüber einzuholen. Zu Teschen leugnete er Manteuffel in's Gesicht, daß er mit der Pforte über einen Tractat unterhandle, der doch Tags darauf bereits abgeschlossen wurde. Es ist dormalen kein leichtes Leben mit Wien.

Ew. Majestät glauben, daß es hier eine Partei gibt, die den König für Rußland gegen die Westmächte engagiren will. Ich kann mein Ehrenwort geben, daß ein solcher Wunsch und

Rath niemals bis zu meinem Ohr gelangt ist, dagegen wol der Rath, par ambition prussienne dem russischen Kaiser den Krieg zu erklären. Die supponirte Partei besteht meines Wissens allein aus dem Redacteur der Kreuzzeitung (!?), mit welchem Blatte ich *couteau tiré* stehe. — Auch sind meine Ansichten und Entschlüsse zu gut bekannt, als daß es irgend Jemand wagen könnte, mir solche Gesleien auszukramen.

„Rußland kann ich nur um seiner Sünden willen, nicht als Allirter helfen. Mein ganzer appui moral ist den Westmächten geweiht, Meinen appui matériel aber bekommen sie nie, da ich gegen Niemand Krieg mache, der mir Nichts zu Leide gethan hat. Dagegen weiß Nicolaus es aus meinen Briefen wohl und deutlich, daß der erste Schritt, den er über die österreichische Grenze thut, mich feindlich gegen ihn auftreten lassen wird.

„N. S., 15. August. Ich weiß, daß in the Palace, gleichwie in Downing Street die falschesten Ansichten über meine Politik verbreitet sind. Ich begreife, daß es dort sehr willkommen sein würde, wenn ich kein Gewissen hätte und ohne Ursache Krieg machte, *pour les beaux yeux, non de Sa Majesté, mais de John Bull*. Ich liebe John Bull und *adorire the Queen*, aber Gottes Geheiß in's Gewissen geschrieben, ist mir doch sehr viel lieber. Können Ew. Majestät nicht ein wenig zum Guten reden? Ich fordere Sie dazu auf. Warum glaubt man mir nicht, und warum sagt Bloomfield, man hielte mich für einen heimlichen Feind Englands? Wenn meine Friedensliebe und mein Friedensstifterberuf heimliche Feindschaft ist, dann hat man Recht.“

Gleichzeitig (am 16.) schrieb der König an Prinz Albert um zu erfahren, ob wol die englische Flotte während des Winters in der Ostsee bleiben werde? Der Prinz antwortete am 28., daß dies noch nicht entschieden sei, daß aber Preußen doch keinesfalls von Rußland etwas für seine Küsten zu befürchten habe, die Westmächte also die befohlene Befestigung Danzig's nur als eine gegen sie gerichtete Maßregel betrachten könnten. Wenn der König darin den Ausdruck der Animosität der englischen Diplomatie sehe, über die er klage, so könne er (der Prinz) nicht leugnen, daß diese Animosität wirklich bestehe, und zwar nicht bloß in der Diplomatie, sondern in der englischen, französischen und einem bedeutenden Theile der deutschen Nation. Wenn der König sich an die letzten Ereignisse erinnern wolle, so könne er kaum sagen, daß dies ganz ungerechtfertigt sei; denn nach Vertwerfung der Convention habe er alle seine Diener entlassen, die beim Kaiser von Rußland in Ungnade standen, und seitdem hindere Preußen jede ernstere Annäherung Oesterreichs an die Westmächte durch eine für Rußland wohlwollende Neutralität. Er könne sich doch nicht wundern, wenn eine solche Politik, die nicht zum Frieden, sondern nur zur Verlängerung des Krieges führe, Deutschland spalte, Oesterreich hemme und hindere, daß die europäische Frage im europäischen Sinne gelöst werde, von England und Frankreich als feindlich betrachtet werde. Dem Kaiser von Rußland werde dies übrigens schwerlich zum Vortheil gereichen, denn je länger der Krieg dauere, desto schwerer würden die Bedingungen sein, welche die Westmächte verlangen müßten, und je mehr Rußland verleitet werde, auf Preußens Unterstützung zu hoffen, desto größer werde schließlich seine Enttäuschung und sein Unwille gegen Preußen sein.

Wenn Prinz Albert der Art die preußische Politik gegen den König kritisirte, so war nicht zu verwundern, daß die Regierung noch ganz anders sprach. Auf das Anerbieten Preußens vom 5. Septbr., die vier Punkte moralisch unterstützen zu wollen und dies in einem neuen Protokoll zu constatiren, erfolgte am 15. eine schroffe Zurückweisung: es sei ganz gleichgültig, ob Preußen in den vier Punkten einen Kern für Verhandlungen sehe, sie seien *conditio sine qua non*. „Es würde der Gipfel der Absurdität sein und uns lächerlich machen,

noch ein Protokoll abzufassen, um zu constatiren, daß Preußen Nichts thun wolle. Es komme darauf an, das erkannte Ziel zu erreichen, wenn aber eine Großmacht statt hierbei mitzutwirken, nur hindere, so komme das einer Abdankung dieser Macht in Bezug auf ihre europäische Stellung heraus.“ Preußen wurde dabei so anzüglich an die Pflichten einer ehrlichen Politik erinnert, daß begreiflicher Weise die Regierung diese Depesche sehr geheim hielt.

Was nun Oesterreich betraf, so kam Alles darauf an, wie es die Ablehnung der vier Punkte aufnehmen werde. Noch ehe es die Antwort Rußlands empfangen, wandte sich Graf Buol, der früher Gesandter in England gewesen war, in einem Schreiben an die Königin¹⁾, dessen Zweck offenbar war, zu großen Erwartungen vorzubeugen.

„Nimmt der Kaiser,“ heißt es in demselben, „die von uns nach Petersburg gebrachten Grundlagen an, so zweifle ich nach den uns kund gegebenen Dispositionen nicht, daß man in Paris und London keine erheblichen Schwierigkeiten machen wird zu Unterhandlungen zu schreiten, an welche als nächstes Resultat ein allgemeiner Waffenstillstand anknüpft werden könnte. Es scheint, daß hierzu weniger Geneigtheit in London sein dürfte, allein es läßt der überaus praktische Sinn des Engländers hoffen, daß aus einem oder dem anderen Anlaß sich auch dort die Vortheile eines guten, soliden Friedens Geltung verschaffen werden, wenngleich dem ehrgeizigen Publico eine glänzende Waffenthat Noth thut. Den Kaiser Napoleon dagegen dürften Gw. M. für eine friedliche Ausgleichung sehr zugänglich finden, und gewiß könnte der Welt kein größerer Dienst geleistet werden, als wenn es Ihren einflußreichen Worten gelänge, ihn darin zu bestärken und zugleich zu bewegen, auf das englische Ministerium in diesem Sinne einzuwirken. — Würden die Propositionen von Rußland abgewiesen oder nur mit Ausflüchten angenommen, dann bekäme die Sache eine andere Gestalt, und leider muß man, so sehr auch deren Annahme in dem wohlverstandenen Interesse Rußlands zu liegen scheint, diese Möglichkeit in's Auge fassen. Würde es da sein, wo es jetzt steht, wenn es unseren wohlgemeinten Rathschlägen ein willigeres Ohr geliehen hätte? So wenig formidabel es sich als Aggressivmacht bewährt hat, so kann es, das ist nicht zu leugnen, sich auf seine wenigstens durch äußere Gewalt inexpugnable Defensivkraft stützen und jedes Abkommen von der Hand weisen. Hierin läge eine große Verlegenheit, die wol besonders den Seemächten zur Beherzigung empfohlen werden sollte, damit sie ihre Forderungen nicht zu sehr steigern. Sie könnten davon in Ehren nicht zurüdtreten, die Türken gingen ihrem Verfall immer näher und Oesterreich müßte jedenfalls in seiner Stellung ausharren und noch mehr unerquickliche Controversen mit Preußen und dem übrigen Deutschland auskämpfen, Situationen, die im Interesse Aller zu vermeiden sind.“

„Preußen hat uns bis jetzt unsere Aufgabe nicht erleichtert und eine feste consequente Politik wird dort nie zu erwarten sein. Auch Deutschland hat es verwirkt, eine schöne Rolle zu spielen, Eitelkeit und russische Intrigue haben feste Position gewonnen; hätte man uns in Petersburg Alle recht einig gewünscht, so stünden vielleicht heute schon die Sachen ganz anders. Indes unser Kaiser wird gewiß dem eingenommenen Standpunkt treu bleiben. Oesterreichs Politik ist, soweit möglich, eine Theilnahme am Kriege zu vermeiden, keiner überspannten Forderung Unterstützung zu geben, dagegen aber fest auf Dem zu bestehen, was es recht und billig und den deutschen Interessen entsprechend hält und sich von anderen Einflüssen weder beirren noch abhalten zu lassen.“

Das Klang allerdings sehr vag und es verrieth auch keine sehr activen Absichten, wenn gleich darauf der Kaiser der Königin (4. Septbr.) schrieb: „Erschöpfen Gw. M. allen Ihren Einfluß, um die westliche Allianz in der Mäßigung zu bestärken“. Gegen Mitte d. M. erhielt nun Hübner die Nachricht, daß Oesterreich aus der Ablehnung der vier Punkte keinen Kriegsfall machen könne,

¹⁾ In den dem Verfasser vorliegenden Papieren ist dieser Brief allerdings nicht ausdrücklich als an die Königin gerichtet bezeichnet, doch lassen Form und Inhalt wol nur diese Adresse zu.

was natürlich sehr übel vermerkt ward; Drouin de Lhuys hatte sicher eine Kriegserklärung erwartet, der Kaiser weniger, da ihm der Oberst Létang, der sich seit einiger Zeit in militärischer Sendung in Wien befand, über die dortigen Dispositionen berichtet. „L'Autriche courra au secours — du vainqueur“ hatte derselbe ihm geschrieben. Oesterreich schlug nun eine neue Conferenz auf Grund der vier Punkte vor, welche es sich anheischig machte, in Berlin zur Annahme zu bringen. Napoleon erwiderte: „Le temps des congrès est passé, c'est la guerre qui décidera.“ Vor seiner Abreise in das Lager von Boulogne hielt er es angezeigt, Oesterreich eine Warnung zu geben, er bemerkte dem Baron Hübner, indem er sich eine Cigarre anzündete: „J'ai pleine confiance dans la conduite de l'Autriche, mais vous savez que je peux mettre le feu à l'Europe, comme à ce cigare!“

V.

Freilich waren die Erfolge der Verbündeten gegen Rußland nicht der Art, daß sie Buol's Muth anspornen konnten. Nachdem durch den Rückzug der Russen an der Donau die Gefahr einer Invasion abgewendet, handelte es sich um einen neuen Feldzugsplan, und dieser fiel sehr unglücklich aus. Rußlands ungeheurer Körper bot nur drei verwundbare Stellen: Polen, Finnland und den Kaukasus. Ersteres war durch die Rücksicht auf Oesterreich und Preußen ausgeschlossen; zu einem Feldzug von Finnland auf Petersburg gehörte die Mitwirkung Schwedens, das damals noch nicht bereit dazu war. Die Einnahme von Bomarsund gab zwar dem Kaiser, der schon im Mai gesagt: „Il me tarde d'entendre le canon des Invalides,“ Gelegenheit Victoria zu schießen, hatte aber wenig militärische Bedeutung; vielmehr konnte die Flotte, trotz der im schlechtesten Stile gehaltenen Prahlereien Palmerston's bei dem Abschiedsbankett für Sir Charles Napier gegen die russischen Befestigungen Nichts ausrichten und begnügte sich, einige finnische Fischerdörfer zu verwüsten. Um so mehr wies Alles auf den Kaukasus als Kriegsziel hin. Die Eroberung desselben war seit Peter dem Großen ein Hauptziel der russischen Politik gewesen, da dessen gewaltige strategische Stellung ihr Persien, Anatolien und somit den Weg nach Constantinopel öffnet. Katharina II. hatte Verbindungen mit dem Fürsten Heraclius von Kartalinien und Kachet, und dem Sultan Salomon von Imeretien angeknüpft, sie wußte von ihnen die Aufnahme russischer Truppen zu erhalten, sicherte sich ihres Beistandes gegen die Türken und bewog sie schließlich gegen reiche Belohnungen, sich unter ihre Schutzherrschaft zu stellen, die dann zur Einverleibung führte. Die Anfälle der kaukasischen Stämme auf Karawanen von Astrachan benutzte sie, um Militärcolonien am Teret anzulegen; unter dem Vorwand der Begründung eines Stapelplatzes für den Handel mit Persien baute sie ein Fort bei Asterabad und bereitete so die ausschließliche Herrschaft über das kaspische Meer vor, die durch den Frieden von Gulistan 1813 besiegelt ward¹⁾. England hatte damals die Gefahr erkannt und 1814 einen Vertrag mit Persien geschlossen, der dem Schah Beistand für den Fall des Angriffs einer

¹⁾ Man vergleiche Rawlinson, Russia and England in the East. 2. ed. 1877.

europäischen Macht versprach, falls derselbe nicht durch Persien provocirt sei. Aber Canning's schwache Politik verweigerte unter dem wichtigsten Vorwande den casus foederis, als Rußland 1826 Persien angriff, und sah ruhig zu, wie es demselben durch den Frieden von Turkomantschai die beiden reichen Provinzen Erivan und Natitschevan entriß. Das britische Ansehen erlitt dadurch einen schweren Stoß, während Persien in immer größere Abhängigkeit von Rußland gerieth, das den Schah verleitete, für seine Verluste im Osten sich durch Eroberungen im Westen schadlos zu halten, und brachte es durch die Expedition gegen Herat, der England sich widersetzte, mit diesem in Conflict; der unglückliche Feldzug gegen Afghanistan gab der englischen Stellung einen neuen Stoß. Nachdem England von Persien Nichts mehr zu erwarten hatte, trat es feindselig gegen dasselbe auf und zwang es durch die Convention von 1853, seiner Action gegen Herat zu entsagen. Persien verbitterte dies vollends und beim Ausbruch des Krieges war der Einfluß Rußlands in Teheran allmächtig, der Schah verstand sich dazu, Hilfs-corps in Tabriz und Kermanschah zusammenzuziehen. Nichtsdestoweniger täuschte sich der damalige Sadr-Uzam (Großvezier) nicht darüber, daß Rußland der Erbfeind Persiens sei, und daß eine Grenzberichtigung auf Kosten der Türkei, selbst die Gewinnung von Herat kein Aequivalent für eine Stärkung der russischen Macht in Asien sei. Wäre England damals energisch aufgetreten und hätte Subsidien angeboten, so hätte es Persien fortreißen können, um so mehr, als dessen Augen stets auf den Kaukasus gerichtet waren. Dieser war damals noch sehr unvollkommen unterworfen, die kriegerischen und fanatisch muselmännischen Stämme der Tschetschenen, Lesghier, Abasen u. s. w., die man falsch mit dem allgemeinen Namen der Tscherkessen bezeichnet, da sie sich fremd sind und gesondert gegen Rußland kämpften, welches das Centrum des Gebirges schon längst besaß, begrüßten mit Jubel den Ausbruch des Krieges und warteten nur auf ein Zeichen, um sich zu erheben. Schamyl erbot sich zu einer Diversion mit 40,000 M., Naib Mohammed Emir, der das Gebirge und die Ebene zwischen dem Schwarzen Meer und Kuban inne hatte, wollte 60,000 stellen. 20,000 M. europäische Hilfsstruppen hätten mit den Kaukasiern Rußland diese gewaltige Position entrisen und mit der Pforte, resp. Persien vereinigt, wäre das Gebirge ein unübersteigliches Bollwerk geworden. Statt dessen thaten die Verbündeten Nichts¹⁾, sie betrauten die Türkei mit dem asiatischen Feldzug, der schlecht geführt ward, eine Diversion Omar Pascha's bei Suchum Kaleh änderte daran Nichts. Rußland, das die Gefahr vollkommen erkannt und seine kaukasische Armee sehr verstärkt hatte, athmete auf.

Inzwischen waren die verbündeten Truppen vom 20. Juni bis 20. August unthätig in Varna, wo der Typhus und die Cholera sie decimirten (die Engländer verloren so 500, die Franzosen 5000 Mann), allgemeine Unzufriedenheit herrschte, Indisciplin begann einzureißen und in einigen französischen Bataillonen

¹⁾ Palmerston erkannte vollkommen diesen schwachen Punkt Rußlands, aber meinte unbegreiflicher Weise, man werde die Vertreibung der Russen aus Georgien und Cirkassien den Türken überlassen und ihnen nur europäische Officiere geben müssen. Der Marschall Vaillant wollte Kerman, Odessa und Peretop angreifen und gleichzeitig den Kaukasus insurgiren (Rouffet I, p. 133).

hörte man die Namen verbannter Generale nennen, die es besser gemacht haben würden. Der Prinz Napoleon, der gleichfalls erkrankt war, und in der Verfolgung der österreichischen Allianz einen Hauptfehler sah, bat um seine Abberufung, die indeß nicht gewährt ward. Napoleon hatte Anfang Juli den Plan zum Feldzug gegen Sebastopol entworfen¹⁾ und sandte ihn, ohne dem Kriegsminister Marschall Baillant irgend etwas davon gesagt zu haben, ganz von seiner Hand geschrieben, nach Constantinopel. In Wien und London ward der Plan mit großem Beifall begrüßt; was Oesterreich betraf, war dies begreiflich, denn das entfernte den Kriegsschauplatz von der Donau, in London verlangte man nach einem großen Schlag. Lord Lyndhurst's erwähnte Rede hatte die Aufmerksamkeit auf Sebastopol gerichtet, die „Times“ erklärte (24. Juli) das Ziel des Krieges müsse sein: das Herz der russischen Macht im Osten zu treffen und dies sei Sebastopol²⁾. Auch Prinz Albert war dieser Ansicht und befürwortete den Plan lebhaft, obwol er gestand, daß man Nichts über die Defensivkraft Sebastopol's wisse, und seine Vorschläge über die Landungspunkte sich später unausführbar zeigten, so ward die Sache beschlossen. An Ort und Stelle war man zuerst anderer Ansicht. Am 23. Juni hatte der Kaiser an St. Arnaud unzufrieden geschrieben, es müsse Etwas geschehen, das Ziel könne Anapa oder die Krim sein. Am 28. Juni erhielt Naglan die Erklärung seiner Regierung, daß der Angriff auf Sebastopol in's Auge zu fassen sei; nur wenn er und St. Arnaud denselben als unmöglich erachteten, sollten sie gegen Anapa und Suchum Kaleh gehen. Gegen letzteres erklärte sich Baillant, weil er mit Oesterreich in Fühlung bleiben wollte. St. Arnaud hatte bei seiner Abreise die Hoffnung ausgesprochen, Sebastopol zu nehmen³⁾, aber bald sah er, welche Schwierigkeiten das haben würde. Am 23. Juni legte er dieselben dem Kaiser dar. „Ew. Majestät, wie ich von der Nothwendigkeit überzeugt, einen Schlag zu führen, spricht von der Krim und Anapa. Ich habe dem Kaiser, was die Krim betrifft, meine ganze Ansicht, die Lord Naglan's und der beiden Admirale gesagt. Um eine große Sache zu unternehmen, bedarf es großer Mittel, und wir besitzen deren keines⁴⁾. Seit sechs Monaten verlangt man von allen Seiten vom Marineminister Nachschiffe, Kanonenböte u. s. w., also mit einem Wort die Mittel, welche für die Landung einer Armee unentbehrlich sind, die gegen einen starken und wachsamem Feind operirt.

¹⁾ Er schrieb am 29. Juni an Lord Cowley, den englischen Botschafter in Paris: „J'avais déjà prévenu la pensée du gouvernement Anglais, en ordonnant à St. Arnaud que si les Russes se retireraient, il fallait prendre la Crimée et porter la guerre en Asie.“ (Pce. Consort's Life III, p. 82.) Fast gleichzeitig drängte Palmerston in einem Memorandum des Cabinet's zur Unternehmung gegen Sebastopol.

²⁾ We are now approaching the sixth month of actual hostilities and as yet not a shot has been fired by the land forces of England. The broad policy of the war consists in striking at the very heart of the Russian power in the East and that heart is at Sebastopol. To destroy Sebastopol is nothing less, than to demolish the entire fabric of Russian ambition in those regions, where it is most dangerous to Europe. Die Ereignisse haben gezeigt, daß dies keineswegs der Fall.

³⁾ Am 3. Juni schreibt er von Gallipoli: „Je me meurs d'envie de voir Sébastopol, parceque j'ai dans l'idée, qu'il y a quelque chose à faire par là (Rousset I, p. 135).

⁴⁾ Doppelt unterstrichen.

Vor acht Tagen hat der Minister geantwortet, daß die Frage studirt werde. Sire, es bedarf ein Jahr Vorbereitungen, um in der Krim eine Landung zu machen, die einige Aussicht auf Erfolg bietet.“ Lord Raglan, sagte er weiter, meine, daß für den Angriff auf Anapa 9000 Engländer mit 15 Feldgeschützen und 8 Belagerungsgeschützen, 20,000 Franzosen mit 30 Kanonen nothwendig sind. Diese Truppen könnten nicht durch die Flotte allein transportirt werden, man brauche dazu noch 6 große Dampfer und 30 Flachboote. „Mögen Ew. Maj. urtheilen, was für eine Unternehmung gegen die Krim nothwendig ist, nach diesen Vorbereitungen, die eine kleine Expedition gegen Anapa erfordert.“ Inzwischen hatte St. Arnaud die unglückliche Expedition in die Dobrubtscha abgehen lassen, die zu furchtbaren Verlusten durch die Cholera ¹⁾ und zum Rückzug führte, nachdem die Truppen den Feind kaum gesehen, am 10. August zerstörte ein großer Brand ein Siebentel von Barna mit fast allen Magazinen. Am Morgen desselben Tages legte St. Arnaud dem Kriegsrath den ihm vom Kaiser gesandten Plan für die Expedition gegen die Krim vor. Lord Raglan wandte ein, daß man das Land so wenig kenne wie die Stärke der Russen und keine Cavallerie gegen die Kosaken habe. Der Admiral Hamelin hielt die verfügbaren Kräfte für so unzureichend, daß die Sache einem Abenteuer gleiche; dazu komme, daß bei dem Nahen der Aequinoctialstürme die Geschwader nicht lange zum Schutz an der Küste bleiben könnten. Am entschiedensten sprach sich der Prinz Napoleon dagegen aus, da der Kaiser in Biaritz die Sachlage nicht beurtheilen könne; es sei, wie Hamelin gesagt, ein Abenteuer, dem ein Winterfeldzug auf russischem Boden folgen müsse. Wolle man aber die Sache unternehmen, so müsse man erst den Isthmus von Perekop besetzen und besetzen, dadurch die Verbindung mit Rußland abschneiden und sich der Hauptstadt der Halbinsel, Simferopol, bemächtigen. Erst dann könne man gegen Sebastopol vorgehen. General Canrobert widersprach; er hielt nach den Ergebnissen der vorgenommenen Reconoscirung das Unternehmen für ganz möglich und die Landung bei Eupatoria die richtige. Nachdem Lord Raglan nachgegeben, entschied sich die Mehrheit für die Expedition; dagegen stimmten die beiden Admiräle, der Herzog von Cambridge und der Prinz Napoleon ²⁾. Am 4. September ging sie ab, 21,500 Engländer, 29,000 Franzosen, 6000 Türken ohne Belagerungspark, die Franzosen hatten neue, von Napoleon erfundene und am 14. Februar, unmittelbar vor Beginn des Krieges, eingeführte Kanonen; am 14. September erfolgte die Landung bei Eupatoria. Die Russen, die an die Expedition nicht glaubten, eben weil die englische Presse stets davon sprach, hatten 51,000 Mann; sie hätten unzweifelhaft die Landung hindern können, hatten aber keine Vorbereitungen getroffen, und so vollzog sich dieselbe ungestört. In Frankreich dachte man damals ernstlich, daß Sebastopol rasch genommen werden könnte und der Marschall Vaillant schrieb an demselben Tage, wo die Auschiffung erfolgte, an St. Arnaud:

¹⁾ 2475 Tode und 1000, die nach Frankreich zurückgeschickt werden mußten, die Zahl der Kranken betrug am 9. August 5000.

²⁾ St. Arnaud verbarg sich die Bedenken nicht, die er früher selbst geltend gemacht, sie verriethen sich in seinem Tagesbefehl, der die Expedition ankündigte und einen so schlechten Eindruck machte, daß der Moniteur sie für erfunden erklärte und durch eine vom Kaiser verfaßte ersehte.

„Supposons nos espérances réalisées et cet immense succès obtenu, il faut penser à ce que vous devez faire“, der Kaiser befahle ihm dann, Sebastopol von der Landseite zu besetzen, die Flotte in dem schönen Hafen überwintern zu lassen, Simferopol zu besetzen u. s. w. Aber die bekannte Tartarennachricht, die damals der Kreuzzeitung tiefe Trauer über den schweren Schlag, den die russische Macht empfangen, einflößte, bestätigte sich nicht: die russischen Truppen hatten eine starke Vertheidigungsstellung auf den Höhen der Alma eingenommen, die erst nach blutiger Schlacht und tapferer Vertheidigung erobert wurden. Viel trug zu der Niederlage bei, daß der Kaiser Nicolaus als militärischer Doctrinär, um seinen Truppen mehr Beweglichkeit zu verleihen, kurz zuvor neue Formationen befohlen, in welche die Soldaten sich noch nicht eingelebt hatten, und die Verwirrung anrichteten. Man hat behauptet, daß wenn man diesen Sieg rasch verfolgt hätte, eine Ueberrumpelung der Festung immerhin nicht unmöglich gewesen wäre; aber der Marschall St. Arnaud, der hiefür war und hoffte, in einem Monat die Schlüssel Sebastopols dem Kaiser übersenden zu können, war so schwer krank, daß er nicht die Leitung übernehmen konnte, und Lord Raglan, dessen Truppen sehr gelitten, hielt den Versuch für bedenklich: die Folge hat ihm nur zu sehr Recht gegeben. Der Zustand des Marschalls verschlimmerte sich rasch so, daß er den Oberbefehl an General Canrobert übertragen mußte, am 29. September starb er. Man marschirte über Belbek nach Balaclava, von der Seeseite schien Sebastopol uneinnehmbar und der russische Oberbefehlshaber, Fürst Menchikoff, sperrete den Hafen vollends, indem er den größten Theil der Flotte opferte und versenkte, trotz des Widerstandes des Admirals Korniloff, der darauf brannte, sich mit dem allirten Geschwader zu messen. Im übrigen waren die Befestigungen sehr unvollkommen, aber das Genie des soeben eingetroffenen Oberst von Tottleben arbeitete Tag und Nacht sie zu verstärken, die Aussichten eines erfolgreichen Sturmes waren gering, die einer Niederlage verhängnißvoll; nach einem furchtbaren Bombardement von der Land- und Seeseite am 18. und 19. October mußte man einsehen, daß Sebastopol nur durch eine regelrechte Belagerung zu nehmen war. Dazu hatten die verbündeten Corps stark gelitten, das englische vorzüglich in Folge des ganz unzureichenden Trains und Gesundheitsdienstes; es verlor täglich an 100 Mann, während die russische Armee durch Heranziehung aller verfügbaren Truppen immer stärker war. Am 24. kam ein starkes Corps unter General Siprandi aus Bessarabien zur Unterstützung, es bestätigte, wie vortheilhaft vom strategischen Gesichtspunkte die erzwungene Räumung der Fürstenthümer für die Russen war. Am 25. October griff er die Allirten bei Balaclava an; die Russen wurden zurückgeschlagen, aber der unbegreiflich von Raglan befohlene Sturm der leichten Cavallerie gab ihnen den Vortheil des Tages, indem sie sich wieder im Tschernajathal festsetzten. Am 30. October schrieb Menchikoff dem Fürsten Paskevitsch: „Der Feind wagt nicht mehr aus seinen Linien vorzurücken, si le temps nous seconde, rien ne peut le sauver d'un désastre complet.“ Die Verbündeten hatten am 5. November nur noch 65,000, die Russen 100,000 Mann; mit diesen lieferten sie die Schlacht von Inzerman, in der zwar der Vortheil den Verbündeten blieb, aber die sie furchtbare Opfer kostete, so daß man beschließen mußte, jede weitere Action bis zum Eintreffen von Ver-

stärkungen zu verschieben. Der Herzog von Cambridge und der Prinz Napoleon fühlten sich so leidend, daß sie in die Heimath zurückkehrten, ein Umstand, der in diesem kritischen Augenblick ungünstig wirken mußte, wenn auch die Abreise des frondirenden Prinzen militärisch vortheilhaft war: manche Officiere suchten die Rückkehr aus Gesundheitsrückichten nach, die nicht hinreichend begründet waren, und ermutigten durch ihre Reden in Frankreich nicht gerade die jungen Truppen, die zur Einschiffung bestimmt waren. Das Wetter ward schlecht, ein Orkan fügte dem Geschwader großen Schaden zu, ein englischer Dampfer, „Prince“, mit den so nothwendigen Winterkleidern und $\frac{1}{2}$ Mill. £. in Gold ging mit Mann und Maus unter; man mußte sich, bis die Verstärkungen eintrafen, so gut es ging, für die Winterquartiere einrichten. Die Verbündeten aber mußten die Ueberzeugung gewinnen, daß der Sturz Sebastopols noch sehr fern sei; der beginnende Winter war für die Verstärkung ihrer Heere ein gewaltiges Hinderniß, während der Frost den Russen die Zufuhr auf Schlitten erleichterte. An eine Einschließung der Festung war mit den unzureichenden Kräften nicht zu denken; Cholera und Scorbut griffen um sich und verbreiteten allgemeine Entmuthigung.

Orientalischer Socialismus.

Von

Prof. Theodor Nöldeke in Straßburg.

Schon das classische Alterthum zeigt uns bekanntlich socialistische Bestrebungen und Kämpfe: Drängen auf Schuldentilgung und Ackervertheilung, Sklaven- und Bauernkriege; freilich tragen selbst die wildesten Erscheinungen dieser Art nie einen principiell radicalen Charakter, man strebt nicht danach, auf die Dauer die allgemeine Gleichheit zu bewirken. Weniger bekannt ist es, daß auch die Völker Westasiens große Bewegungen hervorgebracht haben, welche das Erbübel der Menschheit, die ungleiche Vertheilung der Güter, durch Gewalt oder durch Belehrung rasch zu heilen suchten. Der orientalische Socialismus ist, im entschiedensten Gegensatz zu dem neueren französischen und deutschen, durchaus religiös: im Morgenlande erlangt nur die rohe Gewalt oder die Religion große Erfolge.

Stark religiös gefärbt ist schon der von einem Orientalen angeregte furchtbare Sklavenaufstand auf Sicilien in den Jahren 134 bis 132 v. Chr., der freilich auf der anderen Seite wieder viel Aehnlichkeit mit anderen socialen Kämpfen des Westens trägt. Wir besitzen über diese sicilischen Ereignisse nur einen etwas ausführlicheren Bericht von einem sehr humanen Griechen, der mit einer Unparteilichkeit erzählt, zu welcher ein Römer in seinem harten National- und Standesbewußtsein ganz unfähig gewesen wäre¹⁾. — In Sicilien hatte sich unter römischer Herrschaft die Latifundienwirthschaft entsetzlich ausgebreitet. Die Besitzer, zum großen Theil römische Ritter, bekümmerten sich wenig darum, wie sich ihre Sklavenherden ernährten; diese sahen sich auf Räuberei angewiesen und lernten dabei ihre Kraft kennen. Eines Tages erhoben sich die verachteten Menschen mit Wuth gegen ihre Herren. An ihrer Spitze stand Eunus aus Apamea in Syrien, ein Prophet der großen syrischen Göttin Atar-athê (Atargatis), welche in Hierapolis, nicht fern vom Euphrat, ihr weitberühmtes Heiligthum hatte. Griechen und Römer hatten in ihrer klaren Verständigkeit für die Auffassung solcher religiöser Erscheinungen, wie das semitische Propheten-

¹⁾ Dieser Bericht ist leider vollständig erhalten in den Fragmenten des Diodor. Außerdem haben wir einige Angaben über den Sklavenkrieg bei den Epitomatoren des Livius und ganz vereinzelte sonstige Notizen.

thum, kein Organ; dieses ist ja auch für uns etwas äußerst Fremdartiges. Sie fertigten solche Leute einfach mit der Bezeichnung „Betrüger“ ab. Wer sich mit dem Wesen der semitischen Völker näher vertraut gemacht hat, wird eine andere Auffassung gewinnen. Bei den Semiten erstehen von Zeit zu Zeit immer wieder bedeutende Männer gewaltigen Wesens, unklaren Sinnes, welche sich in ihrem Enthusiasmus für die Organe der Gottheit halten, die Menge fortreißen und regieren, für Wunderthäter gelten und sich diesen Glauben gefallen lassen, ja ihn wol gar durch Täuschungen absichtlich nähren, ohne dabei an sich selbst und ihrer Sendung irre zu werden. Wir haben allen Grund, auch den Eunus zu dieser Classe zu rechnen und ihn als einen Geistesverwandten des Bar Kochba und des Muhammed anzusehen. Eunus hatte schon als Sklave geweissagt, er werde noch König werden, und der Hohn, den ihm das eintrug, war ein weiterer Sporn für ihn geworden. Die Sklaven, welche auf Sicilien die Heerden hüteten und das Land bauten, waren sicher zum großen Theil Orientalen oder in orientalischen Anschauungen aufgewachsen: Syrer, Punier und andere Nordafrikaner mit punischer Religion; ferner Halbgriechen aus Kleinasien. Und die Sklaven, welche von ganz rohen Völkern herkamen, Thracier, Ägypter, Iberer u. s. w., waren gewiß der überlegenen Einwirkung semitischer Aberglaubens nicht unzugänglich. So hartes Leben macht ja den Menschen nur zu geneigt, Wunder zu seiner Erlösung zu erwarten. Es ist daher gleichgültig, ob Eunus den Leuten wirklich vorgegaukelt hat, daß er Feuer speien könne, oder ob das nur eine Fabel ist: dadurch allein hätte er sie keinesfalls zur Erhebung gebracht. Der Aufstand brach erst aus, nachdem Eunus als Prophet erklärt hatte, die Stunde sei gekommen. Die Sklaven nahmen die Stadt Enna (Castro Giovanni) im Mittelpunkt der Insel ein und kühlten ihre Rache durch die entsetzlichsten Greuel. Zum König erwählten sie den Eunus, obwohl derselbe — ganz wie Muhammed — weder ein Held, noch ein Feldherr war: er muß ihnen eben als Prophet imponirt haben. Eunus nahm den königlichen Namen Antiochus an, machte seine Frau, auch eine Syrerin, zur Königin und umgab sich mit einem hohen Rath, in welchem sich ein Grieche Achäus durch organisatorisches Talent und gemäßigten Sinn auszeichnete. Seine Unterthanen nannte er „die Syrer“; der zu besonders verächtlicher Bezeichnung von Sklaven dienende Name seiner Nation sollte ein Ehrenname werden. Die gefangenen Herren ließ Eunus bis auf die, welche zur Waffenanfertigung tauglich erschienen und als öffentliche Sklaven arbeiten mußten, umbringen: die syrische Göttin kannte gegen ihre Feinde so wenig Erbarmen, wie der Gott des Alten Testaments und der Gott Muhammed's. Daß er persönlich so wenig hart war, wie der arabische Prophet, zeigte er durch die Verschonung einiger Leute, die sich ihm früher wohlwollend erwiesen hatten. Die Scharen des Eunus wuchsen. Das Beispiel fand Anklang. Bei Agrigent erhoben sich die Sklaven unter einem anderen Orientalen, Kleon aus Cilicien, dem Vaterland wilder Seeräuber. Schon hofften die geängstigten Besitzer, die beiden Anführer würden die Waffen gegen einander kehren: aber ohne Bedenken unterwarf sich der tapfere und energische Kleon dem Prophetenkönig und wurde seine rechte Hand. Die Sklaven besiegten ein römisches Heer nach dem anderen, nicht Prätor, noch Consul konnte ihnen widerstehen. Die ganze

Insel kam unter furchtbarem Blutvergießen in ihre Gewalt; die Proletarier der Städte sympathisirten mit ihnen. Schon zeigten sich in den verschiedensten Theilen des Reiches ähnliche Regungen, welche nur mit rücksichtslofester Strenge unterdrückt werden konnten. Endlich gelang es dem Consul P. Rupilius durch Verrath eines Syrrers Serapion das feste Tauromenium (Taormina an der Ostküste) zu nehmen. Dann ging es auf Enna los. Kleon fiel als Held. Die Stadt kam nach langer Belagerung in die Hände der Römer, und zwar auch durch Verrath. Eunus flüchtete, ward ergriffen und kam im Gefängniß um. Man erzählt, er sei an der Läufekrankheit gestorben. Wir dürfen hierin vielleicht die Auffassung der enttäuschten Menge sehen, welche jetzt den Propheten als ruchlosen Frevler ansah, der den Namen der Göttin entweiht habe, denn diese fabelhafte Krankheit galt als Strafe der ärgsten Gottesverächter. Wie die Römer mit den Besiegten verfahren, kann man sich leicht ausmalen: freilich half das wenig, denn schon 30 Jahre später erlebte Sicilien eine eben so furchtbare Sklavenerhebung.

Ein ganz anderes, rein idealistisches und friedliches Wesen zeigt ein socialistischer Versuch im Orient selbst, nämlich bei den ältesten Christen. Zu großer Ungleichheit im Besiz hatten bei den Israeliten schon ältere Religionsgesetze entgegenzuwirken gesucht, wenn auch schwerlich mit bedeutendem Erfolg. Ja auch völlige Gütergemeinschaft innerhalb einer stillen religiösen Vereinigung war in Israel nichts ganz Neues: sie galt bei den Essäern, einer Art Mönchsorden. Das Christenthum suchte nun aber einen solchen Zustand in größerem Stile zu verwirklichen. Seiner Weltverachtung mußte jedes Streben nach eigener Habe sündhaft und thöricht erscheinen, zumal man ja täglich die Wiederkunft Christi erwartete. Ganz durchgeführt ist freilich die Gemeinschaft der Güter auch wol nicht einmal in der Urgemeinde in Jerusalem; schon der Umstand, daß das Christenthum nie daran gedacht hat, die Familie aufzuheben, mit welcher der Privatbesiz nothwendig verknüpft ist, mußte dem entgegenstehen. Auf alle Fälle hatte aber die noch durchaus milde und harmlose Religion, wenn dieser Zug für sie wesentlich blieb, nicht die geringste Aussicht auf Ausbreitung und Weltherrschaft. Der wunderbare Mann, welcher mit glühender Schwärmerei scharfe rabbinische Dialektik, große Energie und einen sehr praktischen Blick verband und durch diese Eigenschaften mehr für die Verbreitung des Christenthums gethan hat, als irgend ein Anderer, stellte daher an die von ihm und seinen Genossen gegründeten Gemeinden wol die Forderung der Bruderliebe, der gegenseitigen Unterstützung, aber nicht die des gemeinschaftlichen Besizes. Während nun Paulus, zum nicht geringen Mißvergnügen der Urapostel, Gemeinde auf Gemeinde in's Leben rief und ihnen seinen Stempel aufdrückte, lebte die Urgemeinde in Jerusalem in ziemlich trübseligen Verhältnissen und mußte die Beisteuern der auswärtigen Glaubensbrüder, zu denen ihr der Heidenapostel verhalf, wohl oder übel annehmen: ein Beweis dafür, daß selbst in den einfachsten Verhältnissen, bei der größten Bedürfnislosigkeit die reine Verachtung der irdischen Habe unfruchtbar bleibt. Mit dem Untergang der Urgemeinde im großen jüdischen Aufstand erloschen naturgemäß diese Bestrebungen, um gelegentlich im Christenthum, bald hier, bald da, in bescheidenen Gemeinschaften wieder zu erscheinen. Der moderne Socialismus, der sich bisweilen auf das Urchristenthum beruft, möge sich aber gesagt sein lassen,

daß dessen idealistische Tendenzen mit seiner rohen Begehrlichkeit Nichts gemein haben, als die Unmöglichkeit einer Durchführung.

Weit mehr erinnert an neuere socialistische Erscheinungen eine religiös-politische Secte, welche am Ende des 5. und am Anfang des 6. Jahrhunderts n. Chr. Persien gewaltig erregte¹⁾. Um's Jahr 490 sah es im Reich der Sāsāniden böse aus. König Pērōz war im Jahre 484 im Kampfe mit den sog. weißen Hunnen im Oxusgebiet gefallen; dies Volk hatte das Reich überschwemmt und zu einem, jedenfalls sehr unvortheilhaften, Frieden gezwungen. Balāsch, der nach kurzem Interregnum seines gefallenen Bruders Thron bestieg, konnte sich mit den Priestern nicht vertragen, die mit dem hohen Adel im Bunde waren, und da er kein Geld hatte, um die Truppen durch reichliche Zahlungen günstig zu stimmen, gelang es jenen, ihn abzusetzen und zu blenden. Sein Nachfolger ward Katwāb, Sohn des Pērōz (488 oder 489). Die wirkliche Macht scheint damals hauptsächlich Zarmīhr, das Haupt eines der mächtigsten uralten Geschlechter, der Kāren, in Händen gehabt zu haben. Mancherlei Streitigkeiten mochten das Land bewegen, als sich ein neues Element der Unruhe zeigte. Ein Mann, Namens Mazdak, Sohn des Bāmdād, trat als eifriger Apostel einer Lehre auf, welche ein gewisser Zarāduscht, Sohn des Chorregān (aus dem noch bestehenden Orte Pāsā oder Fāsā in der eigentlichen Persis) gestiftet hatte. Er lehrte, alle Menschen seien gleich; darum dürfe auch kein Unterschied von Reich und Arm bestehen; Gott habe den Menschen die Habe zu gleicher Vertheilung gegeben, die Ungleichheit des Besizes beruhe auf schnöder Uebersvortheilung, der actuelle Besiz gebe also noch kein wahres Eigenthumsrecht. Man solle daher, verlangte er, dem Reichen Das nehmen, was er zu viel habe, um es dem Armen zu geben. Nicht bloß auf das eigentliche Vermögen bezog sich diese Forderung, sondern ausdrücklich auch auf die Frauen. Die Weibergemeinschaft würde, wie wir oben schon andeuteten, allein die Vernichtung des Privatvermögens garantiren, denn nur sie würde die Familie, das Erbrecht und somit den mächtigsten Sporn zum persönlichen Erwerb aufheben. Diese Consequenz scheint Mazdak mehr oder weniger klar gezogen zu haben; wenigstens verlangte er, daß auch die reich ausgestatteten Harems der Großen wie ihre Schätze unter die Bedürftigen vertheilt würden. Er erklärte, in dieser gleichen Vertheilung alles Besizes zeige sich die wahre Bruderliebe, welche selbst dann Gottes Wohlgefallen bewirken würde, wenn es gar keine positive Religion gäbe. Im Allgemeinen scheint Mazdak die herrschende Religion an sich nicht bekämpft zu haben. Auch sein Verbot des Fleischgenusses ließ sich wol mit den heiligen Schriften Zoroaster's in Einklang bringen; an Auslegekünstlern hat es solchen Neuerern ja nie gefehlt. Dies Verbot war gewiß aus religiöser Aengstlichkeit hervorgegangen, aber es traf wieder fast nur die Vermögenden, denn der gemeine Mann bekommt in jenen Ländern ja doch nur selten Fleisch zu essen. Die wenigen etwas genaueren Nachrichten über

¹⁾ Die folgende Darstellung beruht auf speciellen Studien unter Heranziehung noch unbenutzter orientalischer Quellen. Die Rechtfertigung meiner von den bisherigen Annahmen mehrfach abweichenden Ergebnisse denke ich an einem anderen Orte zu geben. — Mit s bezeichne ich in orientalischen Namen den harten, mit z den weichen Zischlaut.

Mazdak stammen alle aus den Kreisen der erbittertesten Gegner, der eifrigsten Anhänger der Reichsreligion; aber sie lassen doch dem religiösen Charakter seiner Lehre Gerechtigkeit widerfahren. Ohne diesen hätte er im Orient auch nie großen Einfluß gewinnen können. Wenn nun aber das blutarme Volk hörte, daß Gott nicht auf Seiten der wohlversorgten Priester und des reichen Adels stehe, sondern wolle, daß sie Alle diesen gleich gestellt würden, da war es nicht zu verwundern, daß er großen Zulauf bekam. Und wunderbarlich genug: der neue König begünstigte das Treiben. Er scheint sich mit Mazdak persönlich in Verbindung gesetzt und diesem große Vollmacht verliehen zu haben. Nun war Katwâd, wie wir aus seinen sonstigen Thaten wissen, Nichts weniger als ein Phantast; Humanität war nicht seine Schwäche; er war ein kriegstüchtiger Fürst und sehr gewandter Politiker; auch hat er nie daran gedacht, persönlich auf seinen königlichen Luxus und sein Harem zu verzichten — Anekdoten, die darauf hinweisen, kennzeichnen sich als Erfindungen —; wir müssen also schließen, daß er bei dem seltsamen Bündniß eine ganz besondere Absicht hatte. Wahrscheinlich war es ihm darum zu thun, die zum Nachtheil des Königthums herrschenden Stände, Adel und Geistlichkeit, auf's empfindlichste zu treffen. Der damalige politische Zustand des Landes unterschied sich nämlich dadurch wesentlich von dem heutigen, daß der König durch einen unbotmäßigen, reich begüterten Lehensadel beschränkt war, der sich auch im erblichen Besiz der meisten hohen Staatsämter befand und mit dem höchst einflußreichen, herrschsüchtigen und intoleranten Priesterstande eng verbündet war. Den Adel nun an seiner Familienehre und seinem Besiz zu treffen, das Volk dem Einfluß der Geistlichkeit zu entziehen, das scheint der Zweck des Königs gewesen zu sein; allerdings ein verwegenes Spiel, das aber doch auch in neuester Zeit Analogien gehabt hat.

Sehr weit konnten es nun zunächst die Mazdakiten noch nicht bringen, denn die herrschenden Stände antworteten dem König durch offene Empörung, der Oberpriester erklärte ihn für abgesetzt, man sperrte ihn in's „Gefängniß der Vergessenheit“ (Gilgird in Susiana) und hob seinen Bruder Dschâmâsp auf den Thron. Allein Katwâd wußte zu entkommen und floh zu den weißen Hunnen, deren Fürst ihm nach langem vergeblichem Bemühen ein Heer mitgab, um ihn wieder einzufehen. Nach einer Unterbrechung von wenigen Jahren bestieg er (500 oder 501) wieder den Thron. Kaum war dies geschehen, so begann er einen großen Krieg gegen die Oströmer (502—506), der, wenn er auch im Ganzen für das Reich keine bleibenden Erfolge mit sich brachte, doch den persischen Waffen Ruhm verschaffte und das persönliche Ansehen des Königs sehr heben mußte. Mancher unruhige Kopf mag im Kriege gefallen sein, gewiß nicht zum Stummer des Herrschers. Nach dem Friedensschluß scheint sich der König den Mazdakiten erst recht zugeneigt zu haben. Daß es ihnen gelang, den Zusammenhang vieler Geschlechter zu zerstören, zeigen die positiven Nachrichten über die Maßregeln, welche der folgende König beim Regierungsantritt hinsichtlich der Kinder ohne bekannten Vater und hinsichtlich der ihren Männern entrissenen Frauen zu treffen hatte. Leider sind unsere Nachrichten nicht eingehend genug, um uns über den Gang der Dinge im Einzelnen Klarheit zu verschaffen; dagegen sind wir über die Katastrophe leidlich gut unterrichtet, und zwar besonders durch den

Bericht eines zum Christenthum übergegangenen vornehmen Persers, der sich bei einigen Byzantinern findet.

Auf die Dauer konnte natürlich kein Staat eine solche Lehre dulden. Auch der bejahrte Katwâd mußte das einsehen, und dazu drängte sein Lieblingssohn Chosrau (Chosroës), dem er die Nachfolge zudachte, zur Unterdrückung der Secte. Zu den allgemeinen politischen Gründen kamen für den Prinzen noch persönliche: die Mazdakiten bestrebten sich, einem seiner Brüder den Thron zu verschaffen, wenn Katwâd stürbe. Nach der Ueberlieferung der persischen Priester ward Mazdak in einer feierlichen Disputation von einem der Ihrigen glänzend überwunden; derartige Redekämpfe mögen damals mehrfach stattgefunden haben, sind aber für die wirkliche Entscheidung natürlich gleichgültig geblieben. Katwâd scheint die ganze Sache seinem Sohne Chosrau überlassen zu haben. Man handelte rasch, energisch und mit echt orientalischer Barbarei. Ende 528 oder Anfang 529 wurde plötzlich in der Nähe der Reichshauptstadt Ktesiphon (am Tigris) unter den Mazdakiten ein fürchterliches Blutbad angerichtet, bei welchem auch Mazdak selbst umgekommen zu sein scheint. Der Umstand, daß man sofort an einer Stelle Tausende umbringen konnte, deutet darauf, daß man die Leute vorher unter irgend einem falschen Vorwande zusammengerufen hatte. Die Habe der Mazdakiten ward eingezogen. Die gewöhnliche orientalische Tradition setzt dies Ereigniß, das ja durchaus von Chosrau betrieben wurde, in die Zeit nach Katwâd's Tode, aber zu dem oben erwähnten Berichte des getauften Persers stimmt die Erzählung in Firdusi's Schahname. Immerhin ist es aber wahrscheinlich, daß Chosrau, nachdem er im Sept. 531 den Thron bestiegen, noch weitere Befehle gegeben hat, um den Mazdakismus völlig auszurotten.

Was man auch über die Art denken mag, wie die Unterdrückung der Secte bewerkstelligt ist, daß diese selbst nothwendig war, ist unverkennbar. Unverkennbar ist auch, daß das Ansehen, dessen sich dieser größte Fürst seines Hauses bei seinem Volke stets erfreut hat, vorzüglich auf der Vertilgung des Mazdakismus und auf den Anordnungen beruht, welche er zur Heilung der durch denselben verursachten sittlichen und ökonomischen Schäden traf. Chosrau konnte sich nun in seiner langen Regierung auf den Adel stützen, ohne von ihm abhängig zu werden, und hatte sich die Priester für immer verpflichtet, obwohl es um seine eigene Rechtgläubigkeit ziemlich bedenklich stand. Von dem eigentlichen Mazdakismus hat man nachher nie wieder Etwas gehört; allerdings werden gelegentlich später geheime Secten, die wirklich oder angeblich ähnliche Grundsätze hatten, von den Muhammedanern als Mazdakiten bezeichnet.

Der Islam in seiner starren Einfachheit verträgt sich durchaus nicht mit dem Socialismus. Wol trat Muhammed den aristokratischen Arabern mit dem Grundsatz der unbedingten Gleichheit aller Gläubigen entgegen, wol ist dieser Grundsatz, wenn auch erst nach schweren Kämpfen, zur allgemeinen Geltung gelangt, wol hat der zweite Chalif, der gewaltige Omar Manches gethan, um auf eine gleichmäßige Vertheilung des Vermögens unter den gläubigen Streitern hinzuwirken: aber von Aufhebung oder Verflüchtigung des Privatbesizes und des Erbrechtes kann in einer Religion nicht die Rede sein, deren heiliges Buch eine directe Vermögenssteuer, „das Almosen“, zur Grundlage des Staates macht und ein-

gehende Bestimmungen über Erbtheilung und andere vermögensrechtliche Verhältnisse gibt. Die Bewahrung des Familienzusammenhanges wird also im Korän schlechterdings vorausgesetzt, und gar der Abschaffung der Ehe stehen die positiven Bestimmungen des Koränischen Eherechts entgegen. Damit ist aber dem Socialismus der Boden entzogen.

Der geistigen Organisation der Perser hat die grobkörnige arabische Religion nie genügt. Schon die Lehre der Schiiten, welche allmählig zur persischen Nationalreligion geworden ist, muß im Ganzen und Großen als eine starke Entstellung des Islām's angesehen werden. Noch mehr gilt das von den geheimen Secten, welche auf persischem Boden, namentlich in gewissen Gebirgsgegenden, entstanden sind, und von denen wenigstens so viel fest steht, daß sie mit islāmischen Elementen ganz Fremdartiges verbinden. Sie haben sich zum Theil auch mit Bewußtsein vom Korän losgesagt, wenn sich gleich ihre Anhänger unter Muhammedanern immer für Muhammedaner auszugeben pflegten. Unter diesen Secten soll hie und da Güter- und Weibergemeinschaft bestanden haben; doch wird es schwer sein, dies auch nur für einen Fall ganz sicher nachzuweisen. Man ist ja im Orient — und nicht bloß im Orient! — geneigt, seinem religiösen Gegner auch das Schändlichste und Uebernste nachzusagen; das trifft solche geheime Genossenschaften natürlich ganz besonders, während sie es dem ruhigen Beobachter durch ihr scheues Wesen wieder äußerst erschweren, ihre Lehren und Bräuche kennen zu lernen. Auf alle Fälle haben diese Secten, von denen noch allerlei, so zu sagen, versteinerte Nester vorhanden sind, für socialistische Ideen kaum je wirksame Propaganda gemacht. Eine gewaltige Regsamkeit hat dagegen noch in unserer Zeit eine solche, aus dem schiitischen Islām hervorgegangene, Secte entfaltet, die auch socialistische Tendenzen hat. Seit den Tagen Mazdak's ist Persien nie durch eine einheimische religiöse Partei so gewaltig erschüttert wie durch die Babi's. Ihr Stifter, Ali-Muhammed (geboren um 1812 in Schiraz), war ein wohlmeinender, unklarer Schwärmer, der sich für inspirirt hielt, der, während er selbst noch auf dem Boden des Islām's zu stehen glaubte, seit dem Anfang der vierziger Jahre dunkle Offenbarungen von sich gab, die dem Volke gerade durch ihre Unverständlichkeit eben so sehr imponirten, wie seine sittlichen Forderungen. Er galt für einen Heiligen und Wunderthäter; er selbst erklärte sich für das Thor — Báb —, das allein den Zugang zu Gott verschaffe.

Die rein religiöse Aufregung, welche er hervorrief, war den bestehenden Zuständen direct noch nicht allzugesährlich; aber gar bald übertrugen eifrige und thatkräftigere Anhänger diese Aufregung auch auf das politische Gebiet. Die unsäglich elenden sittlichen und politischen Verhältnisse Persiens gaben den Weltverbesserungsplänen nur zu viel Anhaltspunkte. „So kann es nicht bleiben,“ war der allgemeine Gedanke. Nun war da ein Prophet, welcher Wahrheit und Gerechtigkeit predigte; man sah in ihm den von den Schiiten erwarteten Messias und mithin eine Art Gottheit, welche allem Leid ein Ende machen sollte. Da lag es dem gemeinen Manne nahe, sich für diesen und mithin gegen die tatsächliche Obrigkeit zu erklären, für welche Niemand die geringste Achtung oder Anhänglichkeit hatte. Die unklare allgemeine Tendenz nach einer gründlichen Veränderung war wol das Entscheidende; die eigentlich socialistischen Ideen,

Pläne von Güter- und Weibergemeinschaft, welche sich hie und da bei den Babi's finden, scheinen keinen besonderen Anklang gefunden zu haben. Báb selbst wurde seit 1844 von der Regierung bald gefangen gehalten, bald wenigstens sorgfältig überwacht; ihn über die Seite zu schaffen, wagte man nicht, aus Furcht vor dem Volke, das ihn verehrte. Indessen wirkten seine Schüler auf's eifrigste in seinem Namen, gewiß nicht, ohne diesen oft zu mißbrauchen. Bald gährte es aller Orten. Ein Thronwechsel gibt in Persien immer Veranlassung zu Unruhen. So benutzten auch die Babi's die halb anarchische Zeit nach dem Tode des Muhammed Schah (5. Sept. 1848), ehe der jetzige König Násir eddin Scháh fest auf dem Throne saß, zu einer offenen Erhebung. Es gab nun in verschiedenen Theilen des Reiches eine Reihe blutiger Kämpfe. Zum Glück für den Staat hatten die Babi's keinen Feldherrn und blieben alle ihre Aufstände vereinzelt; es ward aber doch schwer genug, sie endlich zu überwinden; denn der religiöse Fanatismus hatte bei ihnen die natürliche Feigheit der Perser in wilden Heldenmuth verwandelt, welcher den elenden königlichen Truppen manch' schimpfliche Niederlage zufügte. Báb hatte man inzwischen durch ein geistliches Gericht verurtheilen und durch christliche Soldaten erschießen lassen (19. Juli 1849); Muhammedanern wagte man die Hinrichtung des Propheten nicht anzuvertrauen!

Sein Tod sollte nicht ungerochen bleiben; Babi's der Hauptstadt selbst verschworen sich gegen das Leben des Schah's, und kaum entging er am 16. August 1852 dem Mordversuch. Diesem folgte natürlich eine strenge Untersuchung und eine raffiniert grausame Hinrichtung der wirklich oder angeblich Schuldigen. Die Unterdrückung der wilden Fanatiker war allerdings nothwendig; aber die Wortbrüche und die Grausamkeiten, die dabei vorgekommen sind, erregen den Abscheu des Europäers. Ganz ausgerottet ist der Bábismus aber noch nicht; er scheint sich sogar im Stillen wieder auszubreiten; die unterirdische Gluth kann eines Tages noch in helle Lohe aufschlagen. Klarer und edler ist die Secte durch die Unterdrückung gewiß nicht geworden. Scheint doch auch der neueste Mordversuch gegen den Schah im Anfang dieses Jahres von Babi's ausgegangen zu sein. Der persische Staat ist so schlecht gefügt, die Lage der unteren Classen, namentlich der Landleute, ist so traurig, daß eine neue Erhebung der Secte alles Bestehende umwerfen könnte. Sicher würde sie einen selbst nur partiellen Sieg auch zu gründlichen socialen Veränderungen benutzen; das unglückliche Land würde dadurch noch weit unglücklicher werden.

Als Heilmittel gegen den Socialismus wird nicht ohne Berechtigung bei uns jezt oft die Religion gepriesen. Man sieht aber, die Sache hat auch ihre Rehrseite. Verbänden die Führer unserer Socialisten mit europäischer Thatkraft noch das unheimliche Feuer religiöser Schwärmerei, wie jene Asiaten, oder nur eine feste religiöse Ueberzeugung, dann hätte unsere ganze Bildung sie allerdings gar sehr zu fürchten. Dauerndes zu schaffen vermag aber weder der religiöse, noch der irreligiöse, weder der wissenschaftliche, noch der rohe Socialismus.

Die Jugend Benjamin Disraeli's.

~~~~~  
Von  
Georg Brandes.  
~~~~~

IV.

Man denke sich den leidenschaftlichen Drang danach, sich einen Weg zu bahnen, dessen elementares Symptom immer die Bestrebung ist, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, in ein entschieden und echt morgenländisches Temperament gepfropft, dann wird man verstehen, daß Disraeli zuerst der Umgebung in der sonderbaren Form des Dandythums sich darstellte.

Das Zeitalter trug das Seinige dazu bei, ihm diesen Schwung zu geben und den jungen Disraeli zum Dandy zu machen. Er trat in's Jünglingsalter ein unter König Georg IV., von dessen rosenfarbigen Seidenanzügen und weißseidenen Westen die Zeitgenossen lange Beschreibungen lasen, und dessen Erfindungen von Schuhspangen und Hutformen ebenso viel besprochen wurden, wie später die Erfindungen anderer Monarchen im Mitrailleurensfach. Und er trat in die literarischen Kreise der guten Gesellschaft ein zu einer Zeit, als Byron, kurz vor seinem Tode, der Abgott der aufgeweckten englischen Jugend geworden war und ihr als die menschgewordene Poesie und das Muster des antiphiliströsen Daseins vorkam. Aber mit Byron war die Mischung regeltroehender Romantik und modedictirender Geckenhaftigkeit zum ersten Male in England aufgetreten. Er hatte es fast im gleichen Grade gewünscht, Gedichte zu schreiben, welche Alle auf den Lippen führten, und Erstaunen zu erregen durch gefellige Launen, welche die Gebräuche übertraten, um neue einzuführen. Hatte er mit Georg IV. nichts Anderes gemein, so begegneten sich doch der Dichter und der König in der Bewunderung für Brummell, den Löwen unter den Dandies von London und eine ganze Reihe von Disraeli's Schriften zeugen, welch' tiefen Eindruck er in jenen frühen Jahren von Byron's Persönlichkeit und Poesien empfangen hat. Sein damaliges Lebensideal kann mit dem Ausdruck charakterisirt werden, mit welchem er eins seiner Jugendwerke selbst bezeichnet: half passion, half fashion („The young Duke“, 224). Nichts lag ihm daher ferner, als die bekannten Worte Goethe's über die gute Gesellschaft zu den seinigen zu machen. Im Gegen-

theil, für ihn hatte das Leben der eleganten Welt all' die Poesie, die es so leicht in den Augen des ursprünglich Ausgeschlossenem bekommt, und außerdem all' den Reiz, welchen es für den hat, der es mit dem Blick des Ehrgeizes betrachtet. Dieser früh verfeinerte Jüngling, der es keinen Augenblick bezweifelte, daß er durch Geist und angeborenen Adel Lords und Herzögen ebenbürtig war, ja eher überlegen als ebenbürtig, fühlte sich instinctiv angezogen vom Schmetterlingsflattern der „goldenen Jugend“ im Sonnenschein des Glücks und suchte sich frühzeitig in der Schilderung der höheren Gesellschaft eine Specialität. Der Grundtypus im „Young Duke“, den er, dreiundzwanzig Jahr alt, herausgab, aber augenscheinlich schon früher empfangen hat, ist der, welchen man am kürzesten als den Pelham-Typus bezeichnen kann, den mit allen Mitteln ausgestatteten jungen Weltmann, dessen Tollheiten ihn vernichten zu wollen scheint, als es entdeckt wird, daß er im Grunde eine ehrenwerthe und ritterliche Natur ist, die es vermag, alle Thorheiten und alle Glanzucht fahren zu lassen, um ein junges, edel angelegtes Mädchen zu heirathen, das ihn erst verschmäht, dann liebt und vergibt. Bulwer's „Pelham“ kam im Jahre 1828 heraus; „The young Duke“ wurde gleichzeitig in Rom geschrieben und erschien im folgenden Jahre. Disraeli steht vielleicht seinem Weltmanne überlegener gegenüber als Bulwer; er bewundert ihn nie, er schildert ihn nur mit Nachsicht und Wohlwollen. Viel wird ihm vergeben, weil er so aufrichtig aristokratisch ist, so standesgemäß, so fashionable.

Ein Dandy war damals in England (wie wenige Jahre später ein Romantiker in Frankreich) ein Wesen, das schon durch sein äußeres Auftreten, seinen Anzug und seine Coiffure darauf Anspruch machte, für einen ungewöhnlichen Sterblichen angesehen zu werden. Mit seinem prachtliebenden südländischen Gemüth ging Disraeli sogar über die Linie hinaus, die von den weitestgehenden Dandies der damaligen Zeit innegehalten wurde. Er war hübsch und wußte, daß er's war. Man denke sich ihn, nicht wie der ältliche Mann jetzt aussieht, sondern wie ihn seine Jugendbilder zeigen, mit wehmüthig-wildem Dichterantlitz im Stil der Byronporträts, das dicke, schöne Haar nach der einen Seite gestrichen, so daß die langen gefalbten Locken herunterhängen bis zu seiner schwarzen Halsbinde, über welche kein Hemdtragen fällt, in einem mit weißer Seide gefütterten Sammtrock von ungewöhnlichem Schnitt, in einer mit goldenen Blumen gestickten Weste, die Hände von gestickten Manchetten halb verborgen, die Finger mit Ringen bedeckt, die Brust mit endlosen Goldketten gepanzert, und mit zierlichen Tanzschuhen an den Füßen. In der Hand hat er einen elfenbeinernen Stock, dessen Handgriff mit Gold eingelegt ist und der durch eine schwarze seidene Troddel gehoben wird. Voilà l'homme, Disraeli der Jüngere genannt, wie er in den geselligen Kreisen Londons, deren jüngster und lebhaftester Schmuck er ist, sich der staunenden und lächelnden Welt zeigt! Er ist wie eine Frau gepuht, und gepuhter als eine Frau von feinem und sicherem Geschmack.

Es fand sich bei Disraeli die ganze aufrichtige Anerkennung des angehenden Weltmannes vor den kleinen Fertigkeiten und Vorzügen, die einen jungen Mann zum Manne von fashion stempelt — wohlgemerkt, wenn er nicht nur das beste Pferd reitet und das schönste Cabriolet fährt, sondern dies so ausführt, daß er Anderen seinen Geschmack aufzwingt, ohne den der Anderen zu adoptiren.

Man spürt diesen Brummell-Cultus in einer ganzen Reihe Disraeli'scher Romane. Schon in „Vivian Grey“ wird uns ein deutscher Geseßgeber in Modesachen vorgeführt, Emilius von Aßlingen, der, ohne Vermögen und ohne Rang, nur dadurch, daß er ohne Rücksicht auf Andere seinem phantastischen Geschmack folgt, die lebendige Norm wird, nach welcher königliche Hoheiten und herzogliche Gnaden ihr Auftreten richten. In „The young Duke“ ist der Held selbst ein Fürst der Mode. In „Henriotta Temple“ endlich führt Disraeli unter dem erdichteten Namen Graf Alcibiades de Mirabel den factischen König der Mode im damaligen England ein, den bekannten Grafen d'Orsay, und spricht ohne Vorbehalt seine Bewunderung für diesen sorglosen, liebenswürdigen und begabten Franzosen aus, der mit Champagne in seinen Adern sich selbst als Dictator der Schneider und Abgott der Damen sein Leben hindurch behauptete. Lieber entschieden der Erste in der kleinen Provinz der Mode, als der Zweite auf dem großen Forum der Politik! Selbst Cäsar war ja als Jüngling ein Dandy.

Mit einer vollendeten Gewandtheit schlüpfte also Disraeli in seiner frühesten Jugend in den Weltton hinein; er war in Gesellschaften zwar häufig stumm, aber im höchsten Grade fesselnd, wenn er erzählte; er konnte schmeicheln und zum Besten haben, kalt sein und sich hingeben, zur rechten Zeit und am rechten Ort; er konnte über wichtige Sachen leicht sprechen und mit humoristischer Wichtigkeit über Kleinigkeiten. Nach seinen Büchern zu schließen, hat er sich ebenso gründlich in die Mysterien der Gourmandise wie in die der Schneiderkunst vertieft. Ein Mann von Welt ist nicht nur, sondern versteht zu essen, und kann nicht nur trinken, sondern auch Anderen durch gute Rathschläge über die Behandlung eines Johannisbergers und eines Maraschino imponiren. Ein Mann von Welt schämt sich überhaupt nicht, ab und zu ein Capitel von Brillat-Savarin zum Besten zu geben. Man findet bei Disraeli reiche Beiträge zur Physiologie und Aesthetik des Geschmacks. Seine ersten Schilderungen vom Londoner High life wimmeln von Hymnen an Ortolanen („Süßer Vogel! Das Paradies schließt sich auf, o möchte ich sterbend Ortolanen essen bei süßer Musik!“), von Oden an Saucen („o ihr Saucen, über deren Werden ich gewacht habe, wie eine Mutter über das schlafende Kind!“), von den wildesten Begeisterungsausbrüchen über den Weißling, „jenes Röchlein des Oceans“, über den warmen und sonnenheißen Duft brauner Suppen, die milde und mondhelle Schönheit weißer Suppen, über Sherry mit einem Stammbaum wie der eines Arabers, und Rheintwein mit einem Bouquet wie der Athem eines Weibes. Womit kann der Genuß von Hummersalat besser verglichen werden, als mit dem Genuß der Künste einer coquetten Frau; und wie natürlich ist es nicht, den Vergleich zu schließen mit einem Bedauern darüber, daß ein kurzes Stelldichein mit dem Hummersalat leider nicht so unschädlich ist, als das mit der Dame!

Das ist der Stil; ein gastronomischer Humor, welcher einer lebhaften und sinnlichen Phantasie entspringt, mit einigen Tropfen ausgelassener und doch beherrschter Frivolität gewürzt. Das ist der damalige Conversationston; auf das Gastronomische muß nothwendigertweise die Sinnlichkeit, die von feuriger Jugend unzertrennlich ist, sich in der fashionablen Sprache werfen; denn die gute Gesellschaft, die an und für sich ihr gegenüber durch die Finger sieht, erlaubt ihr

nicht, auf anderen Gebieten zum Worte zu kommen. Will man innerhalb des Kreises, den die Gesellschaft zieht, das sinnliche Leben verherrlichen, dann muß man Lobgefänge über Suppen anstimmen; und will man das active Leben rühmen, dann muß man jede Art von Sport mit der Wichtigkeit behandeln, den sie verdient. Sport treibt ja alle überflüssigen Sorgen in die Flucht. „Der Anblick von zwei Sporen ist genug, um alle Selbstmordsgedanken zu verschrecken.“

Die Büchersammlung des Vaters und die geselligen Kreise Londons waren die ersten Bildungsstufen, die der junge Disraeli durchmachte; die kurze Beschäftigung in einem juristischen Bureau gab nur ein wenig praktische Routine. Sonderbar und charakteristisch genug: in seinen Lehrjahren wird die Universitätsbildung ganz vermißt. War er zu praktisch angelegt, um sich darum zu kümmern? oder war er überhaupt eine allzu ungeduldige Natur, um sich dem Zwang derselben zu unterwerfen? Man muß es fast glauben, wenn man irgendwo in „Bivian Grey“ ihn mit Bewunderung von dem „Muth“ reden hört, den ein junger Politiker dadurch gezeigt hat, daß er sich drei Jahre hindurch an einer deutschen Universität „eingemauert“ hat. So viel ist indessen gewiß, daß die Ueberspringung einer wissenschaftlichen Erziehung sich gerächt und eine fühlbare Lücke in Disraeli's Geist zurückgelassen hat. Es ist schon gut, die Weisheit, die aus Büchern allein geschöpft wird, zu verachten und über Pedanten und Pedanterie die Achsel zu zucken. Aber Wissenschaft wird nicht durch politische Phantasien erworben und nicht in Salons gelernt. Achtung vor der Wissenschaft lernte Disraeli nie; sie wurde ihm zu der Zeit nicht eingepflanzet, wo das Gemüth noch solchen Eindrücken zugänglich ist, in der frühen Jugend; und wissenschaftliche Einsicht erreichte Disraeli nie, denn er wurde weder als Jüngling noch als Mann der Zucht einer wissenschaftlichen Methode unterworfen. Hierdurch bekamen die Keime zur Phantasie und Paradoxie, die sich in seinem Geiste fanden, allzu günstige Bedingungen für ungestörtes Wachsthum. Hierdurch wurde die Möglichkeit einer sonderbaren, halbausgetragenen Mystik eröffnet; einem Geschmac für das Undeutliche und Salbungsvolle, einer merkwürdigen Vorliebe für all' das unwissenschaftliche Wissen und all' den vernunftfeindlichen Verstand, der historisch und praktisch eine Macht ist, die Bahn gebrochen. Hier ist der Ausgangspunkt für Disraeli's so wenig naive Aufnahme von den Zauberformeln der Kabbala als poetischer Maschinerie (in „Alroy“), für seinen überall hervortretenden Hang, heimliche Gesellschaften als die in der Geschichte wirkenden Hauptkräfte zu schildern. Mehr als der Gedanke selbst, der einer Sache oder einer Handlung zu Grunde liegt, interessirt es ihn, wenn er auf seinem Wege durch die Geschichte sich in einen geheimnißvollen Apparat gehüllt hat. Wo er Juden schildert, zeigt er sie darum als freimaurerartig über die ganze weite Welt Verbundene. Wo er Arbeiter schildert, stellt er sie am liebsten dar in lange Roben gekleidet, mit Masken vor dem Gesicht um ein Skelett geordnet, einen Novizen in eine Trades-Union mit ebensovielelem Fokus-Pokus einweihend, wie die heilige Behme im mittelalterlichen Deutschland bei ähnlichen Gelegenheiten gebrauchte. Mehr als eine von den heimlichen Gesellschaften der europäischen Demokratie malte er mit tiefer Anerkennung der Macht, welche eine unklare und halbverstandene Lösung durch sie ausübte, und durch fast alle seine

Schriften geht eine lebhaftere Bewunderung für die katholische Kirche mit ihrer energischen Organisation einer mystischen Lehre, magischer Mittel und praktischer Zwecke. Mit welchem Stolz hat er auf mehr denn einer Stelle seiner Schriften darauf hingewiesen, daß es unter den ersten Jesuiten Juden gab, welchen Respect hat er vor der Intelligenz und Kraft der Jesuiten! Man fragt sich unwillkürlich, ob er nur halb so viel Respect habe vor all' der Philosophie und Naturforschung Europa's insgesammt, und man fühlt es wol heraus, daß er eine Versammlung von Männern der Wissenschaft für viel weniger imponirend hält, als eine Versammlung von fanatischen Verschworenen.

In jener Zeit, als Disraeli in's Leben hinaustrat, hatten alle Männer mit ausgeprägt dichterischen oder künstlerischen Anlagen einen gemeinsamen Gegenstand ihrer Antipathie, die Nüchlichkeitslehre. Sie war es, welche die deutschen und skandinavischen Romantiker mit Spöttereien überhäuft hatten, als sie ihnen in der Gestalt moralisirender Mittelmäßigkeit entgegen trat. Man faßte sie gewöhnlich als Nivellirsucht, als Haß gegen das Schöne und Große auf und opponirte im Namen der Poesie, der Religion und des Heroismus. Aber während der Utilitarismus sonst in Nordeuropa in undeutlichen, mehr oder weniger verwischten Formen als Aufklärung, als Rationalismus aufgetreten war, wurde sie in England von einem so bedeutenden Geist wie Bentham repräsentirt, welcher der Lehre erst System und Namen gab, und dessen Schule mehr und mehr eine Macht wurde. Bei Disraeli findet man den so wohl bekannten ästhetischen Unwillen gegen den Utilitarismus wieder, doch mit einer localen und individuellen Eigenthümlichkeit.

Er war, obschon ein Plebejer durch seine Geburt und ein Freigelassener durch seine Taufe, ein geborener Aristokrat, von dem Gefühl durchdrungen, wie ungleich die verschiedenen Menschen und Racen begabt seien. Die Nüchlichkeitslehre kam auch ihm als Nivellirsucht vor, und schon als solche schien sie ihm lächerlich und war sie ihm verhaßt. Er nennt sie ebenso bergfeindlich wie antimonarchisch. In „Popanilla“ (1827) läßt er einen Nüchlichkeitsphilosophen den Vorschlag äußern, die Andesgebirge der Erde gleich zu machen, mit der Begründung, daß jene Monstrositäten entschieden unnütz seien und darum weder schön noch imponirend; ja, er behauptet, in einer später hinzugesügten Anmerkung, in der „Foreign Quarterly Review“ für 1828 einen persönlichen Feind Montblanc's gefunden zu haben. So treffend ist dies Carrikiren des Utilitarismus ihm vorgekommen, daß er es ein Jahr danach in „The Young Duke“ wieder aufnimmt. Der junge Herzog trifft auf einer kurzen Reise, die er incognito unternimmt, einen Diligence-Passagier, der, mit dem Blick auf den schönen Park des Herzogs gerichtet, den Park, seinen Herrn und mit ihm die ganze Aristokratie für unnützes Zeug erklärt, das abgeschafft werden sollte. Der Mann preist in hohen Tönen einen Schriftsteller, der einen ebenso muthigen als gewaltsamen Angriff auf die Andesgebirge verfaßt hat, in welchem er die Nützlichkeit von alle Dem bewiesen, das sich in die Höhe hebt, und die genannten Gebirge als die Aristokratie der Erdoberfläche verurtheilt.

Es liegt hierin noch nichts besonders Englisches, die Romantiker aller Länder hätten gern in diese Satire eingestimmt; aber es ist erklärlich, daß der

Mann, der in der Jugend so dachte, nicht später die Manchestertheorie mit günstigen Blicken betrachten konnte und nie sich versucht fühlte, die unmittelbar materiellen Interessen Englands über dessen Namen und Prestige zu stellen. Doch was mir hierin absolut eigenthümlich für Disraeli vorkommt, das ist der Unwille gegen das wissenschaftliche Element des Utilitarianismus, der sich unter dem Spott über seine Prosa verbirgt. Er ist ihm am tiefsten zuwider wegen seiner Ueberschätzung der abstracten Vernunft und seiner Unterschätzung der Phantasie. Es findet sich in „Coningsby“ eine Zeile, welche mit bewunderungswürdiger Knappheit die Antipathie Disraeli's ausdrückt und erklärt: „Mormon zählt mehr Anhänger als Bentham“. Man wäge diesen Satz recht! Er spricht nur ein statistisches Factum oder eine statistische Annahme aus; aber man fühlt hinter ihm die Geringschätzung Disraeli's vor einer Lehre, die rein wissenschaftlicher Natur ist und darum außer Stande, zu fanatisiren. Sie ist der Person des Buches in den Mund gelegt, welche Disraeli's eigenes Sprachrohr ist, und die Gedankenreihe, welche sie abschließt, geht darauf aus, zu zeigen, daß weder physische noch ökonomische, sondern geistige Ursachen die großen Umwälzungen in der Weltgeschichte hervorgerufen haben. Der Ursprung jeglicher Großthat muß nach seiner Auffassung in der Einbildungskraft gesucht werden; eine Revolution entsteht, wenn die Phantasie eines Landes sich gegen die Regierung erhebt, und Derjenige, welcher es versteht, an die Phantasie der Menschen zu appelliren, ist ein mächtigerer und dadurch größerer, bedeutenderer Mann als der, welcher an ihre Interessen appellirt, so gewiß wie die Phantasie überhaupt mächtiger ist als die Vernunft. So spricht und denkt, scheint mir, der Wissenschaftslose. Ein wissenschaftlich angelegter und erzogener Geist kann es nie unterlassen, diejenigen Unternehmungen, Erfindungen, Institutionen am tiefsten zu achten, die der wissenschaftliche Gedanke geprägt hat; und selbst wenn er durch historische und philosophische Selbsterziehung sich gewöhnt, auch in Phänomenen, wie dem Jesuitismus und Mormonismus Vernunft zu sehen, ist seine Anerkennung von dem Gewaltigen in der politischen Organisation des ersten und in der religiösen Schwärmerei des andern unwillkürlich mit Geringschätzung des Vernunftfeindlichen vermischt. Bei Disraeli wird nicht nur Nichts von solcher Geringschätzung gespürt, sondern eher eine bewundernde Sympathie. Er kann sich umgekehrt dazu zwingen, die Größe des bloß Rationellen anzuerkennen, aber was er ursprünglich und unwillkürlich respectirt, das ist das Zauberwort, welches die gedankenlose Menge elektrisirt.

Doch in dieser hohen Würdigung einer praktisch wirkenden Phantasie, welche zu ihrer Bedingung den genannten Mangel an wissenschaftlichem Sinn hat, liegt zugleich die berechtigte Originalität des Mannes. Es ist etwas Wahres, sogar etwas Tiefes in dieser Betrachtungsweise der Phantasie als politischer Triebfeder; sie entsprang der eigenthümlich phantasiereichen Organisation des Mannes, und diese Betrachtungsweise ist in dem Grade das Centrale bei ihm, daß der, welcher diesen Sinn Disraeli's für die Rolle der Phantasie in der Politik recht verstanden hat und ebenso seine entsprechende Fähigkeit, die Phantasie politisch zu verwenden, den Schlüssel zu seinem Geistesleben als Dichter und Staatsmann hat.

Die charakteristische Entwicklung des Gedankens in „Coningsby“ lautet im Zusammenhang so:

„Die wirklichen Forscher wissen, wie begrenzt die menschliche Vernunft ist. Wir verdanken ihr keine der großen Thaten, welche die Meilenzeiger der menschlichen Handlungen und des menschlichen Fortschrittes sind. Es war nicht Vernunft, die Troja belagerte, nicht Vernunft, welche die Saracenen aus der Wüste heraustrrieb, um die Welt zu erobern, oder welche die Kreuzzüge inspirirte, oder die Mönchsorden einführte, oder die Jesuiten hervorbrachte; vor Allem, es war nicht Vernunft, welche die französische Revolution schuf. Der Mann ist nur dann in Wahrheit groß, wenn er aus seinen Leidenschaften heraus handelt, nie unwiderstehlich, als wenn er an die Einbildungskraft appellirt. Selbst Mormon zählt mehr Anhänger als Bentham.“

Was hier im Mannesalter Disraeli's als vollbewußter Gedanke von ihm ausgesprochen ist, das schwebte schon als undeutliche Vorstellung dem Jüngling vor und verrieth sich in seiner unwillkürlichen Antipathie gegen Bentham und die Benthamiten. Er hat sie sein ganzes Leben hindurch zu bekämpfen versucht; auf einer etwas späteren Entwicklungsstufe suchte er sie als nur rationelle Politiker zu treffen, denen für das historisch Gegebene und historisch Mögliche der Blick fehle; auf einer noch späteren Stufe stellt er sich in Opposition zu der politischen Betonung materieller Beweggründe und Berechnungen, die von ihren Erben ausging, und die logisch das Princip der Nicht-Intervention mit sich führte; aber am ersten und tiefsten wurde er von der Nüchternheitslehre durch die Geringschätzung zurück gestoßen, die ihre ursprünglichen Anhänger vor der Einbildungskraft nicht nur in der Poesie, sondern als Element in der menschlichen Natur aussprachen. Bentham's Redensart „All poetry is misrepresentation“ forderte den Dichter in ihm heraus; aber die Unterschätzung der Utilitarianer von der Phantasie überhaupt, in welcher er die jede große Handlung inspirirende und leitende Macht fand, reizte im höchsten Grade den zukünftigen Staatsmann.

Denn wie er angelegt war, wurde er schon durch seine ersten Grübeleien über die Politik dahin geleitet, die Einbildungskraft als die entscheidende Fähigkeit in der Politik zu betrachten. Er sah ein, daß es nicht genug sei, Scharfsinn in der Behandlung vorliegender Umstände oder Aufgaben zu zeigen, sondern daß der Staatsmann die Gabe besitzen müsse, mit der Zukunft zu rechnen. Er müsse die Zukunft ahnen und vorbereiten können, müsse sie, so zu sagen, als sein Material zu handhaben verstehen. Er sah ferner ein, daß der Staatsmann im Stande sein müsse, allgemeine Resultate aus den Einzelheiten zu ziehen, die er durch Lectüre und Erfahrung gesammelt, und die großen umfassenden Ueberblicke zu formen, ohne welche er nicht von einem bloßen Routinier zu unterscheiden sei. Aber sowol um diese großen Totalübersichten über das Gegenwärtige zu bilden, wie um das Kommende vorzubereiten und zu construiren, fand er im menschlichen Gemüthe keine andere Fähigkeit, als die politische Einbildungskraft.

Und die war es eben, die hinter seiner Stirn ewig rastlos Erscheinungen sah, Träume spann, Pläne und Intriguen schmiedete. Wahrlich, wenn er in sich selbst hineinblickte, fand er keinen Grund, den Muth zu verlieren oder im Geringssten an seiner Zukunft zu zweifeln. Er besaß im reichen Maße die Be-

gabung, worauf es vor Allem ankam: Phantasie und besonders die auf politische Handlung großen Stiles angelegte Phantasie.

V.

„Die Welt ist meine Auster, die ich mit dem Schwerte öffnen will.“ Mit diesem Motto auf dem Titelblatt ging im Jahre 1825 der erste Roman Benjamin Disraeli's in die Welt hinaus. Und der Inhalt des Buches entsprach dem Motto. Vivian ist der Sohn eines angesehenen Schriftstellers, lebhaft, hochbegabt, untwiderstehlich einnehmend, und schon vom Knabenalter ab von dem einen Gedanken erfüllt, Carrière zu machen. Seine früheste politische Reflexion ist die einfache: Wie manchem mächtigen Adligen fehlt nur der Kopf, um Minister zu werden, und was fehlt Vivian Grey, um dasselbe zu werden? Nur der Einfluß eines solchen Adligen. Er findet, wenn zwei Persönlichkeiten in dem Grade einander nöthig haben, dann sollen sie sich zusammen thun, und schließt: Hier ist nur Eins von Nöthen, Muth, ungemischter, vollständiger Muth, und sollte Vivian Grey Furcht kennen? Er beantwortet seine eigene Frage mit bitter spottendem Lachen. Vivian ist in der Wahl seiner Mittel nicht streng. Er fängt damit an, bei einer Mittagsgesellschaft im Hause seines Vaters einem hochadligen Dummkopf, dem Marquis von Carabas, zu schmeicheln und gewinnt bald seine Herrlichkeit völlig dadurch, daß er ihm selbst Recepte für „Tomahawk-Punsch“ und seiner Gemahlin dergleichen für ihren nervösen Papagei mittheilt. Die zwei Männer schließen eine politische Allianz und Vivian stiftet die „Carabas-Partei“, aus einem Haufen beschränkter, habgieriger und neidischer Landedelleute bestehend, in welcher er selbst als politischer Figaro zwischen den plumpen Grafen auftritt. Er hegt nicht allein persönlich keinen Zweifel über einen glücklichen Ausfall, sondern vermag auch Anderen denselben Glauben beizubringen.

„Denn es war eines von den ersten Principien des Herrn Vivian Grey, daß Alles möglich sei. Ganz gewiß sah man häufig genug Leute scheitern und sicherlich wurde, Alles in Allem genommen, sehr wenig von den Meisten ausgerichtet; all' dieses Scheitern und all' dies Mißlingen ließ sich indessen ebenso sicher auf einen Mangel an physischem und moralischem Muth zurückführen Nun war aber Vivian Grey überzeugt, daß in dieser Welt es wenigstens eine Persönlichkeit gebe, die weder körperlich noch geistig eine Memme sei, und so war er schon längst zu dem angenehmen Schlusse gekommen, es sei unmöglich, daß seine Bahn anders als im allerhöchsten Grade glänzend ausfallen könne.“

Man glaube nur nicht, daß der kalte und rücksichtslose Vivian wirklich den leichten politischen Sieg gewinnt, auf den er vertraut. Im Gegentheil, alle seine Pläne werden in die Luft gesprengt. Als ob der Verfasser mit prophetischem Blick die lange Reihe von Enttäuschungen und Niederlagen, die ihm selbst bevorstanden, geahnt hätte, ließ er Schlag auf Schlag seinen ehrgeizigen Romanhelden treffen.

„Vivian Grey“ ist ein sprudelndes Buch; es ist ein Leben in seinen Dialogen und ein Witz in seinen Reflexionen, die es noch heutzutage lesenswerth machen, und es schlug in die höhere englische Gesellschaft mit einer Wirkung ein, wie wenn Stahl Feuerstein trifft; Funken sprühten umher. Die Ursache lag nicht in den wirklichen Vorzügen des Buches allein, obschon solche

Bücher damals, wo die reiche englische Romanliteratur des 19. Jahrhunderts noch nicht existirte, eine Seltenheit waren; es war auch nicht der politische Stoff des Buches allein, der das Aufsehen veranlaßte; nein, die Hauptursache war, daß das poetische Gericht, welches der junge Disraeli servirte, mit dem wirksamsten aller literarischen Gewürze, dem Scandal, gepfeffert war. Die Schilderung der Gesellschaft war in boshaftes Porträtzeichnen bekannter Londoner Persönlichkeiten hinübergeglitten.

Es lag in der Mischung von Dichtung und Wirklichkeit, die in dem ersten Werk Disraeli's auf so unästhetische Weise die Neugierde reizte, etwas Unfreiwilliges, Etwas, woran nur die Jugend des Verfassers Schuld war; aber es lag gleichzeitig Etwas darin, was bleibende Eigenschaften an ihm verrieth, und was sich fast jedes Mal, wenn er als Romandichter die Feder ansetzte, wiederholt hat. Er verliert als solcher nie die nächste, ihn umgebende Wirklichkeit aus den Augen. Er legt keinen Werth auf eine rein poetische Wirkung; er will einen Schlag im Augenblicke führen, und dazu sind ihm alle Mittel recht. Und er vermag es überhaupt nur schwer, sich von seinen Interessen und der vorliegenden politischen Situation loszureißen, selbst wenn er es will; denn seine Phantasie ist kein freier Vogel, obschon ein wilder; sie ist ein gehorsamer Raubvogel, der die Aufträge seines Ehrgeizes und seiner Pläne ausführt.

Man hat in England fast durchweg die Meinung geäußert, daß der zwanzigjährige Disraeli das Original zu Vivian Grey in seinem Spiegel fand, und man hat weiter nichts Jugendliches im Buche gefunden, als die Naivetät, mit welcher der Verfasser seine greisenhafte Verhärtung an den Tag legt. In Vivian Grey steckt deutlich genug ein Stück Selbstcharakteristik, denn es schwebt über der Hauptperson nicht die geringste Ironie; aber die Verhärtung an sich ist weit mehr affectirt, als naiv. Der Hauptzweck des jungen Schriftstellers war, dem Leser zu imponiren, und darum nahm er in seiner Schilderung keine andere seiner Eigenschaften auf, vergrößerte, übertrieb nicht andere als die, welche er für die imposantesten ansah, und die er, einerlei, ob sie gut oder schlecht seien, am liebsten bekennen wollte. Nun weiß aber jeder Beobachter, daß ein ehrgeiziger Jüngling von achtzehn bis zwanzig Jahren, wenn er überhaupt für Etwas gelten will, am liebsten der geübte Weltmann sein will, der kalt überlegene, dessen Herz nicht mitspricht und höchstens durch eine glühende erotische Leidenschaft aufthauen kann; der aber dann auch jedem Weibe untwiderstehlich ist. Alle die weichen Gefühle, alle Ehrfurcht, alle unschuldige Begeisterung für Personen und Ideen fürchtet und scheut er als die schlimmste Blamage. Wenn man selbst kürzlich der Ammenstube entschlüpft ist, zittert man vor Allem, was an diese erinnert; und wenn man in dem Alter merkt, daß das Kind in uns weint oder hofft, erröthet man darüber, so tief beschämt, daß man ihm gern den Hals umdrehen möchte. Disraeli's „Vivian Grey“, besonders der erste Theil, ist Product eines solchen Geisteszustandes; der Verfasser ist „sankaron de vice“, und anstatt sich naiv, wie er ist, zu verrathen, forcirt er sein Wesen bis zur Affectation. Nur ein schlechter Leser kann von „Vivian Grey“ aus auf das Resultat kommen, daß die gefühlvollen und feelsich bewegten Partien in den späteren Werken unwahr sein müssen, da man in jenem Buch das wahre Ge-

sicht des Verfassers sieht, wie es ist, wenn er es nicht für die Welt arrangirt; ein Kritiker kann umgekehrt vom seelischen Ernste der wenige Jahre später herausgegebenen Werke auf seine Präexistenz mit Sicherheit zurückschließen und sich so von der deutlichen und von Disraeli selbst später immer zugestandenen und betonten Affectation in „Vivian Grey“ überzeugen.

Der junge Schriftsteller legt den Grund zum Charakter seiner Hauptperson dadurch, daß er ihn als politischen Abenteuerer bestimmt. Dies Wort hat in seinem Munde nichts eigentlich Herabsehendes. Das englische Wort „adventure“ bedeutet im activen Sinn ein „Wagniß“, und im passiven, als bloßes Erlebnis aufgefaßt, gilt davon, was Disraeli seinen Trion in das Stammbuch Minerva's schreiben läßt und was sein zweites Ich, Sidonia in „Coningsby“ wortgetreu wiederholt: „Adventures are to the adventurous“, Abenteuer fallen nur den Berwegenen zu. Mit seinem Sinn für das Phantastische und seiner Sympathie für die Emporstrebenden hatte er immer eine gewisse Vorliebe für Wagnisse und für die Männer, die sie begehen. In der Politik ist ein Abenteuerer gewiß eine unheimliche Persönlichkeit; zieht man aber die Verhältnisse Englands um das Jahr 1826 in Betracht, dann sieht man ein, daß ein Schimmer von etwas Abenteuerartigem leicht über Jeden fallen könne, der ohne angeerbte Verbindungen und ohne Aussicht auf Unterstützung von Verwandten, sich eine politische Bahn brechen wollte. Man war so daran gewöhnt zu sehen, wie die jüngeren Mitglieder der herrschenden Aristokratie damit anfangen, einfach die politischen Meinungen ihrer Familie zu repräsentiren, daß der, welcher aus erster Hand sich die seinigen zu bilden und in's Leben hinaus zu führen suchte, schon dadurch sich auf Abenteuer hinaus zu begeben schien. Disraeli markirte nun aber dies Abenteuerergepräge bis zur Grellheit, ließ seinen Helden bald als wahren Keineke Fuchs auftreten, um dem Leser eine Vorstellung von seiner eigenen Geschmeidigkeit zu geben, bald als wahren Mephistopheles erscheinen, um verstehen zu lassen, daß mit dem Debutanten im Leben und in der Literatur, welchen das Publicum hier kennen lernte, als Feind nicht zu spaßen sei; kurz er trieb die Figur in das Franz-Moorartige hinaus.

Der ganze Roman dreht sich, wie der Leser sieht, um Politik; er enthält, so zu sagen, eine Vorübung zu wirklich politischen Schachzügen, ungefähr wie das Kriegsspiel, in welchem sich die Officiere unserer Zeit üben müssen, eine Vorschule ausmacht für die praktische Tactik. Die äußere Natur nimmt keinen großen Platz in diesem Buche ein; hie und da kommt wol eine Mondscheinnacht oder eine Berglandschaft vor, sie geben aber nur den Kämpfen und Gefahren des Abenteuerers den melodramatischen Hintergrund. Die Natur ist Disraeli niemals etwas Anderes gewesen als -- was er sie charakteristisch genug in zwei seiner Schriften nennt -- eine Egeria, das heißt eine Quelle politischer Inspiration. Er hat seine Zuflucht zu ihr genommen, wenn er durch die Politik ermüdet war, wie der erschöpfte Soldat das Zelt der Marktenderin aufsucht. Aber um ihrer selbst willen hat er sie nie geliebt.

In „Vivian Grey“ nennt Disraeli direct die Natur „die Egeria des Menschen“, und mit bitterer Laune fügt er hinzu: „Erfrischt und erneuert durch das Zusammenleben mit ihr, kehren wir zur Welt zurück, fähiger, unseren Kampf

im heißen Krieg der Leidenschaften durchzuführen und die großen Pflichten zu erfüllen, für welche der Mensch geschaffen scheint: zu lieben, zu hassen, zu schmähen und zu fällen.“ Originalität kann man dieser Naturbetrachtung gewiß nicht absprechen. Wie vollständig fühlt man in diesen Worten die Unruhe und Hast, mit welcher der ehrgeizige Schriftsteller sich einen Rabetrunck aus der Schönheit der Natur schöpft, um ihr gleich darauf den Rücken zu wenden. Der Dichter in ihm bedarf der Natur und sieht in ihr eine Muse, der Politiker sucht in der Natur nur Erhebung und bittet sie höchstens um ein Zeichen, und so verwandelt sich ihm die Natur in eine Art politischer Muse, die — in seine Pläne und Kämpfe eingeweiht — ihn im Mißgeschick stärkt und seine Siege mit ihrem Lächeln lohnt.

Die interessanteste und überlegenste Persönlichkeit des Buches ist der bürgerlich geborene Premierminister Beckendorf. Mit ihm zeigt sich in den Büchern Disraeli's zum ersten Male sein später so oft, aber am deutlichsten unter dem Namen Sidonia ausgeführtes Ideal von einem „Meistergeist“ (a mastermind), der in Einem und Allem auf sich selbst beruht und darum der geborene Herr anderer Geister ist. Beckendorf lehrt den vom Schicksal umgetriebenen Vivian Grey, daß es kein Schicksal gibt; daß der Mann, weit entfernt, wie gesagt wird, das Geschöpf der Umstände zu sein, umgekehrt selbst die Umstände schafft, das heißt, wenn er ein Mann ist von den rechten: es gäbe keine Gefahr, wie fürchterlich sie auch erscheine, von welcher ein Mann sich nicht durch eigene Energie befreien könne, wie der Seemann durch Abfeuern seiner Kanone die Wasserhose zerstreuen kann, die über seinem Kopfe hängt.

In so kräftigen Worten ist hier schon der Glaube an den geschichtlichen Einfluß des individuellen Charakters geformt, welcher zur stehenden Lehre in Disraeli's Schriften wird. Man vergleiche hiermit z. B. die zwanzig Jahre später geschriebene Vertheidigung dieses Glaubens: „Er stimmt nicht mit dem Geist der Zeit“, sagt Coningsby. — „Der Geist der Zeit,“ antwortet Sidonia, „der ist es eben, den ein großer Mann verändert.“ — „Aber was ist ein Individuum,“ fragt Coningsby wieder, „gegen eine mächtige öffentliche Meinung?“ — „Göttlich“, ist die kurze Antwort Sidonia's. — In „Tancred“, dem vorletzten Roman Disraeli's, finden sich nicht minder starke Aussprüche derselben Richtung; sie machen augenscheinlich sein festes Credo aus, wie sie das Credo von so manchem anderen thatkräftigen Mann gewesen. Es ist ein Glaube, welchem die Richtung in der Wissenschaft unserer Zeit, die gern Alles, sowol Persönlichkeiten wie Werke, aus einem Zeitgeist heraus erklärt, nicht günstig ist, der sich aber nichtsdestoweniger noch hören läßt, und der jedenfalls eine praktische Bedeutung allerhöchster Art behält.

Daß Disraeli selbst in reiferen Jahren seine Anfängerarbeit nicht überschätzte, habe ich schon angedeutet. Er beklagt und entschuldigt, daß Nachdrucke und Uebersetzungen das Verschwinden dieser „affectirten Knabenarbeit“ unmöglich gemacht haben. Ob das Urtheil so hart ausgefallen wäre, wenn „Vivian Grey“ nicht früh angefangen hätte, Disraeli durch den Egoismus des ersten Theils zu geniren, ist eine Frage, die ich nicht entscheiden kann.

Nur ein Jahr, nachdem er diesen seinen ersten Roman in die Welt hinausgeschickt hatte, ließ er ihm eine kleinere ganz verschiedenartige und weit liebenswürdigere Arbeit folgen, die politische Satire „Popanilla“.

VI.

„Popanilla“ ist ein Scherz, hinter welchem sich weder Bitterkeit noch Pathos verbergen; die satirischen Siege sind nach vielen Seiten gerichtet, phantastisch und frei, nicht wie wenn Jemand eine ganz bestimmte politische Anschauung geltend machen will und darum ein entgegengesetztes Parteistreben lächerlich macht.

Im indischen Ocean liegt die Insel der Phantasie, von europäischen Weltumseglern und Missionsgesellschaften unentdeckt; ihr Klima ist schön, ihr Boden fruchtbar, ihre mit der Civilisation unbekanntem Bewohner verbringen das Leben in einem naiven, paradiesischen Zustande. Einer von ihnen, Namens Popanilla, findet, als er am Strande eine theure, verlorene Haarlocke sucht, einen Kasten mit Büchern, der von einem gescheiterten Schiff an's Land getrieben ist. Die Bücher enthalten lauter nützliche Kenntnisse, Sprachlehre, Hydrostatik, Geschichte, Politik, Alles im Geiste der Nützlichkeitslehre abgefaßt, und Popanilla, der durch sie zu seinem Schmerz entdeckt, daß sein Volk, welches er als eins der vorzüglichsten der Erde ansah, nur ein Haufe unnützer Wilden ist, beschließt sogleich als radicaler Reformator aufzutreten, doch mit dem weisen Vorsatz, nicht Anderes zu fordern, als langsame und gradweise fortschreitende Veränderung. Er fängt damit an, sich zum Hofe zu begeben und gegen das Singen und Tanzen seiner Landsleute, überhaupt gegen alles Vergnügen als unnützen Zeitverlust, der Nichts einbringt, vor dem König zu predigen. Es wäre, lehrt er, das Glück der Gesellschaft, nicht dasjenige der Einzelnen, worauf es ankäme, und die Gesellschaft könne äußerst reich, glücklich und mächtig sein, obgleich jedes einzelne ihrer Mitglieder elend, abhängig und verschuldet sei. Entwicklung des Nützlichen sei Zweck des menschlichen Lebens; die Triebfeder der Entwicklung seien aber die Bedürfnisse, und das Unglück seiner Landsleute sei, daß sie keine hätten. Sie verbrächten ihr Leben in einem Zustande rein unnützen Wohlbefindens; wenn sie statt dessen anfangen wollten, die Lage und die natürlichen Reichthümer der Insel, ihre mineralischen Schätze und ihre großen Häfen auszubeuten und der Weltcommunication zugänglich zu machen, so läge die gegründetste Hoffnung auf der Hand, daß die Inselbewohner bald ein Schrecken aller anderen Länder werden und sich im Stande sehen könnten, jede Nation von irgend einer Bedeutung zu beunruhigen und zu plagen.

Als der König der Phantasie-Insel hier ein Lächeln zeigt, erzählt Popanilla ihm mit der Formel Bentham's, daß ein König nur die erste Obrigkeit des Landes ist und daß Seine Majestät nicht mehr Recht hat, über ihn zu lachen, als der erste beste Dorfpolizist. Der König hört ruhig die Reprimande an; da aber Popanilla nach und nach die Insel mit lautredenden Schülern füllt, wird das Reformwesen ihm zu bunt, und er nimmt die spirituelle Rache, sich für bekehrt zu den neuen Lehren zu erklären und ernennt als Beweis dafür Popanilla zu seinem Postschiffscapitän.

„Ja,“ sagt er, „einer von den Lehrjähren Deiner Schule zu sein scheint, daß Alles auf ein Mal ohne Zeit, Erfahrung, Praxis oder Vorbereitung vollendet werden kann, so zweifle ich nicht daran, daß Du mit Hilfe einer Broschüre oder zweier es zu einem vollendeten Schiffcommandanten bringen wirst, obgleich Du Dein ganzes Leben hindurch nicht ein einziges Mal auf der See gewesen bist. Adieu, Capitän Popanilla!“

Und im Handumdrehen ist der radicale Reformator auf das Meer in einer Kanoe mit Wasser und Lebensmitteln für wenige Tage hinauspedirt.

Die Utilitarianer pflegten die wenigen Bedürfnisse einer Bevölkerung zu beklagen. Disraeli spottet darüber, wenn er Popanilla es als das Unglück seiner Landsleute bezeichnen läßt, daß sie sich ohne Cultur so glücklich fühlen¹⁾. Als Voraussetzung seines Spottes muß er freilich einen ursprünglich paradiesischen Zustand à la Rousseau insinuiren, der kaum irgendwo von Anderen vorgefunden worden ist, und den er selbst gewiß nicht auf Cypern vorfand, da im Jahre 1878 ihm das Loos fiel, als Premierminister die Rede Popanilla's an die Eingeborenen halten zu lassen.

Der des Landes vertriebene Reformator landet im Reiche Braibleusia, „dem freiesten Lande der Welt,“ wo die Freiheit darin besteht, daß Jeder Erlaubniß hat, sich nach all' den Anderen zu richten; einem Lande, das Großbritannien auf ein Haar gleicht; von dem Augenblick ab, da er dies Land betritt, ist Alles nur Hohn auf die Gesellschaftszustände, die Gewohnheiten und die Verfassung Englands. Es geht Popanilla in Braibleusia herzlich schlecht; nachdem er dort kurze Zeit gefeiert worden, wird er ohne alle Gerechtigkeit auch dieses Landes verwiesen und durch Nachdenken über sein Schicksal kommt er zu dem Resultat, daß, wenn auch der bloße Naturzustand wenig lobenswerth sei, andererseits ein Volk wie das, welches er eben kennen gelernt habe, auch allzu verkünstelt sein, allzu viele fingirte Principien und eine allzu unnatürliche Cultur haben könne. Mit dieser Moral schließt die Geschichte, eben, als der Leser anfängt, durch die weitausgesponnene Allegorie ermüdet zu werden — und Popanilla begibt sich auf seine große Reise.

VII.

Disraeli folgte bald seinem Beispiel. Er unternahm in den Jahren 1828—31 die große Reise, welche in England, so zu sagen, für junge Männer der höheren Stände normirt ist und die mit ihren Wanderjahren die Lehrjahre abschließt und die Thätigkeitsjahre des Mannes einleitet. Es waren nicht die Länder und Städte, welche die gewöhnlichen europäischen Reisenden am häufigsten aufsuchen, weder Paris noch Wien, noch überhaupt irgend welche von den größeren Mittelpunkten der Civilisation, die ihn reizten. Nein, es waren ganz andere Namen, die seit seiner Kindheit vor seinen Ohren gesummt hatten: Syrien, Jerusalem, Spanien, Venedig.

Alle Geister haben außer ihrer zufälligen Heimath auf Erden noch eine verwandte, von welcher sie träumen und nach welcher sie sich sehnen. Mit seiner doppelten Nationalität, mit seinem brütenden Verweilen in den Erinnerungen des Geschlechts und der Väter, hatte Disraeli seit seiner frühesten Jugend eine

¹⁾ Denselben Widerspruch hat Eduard von Hartmann in einer Rede Cassalle's an deutsche Arbeiter hervorgehoben. (Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins, S. 637.)

brennende Sehnsucht nach dem Morgenland. Er wollte die Stätten sehen, auf denen die Augen seiner Vorfäter geruht, den Grund betreten, wo ihre Füße gewandert; an diesen Orten, das fühlte er, würde sein frühzeitig gehärtetes Gemüth weich werden und sein verschlossenes Herz sich in Andacht öffnen. Ja, genau dies; denn eine Pilgerfahrt nach jenen Gegenden war ihm früh nicht nur eine Sehnsucht, sondern eine Religion geworden. Aber wie Jedermann nur durch seine Familie seinem Volke gehört, so sind auch die Erinnerungspläze der Familie dem Einzelnen näher, als die der Race. Er wollte jene Mittelmeerländer sehen, wo seine Väter fünfzehnhundert Jahre lang gewohnt hatten, jenes Spanien, wo sie, von ihren maurischen Stammesgenossen brüderlich beschützt, eine reiche Cultur und reiche Poesie in der alten Sprache des Stammes entwickelt hatten — und er suchte zwischen den Namen der berühmten Familien Spaniens nach demjenigen, den wol sein Geschlecht, ehe es seinen Namen gewechselt, hätte tragen können, und verweilte träumend an dem stolzen und volltönigen alten Namen Sidonia, den er Jahre später seinen Helden in „Alarcos“ und „Coningsby“ gab; — aber vor Allem wollte er die Wunderstadt am adriatischen Meere sehen, deren Schutzpatron St. Marcus, selbst ein Kind Israel's, dem vertriebenen Geschlechte Disraeli solch milder Herr gewesen war. Schon auf dem Schoße des Großvaters hatte er von der Dogenstadt mit den schwimmenden Palästen gehört. Jetzt sehnte sich der Jüngling nach Venedig, wie nach Jerusalem. Es war ihm, als müsse er dort hinab, als würde er dort unten erwartet, als wäre er schon seit Jahrhunderten erwartet, er, der Erbe dieses ganzen Erinnerungsschatzes. Es rief ihn wie mit fernem Stimmen, und das Blut in seinen Adern antwortete, klopfend und verlangend, auf den phantastischen Ruf, bis der Tag kam, da er seinem Vater Lebewohl sagte und an England die Abschiedsworte richtete, die er einige Jahre später den fortreisenden Contarini Fleming an seine skandinavische Heimath richten ließ: „Und lebe wohl auch du, du harter Erdboden, wo ich so lange geschmachtet habe; denke mein von nun an als eines exotischen Vogels, der sich auf kurze Zeit hinauf unter deine kalte Sonne verirrte, aber jetzt seinen Kurs gefunden und seinen Flug weg von dir nach einem strahlenderen Land und einem klareren Himmel genommen hat“¹⁾.

Ueber die Reise selbst hat Disraeli Nichts geschrieben. Aus seinen Schriften aber sieht man, daß er all' die Mittelmeerländer durchreist hat; daß er in Rom 1829, in Albanien 1830, in Constantinopel, Aegypten, Syrien, Jerusalem 1831 war, und die Reise hat theils Spuren in fast allen seinen Werken hinterlassen, theils ganze Werke als ihre Frucht hervorgebracht.

Mancherlei Gefühle bewegten das Gemüth des jungen Reisenden, als er sich zum ersten Male Venedig näherte. Andere haben die schöne, staublose und lärmfreie Stadt an der Adria um ihrer Eigenthümlichkeit willen geliebt, wieder Andere wegen ihrer Kunstschätze und noch Andere um ihrer historischen Erinnerungen willen, aber die Liebe Disraeli's war nicht so unpersönlich: er schwärmte weder für die reiche Malerschule Venedig's, noch für ihre alte aristokratisch-republikanische

¹⁾ Sibyl 40. Vivian Grey 209. Contarini Fleming 290. Man vergl. Contarini Fleming 101 und Tancred 74.

Verfassung, deren Ueberführung nach England er wenige Jahre später weitläufig zu beklagen und anzugreifen begann. Die Stadt bewegte ihn so tief, weil sie das Asyl seiner Väter gewesen; er liebte sie um seines Blutes, seines Stammes willen; er liebt überhaupt auf solche persönliche Grundlage hin.

Doch Venedig stillte nur den ersten Durst seiner Schaulust. Keine Gegend und keine Stadt in Europa konnte seine Sehnsucht vom Orient fortleiten. Er besuchte Aegypten, sah die Pyramiden, zu welchen sein Volk im Alterthum das Material hatte schleppen müssen, Stein auf Stein, er erlangte in Cairo verschiedene Audienzen bei dem regierenden Pascha, und als seine bald raschen, bald wohlüberlegten Antworten Mehemed Ali's Aufmerksamkeit auf sich zogen, wurde er von ihm, wie es scheint, sogar in Bezug auf das dem Lande geeignetste politische System um Rath gefragt. Er hat nicht ohne Selbstgefühl dies in seinem „Vindication of the english constitution“ geltend gemacht, wo der reisende junge englische Gentleman natürlich der Verfasser selbst ist. Eben im Jahre 1829 war ja von dem reformliebenden ägyptischen Despoten in Cairo eine Versammlung zusammen berufen worden, die recht wohl als eine Volksrepräsentation nach türkischen Begriffen aufgefaßt werden konnte, und der Pascha hat dann den intelligenten jungen Engländer gefragt, was er von einer ägyptischen Repräsentativverfassung nach englischem Muster hielte.

„Die Ueberraschung unseres Landsmannes,“ heißt es bei Disraeli, „war nicht unbedeutend, aber er war Einer von denen, die genug von der Welt gesehen haben, um nie zu erstaunen; er war nicht ganz politischer Kenntnisse baar und mit der philosophischen Freiheit von Vorurtheilen begabt, die eins der sichersten und werthvollsten Resultate langer Reisen ist. Unser Landsmann erklärte dem ägyptischen Regenten ruhig und bestimmt, welche unmittelbare Schwierigkeiten sich seinem Plane in den Weg stellten, indem er dem Nachfolger der Pharaonen und Ptolemäer auseinander setzte, daß die politischen Institutionen Englands die Früchte eines langsamen Wachstums durch ganze Zeitalter seien.“

Disraeli bei Mehemed Ali, das ist eine Art literarhistorischen Seitenstücks zu Byron bei Ali Pascha; Byron ist eitel darauf, daß Ali den Aristokraten in seinem Aeußeren spürt, Disraeli darauf, daß Mehemed die politische Weisheit seines Inneren herauswittert.

Deutlich war es Disraeli zu jener Zeit nicht klar, ob die poetische oder die politische Wirksamkeit sein Hauptberuf sei. Mit seinem starken Selbstgefühl war er zur Ueberschätzung seiner Fähigkeiten geneigt und sicher hat er, während er im Orient in Byron's Spuren wanderte, sich manchmal eingebildet, daß englische Poesie in ihm einen ebenbürtigen Ersatz des Verlorenen finden würde. Selbstkritik war nie seine starke Seite, und am wenigsten in seiner Jugend. Nichts in seinem ganzen Leben hat vielleicht einen deutlicheren Beweis hierfür geliefert, als was er selbst über eine poetische Idee erzählt hat, die er kurz nach seiner Landung auf asiatischem Boden concipirte. In einer aufgestellten und hypertheatralischen Vorrede hat er es erzählt, wie er, über Troja's Ebenen wandernd und mit dem Kopf voll des Weltruhmes der homerischen Gesänge, das Schickjal verdammt, das ihn zu einer Zeit geboren werden ließ, die „damit prahlte, antipoetisch zu sein“, und wie eben in dem Augenblicke, wo ein Blick über den Idaberg schoß, die Idee sein Gemüth durchblickte, daß all' die großen Hauptepoepen in der Welt den Geist eines ganzen Zeitalters zusammen-

gefaßt hätten und daß er, um ein wahrer Dichter zu sein, nur seiner eigenen Zeit poetischen Ausdruck zu verleihen habe. Er entwickelt, wie das heroische Epos, die Ilias, der größten Heldenthat eines heroischen Zeitalters entsprang; das politische Epos, die Aeneis, der Errichtung des römischen Weltkaiserthums, das nationale Epos Dante's der ersten Frühlingsfaat der Renaissance, das religiöse Epos Milton's der Reformation und ihren Folgen, und fragt sich dann, ob der Geist seiner eigenen Zeit unbesungen bleiben soll: „Wie," rief ich aus, „ist die französische Revolution eine minder wichtige Begebenheit als die Belagerung Troja's? Ist Napoleon ein weniger interessanter Charakter, als Achilles? Mir ist das revolutionäre Epos vorbehalten.“

Ich will auf diesem Punkte weder bei der barocken Gleichstellung der Namen Homer, Virgil, Dante, Milton und Disraeli verweilen, noch bei der Parallelsirung der berühmtesten Dichtertwerke der Welt mit einem Epos, von welchem nur ein einzelnes verunglücktes Bruchstück das Licht erblickte, um, erschreckt über das Hohngelächter, das ihm begegnete, in den dunklen Mutter Schoß des Als zurückzukehren; aber die Thatsache will ich betonen, daß Disraeli, den wir eben im Gespräch mit Mehemet Ali als den Warner gegen radicale Reformversuche kennen lernten, sich in seiner Jugend zur französischen Revolution als zum bedeutendsten und interessantesten Stoff des Zeitalters hingezogen fühlte. Er war nie ein principieller Gegner der politischen Ideen der Neuzeit; wo er es war, ist er es nur aus Interesse oder aus Opportunitätsgründen gewesen. Zwischen ihm und den principiell Conservativen, wie seinem jetzigen Collegen im Ministerium, Lord Salisbury, besteht in dieser Hinsicht eine Kluft. Ja, es findet sich sogar bei ihm eine merkwürdige Sympathie mit entschieden revolutionären Phänomenen. Er hat in seinen Schriften Männer wie Byron, Shelley, Mazzini im günstigsten Lichte geschildert. Er hat in seinen alten Tagen mit förmlicher Begeisterung den Charakter einer menschlichen Freiheitsgöttin, das Ideal revolutionärer Freiheitsliebe (Theodora in „Lothair“) gezeichnet. Mancher wird sich beim Lesen seiner Bücher gefragt haben, ob nicht im Innern des alten Tornführers ein Revolutionär wohnt. Die Frage, was im „Innersten“ oder „Tiefsten“ in einem Menschen wohnt, ist immer schwer zu beantworten, besonders bei stark zusammengefügten Naturen. Ueberschaut man die ganze literarische Production und die ganze politische Action Disraeli's, so wird man bei ihm immer unter der conservativen Grundlage einen fließenden Radicalismus finden, aber auch immer unter der wogenden revolutionären Oberfläche eine feste conservative Grundlage. Auf religiösem Gebiete war er von Anfang an freisinnig; aber die Rücksicht, die absolute Ueberlegenheit seiner Race zu behaupten, zwang ihn untwiderstehlich, das meist Mögliche aus der religiösen Wohlthat zu machen, die sie dem Menschengeschlecht geleistet hatte, und aus der Dankbarkeit, die das Geschlecht ihr dafür schuldig war. Politisch fing er in der Literatur principlos mit „Bivian Grey“ und in der Praxis als Ultraradicaler an; ich habe aber schon auf die politisch-reactionären Eindrücke, die er vom Vater empfing, zurückgewiesen. Erweckten diese zuerst seine Opposition? Ein Jüngling, der in dem Grade geneigt war, ohne Hinblick auf irgend eine fremde Autorität, sich selbst zum Maße aller Dinge zu machen, mußte nothwendigerweise einen starken Oppositionstrieb

haben; aber wer kann sagen, ob das zuerst Hervortretende auch das Tiefste im Menschen ist? Alle solche Ausdrücke sind ja außerdem nur Metaphern.

„Das revolutionäre Epos“, welches, obgleich auf der Reise empfangen, zuerst im Jahre 1834 herausgegeben wurde und das bis zu der Zeit mancher conservativen Retouche unterzogen sein kann, hatte den Grundgedanken, den Kampf des „feudalen“ und des „föderalen“ Princips und den Uebergang des ersten in das zweite zu schildern. Das erschienene Fragment fängt mit der bizarren übernatürlichen Maschinerie an, daß Magros, der Genius des Feudalismus, und Thyridon, der Genius des Föderalismus, abwechselnd für ihre Sache plaidiren, und endigt damit, daß Napoleon Thyridon (!) sein Wort als Pfand der Treue gibt; der dritte Gesang begleitet ihn durch den ganzen italienischen Feldzug bis zur Eroberung der Lombardei und schließt mit Pflanzung des Freiheitsbaumes. Die Fortsetzung des Gedichtes machte der Verfasser in seiner Vorrede vom Urtheil des Publicums mit den Worten abhängig, daß er, wenn dieser Spruch ungünstig ausfiel, „ohne Klage seine Leier hinab in die Unterwelt schleudern würde“.

Es standen Disraeli auf seiner Reise noch weit tiefere Eindrücke und noch stärkere Gemüthsregungen, als die auf der trojanischen Ebene erlebten, bevor, und den tiefsten Eindruck empfing er an dem Tage, da er nach einem mehrstündigen Ritt zwischen kahlen und wilden Felsen einen Berg bestieg, erfuhr, daß er auf dem Delberge stehe und gegenüber auf dem hohen steilen Abhang eine Stadt sah, von einer alten Mauer umringt, die mit ihren Thürmen, Zinnen und Thoren wellenartig mit dem wellenförmigen Terrain sank und stieg. Sein Auge verweilte bei der prachtvollen Moschee, die über die Stadt emporragte, bei den schönen Gärten vor ihr und bei den unzähligen Kuppeln, welche sich über den lichten Steinhäusern erhoben, und er fühlte, daß er Jerusalem gegenüberstand. Kaum hat einer der alten Kreuzfahrer mehr bei dem Anblick gefühlt, wenn sie auch anders fühlten. Sie liebten die Stadt um des Himmels willen, um der Seligkeit willen, die ihre Eroberung ihnen öffnen sollte; er liebte sie um des Stammes willen, der die Stadt gebaut hatte. Im Stillen verglich er die Stadt der vielen Hügel, die er vor sich sah, mit jener Sieben-Hügel-Stadt in Europa, und dachte mit Stolz, daß Moria, Zion und der Calvarienberg weit berühmtere Hügel als der Aventiner- und Capitoliner-Hügel seien, da nicht nur Asien, sondern das christliche Europa jene Namen kannten, während diese im ganzen muhammedanischen Asien ein todtter Laut wären. Jene alten Kreuzfahrer hatten die Sarazenen, gegen welche sie Krieg führten, als unwürdig betrachtet, die heilige Stadt und das heilige Grab zu besitzen; er hingegen fand sie dazu viel würdiger, als irgend eine der hineinströmenden europäischen Scharen; denn nicht nur sei die Stadt und das Grab auch ihnen ehrwürdig gewesen, sondern diese Söhne der Wüste seien weit näher als irgend ein Germane oder Gallier mit Dem verwandt, der im Grabe geweilt hatte. Die Kreuzfahrer hatten den Glauben als Eins und Alles betrachtet; er wußte, wie er es oft bei sich selbst wiederholte, daß die Race Alles sei, daß Alles zuletzt auf die Race ankäme¹⁾.

¹⁾ Tancred 167 ff. „All is race; „there is no other truth“, sagt Sidonia in „Tancred“. Man vergleiche seine Aeußerungen in „Coningsby“ und Disraeli's eigene in „Life of Lord

Er fühlte sich zu Hause in diesem Lande, wo Karawanen von turbanbedeckten Männern geführt wurden; wo der Scheich, wie vor Jahrtausenden, der Patriarch seines Stammes war und ihn seine Zelte, wie damals, aufschlugen ließ. Er liebte diese Palmen, diese Cedern und Olivenhaine. Und wenn Jerusalem in der Hochsommertagsglut wie eine Stadt von Stein in einem Lande von Eisen unter einem Himmel von Feuer dalag, und wenn der wild strahlende Glanz der umgebenden Landschaft den Beschauer förmlich mit dem Schrecken Schlag, geblendet zu werden, wenn Alles so unheimlich hell und flammend klar war, daß der Pilger da stand, wie jene schattenlose Märchengestalt in einer noch dazu ganz schattenlosen Welt: dann fühlte sein metallisch harter und glänzender Geist und seine heiß flammende Einbildungskraft sich mit diesem trockenen, glühenden Erdboden verwandt. Auch in seiner Seele war kein schattiger Platz; auch dort fand sich kein Raum für Raft und Ruhe; die Schattenseite des Lebens hatte er immer verachtet und gescheut. Er fühlte sich glücklich in diesem Lande, wo jeder Fußbreit Erde ihn an die Größe Israel's erinnerte, am Fuße des Sinai, von welchem das Gesetz Moses ausgegangen war, um noch heutzutage von jedem civilisirten Kinde gelernt zu werden; bei den Tempelruinen, die den Gedanken hinleiteten zum Könige, dessen Weisheit noch im Sprichwort lebt, bei Gethsemane, wo der Märtyrer gelitten hatte, dessen einfache und reine Lehre die westliche Welt erobert hat. Er sonderte in seinen Gedanken nicht Jesus von den anderen Sternen des hebräischen Volkes ab. Er bezweifelte nicht, daß Jesus vom edlen Königshause David's abstamme; Bibelkritik gab es damals nicht, und selbst als sie aufkam, paßte es nicht in Disraeli's System hinein, die neutestamentliche Stammtafel Jesu zu einer bloß tendenziösen Fiction herabsinken zu lassen. Jesus mußte und sollte ein Fürst sein. Es ist für Disraeli's geistigen Habitus tief charakteristisch, daß er Jesus nie, ohne Ausnahme nie, in den zahlreichen Stellen seiner Werke, wo er ihn nennt, anders bezeichnet, als einen hebräischen Fürsten, einen hebräischen Prinzen. Jesus steigt für Disraeli in Werth dadurch, daß er von dem aristokratischsten Blut der Race ist; die instinctive Anziehung, die er selbst immer dem Hochadligen, dem ausgesucht Aristokratischen gegenüber fühlte, zwang ihn auch, an Jesus das zu betonen, was am Meisten seinem Ideale entsprach, und hierin liegt es, daß das Fürstenblut, die königliche Herkunft ihm weit theurer wird, als die übernatürliche Abstammung; um so viel mehr, als diese jene unmöglich machte, da es Joseph und nicht Maria ist, der als Abkömmling David's bezeichnet wird. Daß Disraeli nichtsdestoweniger von dem Augenblick an, wo er als conservativer Staatsmann auftrat, nicht den Widerspruch gescheut hat, die äußerste Orthodorie zu behaupten, ist schon daraus erklärlich, daß im 19. Jahrhundert ein Staatsmann, besonders in England, und namentlich ein conservativer, vor Allem orthodox-religiöse Garantien bieten muß; aber es hat außerdem auf der Furcht davor beruht, daß er, wenn er die übermenschliche Herkunft Jesu fallen ließe, seinen Stamm dessen besten Glanzes beraube, des Nimbus, der über ihm ruhte, als dem Volke, in

George Bentinck“ und in „General Preface“. In „Tancred“ nennt der Verfasser selbst diesen Satz „the great truth, into which all thruths merge“ (S. 459).

welchem Gott selbst als Erlöser der Welt sich gebären ließ. Doch seine eigenen stillen Gedanken formten sich auf Palästina's Boden anders um die Gestalt Jesu. Er verglich ihn in seinen Träumereien mit Cäsar und Alexander, die beide nach ihrem Tode für Götter erklärt wurden, und er fand einen neuen Beweis für die Ueberlegenheit seiner Race, indem er den Zeitraum, den ihre Göttermacht gedauert hatte, mit dem verglich, in welchem Jesus für Gott gehalten wurde. Beide wurden sie Götter genannt, aber wer brannte ihnen wol Weihrauch jezt, wo waren jezt ihre Anbeter? Nicht einmal ihre eigenen Völker beteten sie jezt an, während diese und Duzende von anderen Nationen noch immer vor den Altaren knieten, die dem Enkel David's errichtet waren. Konnte es einen größeren Triumph für die Race geben, die er in sich personificirt fühlte? Was war das neue Testament? Nach seinem eigenen Ausspruche nur ein Supplement; Jesus war gekommen, um das Gesetz und die Propheten zu erfüllen. Es war also bei Weitem nicht genug, das Christenthum als ohne das Judenthum unverständlich zu bezeichnen. War das Christenthum nicht supplirtes Judenthum, dann war es Nichts. Was war der Grundunterschied zwischen Jesus und seinen Vorgängern? Es war der, daß durch ihn „Gottes Wort“ zu den Heiden und nicht mehr zu den Juden allein verbreitet wurde. Und Disraeli sammelte seine Auffassung in diesem kurzen und jüdisch-aristokratischem Satz: „Christenthum ist Judenthum für die Menge“¹⁾.

Doch so unähnlich sein Gefühlleben auch demjenigen der Kreuzfahrer war, hatte er doch Dichterträume, die ihren poetisch-religiösen Vorsätzen glichen. Auch er träumte von einer Befreiung dieses Landes, insofern er in seiner Phantasie Bilder von vormaligen Versuchen einer solchen entwarf; doch das war das Eigenthümliche seiner Phantasien, daß die Befreiung das Land dem ursprünglichen Stammvolk zurückgeben sollte.

Es war auf dem Begräbnißplatz nördlich von Jerusalem, der den Namen der „Königsgräber“ trägt und dessen höchst unsicheres Recht, diesen Namen zu tragen, er in seiner romantischen Stimmung nicht in Zweifel zog, daß die Erinnerung an eine Gestalt des 12. Jahrhunderts in ihm auftauchte, die schon in seinen Knabenjahren sein Interesse erregt und deren Charakter und Schicksal er frühzeitig dichterisch umzuformen und auszuspinnen begonnen hatte. Es war der jüdische Prinz und spätere Sagenheld David Alroy.

Er erstand zu einer Zeit, da das Kalifat geschwächt war und vier seldschukische Sultane das Erbe des Propheten getheilt hatten, welche ihrerseits wieder in Wohlleben hinzusiedeln anfangen und darum mit Unruhe die steigende Macht der Könige von Karasme beobachteten. Obwohl das jüdische Volk seit der Eroberung Jerusalem's die Oberhoheit seiner Eroberer anerkannt hatte, behielten doch die östlich wohnenden Juden immer Selbstregierung innerhalb gewisser Grenzen. Sie hatten eigenes Gerichtsverfahren unter einem Regenten ihres eigenen Stammes, der den Titel eines „Fürsten der Gefangenschaft“ führte.

¹⁾ „Jehova-Jesus came to complete the law and the prophets“. Christianity is completed Judaism or it is nothing.“ Sibyl 130. — „Christianity is Judaism for the multitude, but still it is Judaism.“ Tancred 427.

Die Macht dieses Fürsten stieg und sank immer im umgekehrten Verhältniß zu derjenigen des Kalifats, und die Annalen des Volkes erzählen von Perioden, in welchen der „Fürst der Gefangenschaft“ kaum weniger Ansehen und Macht, als die alten Könige von Juda, hatte. Ein solcher „Fürst der Gefangenschaft“ war jener David Alroy gewesen, an den die Königsgräber die Erinnerung in Disraeli's Gemüth hervorriefen, und in sein Seelenleben träumte er sich hinein. Welch schmerzlicher Widerspruch schon im Namen! Ein Fürst ohne Land und ohne Selbständigkeit, ein tributpflichtiger Fürst über ein gefangenes Volk! Disraeli wußte, was der zu leiden hatte, der auf diese Weise fürstlich geboren war; er dichtete sich mit Leichtigkeit in die Demüthigung und den Gram Alroy's hinein, als die Forderung zum ersten Male an ihn gestellt wird, den mächtigen Unterdrückern den jährlichen Tribut zu überbringen. Und geseht, daß er nun gleichzeitig sein Volk nicht nur verachtet und verhöhnt sah, sondern noch schlimmer, so erniedrigt, daß es nicht mehr darunter litt und Alles stumpf über sich hergehen ließ; geseht, er fand, daß es ein Sklave geworden war, so entehrt, so erbärmlich, daß der Zustand desselben an den Flüssen Babylon's ein Paradies gegen den jetzigen war! Siehe, jetzt höhnt der Häuptling der Selbstschutten David Alroy selbst; jetzt vergreift er sich in seiner Frechheit an David Alroy's Schwester! Nun ist das Maß voll, Alroy tödtet den Gewaltthäter, flieht aus dem Lande und beschließt, der Befreier Israel's zu werden. Warum sollte es nicht gelingen können? Der größte der alten Könige, der erste David, hatte sich ja vom landflüchtigen Häuptling vogelfreier Männer zum Glanz des Thrones erhoben, warum sollte er nicht vermögen, was die fernern Väter vermocht? Salomon hatte den Tempel gebaut und das Reich berühmt gemacht; er wollte den Tempel wieder aufbauen und das Reich berühmter machen, als es je gewesen war. Das Scepter, welches Salomon in seiner Hand gehalten, wollte er in der seinigen wiegen; die Zeit, die in den Königsgräbern begraben lag, wollte er zwingen, wiederum von den Todten aufzuerstehen.

Und Disraeli stierte über den großen in den Felsen eingehauenen Vorhof zu den „Königsgräbern“ hinaus, in deren westlicher Seite sich eine Vorhalle öffnete, die einst von Säulen getragen wurde, deren steinerner Giebel aber noch mit einem eingehauenen Fries von ungewöhnlicher Schönheit geschmückt war, und er träumte, wie der flüchtige Alroy durch magische Mittel diesem Orte sich nähete, wo die todten Könige Israel's auf ihren Thronen saßen, und die Wirklichkeit um ihn her löste sich in ein prachtvolles Phantasiegebilde auf. Durch lange Alleen kolossaler Löwen aus rothem Granit muß David Alroy wandern, bis er zu einem ungeheuren, viele hundert Fuß hohen Felsenportal kommt, das von mächtigen Rathatiden getragen wird. Alroy preßt seinen Siegelring gegen das riesige Thor, es öffnet sich mit erdbebenartigem Gedröhn, und bleich und wankend tritt der „Fürst der Gefangenschaft“ in die unüberschbare Halle, die mit herabhängenden Kugeln von glühendem Metall erleuchtet ist. Zu beiden Seiten der Halle sitzt auf goldenen Thronen eine Reihe von den Königen Israel's, und als der Pilger hereintritt, stehen sie alle auf, nehmen ihre Diademe ab, schwingen sie dreimal und wiederholen dreimal im feierlichen Chor: „Heil

dir, Alroy, heil dir, Bräuerkönig, deine Krone erwartet dich!" Wie Contarini Fleming in Venedig erwartet wurde, so erwartet man David Alroy hier.

Er steht da, zitternd, mit niedergeschlagenen Augen, an eine Säule gelehnt; als er aber wieder zu sich selbst gekommen ist und aufblickt, findet er, daß die Könige stille wie Statuen auf ihren Plätzen sitzen und leblos vor sich hinstarren, scheinbar ohne von Alroy's Gegenwart zu wissen. Und er schreitet vorwärts durch die Halle, bis er zu einem ungeheuren Throne kommt, welcher weit weg liegt, sich quer über den Saal erstreckt und hoch über alle anderen emporragt. Auf dem sitzt eine Gestalt mit kaiserlicher Haltung, die Alroy's Blick überrascht und blendet. Eine hohe Treppe von Elfenbein, an welcher jede Stufe von Goldlöwen bewacht wird, führt hinauf zu einem Jaspisitz. Licht geht von dem glänzenden Diadem dieser Gestalt und von ihrem strahlenden Gesicht aus, das auf einmal schön wie das eines Weibes und majestätisch wie das eines Gottes ist. In der einen Hand hält er einen Siegelring, in der anderen ein Scepter.

Als Alroy den Fuß des Thrones erreicht, steht er einen Augenblick still und fühlt, daß sein Muth versagen wird. Doch bald faßt er sich in stillem Gebet und besteigt Schritt für Schritt die hohe elfenbeinerne Treppe. Der „Fürst der Gefangenschaft“ steht Angesicht in Angesicht mit dem großen Könige Israel's. Es ist aber vergeblich, daß Alroy strebt, seine Aufmerksamkeit oder seinen Blick auf sich zu ziehen. Die großen dunkeln Augen, welche mit übernatürlichem Glanze strahlen und fähig scheinen, Alles zu durchschauen und Alles aufzuklären, sind blind für Alroy's Nähe. Dann sammelt der todtbleiche Pilger im Gedanken an Israel's Volk zum letzten Male seinen Muth, streckt in tiefer Bewegung den Arm aus, und windet dann mit liebevoller Festigkeit, ohne irgend welchen Widerstand zu fühlen, das Scepter Salomo's aus der Hand seines großen Stammvaters¹⁾.

Als er es ergreift, entschwindet die ganze Scene seinem Blick und gleichzeitig entschwand sie dem des träumenden Disraeli. Er stand wieder in dem großen Felsenvorhof, an der schmalen Vorhalle, von wo aus Treppen in den unterirdischen, im Felsen ausgehöhlten Raum hinabführten, mitten in der armeneligen Wirklichkeit, die so reiche Visionen hervorgerufen hatte.

Aber noch auf Palästina's Boden fing er an, seine romantische Dichtung von den großen und wundervollen Schicksalen David Alroy's niederzuschreiben. Alroy wurde für Disraeli so zu sagen dasselbe, was Aladdin seiner Zeit für Dehlenschläger war, eine morgenländische Sagen- oder Märchengestalt, in welchem er bequem einige seiner kühnsten Jugendphantasien und seiner tieflegendsten Eigenschaften verkörpern konnte. Die Dichtung von Alroy machte wol kein Glück, als sie erschien; sie wurde aber nicht gerecht gewürdigt und die Alroy-Gestalt hat gewiß nie Disraeli ganz verlassen; sie gehörte nicht zu denjenigen, von welchen ein Poet sich durch die Ausführung befreit. Alroy hat ihn gewiß sein Leben hindurch begleitet, und es würde mich nicht wundern, wenn die Stelle, wo er Salomo's Scepter an sich reißt, durch Lord Beaconsfield's Kopf gefahren ist, als er (in guter Uebereinstimmung mit seiner früheren Definition von Eng-

¹⁾ Man vergleiche Alroy, 91.

land als asiatischer Macht) auf dem Berliner Congreß sich jenes englische Hoheitsrecht über die asiatische Türkei extrokte, das die Gegenden, über welche David Alroy die Herrschaft erstrebte und errang, unter die Oberhoheit Benjamin Disraeli's brachte.

„Alroy“ ist ein Werk mit großen Mängeln. Die Behandlungsart erinnert bisweilen an Southey's unglückliches Gedicht „Thalaba, the destroyer“. Die Erzählung schwankt stilllos zwischen der Methode des historischen Romans und der Legende; aber im Colorit fühlt man die ungeheure Ueberlegenheit Disraeli's über Southey; er hat das wahre morgenländische Temperament, welches das Colorit mittheilt. Das seelische Interesse des Gedichts sammelt sich fast ausschließlich um die Entwicklung von Alroy's Charakter. Raum hat er gesiegt, und seine erste Aufgabe, die Befreiung Israel's, gelöst, als die Aufgabe selbst ihm unendlich gering vorkommt, und er nach einem größeren Ziele strebt; denn Niemand hat ihm widerstehen können und ganz Westasien liegt zu seinen Füßen. Er will sich nicht damit begnügen, Salomo's Tempel wieder aufzurichten; sein Ehrgeiz ist nicht so leicht gesättigt, er will ein mächtiges asiatisches Reich gründen.

Dieser staatsmännische Ehrgeiz stürzt Alroy. Der israelitisch-religiöse Fanatismus, der ihn an seiner Spitze zum Sieg erhob, kehrt sich jetzt mit tiefer Erbitterung gegen ihn zur selben Zeit, wo er selbst an der Seite einer muhamedanischen Sultanin in dem üppigen Bagdad die strengen Zwecke und Vorsätze seiner Jugend vergißt. Der Sultan von Karasme erschlägt ihn und erbt sein Reich und seine Braut.

Es scheint, als ob Disraeli auf dem Boden Jerusalem's nicht der Versuchung widerstehen konnte, sich einen Augenblick Kräfte, wie die seinigen, zu dem Zwecke angespannt zu denken, das heilige Land dem auserwählten Volke zurückzugeben; als sei er aber beim Durchphantasiren und Durchdenken dieser Aufgabe schnell zu dem Resultat gekommen, daß ein Ehrgeiz im großen staatsmännischen Stil niemals Nahrung bekommen könne, wenn er sich im Kampfe für eine Herrschaft von so geringem Umfang und Gewicht verrenne. Er sah ein, daß, selbst wenn der Phantasie gestattet würde, alle Verhältnisse nach Wunsch zurecht zu legen, eine Thatkraft, wie die seine, niemals einen anderen Tummelplatz als auf dem Boden einer Großmacht in Europa finden könne. Und was war nicht hier seit seiner Abreise und während er im Orient über die Thaten von Sagenhelden phantasirte, geschehen!

In Frankreich hatte die Julirevolution eine Monarchie gestürzt und einen viel umhergetriebenen Odysseus auf den Thron gesetzt. In England stand unter allgemeiner Gährung der Gemüther eine nicht weniger tief eingreifende Umwälzung im Begriffe durchgeführt zu werden, die Revolution in der Verfassung Großbritanniens, welche vom Reformgesetz bezeichnet wird.

(Schluß-Artikel im nächsten Heft.)

Literarische Rundschau.

Der fünfte Band der „Ahnen“.

Die Ahnen. Roman von Gustav Freytag. Fünfte Abtheilung. Die Geschwister. Leipzig, S. Hirzel. 1878.

Es war uns eine rechte Festfreude, wieder einmal einen neuen Band der „Ahnen“ zu begrüßen: eine Freude um des Werkes willen, dessen Wachsthum wir nun seit fünf Jahren wie eine Nationalangelegenheit verfolgen; und noch eine ganz besondere Freude, weil die Rückkehr zu dieser alle Kräfte anspannenden Arbeit uns die Wiederaufrichtung des Dichters, hoffentlich noch für eine schöne Reihe fruchtreicher Jahre, verbürgt. Freytag fährt fort, die Motive seines großen, culturhistorischen Gedichts in den Dämmerungsstunden unserer Geschichte und auf den bescheidenen Mittelhöhen, wenn nicht in den Niederungen unserer Gesellschaft zu suchen. Es sind nicht die Lieblingskinder des Glücks und des Erfolgs, in deren Thaten und Schicksalen er uns unsere Natur, unsere Entwicklung zur Anschauung bringt. Ingo, Ingrabam, Immo, Iwo, Marcus König rangen mit den ernstesten Lebensgewalten in ehrlichem Kampfe, nicht ohne schmerzliche Wunden, noch zu leichtem Sieg. Den schicksalschweren Adelsbrief ihres Geschlechts, den selbständigen Sinn, die vor keinem Opfer erschreckende Treue vererbten sie sich, und damit auch das Gesetz harten Mühens und Ringens mit oft tragischem Ausgange. Sie widerstanden den Versuchungen der Macht, des Goldes, der selbstsüchtigen Liebe, und so mußten sie denn auch auf den Lohn dieser Erdengötter verzichten. Aus den stolzen thüringischen Edlingen, die um Fürstengunst nicht werben mochten, wurden bürgerliche Dienstmänner des Ordens in Preußen; deren letzter opferte Habe und Lebensstellung der Hingabe an ein vaterländisches Interesse, welches von seinem natürlichen, fürstlichen Vertreter schließlich im Stich gelassen wurde. Wieder wurden die „Könige“ heimathlos. Ihnen, wie dem ganzen deutschen Mittelstande, mußte die Religions- und Culturgemeinschaft des Volkes den mitbestimmenden Antheil am Staate ersetzen. Wir haben die Nachkommen der altgermanischen Recken, der ritterlichen Grundherrschaft, der begüterten, rathsverwandten Bürger von Thorn künftig unter jener beweglichen, wackeren Mittelklasse zu suchen, die ihrer persönlichen Bedeutung, ihrem Können, Wissen, Erwerben Alles verdankt.

So finden wir den Helden der ersten Erzählung, den „Rittmeister von Alt-Rosen“ (denn wie im ersten Bande der „Ahnen“ haben wir es auch hier mit zwei Generationen, mit Großvater und Enkel zu thun), wir finden ihn an der Spitze einer Schar von abenteuernden Reitern, deren Wahl allein er seine weder sichere noch glänzende Stellung verdankt. Wir sind im Jahre 1647. Die Feuersbrunst des „großen Krieges“ scheint, leider nur aus Mangel an Nahrung, dem Erlöschen nahe. Wie eine weite Brandstätte, aus der nur hier und da noch die Lohe

empor schlägt, liegt Deutschland vor uns. Hier und dort versucht ein Landesfürst, eine städtische Gemeinde, wie in einem abgekühlten Eischen, den Wiederaufbau eines Nothdaches. Der Bauer waffnet sich gegen den streifenden Soldaten, vergilt Mißhandlung mit Grausamkeit, wo er kann. In wohlverwahrten Städten hält sich ein Rest von Gewerbe und Besitz; aber das Kraftgefühl ist auch da gewichen, der Sinn verdüstert, Ruhe um jeden Preis der Mittelpunkt alles Denkens und Sinnens. Enge, gedrückte Kirchlichkeit und phantastischer Aberglaube theilen sich die Gemüther. Es ist die Zeit der starren Orthodorie, des Teufels- und Gespensterglaubens, der Astrologie, der Hexenverbrennungen; und mitten in dem allgemeinen Elend spreizt sich, wo irgend die Mittel sich finden, die frivole, üppige Nachahmung fremder Sprache, Mode und Sitte. So sieht es in deutschen Landen aus, als die alten Reiterregimenter des Herzogs Bernhard von Weimar, acht an der Zahl, darunter „Alt-Rosen“, sich gegen Turenne und seine französischen Officiere erheben und über den Neckar, die Tauber dem Maine zu ziehen. Sie haben den Uebermuth des wortbrüchigen Franzosen nicht länger ertragen mögen. Von ihren Officieren verlassen, haben sie aus ihren Reihen sich neue Führer gewählt, darunter Rittmeister König, den Nürnberger Kaufmannssohn, Georg König's Enkel, der, fortgerissen von dem Strome der wilden Zeit, die Universität mit dem Kriegslager vertauschte. Unter dem Feldruse „hie Deutschland“ weisen sie den Angriff des verfolgenden Turenne siegreich zurück. „War das ein „verlorener wilder Ton in langer banger Nacht, wie das ferne Gebell eines hungrigen Wolfes? oder waren es die ersten Noten eines Liedes, welches von da ab aus dem Gemüth des deutschen Volkes erklingen sollte, bald so, bald anders angehoben, wie das Gepiep eines jungen Vogels, bis es nach Jahrhunderten unwiderstehlich hinaus-schmettern wird als Schlachtgesang einer siegreichen Nation?“ Vor der Hand freilich ist es noch nicht so weit. Die hieberten weimarischen Reiter sind nach ihrem Siege kaum besser daran, als vorher. Wo ist das Deutschland, für das sie fechten könnten? Außer den Franzosen steht für die evangelische Sache nur die Landgräfin von Hessen, und Schweden im Felde, und die Kaiserlichen kämpfen für Rom. Da gilt es eine schwere Wahl unter verschiedenen Uebeln. Die Landgräfin ist karg und von den Franzosen abhängig; der Schwede ist freilich nicht katholisch und wälsch, wie der Franzose, aber trotz des verwandten Blutes doch auch ein hochmüthiger, mißtrauischer Fremder. Da beschließt man denn, zuerst mit Herzog Ernestus von Gotha, des hochseligen Herzogs Bernhard Bruder, zu verhandeln: ob er das deutsche Reitervolk nicht aufnehmen möchte; wenn nicht anders, so vielleicht, um verödete Bauerhöfe seines Landes zu besetzen. Erst wenn dies fehlschlägt, wird man an Graf Königsmark sich wenden: denn der, obwol in schwedischen Diensten, ist doch ein Deutscher. Die Sendung nach Gotha aber übernimmt Bernhard König. Wir begleiten ihn auf dem gefährlichen Ritt durch die Grenzwälder Frankens und Thüringens, wie einst Ingrabam, seinen Urahn: über den Kennweg, dann hinab durch die thüringischen Walddörfer, gegen Gotha zu. Mit sich führt er seine Schwester Regina, welche die wilde Kriegsnoth aus dem verödeten Elternhause in's Lager entführte. In der zarten, kränklich angehauchten Jungfrau, die im Schlaf prophetische Rede führt und viel vom süßen Lämmlein und seiner Herrlichkeit predigt, läßt uns der Dichter den Athem einer neuen bänglichen Zeit empfinden. Es ist wie ein Luftzug aus der Krankenstube, der den Eindruck der Schlachtfelder und Brandstätten unheimlich vervollständigt: die in Ermattung umschlagende Ueberreizung des theologischen Fiebers. Und nun vereinigt denn eine im Grunde sehr einfache, aber dennoch spannende, nie stockende Handlung alle Elemente jener schaurigen Uebergangszeit zu einem eindringlichen Bilde. Das durch Noth und Elend verwilderte Bauernvolk im Thüringer Walde, der sorgsame, nüchterne, auf Erhalten und Wiederaufbau mehr als auf ehrgeiziges Wagniß bedachte Landesfürst, der schlaue, mit sicherem Instinct seiner Nahrung nachgehende Hoisprediger, der Glückssoldat in allen Schattirungen, vom glänzenden Schwedengeneral bis zum Handwerker, der lieber der Kriegsfurie trotzt, als seinem Hauëdrachen: das Alles tritt uns in plastischen Gestalten entgegen. Der Dichter

macht uns zu Vertrauten von Bernhard's Liebe zu einer urwüchsigem, heldenhaften Jungfrau, Judith Möring, der verwaisten Tochter eines Predigers der mährischen Brüder, die unter den thüringischen Bauern wie eine Norne waltet. Wir freuen uns der Genesung der überzarten Regina und ihrer Entwicklung zu einer braven Landpredigerfrau. Die Scenen ernster Gefahr, kühner Rettung, jäh hereinbrechenden Verhängnisses, die wir aus den früheren Bänden kennen, bleiben auch hier nicht aus. Wie einst Ingo's Sohn aus den Flammen der brennenden Burg, wird wieder einmal der Stammhalter der „Könige“ von den Leichen seiner Eltern fort und einem ungewissen Lose entgegen getragen. Das stille Pfarrhaus im Thüringer Wald wird endlich dem Sproß des kriegerischen Stammes zur Zuflucht und Heimath. Wir müssen uns darauf vorbereiten, die späteren Geschlechter in immer zahmeren, glatteren, engeren Verhältnissen sich mühen zu sehen.

Und das bleibt denn in der zweiten Erzählung dieses Bandes nicht aus. „Der Freicorporal von Markgraf Albrecht“ führt uns in das dritte Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts. Herr Bernhard Georg König, Enkel des Rittmeisters von Alt-Rosen, aber Sohn eines thüringischen Landpfarrers, lebt als wohlhabender Privatmann in einer kursächsischen Stadt. Seine Jugend war bewegt genug: als Feldprediger des preussischen Regimentes Markgraf Albrecht hat er, auf den niederländischen Schlachtfeldern, sowol den Muth seiner Väter, wie die kluge und human-fromme Art seiner Großmutter Judith und seiner Ahne, der Tochter des Magister Fabricius, bewährt. Aber auch unter den Welt- und Lebemännern bestand er gar wohl. Die niederländischen Gelehrten freuten sich seiner Latinität und seiner horazischen Weisheit, die preussischen Officiere seiner Standhaftigkeit und seiner munteren Rede beim Becher. Dann hat er einen reichen Leipziger Kaufmann zum Freunde, und dessen sanftes Töchterlein zur Gattin gewonnen; und nun waltet er, als Gutbesitzer und vermöglicher Mann, unter Mitbürgern, Dienstleuten und besonders in der Familie, die ihn mit Andacht verehrt. Seine beiden Söhne, Fritz und Bernhard, die Helden der Erzählung, zeigen in seiner, sinniger Mischung und Sonderung die alten Züge des Geschlechtes neben der Eigenart der neuen, geordneteren, aber auch zahmeren und engeren Zeit. Wir sind im Jahre 1721. Wie ein genesender, aber noch schwacher Kranker fängt Deutschland an, sich vorsichtig des wiederkehrenden Lebens zu freuen. Die bürgerliche Sitte ist knapp, naïv-philiströs; der Kreis erlaubter Freuden ist enge gezogen; die französirende Ueppigkeit der Großen staunt man anspruchlos an; ihre Härte erträgt man als Gottes Ordnung; für den ehrbaren Sohn einer guten Bürgerfamilie ist selbst etwa ein Bad im Freien sanguine cautius viperino zu meiden; und gar ein Kneipabend bei Bier und Tabak (vollends, wenn etwa noch die Wirthstochter dabei ist) wird als ein Schritt auf dem breiten Wege zur Hölle geachtet. So wachsen denn auch die beiden Sprossen des alten Neckengeschlechtes der Könige heran, sauber, wohlgefittet, gelehrt, unter liebevoller, aber strenger Zucht. Fritz, der ältere, eine Hünengestalt wie die Väter, wird ein Mann Gottes; Bernhard, das Muttersöhnchen, der zierliche Wildfang, wird der strengen Soldatenschule des Preußenkönigs übergeben, damit er ein Mann werde und im Gehorchen das Befehlen lerne, ehe er das Gut übernimmt. Und so mischen sich denn, reich und natürlich, die Farben des Bildes. Der Dichter führt uns in die Garnisonen und auf die Exercierplätze des jungen Preußenheeres. Aus den Fenstern jenes alten Erkerhauses, in dem einst der alte Marcus König hauste, thun wir einen flüchtigen Blick auf die „Tragödie von Thorn“; wir sehen den Preußenkönig unter seinen Soldaten, Officieren, Gutbesitzern, sowie August den Starcken von Sachsen und Polen unter seinen Hofleuten und seinen „Freundinnen“. Alle Züge dieses Zeitgemäldes gewinnen durch unsere warme Theilnahme an dem unscheinbaren, aber darum der tief menschlichen Bedeutung und auch der scharfen, tragischen Würze nicht entbehrenden Schicksal der beiden Brüder Bewegung und Leben. Die alte Heldenart des Geschlechtes der „Könige“ kommt mit dem lecken Zugreifen und Dreinschlagen in der neuen Zeit nicht mehr aus. Sie muß Schwereres lernen: bewußte Entsamung,

unbeugsame persönliche Würde in der Ergebung unter das harte Gesetz. In der Schlussscene sehen wir das Familienhaupt mit dem ganzen Nachwuchs vor dem brandenburgischen Pfarrerrhause versammelt, um den aus dem zweiten schlesischen Kriege siegreich zurückkehrenden Preußenkönig, seinen Landesherren, zu begrüßen. Wir sind auf festem, echt modernem Boden angelangt und dürfen uns für die noch zu erwartenden Bände des Werkes nun auch wieder Bilder des aufsteigenden Lebens versprechen.

Und der Gesamteindruck des Bandes? Wir bevortworten, daß wir erst nach der zweiten, sorgfältigen Lesung den Muth gewannen, ihn zu fixiren und auszusprechen. Mit blendenden Effecten hat Freytag diesmal gezeigt. Es ist, als würde die harte Natur der beiden dargestellten Epochen einen Schatten über die ihnen gewidmete Dichtung. Man muß genau betrachten, sich in das Einzelne vertiefen, völlig zur Ruhe kommen, um, nach Beseitigung aller Neugierde und alles Aufregungsbedürfnisses, die volle Freude zu empfinden an der sicheren, sauberen Zeichnung, an dem Reichthum und der Weisheit der Intentionen, an der Feinheit, mit der die Sprache, ohne Alterthümelei, so zu sagen die Tonfärbung des Zeitalters annimmt; endlich, wie es sich bei Freytag immer von selbst versteht, an der inneren Gesundheit, der vornehmen Reinlichkeit und der kernigen Kraft der Weltanschauung, welche da in jedem Zuge athmet. Sollten wir auf besonders gelungene Scenen und Gestalten hinweisen, so würden wir aus der ersten Erzählung die Begegnung Judith's mit der vertriebenen Pfarrersfamilie herausheben, sowie, in anderer Gattung und Färbung, die Verhandlung der weimarischen Regimenter mit Königs-*mark*; aus der zweiten die entscheidende Schlußverhandlung im Zelte des Königs, sowie die erste Abschiedscene zwischen Frik und Dorchon. Auch die humoristischen Nebenfiguren, wie in der ersten Erzählung Gottlieb und sein Hausdrache, der kleine Pieß, der weltkluge Hosprediger mit seiner gestrengen Gemahlin; in der zweiten der kleine, kriegerische Magister Blasius, sind von trefflicher Wirkung. Mit einem Worte: Freytag hat diesmal für Leser geschrieben, welche Zeit, Lust und Verstand haben, zwei- und mehrmals zu lesen und genau zuzusehen, die nicht immer bloß „gepaßt werden“, sondern auch selbst packen und verstehen wollen. Diese aber werden ihm dankbar sein.

Friedrich Krehffig.

Theodor Fontane's „Vor dem Sturm“.

Vor dem Sturm. Roman aus dem Winter 1812 auf 13, von Theodor Fontane. Vier Bände. Berlin, Verlag von Wilhelm Herp. 1878.

Es ist nicht ganz leicht, Demjenigen, welcher dieses Buch noch nicht gelesen hat, einen Begriff von dem Inhalt desselben zu geben. Denn obwol die Handlung sich über nicht viel mehr als einen Zeitraum von drei Monaten erstreckt, so ist sie doch so vielfach gegliedert und setzt sich aus so vielen ineinander gefügten Einzelzügen zusammen, daß der Kritiker sie nur auf Kosten des Reizes erzählen könnte, welcher ihnen wirklich innewohnt und vorzüglich in der feinen, sorgfältigen und sauberen Arbeit besteht. Auch ist die Zahl der dramatis personae so beträchtlich, und jede von ihnen so scharf charakterisirt, wir möchten fast sagen porträtirt, daß wir in einer Anzeige billig darauf verzichten, sie dem Leser, wie auf einem Theaterzettel, vorzuführen. Aber der Gesamteindruck des Buches ist ein wohlthuernder. Mehr als ein Roman, ist es eine Folge von Zeit- und Sittenbildern, eine Galerie von Familienporträts, jedes einzelne von ihnen mit großer Kunst gemalt. Trefflichere Figuren, wie der ehrenwerthe Berndt von Bihewitz, wie Lewin, sein Sohn, Renate, seine Tochter, wie die liebliche Marie, wie Tante Amalie, Gräfin von Pudagla, geb. von Bihewitz, die alte Voltairianerin und Freundin des Prinzen Heinrich, wie Radalinski, Graf Drosselstein und Generalmajor Bamme sind uns

lange nicht vorgekommen. Sie haften in unserem Gedächtniß, nachdem wir sie auf ihren mannigfach verschlungenen Lebenswegen kennen, schätzen oder lieben gelernt haben. Und es sind nur einige von vielen; wir könnten ihre Reihe vervollständigen. Denn auch die Nebenfiguren sind mit gleicher Kunst der Charakteristik behandelt und mit gleicher Sorgfalt ausgeführt.

Theodor Fontane tritt uns in diesem Buche mit einer ganz neuen Eigenschaft entgegen. Als Schilderer unserer märkischen Heimath ist er ein Bahnbrecher gewesen, und als Balladendichter zählt er längst zu den Besten. Es war vorauszusehen, daß er sich nach beiden Seiten hin in seiner ganzen Stärke zeigen würde; denn sein Roman spielt im Oberbruch und Lebus, und an heldenthümlichen Szenen fehlt es ihm nicht in jener Zeit „vor dem Sturm“, vor dem Ausbruch jener gewaltigen Erhebung, die Preußen reinigte von jahrelanger Schmach und Deutschland befreite von der Fremdherrschaft. In der That ist die Winterlandschaft der Mark — und diese war es allein, die dem Verfasser zu Gebote stand — niemals vollendeter gemalt worden. So viel Wechsel in scheinbar so viel Einförmigkeit, solche Schönheit von Sonnenuntergängen über der beschneiten Fläche, solcher Sternenglanz, funkelnd in der Winternacht, die ungeheuere Monotonie des Schneegestöbers, als ob es niemals mehr enden könne, Himmel und Erde zusammenrinnend, indem die Flocken fallen und fallen — bis zu jenem dumpfen Krachen unter der berstenden Eisdecke, das den Frühling verkündet — das Alles ist selten erreicht oder gar übertroffen worden.

Wiederum kommen, hier und dort eingestreut, Lieder und Balladen vor, welche, die einen durch ihre süße Melodie, die anderen durch ihren männlichen Ton, die Herzen gewinnen. Die Ballade vom General Seydlich z. B. wird unter denen, die Fontane gedichtet, einen hohen Rang einnehmen. Das ist echter, bester Balladenton. Das ist ein Tactschlag, wie wenn man den alten Reitergeneral dahinsprengen sähe; das vergißt sich nicht wieder.

Diese Elemente, das Landschaftliche, das Balladenhafte (auch da, wo es nicht in Versen spricht) — sein altes, anerkanntes Eigenthum, verbindet Fontane durch die Erzählung, in welcher er als ein Neuer erscheint. Der Roman ist in dieser modernen Zeit in die Rechte des Epos eingetreten. Nun macht eine Folge von Balladen noch nicht immer ein Epos aus, obwol letzteres viele wesentliche Elemente der ersteren enthält. Was uns der Roman Fontane's gibt, ist — wenngleich als ein Ganzes gedacht und ausgeführt — doch mehr balladenhaft (um im Wilde zu bleiben), als daß es der epische Zug wäre, der breit und mächtig durch ihn dahinginge. Die Handlung geht oft unter der Episode verloren, Haupt- und Nebenfiguren bewegen sich vielfach mit anscheinend gleichem Rechte nebeneinander, Vorder- und Hintergrund zeigen nicht immer die richtige Perspective. Man hat zuweilen das Gefühl, als ginge man in einem jener alten Schlösser, welche Fontane so wundervoll zu schildern weiß, von Porträt zu Porträt, deren jedes sich belebt, indem der Dichter uns seine Geschichte erzählt. Wir vermissen nicht den äußeren Zusammenhang, wol aber fehlt zuweilen der organische, der künstlerische. Die Gräfin Amalie z. B. mit ihrem „Hofstaat“ ist eine ganz vorzügliche Personification des aussterbenden 18. Jahrhunderts, fein und vollendet, bis in das Kleinste; doch fördert sie weder die Handlung, noch greift sie sichtbar überhaupt in dieselbe ein. Das Nämliche gilt von Frau Huln, der Zimmervermieterin in Berlin, deren „Abendgesellschaft“ ein wahres Cabinetstück in der niederländischen Manier ist. Aber auch ihr Pfad läuft spurlos aus. Wie ganz anders dagegen hat der Dichter es verstanden, Hoppen-Mariefen, dieses Kobold-Weib, in die Handlung zu verflechten, und wie groß ist die Wirkung! Erst da, wo mit der Bewaffnung des Landsturmes und der Katastrophe von Frankfurt a. O. der Roman seinen Höhepunkt erreicht, gewinnt auch die Handlung jenes Volumen, welches alles Nebensächliche vollkommen ausschließt, und jene Mächtigkeit, welche uns unaufhaltsam fortträgt bis an's Ende — hier uns zurücklassend in jener Stimmung, die wir empfinden, wenn ein großes Schicksal an uns vorbeigewandelt und doch wieder auch verfährt, indem wir mit dem Dichter am

Rande des Sees, in der grünen Wildniß des Parkes von Lindow stehend, auf einem der Grabsteine, von der niedergehenden Sonne vergoldet, den Namen: „Kenate von Bihewik“ lesen.

Von allen Gestalten des Buches ist diese, die in stiller Anmuth einsam durch das Leben wallt, vielleicht die schönste. Feiter und vertrauend, selbstlos, für das Glück Anderer sorgend und auf das eigene verzichtend, ist Kenate eine von Denen, deren Begegnung, sei es im Romane, sei es im Leben, uns besser macht. Theilnehmend an den Sorgen des Vaters — der, ein opfermuthiger Patriot — nur für das Vaterland lebt, die treue Pflegerin ihres Bruders, der, immer liebenswürdig, vor unseren Augen auch zum Helden wird, sieht sie im Augenblicke, wo die heiligen Flammen der Freiheit zum ersten Male auslodern, ihre Lebenshoffnung in Asche sinken — aber kein bitterer Zug entstellt ihr edles Gesicht; sie geht, und jene tiefe, schmerzliche Sympathie, die den Duldbenden und Entsagenden allein gehört, begleitet sie.

Wir versuchen nicht, dem Romane Fontane's in allen seinen beachtenswerthen Einzelheiten gerecht zu werden, welche die verschiedensten Classen eines ländlichen Gemeinwesens umfassen, von der Gutsherrschaft bis hinab zu den Knechten, Pfarrer, Krüger und allerlei landstreichendes Gefindel einbegriffen. Es ist so viel Kenntniß der Zeit und des Ortes, bei so discreter Behandlung des rein historisch Gegebenen darin, so viel Poesie bei so viel Natürlichkeit, und so viel erfrischender Humor bei so viel tiefem Ernst, daß wir nicht anstehen, „Vor dem Sturm“ als ein gutes und erfreuliches Buch zu bezeichnen, mit großen Mängeln in der Composition, aber auch mit großen Schönheiten und in seinem innersten Kerne gesund.

Nirgends ist jenes falsche Pathos bemerkbar, zu welchem die hochgehende vaterländische Begeisterung einen schwächeren Dichter wahrscheinlich verführt hätte. Hier ist Alles gemäßigt, manchmal sogar nüchtern, wie unsere märtische Natur, bescheiden, aber auch ernst wie sie. Kein Haschen nach großen Worten oder groben Wirkungen; in den Dingen liegt, was uns freut oder bewegt, lachen oder weinen macht; und sie sprechen auch meistens für sich selbst, und in ihrer eigenen, ungesuchten Sprache. Kein geringes Verdienst endlich in diesen Zeiten, wo die Begriffe von Gut und von Böse in's Schwanken gekommen scheinen, ist die durchaus moralische Haltung des Buches. Wir sind ganz allmählig so weit in's Gegentheil geglitten, daß wir ein großes Gewicht auf diesen Vorzug legen. Wir fassen Moral nicht in dem engen Sinne auf, daß wir aus Theaterstücken Unternahmen für die jungen Damen der Pension machen möchten, wie der Polizeidirector von Stettin und einige hochangesehene Mitglieder unseres Abgeordnetenhauses. Aber wir verlangen Anstand und Sitte so im Leben und so in der Kunst. Wir wollen nicht Gemeinheiten im Romane ausgekehrt sein, vor denen wir fliehen würden, wenn sie sich irgendwo auf der Straße oder im Hause zeigen sollten. Wir wünschen, wenigstens unser Haus frei davon zu sehen, und wir haben — offen gestanden! — auch genug davon gehabt. Schon um der Neuheit willen, sollten wir denken, würde das gute Betragen unseren Romanlesern willkommen sein. Sie müssen ja vom Scandal ganz und gar übersättigt sein. Freilich — es gibt eine Classe von Lesern, die von dergleichen nie gesättigt werden; und wer für sie schreibt, der hat wenigstens gut speculirt.

Dennoch glauben wir aus leisen Anzeichen wahrzunehmen, daß eine Besserung, eine Rückkehr zum Einfachen, Natürlichen und Anständigen sich vorbereitet bei unseren Schriftstellern, und daß die Zahl derjenigen Leser im Wachsen begriffen ist, die in Romanen ihres Gleichen sehen möchten, und nicht nur Intriganten, Testamentsfälscher und Ehebrecher, an denen — Gott sei Dank! — unsere Romanliteratur reicher ist, als unsere gute Gesellschaft.

Auch um seiner gesunden, im besten Sinne des Wortes ethischen Richtung willen, verdient Fontane's „Vor dem Sturm“ rühmend hervorgehoben zu werden.

Mm.

Jordan's Topographie der Stadt Rom im Alterthum.

Topographie der Stadt Rom im Alterthum, von H. Jordan. Zweiter Band. 1871. Erster Band, erste Abtheilung. 1878. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

In unseren Tagen, wo seit dem Jahre 1870 durch umfassende Ausgrabungen die Ueberreste des alten Rom in solcher Ausdehnung an's Tageslicht gekommen sind, daß die Hoffnungen Rafael's und seiner Freunde auf eine Aufdeckung der antiken Stadt sich bis auf einen gewissen Grad erfüllt haben, war schon längst das Bedürfniß einer neuen Bearbeitung der Topographie Roms ein in Fachkreisen ebenso allgemein und lebhaft empfundenes geworden, wie die Umstände die Ausführung dieser Arbeit in einer noch nie dagewesenen Weise begünstigten. Der Verfasser, seit länger als zehn Jahren mit derselben beschäftigt und als der erste Kenner der Topographie Roms unter den Lebenden anerkannt, hat zuerst (1871) den zweiten Band seines Werkes veröffentlicht, in welchem er durch sehr umfassende Untersuchungen den Werth und die Bedeutung der noch erhaltenen antiken und mittelalterlichen Beschreibungen Roms definitiv festgestellt hat: namentlich der in Constantin's Zeit verfaßten Beschreibung nach den 14 Regionen, in welche August Rom getheilt hatte, und ihrer Anhefte; ferner der amtlichen Beschreibung der im Jahre 403 von Honorius und Arcadius restaurirten Aurelianischen Stadtmauer mit ihren 383 Thürmen und 7020 Zinnen; sodann des in einer Handschrift des Klosters Einsiedeln enthaltenen Wegweisers durch die Stadt für Pilger, welche die vor den Thoren liegenden Friedhöfe mit den Gräbern der Märtyrer besuchen wollten (etwa aus der Zeit Karl's des Großen); endlich der um die Mitte des 12. Jahrhunderts entstandenen, mehr als hundert Jahre später in zweiter veränderter Ausgabe verbreiteten „Mirabilia Romae“, einer Periegeese der Ruinen Roms, in der Absicht geschrieben, nachzuweisen, daß dieselben Göttertempel gewesen seien, und welche: ein Buch, in dem verdunkelte oder umgebildete antike Reminiscenzen und geistliche Gelehrsamkeit, besonders auch allegorische Deutung in wunderlicher Weise mit der um die Monumente und deren Trümmer rankenden Volkslage vermischt sind.

Die kürzlich (1878) erschienene erste Abtheilung des ersten Bandes behandelt (nach einer Einleitung über die Quellen und die bisherige Geschichte der topographischen Forschung) die bauliche Geschichte Roms von der Zeit der ältesten Ansiedelungen auf den Hügeln am Tiberstrom hauptsächlich bis auf die Zeit August's, führt sie jedoch in mehreren Abschnitten bis in's 6. Jahrhundert nach Christus, wo die Hauptstadt des römischen Weltreichs bereits zur Hauptstadt der christlichen Welt geworden war, und „aus ihren Thoren die alten Straßen an den verfallenden Gräbern der heidnischen Zeit hinaus zu den Ruhestätten (coemeteria) und Grabkirchen der Märtyrer führten.“ Durch diese unendlich mühevollen, mit bewundernswerther Ausdauer und Unermüdllichkeit geführten, doch zugleich klar und übersichtlich zusammengefaßten Untersuchungen werden nur Fachgenossen dem Verfasser zu folgen im Stande sein, und diese werden sich für die Zurücklegung eines so langen Weges durch mannigfache, oft überraschende Belehrungen reich belohnt finden. Doch ist es vielleicht für die Leser dieser Blätter nicht ohne Interesse, die mit der welthistorischen Entwicklung Roms so innig zusammenhängende Baugeschichte der Stadt während der Zeit der Republik an der Hand des kundigsten Führers wenigstens in einem kurzen Abrisse zu verfolgen. Dabei ist von der Darstellung des Verfassers so viel als möglich beibehalten worden, größtentheils auch der Wortlaut.

So manche Spuren führen darauf, daß wir in dem kaiserlichen das republikanische, in diesem das königliche Rom noch wiedererkennen dürfen. Die allgemein verbreitete Vorstellung, daß gewaltsame Umwälzungen, namentlich in Folge großer Brände eine völlige Neugestaltung der ursprünglichen Stadt herbeigeführt haben, erweist sich bei genauerer Prüfung als nicht haltbar. Die großen Brände der Re-

publik wie der Kaiserzeit hatten verhältnißmäßig beschränkte Gebiete, und auch die beiden größten, der Gallische 390 vor und der Neronische 64 nach Christus haben die Spuren der Hauptstraßen der alten, von König Servius mit einer Mauer umzogenen Siebenhügelstadt nicht zu tilgen vermocht. Bei Weitem am genauesten und vollständigsten sind wir über die Geschichte des Forums und seiner nächsten Umgebungen auch in der älteren Zeit unterrichtet.

Das Capitol (der „Hauptberg“), der zweigipfelige Burghügel, der den Tempel der Stadtgötter trug und zur Aufbewahrung des Schatzes diente, bietet auf seiner Abdachung gegen SO. einen mäßigen, plattformartigen Platz, der zur Versammlung der Vollbürger diente (comitium) und zugleich der Vorplatz des „Hauses“ war, in dem der Rath seine Sitzungen hielt (curia); an seiner Ostseite dehnte sich der mehr als 5 Meter tiefer gelegene Markt (forum), wo seit Begründung der Republik die nicht förmliche Volksversammlung tagen mochte; hier stand man gedrängt, um, von der Höhe des comitium her, Reden und amtliche Meldungen anzuhören und die dort aufgestellten Bürger, welche sich um öffentliche Aemter bewarben, in Augenschein zu nehmen. Ein einziger Weg führte vom comitium durch das Burghor zur westlichen Höhe des Burghügels steil bergan; er mündete vor dem Tempel des höchsten Jupiter, dessen Giebel man vom comitium aus sah. An diesem standen die Heiligthümer des Vulcan, Janus und Saturn. Aber zur Versammlung in Waffen erschien das Volk auf den Signalkruf des Hornes, der vom Ringe der Stadtmauer aus in die Thäler erschallte, nicht hier, sondern auf dem, zwischen dem Fluß und den senkrecht abfallenden Felsen der Burg und der Hügelbefestigung sich dehrenden Felde (dem Marsfelde). Dort wurde zugleich die älteste Bahn für die Wagenrennen eingerichtet; die Anlage einer zweiten, des „Ringes“ (circus) zwischen Palatin und Aventin schreibt die Ueberlieferung wahrscheinlich richtig den Tarquiniern zu.

Das comitium war ursprünglich der alleinige Platz, wie für die unbewaffnete Bürgerversammlung, so auch für das Rechtssprechen des Königs und seiner Rechtsnachfolger (der Consuln), später, neben demselben oder statt desselben, das forum. An bestimmten Gerichtstagen trafen sich hier in ältester Zeit die Stadtbewohner und die Bauern aus den Gauen: die Wochenmärkte waren so gelegt, daß die letzteren die Rechts- und Handelsgeschäfte verbinden konnten. Schon im 5. Jahrhundert der Stadt gab es am Markt Läden der Wechsler neben denen der Fleischer, die in langen, nur von den wenigen Tempeln, der Curie und den einmündenden Straßen unterbrochenen Reihen die Seiten des Forums begrenzt haben müssen. Diese Läden sind in Verbindung mit hallenartigen, gedeckten Gängen zu denken, welche, das Forum umgebend, den an Gerichts- und Markttagen hier Verkehrenden den nöthigen Schatten boten. Hinter den Hallen baute, an der Nordseite des Forums, Cato 174 v. Chr. (wie der Name sagt, nach griechischem Muster) zum bequemen und angenehmen Aufenthalt der Marktbesucher die erste Basilika; vier Jahre später entstand an derselben Nordseite weiter östlich der Victualienmarkt mit seinem Kuppelhause, wodurch der eigentliche Markt entlastet wurde. Die Schauplätze der drei im Kalender verzeichneten großen Messen (15.—19. Juli, 20.—23. Septbr., 18.—20. Novbr.), die sich an drei große Staatsfeste (die Spiele des Apollo, die römischen und plebejischen) angeschlossen, wie die Wochenmärkte an die Gerichtstage, und zu denen Massen von Leuten zusammenströmten, waren der Rindermarkt (zwischen dem großen Circus und dem Flusse) und der Krautmarkt (zwischen dem südwestlichen Abhange des Capitols und dem Flusse), jener innerhalb, dieser außerhalb der Stadtmauer. In der Nähe des Gemüsemarktes muß der Fischmarkt gewesen sein; von hier gelangten die Fische im Kleinhandel auf das große Forum, später auf den Victualienmarkt.

In nächster Nähe des comitium und der Curie war das Staatsgefängniß (carcer, unter der Kirche S. Pietro in carcere e S. Giuseppe), ein Quaderbau von trapezförmigem Grundriß, mit einem Tonnengewölbe gedeckt, errichtet über dem Burgbrunnen, welches zugleich als Executionsort diente. Die Kleinheit des Gefängnisses (es hat die Größe und Höhe eines mittelgroßen Zimmers unserer Wohnhäuser)

erklärt sich daraus, daß die Römer die Strafe der Freiheitsberaubung im modernen Sinne nicht kannten. Ihr Gefängniß war ein „Zwinger“, bestimmt, unbotmäßige Bürger einstweilen unschädlich zu machen, den Schuldpflichtigen oder den ertappten Dieb für den Gläubiger oder Bestohlenen bis zur Ueberantwortung an den einen und den anderen, endlich den zum Tode Verurtheilten für den Henker zu sichern: bekanntlich fand hier Jugurtha den Hungertod, wurden hier die Mitverschworenen Catilina's erdroffelt. Am Abhang der Citadelle, hinter diesem Gefängniß, müssen in den Klüften des Felsens angemessene Räumlichkeiten zur Einkerkelung größerer Massen von Personen hergestellt worden sein, deren griechischer Name (lautumiae d. h. Steinbrüche) auf ihr Vorbild in Syracus deutet, und die etwa in der Zeit des Krieges mit König Pyrrhus entstanden sein mögen.

Das „Haupt des Forum“, die Rednerbühne auf dem Comitium, wurde der Ausgangspunkt der künstlerischen Ausschmückung desselben und blieb ihr Mittelpunkt: hieher brachte man die Trophäen der Seesiege, die Schnäbel der Antiatischen und Karthagischen Schiffe (daher der Name rostra für die Rednerbühne), hieher (im Jahre 263 v. Chr.) die Sonnenuhr aus Sicilien (welche, obgleich für das etwa 4 Grad südlicher liegende Catania in Sicilien berechnet und somit für Rom völlig unbrauchbar, doch dort 99 Jahre dem öffentlichen Gebrauch diente). Hier drängten sich ferner immer dichter und dichter bis zum Untergange des Reiches die Ehrendenkmäler und Statuen: es war der „glänzendste Ort“, ja der „Nabel“ des Erdkreises. Nur allmählig folgte auch die Arena des Forums nach: die einfachen Eingangsthore verwandelten sich in statuentragende Ehren- und Triumphbogen, immer beengender rückten die Frontlinien neuer oder prächtig hergestellter Tempel hinein. Nur unsicher erkennt man in dem Forum Theodorich's, das in unseren Tagen wieder aus der Erde erstanden ist, die schattenhaften Umrisse des republikanischen.

Das Forum grenzte an der Ostseite an die heilige Straße (sacra via), die längs der Abdachung des Palatin in starker Steigung bis zur Höhe des Titusbogens führte. Hier stand das Vestaheiligthum, neben welchem der König in seinem Staatshause wohnte, das nach dem Sturz des Königthums auf den Oberpontifex überging und als geistliches Archiv diente: weiter hinauf die Heiligthümer der Laren und Penaten, am oberen Ende das Haus des geistlichen Schattenkönigs, der in der Republik die dem Könige obliegenden heiligen Handlungen vollzog. Wahrscheinlich standen an der heiligen Straße, außer der königlichen, ursprünglich keine Wohnungen: wozu die Nachrichten über wiederholte staatliche Schenkungen von Grundstücken, Häusern und Grabstätten an dieser an Männer, welche die höchsten Ehren erworben hatten, wol stimmen. Bekanntlich war das Begraben in der Stadt schon in den zwölf Tafeln untersagt: diese höchst seltene Ehre gehört auch zu den Auszeichnungen der Vestalinnen, deren Inschriften und Denkmäler an der Stelle des Vestatempels zahlreich gefunden worden sind. Neben diesem wurde schon im Jahre 485 v. Chr. der Castortempel geweiht (später von Tiberius neu gebaut; die drei herrlichen, diesem Neubau angehörigen Säulen sind jedem Besucher Roms unvergänglich).

Die ursprünglichen Hauptverkehrsadern der Stadt führten nach den Thoren der Servianischen Mauer, deren Anlage wiederum hauptsächlich durch die Richtung jener bestimmt wurde, nach dem Forum und den westlich und östlich sich anschließenden Abschnitten öffentlichen Gebietes: hieher strömten von allen Seiten, als zu dem Schauplatz des öffentlichen Lebens und Verkehrs die Stadtbürger wie die Bewohner der Gaue zusammen. Da, wie gesagt, die großen Brände ihre Spuren nicht zu vertilgen vermocht haben, lassen sie sich durch die Neubauten und Schutthäufen der Jahrhunderte hindurch verfolgen. Die von dem Markte nach den Thoren führenden Straßen werden von Anfang an nothdürftig in fahrbaren Zustand versetzt worden sein. Zwar das Recht, in der Stadt zu fahren, war ein Reservatrecht der Priester und des Königs, und wurde hochverdienten Bürgern nur selten und ausnahmsweise gestattet; doch müssen die Straßen von jeher für Lastthiere und Lastwagen gangbar gewesen sein. Trotzdem gibt es nur zwei, welche die Benennung Fahrstraße (via)

föhren und zugleich in das höchste Alterthum hinaufreichen: die oben erwähnte „heilige“ und die „neue“ Straße, wie es scheint, eine Erweiterung der ersteren nach dem Circus, dem Schauplatz des Hauptfestes, hin. Unter den Benennungen der übrigen Straßen (vici) reichen offenbar in eine ziemlich alte Zeit hinauf die Benennungen nach Handwerken und nach Geschlechtern. Von jenen erinnert die ältere Form „Unter Töpfern“, „Unter Sichelschmieden“, „Unter Holzhändlern“ an die Benennung der aus den langen und regelmäßig angelegten Budenreihen der Zünfte hervorgegangenen Gassen der Städte des deutschen Mittelalters; in Köln z. B. hieß es und heißt es zum Theil noch jetzt „Unter Kästen“, „Unter Kostmängern“ u. s. w. Die zweite Classe ist nach Wegebaubeamten benannt, die sie angelegt haben, wie die publicische, coöconische Straße u. s. w. Die Pflasterung der Straßen ist von den Censoren des Jahres 174 v. Chr. (die nach den siegreichen Feldzügen gegen Macedonien und Syrien über große Mittel verfügen konnten) in umfassender Weise in Angriff genommen worden. Livius sagt, daß sie zuerst Polygone von Lava verwandten. Ein Anfang zur Pflasterung war schon viel früher gemacht worden; doch war man mit ungenügenden Mitteln über die Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse nicht hinausgekommen. Als die ältesten gepflasterten Straßen sind die „heilige“ und „neue“ Straße anzusehen.

Die Einführung von Namen für sämtliche Straßen scheint erst bei der Einteilung Roms in 14 Regionen durch August erfolgt zu sein; noch in der letzten Zeit der Republik wies man, mühsam zählend, die so und sovielte Gasse, den so und sovielten in einer langen, die Läden bildenden Reihe von gleich aussehenden Pfeilern. Zur Numerirung der Häuser ist es auch in der Kaiserzeit nicht gekommen. Die Einförmigkeit der fensterlosen ungeschmückten Häuser- und Straßenfronten unterbrachen nur die öffentlichen und heiligen Gebäude und Plätze, die mit Brunnen und Capellen (der beiden Laren des römischen Volkes, zu denen seit August der Genius des Kaisers trat) geschmückten Straßekreuzungen. Aller Schmuck auf den Außenseiten der Häuser unterlag polizeilicher Controle; triumphirenden Feldherren ward in der Zeit der punischen Kriege und vereinzelt noch später das Recht verliehen, Beutestücke an ihrer Thür zu befestigen. Ob die alten Geschlechter ihre Wappen, wie im Inneren ihrer Häuser und öffentlich auf den Münzen, auch an den Häuserfronten anbrachten, ist unbekannt. Die Häuser der Geschäftsleute wurden von den Ladenschildern benannt, auf denen bald die Waare selbst, oder ein Symbol, (hergenommen von einem benachbarten, bekannten Kunstwerk), abgebildet war, und hiemit auch die Firmen bezeichnet.

Die Häuser, vielleicht ursprünglich mit Gärten und Höfen, oder wenigstens einem Umgang von einer gewissen Breite umgeben (ein Zustand, der in der Zeit der Zwölftafeln der herrschende war), wurden später (seit welcher Zeit ist unbekannt) aneinandergelehnt und mit gemeinsamen Zwischenwänden gebaut. Die Deckung mit Holzschindeln erhielt sich bis zum pyrrhischen Kriege (ein Beweis des immer noch fortwährenden Waldreichthums von Italien), der Bau mit Fach- und Luftziegeln bis auf Cicero's Zeit; seit dieser Zeit hat, wie es scheint, der Backsteinbau, und etwa gleichzeitig der Marmorbau begonnen. Der Betrieb der Carrarischen Brüche ist erst unter August in Angriff genommen worden, der aus dem dortigen Marmor zuerst in großem Maßstabe die öffentlichen Gebäude gebaut und restaurirt hat; er durfte sagen, daß er eine Backsteinstadt gefunden, eine Marmorstadt hinterlassen habe. Die monumentalen Bauten der Königszeit waren aus dem Tuff der römischen Hügel aufgeführt, in der republikanischen Zeit aus Sperone und Peperin (Albaner Stein). Das erste dattirte Gebäude, das ganz mit Travertin verkleidet war, ist das Theater des Marcellus. Marmor war (etwa seit den punischen Kriegen) als ein aus dem Osten und Afrika bezogenes fremdes Material und wol meist in Gestalt fertiger Säulen und Werkstücke zu Tempelbauten, dagegen (bis auf Cäsar) sehr selten und schüchtern bei Privatbauten verwendet worden.

In Sulla's Zeit hatte Rom bereits zahlreiche, zum Vermiethen von Einzelwohnungen eingerichtete Häuser mit mehreren Stockwerken, hauptsächlich in der Ebene und in den Thälern; doch ganze Hügel, wie namentlich der Palatinische, hatten noch Raum genug für Bürgerhäuser im alten Stil, jetzt Paläste der Vornehmen und Reichen mit Vorhof und Garten oder Park. Wie es scheint, hatte bereits Sulla die breite freigehaltene Zone, die auch innerhalb der Stadtmauer die sacralrechtliche Grenze zwischen Stadt und Feldmark bildete, bis auf einen schmalen Streif, zunächst an der Mauer, der Bebauung preisgegeben, um der Wohnungsnoth Abhilfe zu schaffen. Schon vorher war auf dem Aventin, der im 6. Jahrhundert Rom's eine volkreiche aber isolirte Stadt für sich bildete, den Plebejern, was dort von Staatsland noch frei war, als Eigenthum angewiesen worden.

Jenseit der Stadtgrenze, in der Feldmark, ruhten die Todten; die ältesten Vorstädte Rom's sind die Gräbervorstädte. Wie in der Stadt die Häuser und Gassen, so drängten sich vor der Stadt immer dichter die Grabstätten. Die neuesten Entdeckungen haben uns die Typen derselben in fast vollständiger Reihe von der Königszeit an vorgeführt: die steinerne Lade unter und über der Erde; das republikanische Grabhaus mit Umgang; die griechischen Kunstformen desselben; der, wie es scheint, erst im 7. Jahrhundert der Stadt aufgekommene Rundbau und die Grabpyramide, endlich die Columbarien. Ursprünglich scheint die Einsenkung des Leichnames in die Erde, wie sie bei einigen altpatricischen Familien Sitte geblieben ist, die alleinige Form der Bestattung gewesen zu sein: doch geben schon die zwölf Tafeln genaue Vorschriften für das Verbrennen, das je länger desto allgemeiner wurde. Ob ursprünglich nur eine Nekropole existirte oder von Anfang an vor mehreren Thoren gleichzeitig verbrannt und bestattet wurde, ist ungewiß. Die Heilighaltung der Gräber hat bis in's 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung gewährt: in der von Honorius erneuerten Aurelianischen Mauer sind Grabdenkmäler, die in die tracirte Befestigungslinie fielen, nicht zerstört, sondern, um sie zu schonen, in Thürme und Mauern eingeschlossen, wie die Pyramide des Cestius. —

Diese Mittheilung dürfte hinreichen, um zu zeigen, welches Interesse die Topographie Rom's gewinnt, wenn sie im Zusammenhange mit der Verfassungs-, Religions- und Culturgeschichte behandelt wird, und zugleich um eine Probe von der zugleich knappen und lebensvollen Darstellungsweise des Verfassers zu geben. Der hoffentlich bald zu erwartende Schlußband dieses ausgezeichneten Werkes wird eine Periegeese des alten Rom enthalten; und zwar wird dieselbe, von der Altstadt ausgehend, deren in immer weiteren Kreisen sich ausdehnende Neubauten und Vorstädte bis in ihre letzten Ausläufer verfolgen. So werden wir dem Verfasser ein, mit einer ganz anderen Zuverlässigkeit und Vollständigkeit ausgeführtes Bild des alten Rom verdanken, als es die seit dem 15. Jahrhundert mit so viel Eifer betriebene topographische Forschung bisher zu liefern vermocht hat.

S. Friedländer.

Karl Gukow.

Für Jeden von uns, wenn er im Leben vorschreitet und ein gewisses Alter erreicht hat, kommt ein Tag, wo er plötzlich an das Ende gemahnt wird, wo Männer, die seine Lehrer, seine Genossen, seine Nachbarn, seine Freunde waren, zur Rechten und zur Linken fallen und die Welt um ihn her allmählig zu vereinsamen scheint. Vor dem Blicke des Jünglings, wenn er in die Bahn eintritt, dehnt sie sich unabsehbar aus, und sein jeder Thatendrang stürmt dahin, als ob es in Ewigkeit so fortgehen könne; und wohl ihm, wohl uns, daß dem so ist. Denn ohne dies Vertrauen zum Morgen, welches Werk würde vollbracht, ja nur unternommen werden? Aber auch für ihn kommt einmal der Tag, an welchem er mit Schreck oder mit Wehmuth empfindet, wie vergänglich das Einzeldasein. Wenn uns auf einmal und für immer genommen, was mit unseren Lebensgewohnheiten zusammenhing, wenn wir Demjenigen nicht länger begegnen, dessen Erscheinung uns seit den Kindertagen eine vertraute gewesen; wenn sein Platz leer und seine Stimme verklungen ist: dann wandelt uns jenes Gefühl der Unsicherheit an und wir messen wol mit den Augen, wie weit die Sonne noch über dem Horizonte steht! Die Sonne? — sie wird auf- und sie wird niedergehen, für Millionen nach uns, wie sie für Millionen vor uns auf- und niedergegangen ist. Unablässig weiter rauschen wird die Fluth der Zeit, und neue Menschen werden kommen zu neuen Freuden, neuen Leiden. Aber was uns gehört hat, nimmt sie mit sich, und in unaufhaltsamem Laufe folgt, was wir gewesen sind.

Ich glaube, daß der gegenwärtig lebenden Generation — soweit Deutschland in Frage kommt — durch keinen der bedauerlichen Todesfälle des letzten Jahres, oder sagen wir selbst der letzten Jahre, dieses Gefühl einer abschließenden, sich gegen ihr Ende hin neigenden Epoche stärker erregt worden wäre, als durch den Tod Karl Gukow's. Es war eine Periode des Kampfes — des Kampfes auf allen Gebieten menschlicher Existenz, in der Politik, in der Wissenschaft, in der Religion; ein Ringen, noch unbefriedigt nach dem Siege. Und so war auch das Leben Karl Gukow's. Er war, als Schriftsteller, eine typische Figur für unser gesamtes Geistesleben seit den dreißiger Jahren, den Tagen der Julirevolution, mit welchen — symbolisch genug — sein bewußtes Dasein, sein rastloses Schaffen und Wirken begann. Er selber, in seinem Leben und seiner Person, war mehr der Ausdruck unserer Zeit und zweier Generationen, als daß er ihnen in seinen Schriften einen vollendeten Ausdruck verliehen hätte. Schöpferisch angeregt, hat er doch kaum eine Figur geschaffen, die um ihrer selbst willen leben wird; und diejenigen seiner Werke, denen man eine Zukunft in Aussicht stellen darf, werden leben nur um seiner willen. Denn er, seine Gesammterscheinung, wird nicht untergehen. Wie schwer ist es, die Nachwirkung eines literarischen Werkes nur auf ein Menschenalter vorauszusehen! Wie wenige von unseren zeitgenössischen Schriftstellern mögen sich zurufen, gleich Macaulay: „Denk' an das Jahr 2000!“ Aber wir wagen zu behaupten, daß Gukow auch dann noch unvergessen sein wird, wenn die Meisten von ihnen der Staub der Vergessenheit bedeckt, und daß man neben den politischen, militärischen und wissenschaftlichen Repräsentanten unserer Zeit ihn als einen ihrer literarischen gelten lassen wird. Er lebt durch das, was er war.

Und doch! — kein erfreuliches Bild ist es, welches wir von seinem Leben und seiner inneren Persönlichkeit zu entwerfen hätten. Unruhig, hin- und hertastend, beständig den Ort wechselnd, grüblerisch, zum Mißtrauen gegen sich und die Anderen geneigt, reicher an Versuchen als an befriedigenden Erfolgen: so war sein Leben und so

seine Zeit. In dem Jahre, in welchem sein erstes Werk erschien, neigte der olympische Greis von Weimar lebensfatt sein Haupt zur Ruhe. Wir müssen uns daran gewöhnen, daß wir Epigonen sind. Was noch von wirklich dichterischem Licht und dichterischer Wärme für uns vorhanden, das strahlt von jenen Dichtergräbern in der Weimarer Fürstengruft aus. Gegen diesen Gedanken rebellirte Gukow unaufhörlich. Aber er konnte doch nicht ändern und war in Allem, was er schrieb, der beste Beweis dafür, wie sich langsam, aber unaufhaltsam der Umschwung vollzog; wie wir aus einer Nation von Dichtern und Denkern eine Nation von Soldaten wurden, wie die rein literarischen Interessen hinter den Interessen der mechanischen Arbeit zurücktraten, wie die exacte Forschung die philosophische Speculation aus dem Felde schlug und in der Politik an die Stelle des schönen Pathos die nackte Thatsache trat. Man braucht nicht sehr erbaut von diesem Wandel der Dinge zu sein, um ihn als nothwendig anzuerkennen; und Gukow war sicher Einer von denen, welche, mit einem feinen Instinct für die Bedürfnisse der Zeit begabt, das Ihrige dazu beigetragen haben, sie vorzubereiten und ihr zum Durchbruch zu verhelfen. Aber er war nicht stark genug, sie dichterisch zu beherrschen; ihren Inhalt zum dichterischen Inhalt seiner Werke zu machen. Er hat es wol versucht und auf seine Zeitgenossen große, mächtige Wirkungen hervorgebracht. Aber immer blieb ein ungelöster Rest, mit welchem er auch künstlerisch in den beständigen Umarbeitungen seiner Werke nicht fertig werden konnte. Seine beiden neunbändigen Romane, die Hauptwerke seines Lebens, hat er nachmals um mehr als die Hälfte verkürzt. Niemals hat ein Schriftsteller angestrongter gearbeitet, peinlicher jedes Wort gewogen, unablässiger nach dem adäquaten Ausdrucke seiner Gedanken gesucht. Von eminenter Kraft, die Zeit in ihren Tiefen aufzuregen, besaß er nicht die Zauberformel der Schönheit, welche die stürmischen Wogen glättet. Es war etwas Titanisches in ihm, was sich selbst in den letzten kleinen, verdrießlichen Nörgeleien seines Alters nicht ganz verleugnete. Seine, durch körperliches Leiden gesteigerte Reizbarkeit und seine Vereinsamung machten ihn bitter und zuweilen ungerecht, auch gegen seine Freunde. Doch bis zuletzt behielt er Fühlung mit den vitalen Interessen seiner Zeit. Auch diejenigen seiner Werke, welche scheinbar weitab liegen von der Gegenwart, zeigen uns, im Spiegel der Vergangenheit, den modernen Gedanken, und gerade sie, wie z. B. „Uriel Acosta“ und „Das Urbild des Tartüffe“, haben am meisten Aussicht, zu leben. Das poetische Vermögen in ihm stand unter dem Druck einer scharfen, zergliedernden, anti-poetischen Geistesthätigkeit. Die Geschichte des Gottes, die Gukow in seinem Jugendwerk „Maha-Guru“ erzählt, ist an ihm und uns Allen zur Wahrheit geworden. Keine falsche Göttlichkeit kann uns darüber täuschen, daß wir, dichterisch betrachtet, unser eigentliches Leben in der Vergangenheit leben.

Aber wir verzichten darum nicht auf die Zukunft; und ihre Dichtung wird einst, rückwärts gewandt, in unserer Zeit selbst die reichsten Schätze finden. Wir vermochten nicht, sie zu heben; wir vermachen sie der Nachwelt, unseren Söhnen, unseren Enkeln. Die Hand, welche mit eisernem Griff das deutsche Volk zu nationalem Leben erweckte; die Hand, welche mit schneidigem Schwert seine Schlachten schlug: sie konnte nicht zugleich die Hand sein, welche ihm vollendete Kunstwerke schuf. Unsere Nachkommen werden glücklicher sein; und hoffen wir, daß sie, wenn sie glücklicher sind, nicht undankbar sein werden. Daß sie sich des harten Lebenswerkes erinnern werden, welches ihre Väter gethan, ohne große Hoffnung, den Anbruch eines stilleren und schöneren Tages zu sehen; daß sie die Kämpfe nicht vergessen werden, in welchen unser Leben dahinsloß, und daß, wenn sie der dahingegangenen Kämpfer gedenken, auch der Name Karl Gukow's von ihnen in Ehren genannt werde.

2. **Die Metaphern.** Studien über den Geist der modernen Sprachen von Dr. Friedrich Brinkmann, Oberlehrer. I. Band. Die Thierbilder der Sprache. Bonn, Adolph Marcus. 1878.

Ein wichtiges Buch, schon seiner Absicht und Anlage nach. Der Verfasser will eine Uebersicht sämmtlicher in den modernen Sprachen, d. h. hier im Deutschen, Englischen, Französischen, Italienischen und Spanischen gebrauchten Metaphern geben. Er will ein natürliches System derselben liefern, indem er die Naturgegenstände und Naturerscheinungen, sowie den Menschen im sprachlichen Ausdruck verfolgt und jedesmal sowol die von sinnlichen Gegenständen wie für diese Gegenstände gebildeten Metaphern abhandelt. Vorausgeschickt ist eine Theorie der Metapher, welche für Aesthetiker wie Sprachforscher des Neueren und Brauchbaren Manches bietet: wir verweisen insbesondere auf die Erörterung der sprachlichen Formen, in denen die Metapher auftritt (S. 44—93). Auch über die Art, wie sich der Charakter eines Schriftstellers oder einer Nation in den Metaphern ausdrückt, finden sich anregende Bemerkungen: insbesondere wird der Versuch gemacht, eine Charakteristik des spanischen Volkes aus den im Spanischen gebräuchlichen Metaphern zu entwerfen. Den Hauptgewinn aus dem vorliegenden Werke aber wird die Bedeutungslehre ziehen. Die Forderung einer Bedeutungslehre als Theil der Grammatik ist oft erhoben; aber um eine solche Disciplin wirklich zu begründen, hat es bisher an umfassender und concentrirter Arbeit gefehlt. Hier wird ein wichtiges Gebiet derselben endlich im großen Stil in Angriff genommen und in einer Form behandelt, welche auch weiteren Kreisen angenehme Belehrung gewähren kann. Trifft man doch auf allen Seiten jene vollsthümlichen Lebensarten, für die beim deutschen Lese-publicum stets eine gewisse Sympathie zu finden ist. Daß der Verfasser die Methode der vergleichenden Sprachwissenschaft nicht selbst handhabt, ist freilich ein Nachtheil; auch sonst erscheint er nicht ganz sicher in etymologischen Fragen: aber die neueren Sprachen, die er begünstigt, bieten den Vortheil einer großen Literatur und einer nach allen Seiten hin gesicherten, durch lebendiges Sprachgefühl unterstützten wissenschaftlichen Erkenntniß. Die einschlägige Literatur hat der Verfasser wol nicht vollständig genug herbeigezogen; so scheinen ihm die Arbeiten von Ludwig Tobler in Lazarus' und Steinthal's „Zeitschrift für Völkerpsychologie“ unbekannt geblieben zu sein. Aber wie viel man auch im Einzelnen vermissen oder anders wünschen mag, das Unternehmen als solches ist ein höchst verdienstliches, dem wir schönen Erfolg und gesicherten Fortgang von Herzen wünschen.

9. **Westfälische Volkslieder** in Wort und Weise mit Clavierbegleitung und liedervergleichenden Anmerkungen herausgegeben von Dr. Alexander Reifferscheid, Professor der deutschen Philologie in Greifswald. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger. 1879.

Lange hat dieser Schatz darauf gewartet, gehoben zu werden. Wie Herr Prof. Reifferscheid uns in der „Einleitung“ vorliegenden Bandes mittheilt, bilden die hier zum ersten Male „in Wort und Weise“ erscheinenden westfälischen

Volkslieder einen Theil der reichen Sammlung deutscher Volkslieder, welche Mitglieder der bei Paderborn ansässigen Familie von Harthausen im Anfange unseres Jahrhunderts aus dem Volksmund aufzeichneten. August von Harthausen, der nachmals auf einem ganz anderen Gebiete sich einen europäischen Namen machte, beabsichtigte die Herausgabe der Lieder, und zwar — worauf er ein ganz besonderes Gewicht legte — mit ihren Melodien. Aus den „Freundesbriefen“ von Wilhelm und Jacob Grimm — welche wir gleichfalls Herrn Prof. Reifferscheid verdanken, und auf welche wir an anderer Stelle zurückkommen werden — erfahren wir, daß die Beiden ein lebhaftes Interesse an der Sammlung genommen, viel zu derselben beigetragen und die Absicht gehegt haben, Einleitung und Abhandlungen zu derselben zu schreiben. Dies unterblieb ebenso, wie Harthausen selber durch seine agrarischen Untersuchungen und Reisen in Preußen, und später in Rußland dieser Lieblingsaufgabe seiner Jugend entfremdet ward. Viele Jahre später knüpfte er, zu ihrer Verwirklichung, noch einmal mit Simrod und dann mit Hoffmann von Fallersleben an; doch beide Male ohne Erfolg. Im Besitz seiner Schwester, der vermählten Freifrau von Arnswalde in Hannover, ließ er, bei seinem Tode, die werthvollen Papiere zurück und hier nun empfangen sie wir endlich, in würdiger Gestalt, durch Herrn Prof. Reifferscheid, welchem bei seiner mühsamen Arbeit die Herren Legationsrath Kestner und Senator Culemann in Hannover, diese seinen und bewährten Kenner des Volksgefanges, hilfreiche Hand geboten haben. Die einfache und geschmackvolle Clavierbegleitung ist von Herrn Concertmeister Lindner in Hannover gesetzt worden. Auch die Verlagsbehandlung verdient für die anmuthende Ausstattung des Werkes ein warmes Wort der Anerkennung. —

9. **Sämmtliche Werke von Fritz Reuter.** Volks-Ausgabe in 7 Bänden. Wismar, Rostock und Ludwigslust, Druck und Verlag der Hinstorff'schen Hofbuchhandlung. 1878.

Mit der 28. Lieferung liegt die treffliche Volks-Ausgabe vollendet vor uns, so daß auch derjenige, der selbst den populärsten unter unseren neueren Dichtern bisher nur der Leihbibliothek entnahm, sich jetzt seinen Fritz Reuter anschaffen kann. Wenn daher diese billige Ausgabe beitragen wird, Fritz Reuter's Werke mehr und mehr auch im buchstäblichen Sinne des Wortes, was sie in einem höheren schon längst gewesen sind, zum Eigenthum des deutschen Volkes zu machen, so werden sie zugleich erneuten Anstoß dazu geben, daß das Publicum sich daran gewöhnt, gute Bücher nicht nur zu lesen, sondern auch zu kaufen. Die nun abgeschlossen vorliegende Volks-Ausgabe der sämmtlichen Werke Reuter's enthält Alles, was in der mehr als doppelt so theuren Octav-Ausgabe enthalten ist. Nicht darin enthalten, weder in der einen, noch in der anderen, ist das kürzlich — gleichfalls in der Hinstorff'schen Hofbuchhandlung — erschienene Lustspiel „Die drei Langhänse,“ welches der große Humorist in weiser Selbsterkenntniß von irgend einer Gesamt-Ausgabe seiner Werke ausdrücklich ausgeschlossen hat, ebenso wie die Lustspiele und Polterabendgedichte, welche jüngst von einer Leipziger Buchhandlung veröffentlicht worden sind.

9. **Generalfeldmarschall Graf Moltke, 1800—1878.** Von Wilhelm Müller, Professor in Tübingen. Mit dem Portrait Moltke's. Stuttgart, Carl Krabbe. 1878.

Das vorliegende Buch enthält wenig über den Grafen Moltke, was nicht bereits anderweitig bekannt gewesen ist. Das Leben des großen Mannes verlief bis zum Jahre 1866 so sehr in der Dunkelheit, daß der betreffende Band der zweiten Auflage von Meyer's Conversationslexikon aus dem Jahre 1865 nicht einmal seinen Namen nennt. Auf mehrere besonders interessante Punkte dessen, was man als die Vorgeschichte Moltke's bezeichnen könnte, haben spätere Publicationen einiges Licht geworfen: auf seinen Aufenthalt in der Türkei die von ihm selbst herausgegebenen „Briefe aus dem Orient“; auf seine Reisen nach Rußland und Paris die von der „Deutschen Rundschau“ veröffentlichten „Briefe aus Rußland“ und „Briefe aus Paris“. Diese Quellen hat Professor Müller fleißig benützt; was dazwischen liegt, ist so ziemlich im vorigen Dunkel geblieben. Für die Darstellung der beiden großen Kriege von 1866 und 1870—1871 boten natürlich die beiden Generalstabswerke unübertreffliche Handhaben. Müller's Buch ist eine Compilation, welche — bis wir eine wirkliche Biographie Moltke's haben — ihre Dienste thun mag.

5. **Werke für die reifere Jugend** aus dem Verlage von Otto Spamer in Leipzig.

Die „Deutsche Rundschau“ hat im vorigen Jahre eingehend über die Thätigkeit der berühmten Firma berichtet. Die neuesten Erscheinungen des Verlages beweisen das gleiche unermüdete Streben, zur Bildung der deutschen Jugend im reichsten Maße beizutragen. Wir heben folgende neue Publicationen besonders hervor:

Illustrierte Kunstgeschichte von R. Göpel. Mit 200 Text-Illustrationen und zwei Tonbildern. In kurzer Weise charakterisirt der Verfasser das Werden und die Blüthezeiten der Kunst. Das Buch ist besonders für junge Damen sehr empfehlenswerth.

Livingstone's Reisen im Innern Afrika's. 5. Aufl.

Stanley's und Cameron's Reisen durch Afrika.

Beide Werke von Richard Oberländer, dem bekannten Ethnographen, zeichnen sich durch Beherrschung des Stoffes, durch die lebendige Darstellung aus und fesseln auch den Mann durch die vielen Briefe und Tagebuchblätter der Afrikasforscher. Beide Bände sind reich an charakteristischen Illustrationen.

Buch der Arbeit. 3. Aufl.

In den Werkstätten. 3. Aufl.

Die beiden Bücher führen die Jugend durch die Werkstätten der verschiedenen Gewerbe und Fabricationen in einer fesselnden, belehrenden Weise, schildern Werkzeuge, Behandlung des Rohstoffes und das fertige Product durch Wort und Bild.

Für die reifere Jugend bestimmt, aber selbst den Erwachsenen fesselnd ist „Der Eisenkönig“, eine Art culturhistorischen Romans nach einem französischen Original, frei bearbeitet von A. Dhorn. Die Zeit der Kreuzzüge und der Mongoleneinfälle bildet den interessantesten

Hintergrund der Erzählung. Die Illustrationen von F. Dix sind von künstlerischem Werth, charakteristisch und fein behandelt.

Jugendstreiche und Abenteuer des Fritz Stromer, genannt Bummelfritze von Fr. Otto. Der Held ist eine Art von verzogenem Struwelpeter, welcher durch eine gewaltsame Cur zu einem tüchtigen Jungen erzogen wird. Das Buch ist unterhaltend und belehrend, die 110 Bilder nach Giacomelli sind lösslich.

5. **Sesperiden, Märchen für Jung und Alt.** Von Victor Blüthgen. Mit Originalzeichnungen von F. Flinger, W. Friedrich, A. v. Heyden, E. Klimsch, H. Lüders, D. Pletsch und P. Thumann. Leipzig, Alphons Dürr. 1878.

Ein Buch, für welches Autor, die Zeichner und der Verleger vollste Anerkennung verdienen. Die meisten dieser Märchen sind bereits in der „Deutschen Jugend“ veröffentlicht worden und haben dem liebenswürdigen Verfasser die Herzen gewonnen. Blüthgen ist eine frische, gesunde Natur, ein naives Talent, welches aber doch des Ernstes nicht entbehrt. Hinter der Märchenwelt, welche er uns, oft an Andersen mahnend, vorführt, hinter den Gebilden freier Phantasie steht ein sittliches Empfinden, eine zweite ethische Gedankenwelt. Entzückt so der bunte Schein die Kinder, so erfreut der versteckte Sinn die Erwachsenen. Diese Märchen bewegen sich an der Grenze von Fabel und Märchen, aber das trodene „Haec fabula docet“ tritt nirgends in lehrhafter Weise hervor, der denkende Leser kann sich selbst die Lehre ziehen, welche oft in schalkhaftem Humor versteckt ist. Einige der kleinen, feingeformten Arbeiten sind übrigens nur ein Spiel der Phantasie, ästhetisch befriedigend, ohne sich an einen sittlichen Grundsatz anzulehnen. Die Illustrationen sind durchweg vortrefflich, einige, besonders die von Thumann zum „Brautspiegel“ und zur „Allerseelenacht“ hervorragend; ebenso gewinnt Eugen Klimsch immer mehr die künstlerische Freiheit; seine Bilder zu „Die Unglücksbraten“ und „Drei Brillen“ sind sehr fein empfunden. Außer diesen sind noch Wold. Friedrich's malerisch bewegte Compositionen zum „Haidegeist“ besonders hervorzuheben. Schnitte und Ausstattung sind bei Alphons Dürr immer musterhaft.

5. **Naseweiß und Dämelchen.** Ein Märchen in 22 Bildern von Marie v. Olfers. München, Verlag von Fr. Bassermann.

Die Dame, welche sich auch als Novellistin mit Glück versucht hat, tritt uns in dieser originellen Veröffentlichung als ein ganz beachtenswerthes zeichnendes Talent entgegen, das über eine bewegliche Phantasie verfügt und in seine Gebilde einen Zug von feinem Humor verwebt. Die Bildchen schildern die abenteuerlichen Fahrten des daumenlangen Naseweiß und seines Schwesterchens, denen es im Ei zu eng wird, welche aber doch froh sind, als sie wieder heimgelangen. Außergewöhnlich fein sind die Blätter 4, 5 und 6, welche die Bienen als kleine, mit einem Pfeil bewaffnete Genien darstellen. Die netten Kerlchen sind in ihren Bewegungen reizend aufgefaßt. Der Verleger verdient besondere Anerkennung, denn der Farbensteindruck ist ganz vorzüglich.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 18. Januar zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend: Anzeiger für Kundo der deutschen Vorzeit. Neue Folge. 25. Jahrg. 1878. No. 12. Nürnberg, Verlag der literarisch-artistischen Anstalt des germanischen Museums.

Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels. Herausgegeben von der historischen Commission des Börsenvereins der deutschen Buchhändler. II. Leipzig. Börsenverein der deutschen Buchhändler. 1879.

L'Athenaeum Belge. Journal universel de la Littérature, des Sciences et des Arts. 1878. No. 24. 1879. No. 1. 2. Bruxelles.

Badke. — Das italienische Volk im Spiegel seiner Volkslieder von Dr. Otto Badke. Breslau, S. Schottlaender. 1879.

Bedt. — Die heutige Türkei. Schilderung von Land und Leuten des osmanischen Reiches in Asien, vor und nach dem Kriege von 1877/78, mit Berücksichtigung der arabischen Halbinsel. Herausgegeben von L. C. Bedt. Mit gegen 100 Text-Abbildungen, fünf Tonbildern und einer Karte. Leipzig, D. Spamer. 1879.

Bericht über die Verwaltung der königlichen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft zu Dresden in den Jahren 1876 und 1877. Dresden, 1878.

Berndt. — Illustriertes Ehestands-Brevier für Verlobte und Neuvermählte bei Begründung des Hausstandes. Glück und Hoffnungen des ersten Jahres. Nebst Anhang: Familiengedenkbuch für alle Tage des Jahres. Von Heinrich Berndt. Mit 40 Abbildungen. Leipzig, D. Spamer.

Bladie-Kirchner. — Selbsterziehung. Ein Wegweiser für die reisere Jugend von Johan Stuart Bladie. Autorkirzte Ausgabe, nach der 11. Originalausgabe. Von Lic. Fr. J. Kirchner. Leipzig, J. J. Weber. 1879.

Boguslawski. — Das Leben des General Dumouriez von A. v. Boguslawski. I. Band. Berlin, Friedr. Ludhardt. 1879.

Böttcher. — Liebeswogen. Silhouetten aus dem Herzensleben von Karl Böttcher. Mit einem Vorwort von Hieronymus Rom. Wien, Wallishausser'sche Buchhdlg. 1879.

Brandes. — Eören Herregaard. Ein literarisches Charakterbild. Von Georg Brandes. Leipzig, J. A. Barth. 1879.

Butler. — Ergündwon ober Jenseits der Berge. Nach der fünften Auflage von Samuel Butler's Erewhon von J. D. Leipzig, J. A. Barth. 1879.

Collection of British Authors. Tauchnitz Edition. Vol. 1792-95. Leipzig, B. Tauchnitz. 1878.

Correspondenz, Allgemeine Literarische, für das gebildete Deutschland. III. Band. No. 29/32. Leipzig, Verlag von H. Foh. 1878.

Correspondenz, Kaufmännische. Zeitschrift für Volkswirtschaft, Handel und Statistik. III. Jahrgang, No. 18. IV. Jahrgang, No. 1. Brandenburg a. H. 1878.

Criegern. — Ein Kreuzzug nach Stambul. Studien und Ergebnisse auf einer Reise im Dienste des rothen Kreuzes von Friedrich von Criegern. Dresden, C. Pierson's Buchhdlg. 1879.

Cron. — Die Freundinnen. Erzählung für die reisere weibliche Jugend. Von Clara Cron. Mit zahlreichen Text-Illustrationen und einem Titelbilde. Leipzig, D. Spamer. 1879.

Dichter, Deutsche, des siebzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitung und Anmerkungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. III. Band. Erug-Nachtigal von Friedrich Spe. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1879.

Dichtersalle, Neue Deutsche. Band II. No. 23, 24. Band III. No. 1. Leipzig. 1878.

Dichtersalle, Schweizerische. Jahrgang IV. No. 6, 7. Leipzig, C. G. Zheile. 1878.

Diesbach. — Graf Franz zu Erbach-Erbach. Ein Lebens- und Culturbild aus dem Ende des XVIII. und dem Anfange des XIX. Jahrhunderts von L. Ferdinand Diesbach. Mit dem Portrait des Grafen. Darmstadt, Literarisch-artistische Anstalt. 1879.

Doornkaat-Koolman. — Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. Von J. ten Doornkaat-Koolman. Heft 6. Norden, H. Braams. 1878.

Du Mont. — Das Weib. Philosophische Briefe über dessen Wesen und Verhältnis zum Manne. Von Gmeric du Mont. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1879.

Dürckheim. — Lilli's Bild geschichtlich entworfen von Graf Ferdinand Adbrecht von Dürckheim. Mit Photographie nach dem besten Familienbilde und einem Anhang, Lilli's Briefwechsel enthaltend. Rörblingen, Beck'sche Buchhdlg. 1879.

Ebers. — Aegypten in Bild und Wort. Dargestellt von unseren ersten Künstlern. Beschrieben von Georg Ebers. Lfg. 15/20. Stuttgart, Verlag von Ed. Hallberger. 1878.

Eilers. — Strand- und Landbilder von der Ostsee. Neun Original-Radrungen von G. Eilers. Berlin, P. Sonntag.

Emprant. — A propos du nouvel emprant de la Grèce. Janvier 1879. Voorschoten, L. Drucker.

Engel. — Deutsche Puppentheater. Herausgegeben von Carl Engel. VIII. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhdlg. 1879.

Englands Ende in der Schlacht bei Dorking. Erinnerungen eines alten Britten im nächsten Jahrhundert. Mit einer Karte. Hamburg, K. Grädener. 1879.

Ehe. — Das Reich des Schönen von Dr. H. von Ehe. Berlin, C. Wasmuth. 1878.

Franck. — Mit Gott und durch eigene Kraft. Aufzeichnungen aus dem Tagebuch eines jungen Mädchens. Von Marie Franck. Mit Initialen, Kopfleisten und fünf Tonbildern. Leipzig, D. Spamer. 1879.

Französi. — Junge Liebe. Zwei Geschichten von Karl Emil Französi. Breslau, S. Schottlaender.

Fronius. — Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen. Ein Beitrag zur deutschen Kultur-Geschichte von Fr. Fr. Fronius. Wien, Karl Graeser. 1879.

Gaheite-Georgens. — Brevier der Conversation und gesellschaftlichen Unterhaltung. Die Kunst in der Gesellschaft zu gefallen und sich und Andere zu unterhalten. Von Jeanne Marie von Gaheite-Georgens. Mit 70 Abbildungen. Leipzig, D. Spamer.

Geldsichte, Allgemeine, in Einzelbarstellungen. Unter Mitwirkung von H. Brüdner, Felix Dahn, Joh. Tümmchen, Bernh. Erdmannsdorffer, Theob. Flahe, Ludw. Geiger u. c. Herausgegeben von Wilhelm Duden. Zweite Abtheilung. Berlin, G. Grote'sche Verlagbuchhdlg. 1878.

Gewerbhalle. — Redigirt von Adolf Schill in Stuttgart. 17. Jahrgang. Lfg. 1. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. 1879.

Goethe. — Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Schauspiel in fünf Aufzügen. Erste vollständige Bühnenbearbeitung nach der Goethe-Handschrift der Universitätsbibliothek in Heidelberg. Karlsruhe, Verlag von H. Bielefeld's Hofbuchhdlg. 1879.

Greif. — Marino Falieri, oder: Die Verschönerung des Dogen zu Venedig. Trauerspiel in 5 Acten von Martin Greif. Wien, Wallishausser'sche Buchhdlg. 1879.

Grove. — A Dictionary of Music and Musicians. By eminent writers, english and foreign. With illustrations and woodcuts, edited by George Grove, D. C. L. Vol. I. part. V. London, Macmillan and Co. 1879.

Gustafsson. — Märchen von Richard Gustafsson. Aus dem Schwedischen übersetzt von Emil J. Jonas. Mit zahlreichen Original-Illustrationen. Berlin, C. Wichsteler & Co., Hofbuchhdlg. 1879.

Heimgarten. — Eine Monatschrift. Herausgegeben von P. R. Rosegger. III. Jahrgang. 4. Heft. Januar 1879. Graz, Verlag von Leykam-Josefthal.

Heiters. aus dem Juristenleben, verfaßt und gesammelt von einem Advocatur-Candidaten. Wien, M. Perles. 1879.

Hettner. — Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert von Hermann Hettner. 1., 2. Buch. 3. Buch. 1., 2. Abthlg. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. 1879.

Hohlfeld. — Ueber die Ordnung. Vortrag von Dr. Paul Hohlfeld. Dresden-N., C. Weiß.

Huffer. — Der rastalter Congreß und die zweite Coalition. Vornehmlich nach ungedruckten archivalischen Urkunden von Hermann Huffer. 1. Theil. Bonn, Verlag von H. Marcus. 1878.

Janke. — Stiggen aus dem europäischen Rußland. Mit besonderer Berücksichtigung der militärischen Verhältnisse. Von A. Janke. II. Heft. St. Petersburg und Finnland. Berlin, Fr. Ludhardt. 1879.

Jensen. — Bohemund. Philinnion. Zwei Erzählungen von Wilhelm Jensen. Berlin, S. Freg. 1879.

Kanitz. — Donau-Bulgarien und der Balkan. Historisch-geographisch-ethnographische Reiseskizzen aus den Jahren 1860-1878. III. Band. Mit 46 Illustrationen im Texte, 10 Tafeln und 1 Original-Karte von F. Kanitz. Leipzig, Herm. Fries. 1879.

Kiepert. — Special-Karte der Landschaft zwischen Kabul und dem Indus. Redigirt von Heinrich Kiepert. Berlin, Dietr. Reimer. 1878.

Kiepert. — Karte von Iran. Oestliche Hälfte: Afghanistan, Balutschistan und die Oszbegischen Khanate am Oxus. Zusammengestellt von Heinrich Kiepert. Berlin, Dietr. Reimer. 1878.

Klende. — Illustriertes Lexikon der Verfälschungen. Von Dr. Hermann Klende. 2. vermehrte und umgearbeitete Auflage. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen. Lfg. 8. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. 1878.

Kleine. — Der Vorfall der Adelsgeschlechter statistisch nachgewiesen von Dr. H. Kleine. Leipzig, W. Friedrich. 1879.

Klinkerfues. — Die Principien der Spectral-Analyse und ihre Anwendung in der Astronomie. Von Professor, Director Dr. W. Klinkerfues. Berlin, E. Bichteler & Co. Hofbuchhdlg. 1879.

- Kürschner.** — Jahrbuch für das deutsche Theater. Von Joseph Kürschner. I. Jahrg. Leipzig, D. Holz. 1879.
- Leander.** — Träumereien. Illustrierte Prachtausgabe. Hg. 5., 6. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel. 1878.
- Leuthold.** — Gedichte von Heinrich Leuthold. Frauenfeld, J. Huber. 1879.
- Linde.** — Gutenbergs Geschichte und Erdichtung. Aus den Quellen nachgewiesen von Dr. A. v. d. Linde. Stuttgart, W. Spemann. 1878.
- Lindenberg.** — Dem Kaiser! Deutsche Dichter-Gaben. Herausgegeben von Paul Lindenberg. Erfurt, Fr. Bartholomäus.
- Literatur-Blatt.** — Wochenschrift für das geistige Leben der Gegenwart. Herausgegeben von Anton Edlinger. III. Bd. No. 1. 2. Leipzig, Verlag von J. Klinckschardt. 1879.
- Löper.** — Die Briestaube schneller als der Blitz, nützlicher als die Wolke von M. Sabbagh. Aus dem Arabischen. Nebst einem Anhang: Beiträge zur Geschichte der Tauben-Post von C. Löper. Strassburg, K. J. Trübner. 1879.
- Magazine, Illustrated.** founded by Ferdinand Freiligrath in the year 1875. Conducted by Blanche Howard. 1878. No. 23, 24, 25, 26. 1879. No. 1. 2. Stuttgart, Verlag von E. Hallberger.
- Martin.** — Das Leben des Prinzen Albert. Prinz-Gemahl der Königin von England, von Theodoro Martin. Uebersetzt von Emil Lehmann. III. Band. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1879.
- Mehr Licht!** Eine deutsche Wochenschrift für Literatur und Kunst. Im Selbstverlage des Herausgebers Silberster Frey. I. Jahrgang. No. 14, 15, 16.
- Monatshefte.** Deutsche, für dramatische Kunst und Literatur. Herausgegeben von Siegfried Fleischer. Bd. I. Heft 2. Wien, Commissions-Verlag der Wallishauserschen Buchhandlung. 1878.
- Monatsschrift Baltische.** Herausgegeben von August Deubner. XXVI. Bd. Heft 3—5. Riga, Verlag von J. Deubner. 1878.
- Neubürger.** — Gesammelte Gedichte von G. Neubürger. Stuttgart, Nebler'sche Verlagsbuchhandlung. 1879.
- Orth.** — Die Hohenzollern in ihren Beziehungen zur Landescultur. Festeles gehalten von Professor Dr. Albert Orth. Berlin, Wiegandt, Hempel & Parey. 1878.
- Oswald.** — Männer und Frauen des Wortes und der That, im Gespräch zusammengeführt von Walter Savage Landor. Auswahl und Uebersetzung durch Eugen Oswald. Paderborn, F. Schöningh. 1878.
- Paul.** — Vom Frühling zum Winter. Zwölf Märlein von S. Paul. Mit 27 Text-Illustrationen und einem bunten Bilde. Leipzig, Verlag von O. Spamer.
- Paul.** — Die versunkene Stadt. Ein Bild aus ferner Vergangenheit. Von S. Paul. Mit 18 Text-Abbildungen, sowie 1 Titelbild. Leipzig, O. Spamer. 1879.
- Penn Monthly, The, Devoted to Literature, Science, Art and Politics.** Vol. IX. No. 198. Philadelphia.
- Petermann's geographische Mittheilungen.** 1878. Heft 12. Gotha, Justus Perthes.
- Petterson.** — Apollonius von Tyana, der Heiden-Heiland. Eine philosophische Studie von Carl Hugo Pettersch. Reichenberg. 1879.
- Weil.** — Deutsche Sagen für die Jugend und das Volk wiedererzählt von Heinrich Weil. Mit 30 Text-Illustrationen und 5 Tonbildern. Leipzig, O. Spamer. 1879.
- Plutarch, der Neue.** — Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Rudolf von Gottswall. 6. Theil. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1879.
- Publicationen aus den K. Preussischen Staatsarchiven.** Verfasst und unterstützt durch die K. Archiv-Verwaltung. Bd. I. M. Lehmann. Preussen und die katholische Kirche seit 1640. I. Theil, Bd. II. R. Stadelmann. Friedrich Wilhelm I. in seiner Thätigkeit für die Landescultur Preussens. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1878.
- Rahden.** — Kruse Memmen. Plattdeutsche Gedichte mein heiterem Inhalts in oldenburgischer Mundart von Wilhelm Rahden. Neue Folge. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1879.
- René.** — Jahreszeit-Blumen. Eine Festgabe für Frauen und Töchter von Arthur René. Breslau, S. Schottlaender.
- Revue Générale, Journal Historique et Littéraire.** Tome XXIX. Janvier 1879. Bruxelles.
- Rho.** — Transfusionen. Lustspiel in 3 Aufzügen von Ernst Rho. Berlin, S. Frey. 1878.
- Royer.** — Histoire universelle du théâtre. V. VI. Histoire du théâtre contemporain en France et la l'Etranger depuis 1800 jusqu'à 1875 par Alphonse Royer. Paris, P. Ollendorff. 1878.
- Rundschau, Deutsche, für Geographie und Statistik.** Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Carl Arendt in München. I. Jahrgang. Heft 3, 4. Wien, A. Hartleben. 1879.
- Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.** Herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. v. Holzhendorff. XIII. Serie. Heft 310/12. Berlin, Verlag von G. Habel. 1878.
- Schall.** — Blätter für deutschen Humor. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. 1878. No. 11. 12. 13. 14. 15. 16. Stuttgart, Verlag von W. Spemann.
- Schärf.** — Heinrich Heine und sein Vaterland von Hermann Schärf. Czernowitz, G. Vardini's I. I. Univ.-Buchhandlung.
- Scheibert.** — Offizier-Brevier. Ein Festgeschenk für den jungen Kameraden von einem alten Soldaten. Herausgegeben von J. Scheibert. Berlin, Friedr. Luckhardt. 1879.
- Schiller's Werke.** — Illustriert von ersten deutschen Künstlern. Lieferung 35/37. Stuttgart, Verlag von Eduard Hallberger.
- Schmolliß.** — Illustrierte deutsche Bierzeitung von Studenten und Philistern für Philister und Studenten sämtlicher Facultäten. Herausgegeben von Wankfelder. II. Sem. No. 5. Altenburg, Schmolliß-Verlag.
- Schneider.** — Eine Straßburger Familie in der Pariser Welt-Ausstellung von A. Schneider. Straßburg, A. Schneider. 1878.
- Schwarz.** — Brevier der Weltliteratur. Vorführung der bedeutendsten poetischen Schriftschätze der hervorragendsten Völker. Von Dr. A. Schwarz. Mit 50 Abbildungen. Leipzig, O. Spamer.
- Sealey.** — Life and Times of Stein, or Germany and Prussia in the Napoleonic age. By Professor J. K. Sealey, M. A. Vol. I/III. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1878.
- Silberstein.** — Denksäulen im Gebiete der Cultur und Literatur. Von August Silberstein. Wien, W. Braumüller, Hof- und Universitätsbuchhandlung. 1879.
- Sonntag's-Blatt, Schleswig-Holsteinisches.** Wochenschrift für heimische Belletristik, Literatur und Kunst. 1878. No. 1. Kiel, Verleger: Christian Jenßen.
- Sprachschatz der Sassen.** Wörterbuch der Plattdeutschen Sprache in den hauptsächlichsten ihrer Mundarten. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Heinrich Berghaus. 5. Heft. Brandenburg, A. Müller. 1878.
- Stempel.** — Auf leichten Schwingen. Gedichte von Max Stempel. Bremen, J. Rühlmann's Buchhandlung. 1879.
- Stredak.** — 500 Jahre Berliner Geschichte. Vom Fischerdorf zur Weltstadt. Geschichte und Sage von Adolf Stredak. 2. Aufl. Lief. 4/6. Berlin, W. Brigg.
- Tappert.** — Gedichte von Wilhelm Tappert. Berlin, K. Dammöbler. 1879.
- Walsh.** — Die Opfer der Wissenschaft oder die Folgen der angewandten Naturphilosophie. Drei Bücher aus dem Leben des Professor Desens. Mitgetheilt von Alfred de Walmb. 2. Aufl. Leipzig, J. A. Barth. 1879.
- Wof.** — Frauengestalten. Edlen Frauen erzählt von Richard Wof. Breslau, S. Schottlaender. 1879.
- Wallace.** — Russland von D. Mackenzie Wallace M. A. Einzig berechtigte, vom Verfasser durchgesehene deutsche Ausgabe. Nach der 6. Aufl. des Originals übersetzt von E. K. Bd. I. — 2. Hälfte. Leipzig, E. F. Stejneger. 1878.
- Wedde.** — Das Drama vom römischen Reiche deutscher Nation. Eine nationale Dichtung aus Barbarossa's Zeit. Zum ersten Male übersetzt von Johannes Wedde. Hamburg, K. Grädener. 1878.
- Weg, Eigene.** Vom Verfasser der Schrullen des Adam contra Eva u. s. w. Breslau, Gb. Trewendt. 1879.
- Weiten.** — Unersehtlich. Roman von Josef von Weiten. Breslau, S. Schottlaender. 1879.
- Weisse.** — Aus des Volkes Tiefen. Von Karl Weisse. I. Band: Ein neues Zion. Leipzig, J. A. Barth. 1879.
- Zeitfragen des christlichen Volkslebens.** Herausgegeben von Mühlhäuser und Geissen. Band III. 5. 6./IV. 1. Sohm, Zur Trauungsfrage. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1879.
- Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.** Herausgegeben von Prof. Dr. W. Koser. XIII. Band. Heft 6. Mit Gratisbeilage: Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde. 1878. No. 9. Berlin, Verlag von Dietrich Reimer. 1878.
- Zeit- und Streitfragen, Deutsche.** Flugschriften zur Kenntniss der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. Ruchbahn, Redacteur A. Kammer's ic. herausgegeben von Franz von Holzendorff. Jahrgang VII. Heft 110/12. Berlin, Verlag von G. Habel. 1878.
- Zeitung, Illustrierte, für kleine Leute.** Band VIII. Heft 7. Leipzig, Verlag von W. Opeh. 1878.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pieker'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Für die Redaction verantwortlich: Edwin Paetel in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Zur „Wald- und Wasserfreude“.

~~~~~  
Novelle

von

Theodor Storm.

~~~~~

Noch ein Versuch im Schmetterlinge-Fangen;
Allein der Herbst, der Abend macht mich bangen.

Im dritten Hause von der Marktecke, wo in dem Schaufenster der Tempel aus weißem Dragant mit Rosenguirlanden und fliegenden Amoretten zwischen einer Garnitur von Franz- und Sauerbröbchen prangte, wohnte derzeit Herr Hermann Tobias Zippel. Er hatte vordem in einer anderen Stadt des Landes allerlei Handelsgeschäfte getrieben, war aber, nachdem er sich solcherweise ein kleines Vermögen erworben hatte, seiner unruhigen Natur gemäß von dort verzogen, um einmal anderswo was Anderes zu beginnen. In seinem jetzigen Hause hatte er eine Conditorei und eine Bäckerei errichtet, deren nothwendige Verbindung dem beschränkten Geiste dieser Stadt bisher noch unentdeckt geblieben war; nach Erbauung des weißen Draganttempels wurde dann auch noch eine Tapetenhandlung angelegt; d. h. was man wirklich so Tapeten nennen konnte; denn vor ihm, wie er händereibend zu versichern pflegte, hatten die Leute sich ihre Stuben nur mit einer Art von buntem Böschpapier verkleistert.

Herr Zippel war ein blasses Männchen mit vollem dunklen Haupthaar, das er, um seinem arbeitenden Gehirne Luft zu schaffen, alle Augenblicke mit seinen fünf gespreizten Fingern in die Höhe strich. Wohl zehn Mal in einer Stunde, gleich einem Marionettenmännchen, erschien und verschwand er in dem Rahmen seiner allezeit offenen Hausthür; und den an dem gegenüberliegenden Straßenfenster strickenden Damen begann Etwas zu fehlen, sobald das gewohnte Spiel einmal versagte.

Das einzige Kind des Hauses war eine Tochter, ein braunes, grätiges Ding mit zwei langen schwarzen Zöpfen und damals kaum dreizehn Jahre alt. In der Taufe hatte sie den Namen „Rosalie“ erhalten, und wenn Herr Zippel, sei es pathetisch oder auch nur zornig war, dann wurde sie auch so von ihm gerufen, für gewöhnlich aber nannte man sie, aus Gott weiß welchem Grunde, „Kätti“. Herr Zippel schickte seine Tochter in die beste Mädchenschule, aber sie

war eine berufen schlechte Schülerin. Nur in der Geographiestunde pflegte sie mitunter aufzumerken; der Lehrer war einst in vielen Ländern herumgekommen, und seine Vorträge gewannen zuweilen den Ton der Sehnsucht in die weite, weite Welt; dann starrten ihn die schwarzen Augensterne an, und die mageren Arme des Kindes reckten sich über den Schultisch immer weiter ihm entgegen. Auch in den Clavierstunden, die ihr der Vater geben ließ, blieb sie nicht dahinter; ja sie zeigte bisweilen eine Auffassung, die über ihre Jahre hinauszugehen schien, und es konnte dann wohl geschehen, daß sie mitten im Stücke aufsprang und davonlief, als ob was Fremdes über sie hereingebrochen sei.

Aber der schwere Clavierkasten, der so fest gegen die Wand geschoben stand, war nicht das Instrument, das ihre eigenste Natur verlangte. Ein solches, das sie bis jetzt nur in den Händen durchziehender Künstlerinnen gesehen hatte, sollte ihr erst jetzt zu Theil werden.

Auf dem Boden des langgestreckten Hauses befand sich nach dem Hofe zu eine Stiebelstube, in welche unlängst bei Beginn des Sommersemesters ein schon älterer Primaner eingezogen war. Aus irgend einem Winkel hatte Rätti von rothbemühten jungen Herren neben vielen Büchern auch eine Guitarre hineintragen und mit verlangenden Augen hinter der sich schließenden Stubenthür verschwinden sehen. Aber eines Nachmittages, da sie ihren Hausgenossen sicher in seiner Gelehrtenschule wußte, und während sie selber freilich in ihrer Mädchenschule sitzen sollte, huschte sie leise über den Boden und blickte durch die geöffnete Thür in die leere Stube. Als sie die Guitarre gegenüber an der Wand hängen sah, schlüpfte sie hinein und zog hinter sich die Thür in's Schloß.

Ebenso ging es am folgenden Nachmittage und noch ein paar Tage weiter; endlich kam Klage aus der Mädchenschule; Rätti hatte die letzte Woche jeden Nachmittag gefehlt. Es war kein Zweifel, sie mußte sich bis dahin zierlich durchgelogen haben; nun aber brach das Wetter über sie herein. Herr Zippel erinnerte sich plötzlich ihres Taufnamens; mit gesträubtem Haupthaar lief er im Hause umher; den Brief der Lehrerin hielt er in der einen Hand und schlug ihn mit der anderen. „Rosalie!“ rief er; „Rosalie! Wo hat das Unglückskind sich wieder hinverslogen!“

Endlich, irgendwoher, erschien sie vor ihm; halb lauernd, halb ängstlich sah sie ihren Vater an. „Weißt Du, daß Du mein einziges Kind bist,“ sprach Herr Zippel nachdrücklich, „und daß Deine Mutter in der Erde ruht?“

Rätti ließ das Köpfchen hängen, daß ihr die langen Flechten über die Brust herabfielen.

„Kannst Du lesen?“ fragte Herr Zippel wieder.

Sie antwortete nicht.

„Da!“ sagte er und gab ihr den Brief der Lehrerin. „Versuch' es; aber es ist geschriebene Schrift! Wie kann man geschriebene Schrift lesen, wenn man nicht zur Schule geht!“

„Ich kann wol lesen!“ sagte sie trohig und erschrak doch, als sie einen Blick hineingethan. Aber sie kannte ihren Vater, sie mußte ihn ruhig austoben lassen.

Er hatte den Brief ihr aus der Hand gerissen und vollzog an diesem auf's

Neue seine symbolische Züchtigung; dabei sagte er seiner Tochter, sie würde seinen sauer erworbenen Ruf zu Grunde richten, sein schwarzes Haar würde vor Weihnachten noch weißer als der Schnee sein, und sie selber würde am Ende ihres Lebens an einem sehr hohen Galgen hängen.

Das war denn doch zu viel; Rätti brach in bittere Thränen aus.

„Aber, Unglückskind, was hast Du denn getrieben?“ Herr Zippel hatte ihre Hände ergriffen und blickte zweifelnd und rathlos auf sie hin.

„Ich habe nicht gefaullenz“, sagte Rätti.

„Nicht gefaullenz! Aber was denn sonst?“

„Ich hab' nur was Anderes gethan, als was sie in der Schule thun!“ Und dabei zeigte sie ihrem Vater die Fingerspitzen ihrer beiden Händchen.

Herr Zippel besichtigte eine nach der anderen mit wachsendem Erstaunen.

„Aber, zum Erbarmen! die sind ja alle wund, die einen noch schlimmer als die andern!“

„Ja,“ sagte Rätti, „das ist auch nicht so leicht!“

„Aber, um des Himmels willen, wo hast Du denn gesteckt?“

Sie schwieg einen Augenblick, dann sagte sie: „Ist der Primaner zu Hause?“

„Der Primaner? Nein, der ist eben fortgegangen. Aber was soll denn der Primaner?“

„Komm!“ sagte sie. Und schon hatte sie ihres Vaters Hand ergriffen und zog ihn mit sich fort: die Treppe hinauf, über den Boden, dann in das Giebelstübchen.

Rasch langte sie die Guitarre von der Wand, setzte ihr eines Füßchen auf ein dickes Lexikon, das auf der Diele lag, und ein paar voll gegriffene Accorde erklangen unter ihren Fingern.

Herr Zippel stand mit untergeschlagenen Armen und weit aufgerissenen Augen gegen die Wand gelehnt. Er hatte eine Lieblingscanzonetta; „Rätti,“ sagte er mit vor Erwartung bebender Stimme: „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus!“

Rätti hatte es tausendfach von ihrem Vater singen, pfeifen und brummen gehört; es war auch das Erste gewesen, wozu sie sich die Begleitung auf dem Instrument zusammengelesen hatte. Und nun, während die kleinen Finger auf's Neue das Griffbrett faßten, hub sie an und sang mit ihrer etwas schrillen Kinderstimme: „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus, ade!“

„Ade!“ sang Herr Zippel schüchtern und wie fragend mit.

„Und wenn es denn soll geschieden sein“ —

Herr Zippel hatte sich hoch aufgerichtet; seine Augen begannen zu leuchten, bald schlug er die Hände über dem Rücken in einander, bald fuhr er damit durch seine aufgeregten Haare; dann aber, als der Refrain wiederkehrte, setzte er muthig mit seiner scharfen Tenorstimme ein, und bald sangen Vater und Tochter mit einander, daß es durch Haus und Boden schallte:

„Ade, ade, ade!“

Ja Scheiden und Meiden thut weh!“

„Rosalie! Mein Kind, mein Genie!“ Herr Zippel schloß das winzige Geschöpfchen in seine Arme und bethaute es mit seinen Thränen. „Ja, ja, die

alte Schulmamsell mit ihrem Strickstrumpf, mit ihrer trockenen gelben Jungfern-
nase, was weiß auch die" — —

Als er in Folge eines Geräusches umblickte, stand die dicke Magd mit ihrem
Kochlöffel in der offenen Stubenthür. „Herr Zippel, vor'm Laden ist ein Junge,
der will für'n Schilling Butterkringel!“

„Der Junge soll zum Teufel gehen!“

„Aber, Herr Zippel!“

„So ruf den Burschen!“

„Herr Zippel, ich weiß nicht, wo der Bursche ist.“

„Nun, so gib ihm selbst die Kringle!“

„Aber ich bin nicht für den Laden, Herr Zippel.“

Er stieß die dicke Magd zur Seite und rannte scheltend über den Boden in
das Unterhaus hinab. Die Magd sah ihm ruhig nach und watschelte dann
ruhig hinterdrein.

Kätti war allein. Sie setzte sich an's Fenster, stützte ihr Köpfchen an den
Hals der Guitarre und blickte nachdenklich in das Gezweige des großen im Hofe
stehenden Wallnußbaumes, wo ihr grauer Vater „Nickebold“ sich mit der
Sperlingsjagd beschäftigte. Was half das Alles! Das häusliche Ungewitter
war zwar vorübergezogen; aber in die dumme Schule mußte sie ja nun doch
wieder jeden Nachmittag; und außer den Schulstunden — wann war sie da
vor dem Ueberfalle des Primaners sicher? — Plötzlich trat ein entschlossener
Zug um ihren hübschen Mund; aber da sie eben wie zur Ermuthigung einen
nach dem anderen ihrer eingelernten Accorde griff, schallten junge Männer-
stimmen von unten und jetzt schon aus dem Treppenhaus hinauf.

Im Nu hing die Guitarre an der Wand, und Kätti war wie fortgeblasen.

Ein paar Stunden später saß der hübsche Primaner — Wulf Fedders hieß
er — in voller Arbeitsthätigkeit an seinem Tische. Vor sich hatte er die Thür
nach dem weiten Boden offen stehen; vermuthlich nur weil der geschlossene Boden-
raum ihm seinen Geist beengte; denn er blickte nicht hinaus, sondern war emsig
bemüht, für seinen deutschen Aufsatz eine Kette von Satzfolgen zu Papier zu
bringen, welche er eben auf einem Spaziergange in Gedanken sich zurecht gelegt
hatte. Anmuthig schwebte ihm bei seiner Arbeit das sonst so griesgrämige Ge-
sicht des alten Rectors vor; er hatte ihm heute bei seiner Verdeutschung des
Thukydides so wohlgefällig zugenickt; Wulf Fedders sah schon deutlich dasselbe
Nicken bei Rückgabe dieses Aufsatzes. Und die Feder des jungen Primaners
arbeitete behaglich weiter.

Als er aufblickte, stand Kätti ihm gegenüber; es war ihr eigen, plötzlich da
zu sein, ohne daß man sie hatte kommen hören.

„Du!“ rief er. „Bist Du schon lange da?“

Sie nickte.

„Was willst Du, Kind?“ sagte er und betrachtete das braune Köpfchen,
das er bisher nur ein paar Mal flüchtig hatte vorüberhüpfen sehen.

Kätti zeigte auf das vor ihm liegende Papier und sagte: „Haben Sie noch
mehr darauf zu schreiben?“

Er schüttelte sein blondes Haar aus der Stirn und lachte. „Noch ein paar Sätze; dann ist's vorläufig genug.“

„Darf ich so lang' hier bleiben?“

„Weshalb nicht? Setz' Dich!“ sagte er, indem er schon wieder weiter schrieb.

Sie setzte sich auf den Stuhl am Fenster; aber ihre Augen ruhten unablässig auf dem Antlitz des Schreibenden, als wolle sie erwägen, was hinter den gesenkten Lidern sich verbergen möge. Als er dann die Feder wegwarf, schrak sie fast zusammen. „Fertig!“ rief er. „Nun, Rätti? — Du heißt doch Rätti?“

„Ja, Rätti.“

„Nun, so komm her und sprich, was Du auf dem Herzen hast!“

Sie war zögernd wieder vor den Tisch getreten. „Wollen Sie auch nicht böse werden?“

„Das werd' ich nicht so leicht; aber ich kann's Dir doch im Voraus nicht versprechen.“

Sie besann sich eine Weile. „Dann mögen Sie auch böse werden;“ sagte sie und zeigte nach der Wand; „ich habe alle Nachmittage auf ihrer Guitarre da gespielt.“

„Und weshalb erzählst Du mir das jetzt? Bloß, weil es die Wahrheit ist?“

Sie schüttelte heftig mit dem Kopfe.

„Nein? Aber weshalb denn?“

„Ich möcht' es lernen;“ sagte sie leise; „aber es ist hier Keiner, der darin Stunden gibt.“

„Ja so! — Nun, Fräulein Rätti, was ich davon verstehe, ist zu Diensten!“

Freudenroth und zitternd folgte das Kind mit seinen dunklen Augen, wie er jetzt die Bücher fortschob und die Guitarre von der Wand herunterlangte.

Und somit wurde das erste Ainglein fertig als Glied zu einer feinen unsichtbaren Kette.

Wie von selbst waren die Stunden herausgefunden, in denen der kleine musikalische Verkehr sich ungestört entfalten konnte; Rätti säumte nicht zu kommen, und auch Wulf Fedders blickte mitunter über seine Bücher nach der halb offenen Stubenthür, ob denn das braune Köpfschen noch nicht durch die Spalte gucke. Wenn sie dann eintrat, hatte er oftmals Mühe, seine bewundernden Augen abzuwenden, damit — so warnte er sich selber — das Kind nicht eitel werde. Er hatte freilich nicht gesehen, wie sie kurz zuvor an ihrem aufgezogenen Schubfache knie'te, um ein bestes Strägelchen oder ein anderes Pußstück daraus hervorzukramen; hatte er doch nicht einmal bemerkt, daß erst seit ein paar Tagen eine rothe Seidenschleife gleich einem angeflogenen Schmetterling auf ihrem schwarzen Haare saß.

Uebrigens waren Rätti's musikalische Fortschritte unverkennbar; was der junge Lehrer an Griffen und Fingersatz ihr beizubringen wußte, war Alles rasch erlernt worden. Dagegen kam eines Tages wieder Klage aus der Mädchenschule; als Wulf Fedders nach der Classe in das Haus trat, zog Herr Zippel ihn in die Stube und rief ihn gegen das ungelehrte Kind zu Hilfe. Und der

blonde Primaner, unter dessen Scheitel sich neben Anderem auch ein Quintchen Altklugheit versteckte, redete zu Herrn Zippel's Entzücken in das arme Ding hinein, daß sie schier verlesen dastand und in den nächsten Tagen brennend fleißig war.

Ganz anders freilich geschah es, wenn sie oben in der Siebelstube saßen, wo die grünen Zweige des Rußbaumes in das offene Fenster nickten und wo von solchen heiklen Dingen nie die Rede war. Zwar hatte bei Wulf Fedders die Guitarre keine weitere Bedeutung, als das Vögelsingen, wenn es Frühling ist; dennoch hörte es sich anmuthig, wenn er mit seinem weichen Bariton aus seinem Viederschatz zum Besten gab.

„Ein Vöglein singt so süße,
Vor mir von Ort zu Ort!“

Wenn er das anhub, saß Kätti gewiß auf ein paar über einander gepackten Büchern zu seinen Füßen, und wenn er geendet hatte, sprach sie ebenso gewiß: „Noch einmal, bitte!“ Und dann sang er es noch einmal. Der Worte dieses Liedes wurde sie sich kaum bewußt, es war ihr nur die Melodie zu der sich dunkel regenden Empfindung, mit der sie in das hübsche Jünglingsantlitz blickte.

Eine unschuldige Heimlichkeit begleitete dies Beisammensein. Kätti schwieg gegen Jedermann, aus unbestimmter Furcht, es könne ihr geraubt werden; den jungen Primaner aber hielt eine sehr bewußte Scheu zurück, seinen Verkehr mit dem eigenartigen Backfischchen der Kritik seiner Commilitonen auszuweisen. Und da Kätti für jeden Ton das feinste Ohr hatte, so entging es ihr nie, wenn unten durch die Hausthür ein Gymnasiastenschritt hereinstürmte. Bevor er noch die unterste Treppenstufe erreicht hatte, war sie jedes Mal verschwunden und huschte später aus irgend einem Bodentwinkel in das Unterhaus hinab.

Und dennoch ein Mal! Wulf Fedders hatte eben ihr Lieblingslied gesungen, und Kätti saß vor ihm auf ihren dicken Büchern, die dunkeln Augen wie im Traum auf ihn gerichtet, die eine ihrer schwarzen Flechten um die Hand geschlungen.

„Die Blumen in dem Walde,
Die Blumen auf der Halde,
Die blüh'n im Dunkeln fort.“

Er hatte kaum geendet, da trat, ohne daß Einer von Beiden es bemerkte, der „forscheste“ aller künftigen Studenten in das Zimmer und warf mit einem derben „'n Morgen!“ — es war nicht einmal Morgen — seine rothe Mütze neben ihnen auf den Tisch.

Im Nu war Kätti aufgesprungen und flog an ihm vorüber.

„Was war denn das für eine schwarze Kake!“ rief der Forsthe.

„Es ist die Wirthstöchter,“ entgegnete Wulf nicht ohne sichtbare Verlegenheit.

Der Andere klopfte ihm vertraulich auf die Schulter. „Ja so! — Du scheinst mit ihr zu schwärmen, alter Freund!“

„Sie ist ein Kind; sie hatte mir den Thee gebracht.“

Kätti stand noch hinter der halb offenen Stubenthür und machte mit ihren kleinen Händen ein paar Krallen gegen den groben Eindringling, bevor sie ganz verschwand. Mit ihrem Freunde war sie wol zufrieden. „Wirthstöchter!“

Nur: „die Wirthstochter!“ das Wort war ihr eben recht; auch er hatte Nichts verrathen wollen.

— — Aber das letzte Semester des Schülerlebens ging zu Ende. Als Wulf Fedders, um von seinem Wirth Abschied zu nehmen, in dessen Wohnzimmer trat, kam ihm dieser mit einer Tapetenrolle in der Hand entgegen. „Leben Sie wohl, Herr Fedders,“ rief er; „es ist ganz recht, daß Sie dem Nest den Rücken kehren! Sehen Sie da!“ und er entrollte eine wirklich prächtige Tapete. „Zehn Mark Courant per Stück, ich hab' sie selbst für feste Rechnung; aber glauben Sie, daß diese knickerige Gesellschaft auch nur zu einem Ofenschirm davon gekauft hat? Wenn Sie wieder diese werthe Stadt besuchen sollten, nach Hermann Tobias Zippel brauchen Sie nicht mehr zu fragen.“

Kätti wurde vergebens gerufen; erst als das Fortrollen des Wagens durch das Haus dröhnte, schlüpfte sie oben aus einem dunkeln Seitenraume des Bodens.

In der Siebelstube war Alles ausgeräumt; nur die Guitarre hing noch an der Wand. „Für Kätti.“ stand auf einem Zettel, der durch die Saiten geschlungen war. Jetzt wurde leis' die Thür' geöffnet, und auf den Zehen, als fürchte es auch jetzt noch überrascht zu werden, schlich das Kind herein. Als sie die Worte auf dem Papierstreifen gelesen hatte, drückte sie ihre Lippen darauf und brach in lautes Schluchzen aus.

Zum Amtsbezirke der Stadt gehörig, aber reichlich eine Meile südwärts, lag ein großes Dorf; im Rücken Buchen- und Tannentwälder, vor sich das breite silberne Band eines Flusses, der ein weites Wiesenthal durchströmte. Auf einem Vorsprunge oberhalb des Wassers stand der Kirchspielskrug mit seinem alten, wetterbraunen Strohdache, den seit Menschengedenken stets der Sohn von dem noch immer rüstigen Vater übernommen hatte. Land- und Gastwirthschaft gingen hier Hand in Hand; die Gäste fanden neben bauerlicher Behaglichkeit billige Preise, frische Butter zum selbstgebackenen Brode und goldgelben Rahm zum wohlgefochten und geklärten Kaffee.

Unterhalb des Gartens, der sich schräg abfallend bis fast an das Flußufer hinabzog, war das Abnahmehaus, wo noch vor Kurzem der Vater des letzten bauerlichen Wirthes wohnte. Zwar hatte auch er, gleich seinen Vorfahren, den Staven mit allen Gerechtigkeiten seinem Sohne abgetreten; aber an Sonn- und Festtagen, wenn die Gäste zu Wasser und zu Lande aus den benachbarten Städten heranzogen, stieg er in seinem besten Staate nach seiner alten Wirthschaft hinauf, um vorne in der kleinen Gaststube den Ausschank zu verwalten und dabei seine Geschichten von anno damals an den Mann zu bringen. Und selbst die Stammgäste hörten es gern noch einmal, wie er im Walde drüben den großen Wildeber von seines Vaters gelben Sauen abgejagt, oder wie er drunten am Flusse den Ottern aufgelauert hatte, die in mondhellern Nächten an dem Dorf vorbeigeschwommen waren.

Aber die bauerlichen Besitzer hatten Haus und Garten verkauft und sich weit vom Dorfe auf ihr Land hinausgebaut; und mit ihnen verschwanden neben den alten Geschichten auch die billigen Preise, der goldgelbe Rahm und die frisch gekarnte Butter.

— — Der neue Wirth war Herr Zippel. Es schien unglaublich, was er alles leistete, noch mehr, was er alles leisten wollte. Sein jezt schon ziemlich angegrautes Haar befand sich stets im Zustande höchster Aufregtheit; er wollte zeigen, was aus diesem Erdenfleck zu machen sei, den seine dummen Vorgänger so lange als ein todtes Capital von Hand zu Hand gegeben hatten; nicht einmal einen Namen hatten sie für ihr „Etablissement“ erfinden können. Es sollte gründlich anders werden!

Und schon war der hinter der Gaststube liegende Tanzsaal durchbrochen worden und daran nach der Flußseite eine große Veranda in den Garten hinausgebaut. Eben wurde von den Zimmerleuten eine schwere Bekrönung darauf befestigt, welche auf blauem Grunde in goldenen Buchstaben eine fußhohe Inschrift in die Welt hinausstrahlte.

Herr Zippel selber stand betrachtend der Veranda gegenüber neben einem alten Bauer aus der Nachbarschaft. Der Alte rauchte behaglich seine kurze Pfeife; Herr Zippel hatte die vor fünf Minuten angezündete Cigarre schon bis zur Unkenntlichkeit zerbissen, seine Augen leuchteten, seine Finger spielten unruhig in der Luft; als nun aber endlich da droben der letzte Hammerschlag verhallt war, las er halblaut, mit bebender Stimme: „Hermann Tobias Zippel's Wald- und Wasserfreude!“ Dann nickte er bestätigend mit dem Kopfe, ergriff den Arm seines Nachbarn und zeigte nach dem Fluß hinab, wo an zwei neuen, weiß und grün gestrichenen Bötten dieselbe Inschrift auf dem Wasser schaukelte.

„Ja, ja, Rawer,“ sagte der Bauer in seinem Platt, „dat kost't wat;“ dann nickte auch er und rauchte ruhig weiter.

Herr Zippel sah ihn fast entsezt an. „Kost't was, meint Ihr? — Bringt was ein, lieber Freund! Bringt was ein!“ Und liebevoll, aber mit begeisterter Ueberlegenheit klopfte er dem Alten auf die Schulter.

„Ihr versteht das nicht,“ fuhr er fort, da jener statt der Antwort nur ein paar Mal hustete; „wird auch kein Mensch von Euch verlangen!“

Damit führte er den ruhig Fortrauchenden durch die offene Veranda in den Tanzsaal und blieb derselben gegenüber vor einem Pianino stehen, dessen Deckel er mit gewandter Hand zurückklappte.

„Humm!“ sagte der Alte, nachdem er sich die Sache eine Zeitlang angesehen hatte.

„Nun?“ frug Herr Zippel.

Und endlich kam die ersehnte Gegenfrage, ob denn die Tochter, „dat lütt Deern,“ auf diesem Ding da spiele.

Jezt aber war Herr Zippel in seinem Fahrwasser: das Kind, das Genie, das sie in ihren rothen, fünf Zoll langen Schühchen schon gewesen! Sein unerschöpfliches Thema war angebrochen.

Der alte Nachbar betrachtete unterdessen eine seitwärts unmittelbar am Pianino angebrachte Einrichtung; es war eine Estrade mit einem kleinen Sitz und einem beweglichen Notenpult davor, Alles hübsch in Holzmanier gestrichen und lackirt. Diese Einrichtung war für ein zweites Genie, das der neue Wirth schon innerhalb der ersten acht Tage hier im Dorfe selbst entdeckt hatte. Es steckte in einem kleinen hinkenden Schneider, welcher die Violine spielte, und von

dem einmal ein Musikfreund gesagt hatte, es sei schade, daß er Nichts gelernt habe. In der That aber hatte er sich zu einer Art natürlicher Fertigkeit hinaufgearbeitet, ja mitunter brach durch seine ungeschulten Töne Etwas, das aus der Tiefe einer Menschenbrust zu kommen schien und selbst den kundigen Hörer stuken machte. Er hieß Peter Jensen; die Bauern aber, vielleicht in unbewußter Anerkennung, nannten ihn „Sträkelstrakel“. — Das dürre Männchen saß jetzt fast alle Feierabend auf dem Bänkchen der Estrade und blickte auf ein dunkelfarbiges Mädchen, das schräg ihm gegenüber am Claviere saß. Und nicht nur Tänze und Liedermelodien, selbst eine Mozart'sche Sonate hatte die junge Virtuosa mit ihm einstudirt. Herr Zippel unterstützte das nach Kräften; denn es gehörte mit zu seiner „Wald- und Wasserfreude“; während in der Veranda die Gäste seinen Wein tranken und seine „Soupers“ und „Dejeuners“ verzehrten, sollte vom Saale aus die Kunst ihre höhere Natur ergözen.

„Seht Ihr, Nachbar,“ schloß er seine beredete Auseinandersetzung; „das ist es, was in der Bauernwirthschaft hier gefehlt hat!“

Der Alte nickte ein paar Mal, während er wie prüfend mit seiner rauhen Hand das Notenpult betastete. „Süh, süh!“ sagte er endlich, ohne aufzublicken, „ward uns' Sträkelstrakel noch up sin olen Dagen en Staatsmus'kant!“

Aber Herr Zippel wurde von einem Arbeiter in den Garten gerufen, und der Alte wanderte langsam hinterher, um zu sehen, was es denn dorten wieder Neues gab. — — Statt ihrer traten aus der Thür der Gaststube zwei andere Gestalten in den dämmerigen Raum des Saales. Kätti, sie war die eine, obgleich jetzt volle siebzehn Jahre alt, glich fast noch einem halberwachsenen Kinde, nur ihre Wangen waren jetzt sanft gerundet, und das bleiche Braun derselben war von einem rothen Hauch durchbrochen. Ihr schwarzes Haar aber trug sie noch immer in zwei langen Zöpfen; sie war eigensinnig, sie wollte es nicht anders, und auch die rothe Schleife an der linken Seite durfte niemals fehlen.

Mit ihr, Geige und Bogen in der Hand, war der kleine Musikant hereingetreten. Er pflegte sonst nicht so früh am Nachmittage, sondern erst zu dem stets für ihn bereiten Abendbrod sich einzustellen; aber heute galt es, die Mozartsonate zu dem Einweihungsfeste der Veranda einzuüben. Nun hatte er auf den Ruf seiner jungen Meisterin mitten im Tagewerke Nadel und Bügel-eisen fortgeworfen.

Es war etwas Stilles in der Erscheinung des Mädchens, wie sie jetzt an's Clavier schritt und die Noten auflegte, während der kleine Mann schweigend seinen Platz erkletterte und, den Bogen im Anstrich, erwartend nach ihr hinblickte.

Plötzlich, „Allegro, Sträkelstrakel!“ rief eine junge Stimme und dahin brausten die Töne der ungeschulten aber tapferen Musikanten. Mitunter freilich, wenn es gar zu sorglos überhin ging, gebot dieselbe auch wol „Halt“, und wieder „Halt“; und der Geigenbogen stockte endlich, nachdem er noch eine Weile feurig in die Figuren der nächsten Tacte hinausgeschossen war.

Der kleine Geiger hörte sich nicht gern bei seinem Uebernamen nennen; wenn aber bei solcher Gelegenheit Kätti ihren Finger hob und mit einer eigenthümlich lieblichen Betonung sagte: „Sträkel — Strakel?“ dann krümmte er

sich vor Wohlbehagen auf seinem lackirten Holzbänkchen; und unermüdet wurden hierauf die hapernden Tacte wiederholt, bis das dunkle Köpfchen nickte und es wiederum mit losen Zügeln weiter ging.

Als sie mit der Sonate fertig waren, hob Kätti sich auf den Fußspitzen und langte über dem Claviere ihre Guitarre von der Wand. „Nun zur Belohnung!“ sagte sie, lächelnd auf ihren Spielgenossen blickend, und dieser, als ob er nun das Höchste leisten müsse, drehte emsig an den Stimmwirbeln, kimperte und strich und drückte fast das Ohr an seine Geige.

„Sträkel — Sträkel!“ rief wiederum die junge Stimme; da kletterte er eilig von seinem Thron herab, und bald wanderten die Beiden neben einander im Saale auf und ab; sie leicht dahin schreitend und mit ihrer lichten Sopranstimme singend, daß es von den leeren Wänden schallte; er mit seinem lahmen Fuße stets nach einer Seite wippend und zu ihrer Guitarre begeistert seine Geige streichend. Was hatten sie nicht Alles schon gesungen, den „Jäger aus Kurpfalz“ nicht weniger, als „So viel Stern' am Himmel stehen.“ Plötzlich mitten in einem Schelmliedchen brach sie ab; „Sträkelsträkel!“ rief sie, indem sie stehen blieb.

Er war in seinem Perpendikelgange schon um ein paar Schritte weiter; als er Posto gefaßt hatte, wandte er sich um, und das schlichte staubfarbene Haar von seiner mageren Nase streichend, erwartete er ehrerbietig das Orakel aus ihrem jungen Munde.

„Peter Jensen!“ sagte Kätti feierlich, und nannte ihn bei seinem vollen Taufnamen; „was kann Er geigen!“

„Oh, aber Mamsellchen!“

„Und ist Er auch noch niemals draußen in der Welt gewesen?“

„Draußen in der Welt? — Was sollt' ich da, Mamsellchen?“

„Ja,“ sagte sie träumerisch und heftete die Augen auf das arme Körperchen des Musikanten, als wolle sie selbst das Wunder nun vollbringen; „wenn Er doch jung und hübsch wär', Sträkelsträkel!“

Er nickte nachdenklich, als ob ihm das schon wol gefallen möchte. „Was dann, Mamsellchen?“ frug er schüchtern.

„Dann, aber das versteht er nicht, dann wollten wir Beide mit einander in die Welt hinaus!“

Er sagte Nichts; er kniff die dünnen Lippen zusammen und sah sie halb anbetend und halb traurig an.

„Nun?“ frug sie endlich.

Der arme, kleine Musikant hatte sie wirklich nicht verstanden, er fand es hier im Dorfe jetzt so schön, wie niemals noch zuvor bei seinen jetzt bald vierzig Jahren. „Warum denn in die weite Welt, Mamsellchen?“

„Warum?“ — Aber sie blieb selbst die Antwort schuldig; der Anfang eines Liedes tauchte plötzlich in ihr auf, dessen Worte sie kaum jemals recht gefaßt hatte. Wie tastend griff sie einen Accord und hob mit halber Stimme an:

„Ein Böglein singt so süße
Vor mir von Ort zu Ort;
O meine müden Füße!

Das Vöglein singt so süße;
Ich wand're immer fort.“

Strätelstratel hatte sich selig lauschend gegen die Wand gelehnt, Geige und Bogen müßig in der herabhängenden Hand. „Geht es nicht weiter?“ frug er leise, als Kätti nach dieser ersten Strophe schwieg.

„O doch! Aber ich weiß nur noch das Ende!“ Dann griff sie wieder in die Saiten und sang auf's Neue:

„Wo ist nun hin das Singen?
Schon sank das Abendroth —
Die Nacht hat es verstecket
Hat Alles zugedecket;
Wem klag' ich meine Noth?

Kein Sternlein blinkt im Walde,
Weiß weder Weg noch Ort;
Die Blumen an der Halde,
Die Blumen in dem Walde,
Die blüh'n im Dunkeln fort.“

Von der offenen Veranda her erscholl ein lautes Händeklatschen: „Bravo, bravissimo!“ — Herr Zippel war während der letzten Strophe ein ungeschener Zuhörer gewesen und jetzt im besten Ansatze, seiner Begeisterung Luft zu machen. Aber Kätti hatte wol dies Mal keine Neigung gehabt, den Reden ihres Vaters Stand zu halten; als er in den Saal trat, fand er nur noch den kleinen Musikanten, der sich mit seinem blaucarvirten Taschentuch die Augen wischte.

Das Einweihungsfest und noch verschiedene andere Feste, Wald- und Wasserfahrten, waren unter lebhafter Betheiligung vorüber gegangen; auch als der Winter seine dunkle Eisdecke über den Fluß breitete, standen Herrn Zippel's fröhlich bewimpelte Zelte auf derselben, und aus der an der Flußmündung belegenen Nachbarstadt flogen Schlitten und Schlittschuhläufer ab und zu. Der hagere, miltsüchtige Pastor, der die neue Wirthschaft nie anders als „Zippel's Wald- und Wasserleiden“ nannte, hatte in seiner Sonntagspredigt schon die deutlichsten Anspielungen auf Sodom und Gomorrha fallen lassen.

Dann aber kam die trübe Zeit, wo Alles in Thau- und Schlackerwetter untergeht, und dann der Frühling und der neue Sommer. Die goldene Inschrift über der Veranda hatte nun schon fast eines vollen Jahres Gluth und Winterungemach bestehen müssen, sie leuchtete nicht mehr so lustig wie im vorigen Sommer, und vielleicht mochte es damit zusammenhängen, daß jetzt selbst an Sonntagen die Zahl der Gäste nur eine dürftige war, ja daß man allerlei unbillige und bedenkliche Vergleiche zwischen dem neuen und dem alten häuerlichen Wirth anzustellen begann. So viel war gewiß, Kätti hatte eine Menge Zeit und wußte nicht recht, wohin damit. Sie muscirte wol noch an einzelnen Abenden mit Strätelstratel in dem leeren Saale, sie sang und spielte auch wol einmal, wenn Gäste unter der Veranda saßen; aber sie that das Eine mehr, um die schüchtern fragenden Augen des kleinen Musikanten zu befriedigen, das

Anderer nach dem Willen ihres Vaters, dem sie nicht entgehen konnte. Mit den Töchtern der Bauern wußte sie Nichts zu reden, und diese Nichts mit ihr; nur der junge Unterlehrer, ein gutmüthiger Mensch mit Plattfüßen und gelbblonden Haaren, saß oft stundenlang neben ihr am Clavier und blickte, gleich Strätelsträfel, in stummer Anbetung zu ihr auf. Aber was kümmerten sie eigentlich diese beiden Menschen!

Manchmal nahm sie das kleinste der beiden weiß und grün gestrichenen Böte und ruderte den Fluß hinaus, bis wo am Ufer entlang sich große Binsfelder streckten. Durch einige führte eine Wasserstraße wieder auf die Flußbreite hinaus; in anderen gelangte sie nach einer schmalen Oeffnung, durch welche das Boot nur mit eingezogenen Rudern hindurchglitt, auf einen stillen, rings umschlossenen Wasserspiegel. Hier, an schwülen Sommernachmittagen, legte sie gern ihr Fahrzeug in den Schatten einer hohen Binsentwand; auf dem Boden des Bootes hingestreckt, die schmalen Hände über dem schwarzen Haar gefaltet, konnte sie ganze Stunden hier verbringen. Die Abgeschlossenheit des Ortes, das leise Rauschen der Binsen, über denen das lautlose Gaukeln der Libellen spielte, versenkte sie in einen Zustand der Geborgenheit vor jener doch so nahen Welt ihres Vaterhauses, in der sie immer weniger sich zurecht zu finden wußte.

Da sie nach einer solchen Ausflucht eines Nachmittags durch den Garten ging, sah sie in einer der Lauben den Unterlehrer vor einem leeren Bierglas sitzen. Bei ihrer Annäherung stand er schüchtern auf. „O bitte, Fräulein,“ sagte er, „ich habe Ihrer lange hier gewartet.“ Da sie aber frug, was er denn von ihr begehre, stammelte er etwas und bat sie endlich, ihm ein Seidel Bier zu bringen.

Kätti ging mit dem Glase in das Haus; als sie in die leere Gaststube trat, sah sie ihren Vater vor einem Papiere sitzen, auf dem er lebhaft mit einem Bleistift hin und wieder arbeitete. „Unausläßlich!“ murmelte er. „Unausläßlich! Das reine Wald- und Wiesenwasser! Daß Einem das nicht schon im vorigen Sommer eingefallen ist!“

„Was denn, Vater?“ frug ihn Kätti.

Aber er beachtete sie gar nicht; sein schon recht grau gewordenes Haar mit allen Fingern in die Höhe ziehend, fuhr er fort zu murmeln und zu stricheln.

Kätti zapfte das Bier ein und ging mit ihrem vollen Seidel fort. Als sie im Garten zu der Laube kam, stand dort der Unterlehrer und hatte gleichfalls einen beschriebenen Bogen in der Hand, den er eben auseinanderfaltete, in der offenbaren Absicht, seinen Inhalt vorzutragen. „Fräulein,“ sagte er demüthig, „Sie werden mich nicht verkennen!“

„Gewiß nicht, Herr Petersen,“ erwiderte Kätti, indem sie das Bier neben ihm auf den Tisch stellte; der Unterlehrer erschien ihr noch wunderlicher als ihr Vater.

Herr Petersen räusperte sich und begann hierauf zu lesen; aber schon nach den ersten Versen — denn Verse waren es — die von der Seligkeit des Himmels handelten, gerieth er in's Stocken und wurde von irgend einer ihn bestürmenden Erregung so kirschbraun im Gesicht, daß Kätti sich im Ernst um ihn zu ängstigen begann.

„Lesen Sie doch weiter, Herr Petersen,“ bat sie. „Es klingt ganz hübsch; haben Sie das selbst gemacht?“

Aber er wagte keinen weiteren Versuch; noch einmal, wie in gewaltsamer Ermuthigung, sah er sie mit aufgerissenen Augen an; dann drückte er hastig das Papier in ihre Hand, und Bier und Mütze auf dem Tisch im Stiche lassend, stolperte er auf seinen Plattfüßen eiligst die Steige nach dem Fluß hinab.

Kätti sah ihm ziemlich gleichgültig nach; als sie jedoch in dem anvertrauten Schriftwerk weiter las, schlug eine flammende Röthe ihr in's Angesicht: auf dem großen Papierbogen in schulgemäßer Schrift und zwischen ausgelöschten Bleistiftlinien stand hinter der Seligkeit des Himmels eine unverkennbar irdische Liebeserklärung, der ein gut bürgerlicher Heirathsantrag folgte.

Ihre Hand ließ das Papier zur Erde fallen, und fast zuckte eins der flinken Füßchen danach hin; aber es kam nicht weiter: Kätti schüttelte sich nur ein wenig; dann hob sie das verachtete Schriftstück auf und trug es sorgsam in die Küche, wo eben ein einsames Feuer unter dem großen Kessel lohte.

Noch einen Augenblick, und die Flammen hatten die ungelegene Liebeserklärung ergriffen; und Kätti schaute sorgsam zu, bis auch das letzte Wort davon vernichtet war.

— — Am Abend dieses Tages hatte ein Bruchtheil von einer versprengten Sängerbände sich in's Dorf verschlagen, und Herr Zippel versäumte nicht, mit derselben für den folgenden Tag eine jener Festivitäten zu veranstalten, die so wenig den Beifall seines Seelenhirten fanden. Die Gesellschaft bestand zunächst aus einem Geschwisterpaare, einem Geiger und einer Harfenspielerin; letztere wenig hübsch und mürrisch um sich schauend, aber, gleich dem ansehnlicheren Bruder, von geschmeidigem Wuchse. Neben ihnen war noch eine Gitarripielerin, ein blondes bewegliches Ding, mit zwei blauen verliebten Augen; sie lief sogleich durch Hof und Haus und machte sich überall zu schaffen. Als draußen der Mond am Himmel stand, schob sie ihren Arm in Kätti's Arm und zog diese mit sich in den Garten. „Komm,“ sagte sie, „ich muß meinen Mund einmal wieder laufen lassen; da drinnen die Gundel und ihr Bruder könnten Einen schier zu Tode schweigen!“

„Was schauen Sie mich denn so an?“ fuhr sie fort, als Kätti ihre dunkeln Augen auf dem hübschen lachenden Antlitz ruhen ließ. „Meine Schwester hätten Sie sehen sollen; ach, war die schön! Nur gut, daß ich nicht mehr neben der zu singen brauche; sie hat einen reichen Mann geheirathet; o, es heirathen Viele von uns sehr reiche Männer!“

„So?“ sagte Kätti. „Wo wohnt denn Ihre Schwester?“

„In Wien, in einem sehr schönen Hause, ihr Mann ist ein berühmter Uhrenhändler.“

„In Wien?“ Kätti's Aufmerksamkeit wurde jetzt doch rege. „Kommen Sie so weit herum?“

— „So weit? Wir kommen allenthalben! Aber Sie singen und spielen ja auch; Sie sollten mit uns kommen; was wollen Sie hier länger auf dem Dorfe sitzen! Ich freilich muß noch morgen von den Anderen fort; ich muß zu meinem schwedischen Grafen; der erwartet mich!“

„Ein Graf!“ wiederholte Kätti voll Verwunderung. „Werden Sie sich mit dem verheirathen?“

„Weshalb denn nicht? Erst reisen wir zusammen auf ein paar Monate nach Baden-Baden.“

Kätti kannte den Ort aus ihren Geographiestunden. „Nicht wahr?“ sagte sie, „da wo die vornehmen Leute hinreisen und ihr Geld verspielen?“

Die Andere nickte. „Ich bin schon einmal dort gewesen; das sollten Sie sehen, die schönen Menschen, die großen Feuerwerke, als ob auf einmal alle Sterne vom Himmel herunterfielen; wie in einem Märchen, sagt mein Graf!“

Noch lange gingen Kätti und die Guitarrspielerin Arm in Arm auf den mond hellen Gartensteigen; der hübsche Plaudermund des fahrenden Mädchens wußte immer Neues zu erzählen; vor Kätti's Augen stiegen die Zauber der Ferne auf.

„Ein Vöglein singt so süße

Vor mir von Ort zu Ort;“

sie wußte nicht, warum die Melodie ihr immer vor den Ohren summte.

Etwa vier Wochen später und etwa zwanzig Meilen weiter südlich in's deutsche Land hinein geschah es, daß eines Vormittages Wulf Fedders, der einstige Primaner, jetzt doctor juris utriusque, in einer mittelgroßen Stadt aus einem Wochentwagen stieg. Eine Weile sah er die Straße hinauf, wo eben Jahrmarkt war, warf noch einen Blick auf das Schild zum blauen Löwen, unter dem der Wagen hielt und trat dann in's Haus, um sich zur Weiterreise auf der von hier nach Norden hin beginnenden Eisenbahn zu stärken.

In der Thür zur Gaststube ging ein blaß, aber stattlich aussehender Herr an ihm vorüber, der sich sein weißes Schnupftuch gegen die eine Wange drückte. Der junge Doctor sah das; aber er achtete nicht weiter darauf, sondern setzte sich an einen Tisch und ließ sich auftragen.

Außer einigen Gästen, welche aus- und eingingen, bemerkte er nur ein Musikantenpaar, einen Geiger und eine Harfenspielerin, welche neben dem Eingang saßen und der Stunde zu harren schienen, wo der leere Raum sich wieder füllen würde. Wulf Fedders hatte freilich wenig Theilnahme für seine Umgebung, er schmeckte vielleicht nicht einmal die Speisen, die dessenungeachtet rasch genug von seinem Teller verschwanden; denn in seinem Kopfe kreuzten sich allerlei Gedanken. Er hatte eben seinen „Doctor“ cum laude absolvirt, und da der Tod beider Eltern ihn in die Lage gebracht hatte, ein paar Jahre vom eigenen Capital zu zehren, so stand die akademische Lehrkanzel als längst geplantes Ziel vor seinen Augen. Zunächst freilich nach all' der angestrengten Arbeit mußte er sich ein paar Monden Ruhe gönnen; das heißt, was solche junge Büchermenschen Ruhe nennen; denn die Doctorabhandlung, die nur eine Quintessenz enthielt, sollte zu einem epochemachenden Werke ausgearbeitet, allerlei emsig gesammelte Drucke und Excerpte nun erst gründlich benutzt werden. — Als den Ort seiner Sommerfrische hatte er sich das große wald- und wasserreiche Dorf ersehen, in dessen patriarchalischer Krugwirthschaft es ihm an manchem Sommer-sonntag seiner Primanerzeit so wohl gewesen war. Er dachte es sich lebhaft,

wie in solch' ländlicher Ruhe das neue Werk gedeihen, und wie er außerdem zu gesundheitsstärkenden Wanderungen die Mußezeit benutzen werde. Und dann! Ja, auch das noch kam hinzu; die Stadt seines Schülerlebens war von dort in ein paar Stunden zu erreichen, und in jener Stadt — er wußte das aus bester Quelle — war für die nächsten Monate eine junge Dame auf Besuch, eine blonde blauäugige Majorstochter, die er im letzten Winter bei einem Professorenthee gesehen hatte, und die seitdem mit dem epochemachenden Buche sich geschwisterlich in sein Herz theilte. — —

Der Doctor Wulf Fedders hatte es nicht bemerkt, daß während seiner nachdenklichen Mahlzzeit zwar nicht zwei blaue, aber doch zwei glänzend schwarze Augen unablässig auf ihn gerichtet waren. Als er jetzt aufblickte, sah er eine junge Gitarrspielerin, welche abgeseondert mit ihrem Instrumente in der Ofenecke saß. Er erschrak fast, als ihre Blicke sich begegneten; wie um erst sich zu besinnen, wandte er seine Augen ab; dann blickte er wieder hin, um schärfer zu betrachten. Plötzlich stand er auf und ging gerade auf das Mädchen zu, während sie, ohne sich zu regen, ihn näher kommen ließ.

„Kätti!“ rief er, als er vor ihr stand.

Sie ließ den Kopf auf ihre Brust sinken. „Ja, Kätti;“ sagte sie leise.

Als sie dann die Augen langsam zu ihm aufhob, machte die eigenthümliche Schönheit des Mädchens ihn fast verstummen. Erst als aus der Musikanten-Ecke ein herrischer Ruf an sie erging, brach es hervor. „Also zu denen da gehörst Du?“ rief er — und es war fast derselbe Ton, womit er einst das faule Schulkind abgetanzelt hatte — „eine fahrende Marktfängerin ist aus Dir geworden, und ich selber hab' wol gar noch dazu helfen müssen! Ich kann's mir denken, Du hast Dich in den jungen Bagabonden da verliebt und bist mit ihm davon gelaufen!“

Kätti sah ihn ganz erschrocken an und schüttelte heftig ihr dunkles Köpfchen.

„Nicht? Aber weshalb bist Du denn fortgegangen?“

„Ich weiß nicht;“ sagte sie schüchtern; „ich glaube, ich mochte nicht mehr mit Sträkelstrafel spielen.“

Er lachte doch. „Was ist das: Sträkelstrafel?“

„Ein kleiner Schneider, der bei uns die Violine spielt.“

„Mamsell!“ rief es wieder aus der Musikanten-Ecke. „Kommen Sie an Ihren Platz!“

„Und weshalb,“ frug der Doctor, ohne auf diesen Ruf zu achten, „sitzt Du hier so abseits? Hast Du Streit mit jenen Leuten?“

Kätti schwieg erst einen Augenblick; dann sagte sie: „Er ist frech gegen mich gewesen; ich will nicht spielen.“

Wulf Fedders trat an den Musikantentisch.

„Wie kommt Ihr zu dem Mädchen?“ frug er drohend; „sie ist guter Leute Tochter.“

Der Bursche sah ihn an und nahm einen Schluck aus dem Glase, das er vor sich hatte. „Weiß schon,“ sagte er, „wo sie zu Haus ist!“

„Sie ist ein halbes Kind,“ fuhr der Doctor fort, „Ihr könnt dafür bestraft werden, Ihr durftet sie nicht mit Euch nehmen!“

„Sind Sie dabei gewesen, Herr?“ rief der Bursche und stieß mit seiner Geige tönend auf die Tischplatte. „Mitten in der Nacht, da wir mit unserem Fuhrwerk eine Viertelstunde hinterm Dorfe waren, ist sie mit ihrer Guitarre aus dem Busch hervorgesprungen; sie hat sich meinem Bräunchen an den Zügel gehängt, daß ich nicht hab' fahren können, und hat gebettelt und geweint, daß wir sie mit uns nehmen möchten.“

Der Geigenspieler hielt einen Augenblick inne; denn der Herr, der zuvor hinausgegangen war, setzte sich draußen vor dem Fenster auf die Bank.

„Nun?“ rief Wulf Fedders ungeduldig.

„Nun, Herr? — Es fand sich just ein leerer Platz im Karren, weil unsere vorige Mamsell uns durchgegangen war. Da ließ ich sie drauf hinsitzen, um dem Lamento nur ein End' zu machen.“

„Der Tausch mag Euch schon angestanden haben,“ sagte der Doctor; „Ihr habt Euch wol nicht gar zu lang' bedacht!“

„Meinen Sie, Herr? — Nun, allzu viel hat sie uns just nicht zugebracht; sie trägt schon meiner Schwester Hemd am Leibe, und die Schuhe werden auch wol bald zerrissen sein!“

Der junge Doctor warf unwillkürlich einen Blick in die andere Ecke, wo Kätti, den Kopf an ihre Guitarre lehrend, unbeweglich mit geschlossenen Augen saß. Die Schuhe an ihren über Kreuz gelegten Füßchen waren freilich in erbarmungswerthem Zustand.

„Aber,“ sagte er und wandte sich wieder zu dem Geiger, „Ihr seid unehrerbietig gegen das Kind gewesen; was habt Ihr mit ihr vorgehabt?“

Der Bursche stieß lachend seine Schwester an, eine Dirne mit harten Zügen, welche, ihre Harfe im Arm, die Pause zur Verspeisung eines Butterbrods benutzte. „Da hör, Gundel!“ rief er. „Hörst Du, was ich gewesen bin?“

Dann wandte er sich wieder zu seinem jungen Gegner und sagte nachdrücklich: „Ich weiß eben nicht, warum ich Euch hier Antwort steh'; aber der Herr da draußen ist einer von unseren Freunden; er hatte sein Späßchen mit der neuen Mamsell, wie er's mit der andern auch gehabt hat; aber der schwarze Fraß that wild wie eine Rahe und hat ihm seine ganze Wange aufgerissen!“

„Und dann?“ frug Wulf und faßte krampfhaft seinen Ziegenhainer, den er vorhin fast unwillkürlich in die Hand genommen hatte.

„Dann? — Nun Herr; Ihr seht's ja, daß ich sie nicht gefressen habe!“ Der Mensch zeigte seine weißen Zähne und stieß sein Trinkglas auf den Tisch, daß die Scherben dem Doctor um's Gesicht flogen.

Wulf Fedders verlor für einen Augenblick seine sonstige Besonnenheit; ein zorniges Wort, ein Schlag mit dem geschwungenen Ziegenhainer war die augenblickliche Erwiderung. Aber der Schlag ging fehl; Kätti, die bei den heftigen Worten auf ihn zugeflogen war, taumelte mit blutender Stirn an seine Brust.

Der junge Bagabond, eine breite muskulöse Gestalt, war hinter seinem Tische aufgesprungen. Er hatte die Faust, aus der er die Geige fallen ließ, schon dräuend über seinen Kopf erhoben; aber es kam nicht weiter, er schien sich zu besinnen, der Handel mochte ihm doch bedenklich scheinen. „Mag der Herr

die Mamsell behalten, wenn sie sonst noch zu curiren ist," rief er höhrend; „es laufen der Dirnen noch genug herum!"

Das leicht rieselnde jungfräuliche Blut hatte indessen die Sache schlimmer erscheinen lassen, als sie war. Die kleine Streifwunde hatte keine Bedeutung, und auch der Schrecken war bald überwunden, für den Doctor aber erschien nun die Pflicht, sich der Verlassenen anzunehmen, nur um so deutlicher; und schon am anderen Nachmittage langten Beide wohlbehalten vor der Wald- und Wasserfreude an.

Die dicke Magd, welche als perfecte Köchin aus dem früheren Wohnorte mit herübergenommen war, schlug die Hände über den Kopf zusammen, da sie ihren alten Primaner so plötzlich mit ihrer verschwundenen Mamsell aus einem Wagen steigen sah. Uebrigens enthielt sie sich aller unnützen Reden, und als der Doctor nach dem Hausherrn frug, streckte sie die Hand nach der Flußseite und sagte: „Ich bin bloß für die Küche; aber gehen Sie nur dreist hinunter!"

Und wirklich, hier stand Herr Zippel baarfuß bis an die Knie' im Wasser, und um ihn her eine Schaar von Arbeitern, welche Pfähle in den Flußgrund ramnten. Sein Haar flog im Winde, und Kätti, die hinter ihrem Beschützer hersehlich, spähte voll Angst, ob es — wie ihr Vater einstens prophezeit hatte — vor Kummer über sie nicht schon schneeweiß geworden sei. Aber es sah nicht anders aus, als da sie fortgegangen war. Dagegen schien der Augenblick nicht eben angethan, um eine besondere Erregung des Wiedersehens in Herrn Zippel's Herzen zu erwecken. Erst als der Doctor ihn wiederholt mit lautem Ruf begrüßt hatte, kam er an das Ufer gewatet, nachdem er noch zwei Mal seinen Arbeitern einen Befehl zurückgerufen und ihn dann zum dritten Male widerrufen hatte.

Er erkannte sogleich seinen alten Miethsmann und machte ihm einige rasch hervorgestoßene Complimente über seine stattlichere Gestalt und seinen Backenbart; dann aber, zur Hauptsache kommend, beschrieb er mit ausgespreizten Fingern einen Halbkreis nach dem Lande zu. „Das hier," sagte er, „wenn Sie es früher gesehen haben, Sie werden es nicht wiedererkennen! Nun wollen wir dem Fluß noch seine Ehre thun! Dort sehen Sie die Böte; hier entsteht das neue Bad; in all' den tausend Jahren ist das Keinem eingefallen! Das reine Wald- und Wiesentwasser, das Entzücken aller Aerzte auf zehn Meilen in die Runde!"

In diesem Augenblicke erst bemerkte er seine Tochter, welche ein paar Schritte seitwärts stand. „Kätti! Rosalie! Beim Himmel, die Rosalie!" rief er und schleuderte beide Arme in die Luft. „Herr Fedders," wandte er sich an diesen, „haben Sie meine Aufrufe in den Blättern gelesen? Die Dummheit hat mir einen Haufen Geld gekostet!" — Aber damit schien auch die Sache abgethan; das von dem Mädchen so sehr gefürchtete Wiedersehen ging nach einigen weiteren Ausrufungen wie ein beiläufiges Zwischenspiel in dem großen Werke des Wald- und Wiesentwasserbades beinahe unbemerkt vorüber.

Erst nach Stunden, da er zufällig in's Haus hinaufgelaufen kam, frug Herr Zippel seine Tochter, ob sie denn mit dem Primaner Fedders — „Doctor" sagte Kätti — also dem Doctor Fedders heimgereist sei, und ob sie unterwegs

wol ein so wunderbar belegenes Bad gesehen habe, als dieses bisher unbekannte Dorf ihm jetzt verdanken werde. „Wenn wir nur auch den Sträkelstrafel wieder hätten!“ setzte er hinzu. „Ich hab' es ausprobirt; die Badenden werden es im Wasser hören können, wenn Ihr hier oben muscirt!“

„Sträkelstrafel?“ rief Rätti; „was ist mit dem?“

Herr Zippel lachte. „Als die Guitarre fort war, ist die Violine hinterdrein gelaufen; er war ohne Dich doch auch nur eine magere Verzierung für die Wald- und Wasserfreude!“

Rätti sprang voll Schrecken von ihrem Stuhle auf. „Er ist fort? Und noch nicht wieder da?“

„Nein, noch nicht. Aber, der Tausend, ich muß nach meinen Leuten sehen!“

Dem Doctor, welcher sich entschlossen hatte, hier seine Sommerfrische zu genießen, waren in dem unten am Flußufer belegenen Abnahmehause ein paar Zimmer eingeräumt, in denen für die künftigen Badegäste die erste Einrichtung schon getroffen war. Seine Aufwartung hatte Rätti übernommen, und sie that Alles mit einer so stillen nie nachlassenden Aufmerksamkeit, daß er dem sonst so flüchtigen Mädchen oft verwundert zusah; auch als nach einigen Tagen seine Kiste mit Büchern und Papieren anlangte, ging sie so anständig ihm zur Hand, als wüßte sie von selbst, wohin er jegliches geordnet haben wollte.

„Wie Dir das ansteht, Rätti!“ sagte er scherzend. „Nicht wahr, Du läuffst nicht wieder in die Welt hinaus?“

Bei ihrer schwächtigen Gestalt und den herabhängenden Zöpfen, die sie in seiner Primanerzeit schon ebenso getragen hatte, konnte er sich nicht entwohnen, sie auch jetzt noch gleich einem halben Kinde zu behandeln; aber sie stand bei diesen Worten plötzlich todtbleich vor ihm. „O, bitte!“ sagte sie und hob flehend die Augen zu ihm auf.

Er warf einen fast erstaunten Blick auf sie. „Verzeih', Rätti“; sagte er dann; „wir reden niemals mehr davon.“

Zum Singen, wie einstens in der Giebelstube, wurde sie nicht mehr von ihm aufgefordert; er selber hatte sein Musciren wie eine Jugendthorheit hinter sich gelassen; zum Ausgleich schädlichen Studirensitzens fand er es weit ersprießlicher, statt der Guitarre sich eine Botanisirbüchse umzuhängen, und so, zugleich lernend und marschirend, seine Mußestunden zu verwerthen.

Zu solchen Wanderungen war hier die weiteste Gelegenheit; aber es waren nicht die einzigen, welche von ihm unternommen wurden; schon mehrere Male war er in der Stadt gewesen und dann immer erst am nächsten Tage heimgekehrt.

Bei solcher Rückkunft fand er stets einen frischen Blumenstrauß auf seinem Tische; aber obgleich er wissen mußte, daß nur Rätti ihn dahin gestellt haben konnte, so erhielt diese doch nie ein freundlich Wort darüber. Anfänglich verwunderte sie sich nur; dann aber begann es sie lebhaft zu beschäftigen und endlich beschloß sie, ihm an solchen Tagen lieber gar nicht mehr vor Augen zu kommen; und so fand er denn künftig neben dem Blumenstrauß auch sein

Abendbrod als wie von unsichtbaren Händen aufgetragen. Sie dachte nicht, daß er auch hierin nichts Besonderes fand.

Einmal aber, da er von solcher Wanderung in sein Zimmer trat, fand er das Mädchen weinend an der Hausthür stehen. Nun sah er sie denn doch. „Kätti! Kind! Was fehlt Dir?“ frug er.

Ihr fehlte Nichts; aber Sträfelstrafel war vor einer Stunde per Schub von der Polizei in's Dorf zurücktransportirt worden. „Um meinetwegen!“ rief Kätti, und ihre Thränen brachen reichlicher hervor. „Und seine Geige — er hat sie versehen müssen, weil er gehungert hat; er hat nicht einmal spielen dürfen; denn er hat keine Concession gehabt!“

Der Doctor hörte schon nicht mehr, was sie noch weiter sprach; was kummerte ihn der kleine Fiedelmusikante, den er nie gesehen hatte!

„Aber er muß seine Geige wieder haben!“ sagte Kätti; und da der Doctor hierauf nur wie in Gedanken mit dem Kopfe nickte, rief sie, ihre schmalen Hände ringend: „Ich habe kein Geld; ich habe Nichts, gar Nichts!“

Sie wollte dem jungen Mann zu Füßen fallen; da schüttelte er die Träume, die er von der Stadt mit hergebracht hatte, aus seinen blonden Haaren und fing das Kind mit beiden Armen auf. „Kätti, Kätti! Besinne Dich! Wie heißt der Mann? Ich will ihm seine Geige wiederschaffen!“

Bis sie plötzlich fort war, blieb er wie gefangen in der Gluth der stummen Dankbarkeit, die aus den dunklen Augen ihm entgegenströmte. Bald aber, da er allein an seinem Arbeitstische saß, schalt er sich selbst darüber und suchte seine Gedanken auf den Weg zur Stadt zurückzubringen.

Schon am anderen Tage ging er selbst dahin, ja er blieb dort auch den folgenden; und als er am dritten Tage endlich wiederkam, schien er absichtlich Kätti's Gegenwart zu meiden. Gekränkt und grübelnd ging das Kind umher: was hatte sie ihm denn gethan? Sie verlangte ja Nichts weiter als freundlichen „Guten Tag“ und „guten Weg“!

Da geschah es eines Nachmittags, daß Herr Zippel seinen Wachtelhund vermißte. Da das Thier schon seit gestern nicht mehr gesehen war, so lief Kätti von Haus zu Haus, um es zu suchen; denn es war fast mit ihr aufgewachsen. Aber sie erfuhr nichts Bestimmtes; nur ein Kind behauptete, es habe die lange Trina, die dort hinter'm Holze wohne, mit einem weiß und schwarz gefleckten Hündchen auf dem Weg gesehen.

„O weh!“ sagte die dicke Magd, als Kätti mit diesem Bericht nach Hause kam.

„Warum, o weh, Anngrethje?“

„Darum,“ sagte die Magd, „weil das Fidelehen immer Butterfemmeln aß und sehr gut bei Schick war.“

„Deshalb?“ — Kätti mußte lachen.

„Ja, ja, Kättichen; die lange Trina schlachtet die kleinen fetten Hunde; das Fett verkauft sie an den Apotheker in der Stadt und macht auch Sympathie damit.“

Nun erschrak das Mädchen ernstlich; aber Herr Zippel, der eben hinzutrat,

langte in die Tasche und drückte ihr ein Geldstück in die Hand. „Geh' selbst und kauf's der alten Hexe ab;“ sagte er; „Fidelchen wird schon noch am Leben sein!“

— — Es führte durch den Wald ein Weg und von diesem ein Fußsteig zu der Wohnung der langen Trina; Rätti aber fürchtete sich zu verirren und ging lieber im weiten Bogen um den Wald herum. Als sie nach stundenlanger Wanderung die Kathe erreicht hatte, welche im Schatten eines Tannenschlages lag, fiel ihr Blick zuerst auf ein gegen die Mauer gelehntes Brett, an dem die Felle von allerlei kleinem Gethier, dem Anscheine nach zum Trocknen, festgeheftet waren; Rätti besah eines nach dem anderen, doch schien Fidelchen's Fell noch nicht dabei zu sein.

Bei ihrem Eintritt in die Wohnung saß die hagere Alte vor einer dampfenden Kaffeetasse. Sie hatte früher einmal bei einer verwittweten Kammerherrin in der Stadt gedient und nach deren Tode nebst anderem Plunder auch die schwarzen Krepphauben der Dame zum Geschenk erhalten, welche sie seitdem, mit bunten Bänderfezen verziert, auf ihrem eigenen Kopfe trug. Rätti, obwohl vom Dorfe her die lange Trina ihr nicht unbekannt war, erschrak hier in der Einsamkeit doch etwas vor dem knochigen Bauernantli, das so grotesk unter dem Flitterputz hervorschaute.

Aber die Alte rückte ihr einen Stuhl zum Tische und nöthigte sie wiederholt, wenn auch vergebens, ein Schlückchen aus ihrer Tasse zu probiren; von dem Hunde aber wollte sie Nichts gesehen haben. „Es ist meine Kaze gewesen;“ sagte sie; „die läuft mir oftmals nach; sieh' nur, dort liegt sie unter'm Ofen!“

Und wirklich lag dort eine schwarz und weiß gefleckte Kaze, die sich, wie ihr behagliches Schnurren zu erkennen gab, um all' die abgezogenen Fellchen draußen wenig zu bekümmern schien.

Aber Rätti traute doch nicht; sie drückte dem Weibe das Geldstück in die Hand und sagte: „Da habt Ihr ein Trinkgeld; mein kleiner Hund heißt Fidel, und wenn Ihr ihn uns wiederbringt, so gibt mein Vater Euch gern das Doppelte!“

„Ich weiß Nichts von Deinem Hund,“ rief die Alte unwirrsch. „Aber,“ fuhr sie wie in plötzlichem Besinnen fort, „Du sollst den Weg doch nicht umsonst gemacht haben! Kennst Du, was man den Speiteufel heißt?“

Rätti schüttelte den Kopf.

„Es ist ein Pilz, und es gibt deren blaue, rothe und auch grüne; aber von den rothen muß es sein; er wächst hier im Holze, just um diese Zeit.“

Das Mädchen sah gespannt die Alte an.

„Wenn Du Dir wieder ein Hündchen ziehen willst, so tupse mit dem Finger in den rothen Schaum, der auf dem Hute liegt und neke das mit Deinen Lippen! Es brennt ein wenig; aber das schadet nicht. Warte nur, es ist auch ein Spruch dabei!“ Sie zog ihre Tischschublade auf, kramte darin umher und holte endlich einen schmutzigen Zettel daraus hervor, den sie Rätti vor die Augen hielt. „Das muß dabei gesprochen werden,“ sagte sie, „wenn dann das Hündchen davon frißt, so wird es nimmer von Dir weichen.“

Die lange Trina rückte näher und fuhr mit ihrer harten Hand über die

Wange des Mädchens. „Es hilft nicht bloß für Hündchen,“ sagte sie heimlich, „die gelbe Marthe weiß wol, warum sie jekund auf der großen Hufe sitzt; der Niklas hatte Zwei und wußte nicht, an welche er sich hängen sollte.“

Kätti saß plötzlich wie mit abwesenden Augen; ihr dunkles Gesicht war merklich bleich geworden.

Die Alte sah sie schmunzelnd an; dann ergriff sie eine ihrer schwarzen Flechten und zog den Kopf des Mädchens an den ihren, während ein lüsterner Zug den groben Mund umspielte. „Du,“ flüsterte sie, „Du bist wol gar um dessenwillen hergekommen; Du hast wol auch so einen Hin- und- wider- Burschen! Streich's ihm auf ein Bröbchen, auf ein Stückchen Zucker; es gibt Rath für Alles in der Welt! Nur, merk's Dir, fürsichtig mußt Du sein: ein wenig macht lebendig, zu viel — da könnt' der Teufel leicht sein Spiel gewinnen!“

Wie aus einem bösen Traum sprang das Kind empor. „Nein, nein! Laßt mich los; ich will Nichts von Euren Teufelstünften wissen!“

Sie war schon draußen vor der Hausthür; aber das Weib kam hinterher. „Narre, Narre, wohin läufst Du?“ rief sie, als sie das Mädchen auf dem Wege sah, der um das Holz herumführte. Sie war zu ihr getreten und zeigte auf einen Eingang in den Lannenschlag: „Dort,“ sagte sie, „und immer gerade aus, so kommst Du auf den Fahrweg!“ Sie führte Kätti an der Hand, bis wo der Fußsteig deutlich zu erkennen war. „Nun lauf'; und wenn Du Dich besonnen hast, in einem halben Stündchen kannst Du bei mir sein!“

Fast willenlos hatte Kätti sich in den finsternen Lannensteig hineinführen lassen; in ihrem Köpfschen war kein Raum jekt für die Furcht; das Hündchen freilich war vergessen; aber statt seiner hatte ein Menschenbild sich unerbittlicher als je der jungen Phantasie bemächtigt. Schon vordem, mit der qualvollen Spürkraft der Eifersucht, hatte sie herausempfunden, wohin die Stadtbesuche ihres Gastes zielten; bei den aufregenden Worten des argen Weibes hatten plötzlich alle Zweifel sie verlassen; aber zugleich auch war eine wilde Hoffnung in ihr aufgestiegen, die sie vergebens zu verjagen strebte. Wie betäubt ging sie jekt dahin auf dem einsamen Waldsteige; immer wieder schwebte der schmutzige Zettel ihr vor Augen, und mechanisch murmelten ihre Lippen die unverständlichen Worte, die sie darauf gelesen hatte.

Dann wieder sah sie jäh empor, als suche sie Zuflucht in dem reinen Aetherblau, das hoch über ihr am Himmel stand; sie schüttelte wie zornig ihr dunkles Köpfschen, als könne sie so die unheimlichen Gedanken von sich werfen; aber immer wieder und immer unabwehrbarer drang es auf sie ein. Unwillkürlich suchten ihre Blicke hin und wieder, und bald folgten auch die Füße seitwärts vom Wege ab; ihre Augen streiften Alles, was hier durcheinander aus dem Dunst des Bodens aufgeschossen war; auch Pilze von allerlei Form und Farben sah sie, nur waren es die rechten nicht. Und weiter ging sie, ohne auf den Weg zu achten, ohne aufzusehen; da, am Rande einer feuchten Richtung, stockten ihre Schritte. Sie glaubte erst, es sei eine Blume, was so zinnoberroth unter dem grünen Farrenkraut hervorleuchtete; aber bald sah sie es deutlich, es war der Hut eines großen Pilzes, der hier jekt dicht vor ihren Füßen stand.

Ein Laut gleich einem Stöhnen kam über ihre Lippen; sie schloß die Augen

wie vor einem bösen Trugbild; aber als sie sie wieder öffnete, stand es noch immer da und bot, wie in einem Näpfschen, ihr den rothen Schaum entgegen. Ohne daß sie es wollte, hatte sie sich hinabgebückt, in ihren Gedanken rief es: „Gift! Gift! Es ist Gefahr dabei!“; aber ihre stürmenden Pulse antworteten: „Es ist um desto besser!“

Ihre Lippen begannen wieder die unsinnigen Worte herzusagen, und schon hatte sie den Arm, den Finger ausgestreckt, da bewegte sich der Hut des Pilzes; ein Schauer zog durch den Wald und die Bäume rauschten wie vom Odem eines Unsichtbaren angehaucht.

Es war nur der Abendwind, der sich erhoben hatte; aber das Mädchen war aufgesprungen; vom Schrecken der Einsamkeit erfaßt, rannte sie ohne Aufhör in den Wald hinein; ohne umzusehen, ohne zu achten, daß die Fäden ihrer Kleider an den Büschen blieben, bis sie endlich in gutem Glücke auf den ihr bekannten Fahrweg hinauskam.

Ihr wurde plötzlich leicht um's Herz; sie athmete auf, als ob sie jetzt dem Zauberbann der argen Frau entronnen wäre. Ihr fiel nicht bei, daß noch ein anderer sie gefangen halte, aus dem sie nicht so leicht enttrinnen sollte.

Am nächsten Sonntage, es war schon gegen Abend, fuhr in drei Wagen eine Gesellschaft feiner Leute an der „Wald- und Wasserfreude“ vor. Herr Zippel, dem vorher Nichts angemeldet worden, gerieth in große Aufregung, als man ihm ankündigte, hier sei die letzte Station der heutigen Lustfahrt; man wolle nun mit Abendbrod und Tanz den Kehraus machen. Der Doctor dagegen schien von Allem unterrichtet; er war sogleich zur Stelle, half den alten und jungen Damen vom Wagen und schalt die jungen Herren, daß sie sich unterwegs so lange aufgehalten.

Kätti stand, nach der Flußseite, halbverdeckt hinter der Ecke des Hauses. Unthätig, mit düsteren Augen und herabhängenden Armen, hörte und beobachtete sie Alles, was hier vorging; dann, als die Gäste von ihrem Vater in das Haus hineincomplimentirt waren, schlich sie sich zögernd durch den Garten in die Küche.

Nicht lange nachher erschien sie mit Tischzeug und Geschirr in der Veranda und begann unter Herrn Zippel's kreuz- und querfliegenden Befehlen die Abendtafel herzurichten. Während sie leicht und sicher Eines nach dem Anderen an seinen Platz setzte, wandelte die Gesellschaft plaudernd und lachend auf den Gängen des sich unterhalb ausbreitenden Gartens, und Kätti konnte es nicht lassen, mitunter halbbekommen einen Blick hinaus zu werfen. Die jungen Damen waren ihr fast alle bekannt, mit mehreren hatte sie einst auf derselben Schulbank gefessen, und — sie zog grübelnd eine ihrer schwarzen Flechten über die Brust hinab — von Keiner war sie noch begrüßt worden. Aber freilich, sie war bei ihrer Ankunft ja auch hinten um das Haus herumgelaufen! — Nur Eine, die hübscheste, ein schlankes, blondes Mädchen, war ihr fremd; sie hatte was Vornehmes in dem lässigen Neigen ihres Kopfes, und Kätti selber mußte immer die Augen nach ihr wenden. Aber es war noch ein Anderes, wodurch die blonde Dame wie magnetisch die Blicke des braunen Mädchens auf sich zog.

Es war nicht zu verkennen, daß sie sich immer wieder, wie von selber, mit dem Doctor Fedders zusammefand, und eben jetzt gingen Beide ohne Begleitung den Seitensteig zum Flusse hinab und konnten der überhängenden Büsche wegen von der Veranda aus nicht mehr gesehen werden. Rätti blickte auf die Stelle, wo die jugendlichen Gestalten verschwunden waren, bis sie vor der scharfen Stimme ihres Vaters aufschreckte und nun emsig in ihrer Arbeit fortfuhr.

Als sie die letzte Schlüssel aufgeseht hatte, sah sie das Paar aus der Tiefe des schon dämmerigen Gartens auf dem an der Veranda vorbeiführenden Steige heraufkommen. Das blonde Mädchen hatte eine feine weiße Hand erhoben und redete lebhaft zu dem jungen Doctor. Gewiß, sie war die Hübscheste; aber — Rätti wußte nicht recht weshalb, — auch wol die Stolze!

Und jetzt näherten die Beiden sich der Veranda, und da sie auf dem Steige langsam vorübergingen, ließ die junge Dame ihre blauen Augen eine Weile betrachtend auf Rätti's Antlitz ruhen und fragte dann, wie gleichgültig, sich wieder zu ihrem Begleiter wendend: „Wer ist das Mädchen?“ Sie hatte laut genug gesprochen, und in dem Ton der Frage lag kein Bemühen, sie vor ihrem Gegenstande zu verbergen.

„Es ist die Wirthstochter,“ sagte der Doctor leise, und schien rascher vorübergehen zu wollen.

Aber Rätti's feine Ohren hatten auch das gehört.

Die junge Dame draußen hob den blonden Kopf und sprach lächelnd ein paar Worte auf Französisch und Wulf Fedders erwiderte ihr in derselben Sprache. Dann gingen sie vorüber, und Rätti hörte sie von hinten in den Saal treten.

Der Garten drunten hatte sich geleert; die übrige Gesellschaft war am Flußufer auf- und abgegangen und kam jetzt die große Felsstreppe wieder herauf, welche zu der Anfahrt des Hauses führte.

Die braune, schwächliche Wirthstochter stand noch immer in der Veranda, unbeweglich an derselben Stelle; sie wußte selbst nicht, was sie überkommen war; aber sie fühlte, wie ihr das Herz fast schmerzhaft schlug und wie ihr ganzer Körper bebte. Plötzlich warf sie, was an Geräth noch in ihren Händen war, fort und lief in den Garten hinab. — Noch eine Weile saß sie unten vor der Abnahmewohnung auf dem großen Feldstein, der unter den Fenstern ihres Gastes lag. Es war ganz einsam hier; nur der Fluß rollte in dem Abendwind, der sich erhoben hatte, eintönig seine Wellen an dem Uferstrand hinauf. Rätti starrte auf das immer wiederkehrende Spiel des Wassers; sie hatte keinen Gedanken, sie fühlte sich nur ganz verachtet und vernichtet.

Aber jetzt hörte sie oben vom Hause her die Stimme ihres Vaters: „Rätti! Rätti!“ rufen und dann schärfer und lauter: „Rosalie!“ und noch einmal: „Rosalie!“

Sie wußte wol, jetzt, während die Gäste in der Veranda tafelten, sollte sie mit Sträkelsträkel spielen und zur Guitarre ihre Lieder singen. Aber — vor jenem blonden Mädchen? Sie hätte sich eher die Zunge abgebissen! Und selbst vor ihren früheren Schulkameradinnen — auch vor denen nicht; nein, nun und nimmer wieder!

Vorsichtig stand sie auf; aber sie ging nicht, wohin sie gerufen wurde. Seitwärts unter alten Rußbüschen war ein niedriges Rohrbach auf dem Boden hingebaut, ein Aufbewahrungsort für allerlei Gerümpel, noch von dem vorigen Wirth her. In dem hintersten Winkel, hinter leeren Tonnen und Bienenkörben hatte Kätti sich zusammengekauert. Sie hörte noch einmal ihren Vater rufen, aber sie achtete nicht darauf; sie hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu und stützte die Arme auf ihre Kniee. Doch saß sie jetzt nicht mehr in dumpfem Hinbrüten; „die Wirthstochter!“ sprach sie halblaut vor sich hin, „nur die Wirthstochter!“ — Er hatte vor Jahren auf dieselbe Frage ja ganz dieselbe Antwort gegeben, und sie hatte sich damals kindisch darüber gefreut; warum denn brannte heut das Wort wie eine Kränkung in ihrer jungen Brust? — Aber es war ja auch nicht jenes Wort allein; wie anders, als gegen sie, war sein Benehmen jenem blonden Mädchen gegenüber? Sie hatte früher nie daran gedacht; aber jetzt wallte es siedend in ihr auf: er hatte keinen Anstand genommen, sie noch immerfort zu duzen, sowie sie selber es bisweilen mit dem armen Sträkelstrafel machte!

Sie richtete sich jäh empor, daß sie den Kopf an einen Sparren stieß. — War das eine Mahnung, daß sie sich nicht zu hoch erheben sollte? — Freilich, sie hatte Nichts gelernt, sie konnte nicht französisch mit ihm sprechen, in der Schule war sie immer faul gewesen. Aber sie besaß noch ihre Bücher; es war noch Zeit, um das Versäumte nachzuholen; nur das Lexikon fehlte ihr — aber unter des Doctors Büchern hatte sie eins gesehen; gleich morgen wollte sie ihn darum bitten! Nein, keine Teufelstünfte, wozu die lange Trina sie verführen wollte; aber lernen, lernen! Er sollte sehen, daß sie Keiner Etwas nachgab.

Sie legte wieder den Kopf in ihre Hände. Da hörte sie es von oben aus dem Garten herabkommen, und bald darauf unterschied sie ein Saitenklimmern und daneben den ungleichen Tritt des kleinen Musikanten. Gewiß, mit seiner Geige unter dem Arme, wanderte er umher, um sie zu suchen. Aber sie regte sich nicht, und die Schritte entfernten sich wieder. Einmal flog es durch sie hin und ihr war, als stocke jählings ihr Herz, ob denn nicht er, er selber sie vermissen würde? — Aber es kam Niemand mehr. Statt dessen hörte sie bald vom Saal herab das Getöse des Tanzes, Geigenstriche und fröhliches Lachen.

Qualvolle Stunden vergingen; endlich wurde es still und die Wagen fuhren ab. Kätti schlüpfte aus ihrem Versteck, ließ einen Augenblick noch den feuchten Nachtwind über ihre Wangen gehen und schlich sich dann im Dunkeln fort auf ihre Kammer.

Am andern Tage, da es noch morgenfrisch vom Fluß heraufwehte, kam Kätti wie gewöhnlich mit dem aus Brod und Milch bestehenden Frühstück des Doctors nach dem Abnahmehaus herab; vor der Hausthür aber zögerte sie und holte ein paar Mal tiefen Athem. Sie sah etwas bleich und anders aus, als sonst; die dunkelrothe Schleife saß zwar noch in dem glänzend schwarzen Haar; aber die Wangen Böpfe waren am Hinterkopf zu einem festen Knoten aufgesteckt. Sie wollte nicht mehr wie ein Kind vor ihm erscheinen.

Als sie eintrat, stand der Doctor vor einer aufgezogenen Schublade und kramte in seiner Wäsche, wandte aber auf das Geräusch des Thüröffnens den Kopf und sah die Eintretende voll Erstaunen an. „Kätti! Fräulein Rosalie!“ rief er scherzend. „Du bist ja ganz verwandelt. In welchen Zauberwinkel warst Du gestern uns verschwunden?“

Sie hob den Kopf, und aus dem Spalt der halbgeschlossenen Lieder flog es wie ein Blick des Hasses auf ihn hin. „Ich bin krank gewesen,“ sagte sie düster. Als sie aber den plötzlichen Ausdruck der Theilnahme auf seinem Antlitz sah, öffnete sie die Augen weit und blickte in kindlicher Hilflosigkeit zu ihm auf.

„Du hättest noch ruhen sollen,“ sagte er; „ich hätte mein Frühstück mir schon selbst geholt.“

Sie schüttelte den Kopf und zeigte auf ein kleines Dictionaire, das zwischen anderen Büchern auf einem Seitentische lag. „Wollen Sie mir das leihen?“ frug sie. „Darf ich es mit nach Haus nehmen?“

„Das? Was willst Du damit?“

„Ich will Französisch lernen.“

Das Antlitz des jungen Mannes verrieth eine flüchtige Verlegenheit, die Kätti's scharfen Augen nicht entging. Sie dachte: „Was mag er gestern über Dich gesprochen haben?“

Aber der Doctor lachte schon wieder. „Wäre es nicht besser,“ sagte er, „Du bliebest beim Nähen und Stricken? Mich dünkt, Du warst früher gerade kein Held darin.“

Sie antwortete ihm nicht darauf; sie wiederholte nur ihre Frage, ob er das Dictionaire ihr leihen wolle.

„Gewiß, Kätti,“ sagte er harmlos, „und behalte es, so lange es Dir gefällt.“

Sie nahm das Buch und wollte eben gehen, als sie von ihm zurückgerufen wurde. „Sieh da,“ sagte er und zeigte ihr einige auf dem Tische liegende Leinwandstücke, die augenscheinlich Theile eines zugeschnittenen Hemdes waren; „ich habe bei meiner plötzlichen Abreise das letzte vom Duzend so mit fortnehmen müssen; habt Ihr eine leidliche Näherin im Dorf?“

Sie schüttelte erst den Kopf; dann aber sagte sie hastig: „O ja doch, es wird schon gehen; ich weiß doch eine.“

— „Dann sei so gut, es zu besorgen!“

Sie packte rasch die Leinwand zusammen und ging mit dieser und dem Buche fort. Als sie draußen am Fenster vorüberschritt, sah er ihr durch die Scheiben nach, ja er öffnete das Fenster, um ihr noch weiter nachzusehen; und er that es, bis das kleine Köpfchen mit dem glänzend schwarzen Haarknoten droben im Gebüsch verschwunden war. „Vraiment, une petite princesse dans son genre!“ Halbaut wiederholte er sich diese Worte, durch welche gestern die blonde Majorstochter sich mit der eigenthümlichen Anmuth des Mädchens abgefunden hatte.

Er stieß auch noch die anderen Fensterflügel auf, um die frische Morgenluft herein zu lassen. „Dans son genre?“ murmelte er vor sich hin. — „Nur dans

son genre?" Und nachdenklich setzte er sich an den Tisch, um das ihm von der petite princesse gebrachte Frühstück zu verzehren.

— — Inzwischen schritt Kätti, nachdem sie oben am Hause das Dictionaire in ein offenes Fenster gelegt hatte, die Dorfstraße hinab, bis sie an das niedrige Strohdach des Musikanten kam. Als sie zu ihm in die Stube trat, rutschte er mit möglichster Behendigkeit von seinem Schneidertisch herab und stand in seinen wollenen Strümpfen vor ihr auf dem Lehmboden.

„Sträkelsträkel!“ sagte Kätti, während der kleine Mann sie halb verwundert, halb besorgt betrachtete. „Er kann doch Weißzeug nähen, Sträkelsträkel?“

Seine schmalen Lippen zogen sich zu einer harmlosen Selbstverspottung zusammen. „Ei freilich, Mamsellchen; ein Schneider im Dorf kann Alles nähen: Hemden und Pudelmühen, und was Sie sonst noch lustig sind, Mamsellchen!“

Sie nickte und kramte ihre Leinwandstücke auf dem Arbeitstische aus. „So hilf mir! Nähen kann ich's schon; ich weiß nur nicht, wie es zusammengeht.“

Bald lehnten Beide gegen den Tisch und suchten die zusammengehörigen Stücke an einander zu passen. Der Schneider gerieth wirklich ein paar Mal in Verlegenheit; denn so ein Stadtherrending war doch was Anderes, als ein gewöhnliches Bauernhemd. Endlich aber kam's zurecht. „So!“ rief er und betrachtete jetzt etwas verwundert die Länge und Breite des Gewandes; „Ich hätte noch kaum den Herrn Zippel für eine so ansehnliche Person gehalten!“

Kätti wurde glühend roth. Aber der Schneider bemerkte das nicht, und sie selber sah sich nicht veranlaßt, ihn über ihren Arbeitsgeber aufzuklären. Bärtlich, als verhülle sie ein Geheimniß, rollte sie die Leinwand wieder auf; dann fragte sie noch statt des Dankes: „Was meint Er, wollen wir einmal heut Abend unsere Sonate spielen?“

Sträkelsträkel warf einen Blick auf seine Geige, die glücklich wieder an der Wand hing. „Ach ja, Mamsellchen,“ sagte er freudig, „die von dem großen Mozart; und wir haben sie so lange nicht gespielt! — Freilich,“ setzte er hinzu, „Sie haben jetzt auch viel zu schaffen; die Aufwartung da drunten bei dem guten jungen Herrn.“ — —

Er sah ihr feuzend nach, da sie mit einem freundlichen Nicken ihn jetzt verließ. Noch immer vermochte er ein neidisches Gefühl nicht ganz zu unterdrücken, daß der junge vornehme Herr das Mädchen so ohne alle Mühe vom Wege aufgelesen hatte. Aber die angeborene Dankbarkeit seines Herzens trug den Sieg davon. „Pfui! pfui!“ sagte er zu sich selber. Dann hinkte er an die Wand, langte Geige und Bogen von ihrem Haken, und bald erklangen aus dem niedrigen Stübchen in reinen Tönen die lieblichsten Passagen der Mozart-Sonate.

Als es an diesem Abend Elf vom Glockenthurm geschlagen hatte, stand der Doctor von seiner Arbeit auf und setzte sich auf den großen Stein vor seiner Hausthür, um der Nachtkühle zu genießen und vor dem Schlaf noch eine Weile lieblichen Gedanken nachzuhängen, wie sie die zukunftsreiche Jugend zu besuchen pflegen. Nur eine Weile ruhten seine Blicke auf der Landschaft, die in verschwimmendem Umriss sich vor ihm ausbreitete; was sonst getrennt war,

die Welt seines Inneren und die da draußen, im schühenden Dämmer der Nacht traten sie traulich zu einander und verwebten sich in Eins. Wie traumredend durch die weite Stille rauschte der Fluß in seinen Ufern, und in dem silbernen Lichte des Sternenhimmels tauchte die Gestalt des blonden blauäugigen Mädchens wie Anadyomene aus der Fluth. Er sah sie deutlich vor sich; nur der Saum ihres weißen Gewandes verlor sich in den Wellen; mit jenem lässigen Neigen des Hauptes lächelte sie ihn an, und in dem Rauschen des Schilfes unterschied er deutlich ihre Stimme: „Vraiment, une petite princesse dans son genre!“ Aber sie war jetzt nicht mehr drunten über dem Wasser; sie wandelte an seiner Seite, sie beide vor den Säulen der Veranda; sie flüsterte noch etwas; aber er verstand es nicht.

Als er unwillkürlich den Kopf nach dem Lande zurückwandte, wo droben über dem Gebüsch der Giebel des Haupthauses sich gegen den Nachthimmel abhob, sah er zu seiner Verwunderung noch ein Licht durch die Zweige schimmern, und bald auch, daß es aus dem Fenster strahlte, hinter welchem, wie er wußte, Kätti's Kammer war.

Er hatte so spät dort niemals Licht erblickt. Was mochte das wunderliche Mädchen jetzt noch treiben? Französisch? Aber weshalb denn, da sie es als Kind so gründlich doch verabscheut hatte? — Gleichviel; was kümmerte es ihn!

Aber dennoch sah er sie vor sich; das müde Köpfchen auf die Hand gestützt, und gleichwol eifrig in seinem Dictionaire blättern.

Er wandte sich wieder ab. Der Fluß rauschte noch wie zuvor in seinen Ufern; aber die blonde Majorstochter wollte nicht wieder aus seiner Fluth emporsteigen, so ernstlich der junge Doctor auch seinen Willen darauf zu richten suchte. Unwillkürlich wandte er immer wieder seine Augen nach dem Lichte, das landwärts durch die Bäume schien; es schlug schon Mitternacht vom Thurme; und erst, als es längere Zeit nachher erlosch, stand er von seinem Steine auf und ging in seine Kammer.

— Die nächste und die darauf folgende Nacht war es ebenso. Am Morgen des dritten Tages, da Kätti ihm das Frühstück brachte, legte sie die fertige Näharbeit daneben auf den Tisch.

Er nahm sie und betrachtete sie genau, während das Mädchen gespannt zu ihm hinüberblickte. „Das ist gut!“ sagte er. „Lache nur nicht; ich verstehe mich darauf.“ Er war, wie manche Männer, fast pedantisch in Bezug auf seine Leibwäsche. „Und was kostet es?“

„Es kostet nichts,“ erwiderte sie.

„Nichts? Lassen die Näherinnen hier sich nicht bezahlen?“

„Es gibt hier keine; ich selber habe es genäht. — Aber, wollen Sie mir jetzt auch diese Arbeit durchsehen?“ Und damit legte sie ein mit französischen Themen beschriebenes Heftchen vor ihm hin.

Er nahm es schweigend und begann zu lesen, während sie mit beklommenem Athem vor ihm stand. Einmal zuckte sie erschreckt zusammen, da er einen Bleistift nahm und damit zwischen ihre Schrift hineinschrieb; endlich gab er ihr das Heft zurück. „Das ist auch gut!“ sagte er und sah sie voll mit seinen blauen Augen an, während ein helles Freudenroth über des Mädchens Antlitz flog.

„Aber bist Du denn nicht mehr die alte Kätti; wer hätte Dich früher an den Nähtisch oder an die Bücher bringen können? Und nun? — Wie geht das zu? Oder ist es am Ende gar ein Wunder?“

Ihre Augen öffneten sich weit und sahen ihn an, bis sie sich mit Thränen füllten. „Ich weiß nicht,“ stammelte sie verworren, „aber darf ich mit meinen Themen wiederkommen?“

Und als er ihr das zugesagt hatte, nahm sie ihr Heft und verließ eilig das Zimmer.

An Sträkelstrakels Geige war Tags vorher die G-Saite gesprungen; nun kam er gegen Mittag aus der Stadt, wo er sich eine neue eingehandelt hatte. Müde, wie er war, bog er dennoch von der Dorfstraße in den Weg zur „Wald- und Wasserfreude“ ein und wollte eben die steile Felsstreppe nach dem Fluß hinunter, als Kätti aus dem Hause ihm entgegentam.

„Wenn's nicht zuviel gebeten ist, Mamsellchen“, sagte er, seine große teller-
runde Mütze lüftend, „Sie kommen doch nach unten zum Herrn Doctor; Sie könnten mir eine Bestellung abnehmen, die sie in der Stadt mir aufgetragen haben!“

Kätti nickte und begleitete ihn nach der Straßenecke, während er ihr seinen Auftrag mittheilte. Sie nickte dann noch einmal; aber sie fühlte selbst, wie ihr die Hände plötzlich eiskalt geworden waren.

Als sie eben zurückgehen wollte, sah sie die lange Trina aus einem Hause treten; die Alte hatte ihre Krepphaube auf dem Kopf und einen schmutzigen gefüllten Sack auf ihrem Rücken; so stapfte sie an einem langen Knotenstock die Dorfstraße hinab.

Kätti machte eine Bewegung des Abscheu's, aber Peter Jensen lachte: „Sie hat sich Schnaps gekauft“; sagte er; „mit ihrem Kräuterbeutel geht sie in die Stadt, mit einem Haarbeutel kommt sie heute Abend wieder!“

„Erst Abends?“ fragte Kätti; es schien ihr plötzlich etwas durch den Kopf zu gehen.

„O, auch wol Nachts oder Morgens! Die schläft am Weg so gut, als wie zu Hause! Also, Mamsellchen,“ setzte er hinzu, „Nachmittags fünf Uhr, wenn Sie es nicht vergessen wollen!“

„Nein, nein,“ erwiderte sie hastig, „geht nur und ruht Euch aus; ich werde Euch was Gut's zu Mittag schicken.“ Ein heißes Roth hatte ihr Antlitz überzogen, während sie langsam ihrem Hause zuing; der empfangene Auftrag schien sie sehr erregt zu haben.

Aber erst am Nachmittage kurz vor der genannten Stunde stieg sie die Felsentreppe hinab; sie hätte näher durch den Garten gehen können; aber sie schien absichtlich, als wolle sie sich selbst noch einen Aufschub gönnen, diesen weiteren Weg zu wählen. Als sie vor der Schwelle des Abnahmehauses stand, erschrak sie fast, da sie die Hausthüre offen sah; auch mußte sie sich erst den einen kleinen Finger mit ihrem Tuche wischen; denn sie hatte ihn blutig gebissen, während sie von der letzten Treppenstufe bis hierher gegangen war.

Als aber Wulf Fedders mit seinem blonden Kopfe etwas verwirrt aus der

vor ihm liegenden Arbeit aufstauchte, sah er sie plötzlich vor sich stehen, und wie damals in ihrer Kinderzeit rief er: „Du Kätti? Bist Du schon lange hier?“

Sie schüttelte den Kopf; aber als sie sprechen wollte, fehlte ihr der Athem.

„Nun,“ sagte er; „ich hab' schon so viel Zeit, Dich anzuhören!“

Kätti blickte gegen die Wand und erwiderte stockend: „Ich glaube doch, daß die lange Trina unseren Fidel geschlachtet hat.“

„Meinst Du? Aber was ist dabei zu machen?“

„Ich möchte bitten, daß Sie mit mir hingehen, ich habe Furcht allein.“

„Aber, Kätti, wenn er todt ist, bekommst Du ihn ja doch nicht wieder!“

„Ich möchte es nur wissen;“ sagte sie leise. „Wollen Sie nicht mit mir gehen?“

Der Doctor zögerte; es war, wie er sich ausdrückte, „ein Knacken“ in seiner Arbeit, den er heut noch überwinden möchte; als aber Kätti vor ihm stehen blieb, nur die dunkeln Augen in angstvoller Erwartung auf ihn richtend, stand er auf und packte seine Bücher fort. „Wenn es denn sein muß, Kätti!“ sagte er. „Aber was ist Dir heute? Deine Wangen wetzeifern ja mit Deiner rothen Schleife!“

Er erhielt keine Antwort; Kätti war schon draußen vor der Hausthür.

Kopfschüttelnd nahm der Doctor seine Botanixtrommel von der Wand, und bald gingen sie neben einander über die Felder nach dem Walde zu; sie hörten es eben hinter sich im Dorfe Fünf vom Kirchturm schlagen, als sie ihn erreichten.

„Wollen wir nicht etwas rascher gehen?“ sagte der Doctor, da Kätti jetzt absichtlich ihren Schritt zu hemmen schien.

„Ja, ja; ein wenig rascher!“ — Sie that es auch; bald aber wurden ihre Schritte zögernd wie vorher.

Er schien es nicht beachtet zu haben, daß sie um den äußeren Rand des Waldes herumgingen; denn es wuchs und blühte hier Manches, das seine Aufmerksamkeit erregte, und Kätti hatte immer Neues ihm zu zeigen und zu fragen. Plötzlich aber, da er um sich blickte, rief er: „Weshalb gehen wir denn hier? Der Fahrweg durch den Wald muß ja viel näher sein.“

„Der Fahrweg?“ — Kätti hatte den Kopf gewandt und sprach es in die Luft hinaus: „Es kann wol sein; ich dachte nicht daran.“

„Aber Du warst vorhin doch selbst so eilig!“

„O nein; ich habe Zeit genug.“

„Du bist ein wunderliches Mädchen, Kätti.“

Es dauerte lange, bis sie an die Kathe der langen Trina kamen. Das baufällige Häuschen lag schon im tiefen Tannenschatten; aber die Thür war verschlossen, und Wulf Fedders trommelte daran mit beiden Fäusten, ohne daß geöffnet wurde. Als er durch die blinden Fenster hineinzublicken suchte, sprang von drinnen die schwarz und weiß gefleckte Katze gegen die Scheiben und sah ihn mit ihren grünen Augen an. „Brr!“ sagte er; „nur der Haushund ist da drinnen.“ In demselben Augenblicke aber, da er einen Schritt zurücktrat, wahrte er das gegen die südliche Hausmauer angelehnte Brett, woran auch heute

noch eine Anzahl von Thierfellen, mit der Rauchseite nach innen, angeheftet hing. „Kätti!“ rief er; „Wo bist Du, Kätti?“

Sie stand seitwärts unter einer einzelnen Tanne und schien auf das Moor hinauszublicken, das sich hier vor der Hütte der Alten in unerkennbare Ferne hinausstreckte; mit der einen Hand hatte sie über sich einen Ast ergriffen, so daß sie ihr Köpfchen an dem eigenen Arme ruhte.

Als Wulf Fedders die schlanke Mädchengestalt so fast wie schwebend gegen den schon goldig angehauchten Himmel sah, zögerte er einen Augenblick; dann rief er noch einmal, aber leise, ihren Namen; da wandte sie sich und kam langsam zu ihm.

„Ist das Fibel?“ sagte er und hob mit einem abgerissenen Zweige die Rauchseite eines noch blutigen Felles in die Höhe.

Sie hielt ein Weilchen wie gezwungen die Augen darauf gerichtet und schüttelte dann den Kopf.

Er hob noch andere Felle auf. „Ein Altis und zwei Katzen! Gott weiß, was die Alte mit dem Unzeug anfängt! — Wir können nun nur wieder heimgehen“, setzte er hinzu. „Und hier führt auch der Fußsteig in die Tannen!“

Sie stuzte erst und blickte unsicher vor sich hin; dann ging sie rasch voran.

Als sie eine Weile zwischen den dunkeln Bäumen fortgeschritten waren, ließen sich ganz deutlich seitwärts aus der Tiefe des Waldes Geigentöne hören.

Kätti fuhr sichtlich zusammen.

„Was hast Du?“ sagte er. „Bist Du so schreckhaft heute? Die neun Buchen werden nicht weit sein; es ist eine Tanzgesellschaft, und Dein Sträkelsträkel spielt die Geige!“

Sie antwortete nicht; aber ein Seitensteig führte hier in die entgegengesetzte Richtung, und sie ging eilig darauf vorwärts, als ob sie vor jenen Tönen fliehen müsse. Und bald auch wieder war um sie her nichts Anderes vernehmbar, als das eintönige Kochen und Weben in den Tannentwipfeln, die der Abendwind bewegte. Er folgte ihr in einiger Entfernung, doch nicht weiter, als daß er um so besser die anmuthige Gestalt betrachten konnte; und seine Augen sahen bald nichts Anderes, als sie. Im Gehen streifte ein überhängender Zweig die rothe Schleife aus ihrem Haar; sie hatte es nicht bemerkt; aber er hob sie auf und zeigte sie ihr. „Warte!“ sagte er; „Ich weiß wol, wie sie sitzen soll!“

Sie neigte demüthig das Haupt und duldete es, daß seine ungeschickten Finger sich mit dem Bande mühten.

„Habe ich es recht gemacht?“ frug er leise; noch einen Augenblick ruhte seine Hand auf ihrem Haar.

Sie nickte nur; es kam kein Hauch von ihrem Munde. Dann gingen sie auf's Neue weiter; das Rauschen in den Wipfeln hatte aufgehört, es wurde immer stiller um sie her.

Jetzt öffnete sich eine Richtung, in der das Gold des Abendhimmels auf Hülsen- und Farrenkräutern lag, die hier in unberührter Einsamkeit beisammen standen. „Weißt Du denn wirklich, wo wir sind?“ sagte Wulf, als Kätti vor ihm in das Gewirre hineinschritt. „Mir ist, als kämen wir niemals mehr aus diesem Wald!“

Ein gellender Schrei antwortete ihm.

„Kätti, liebe Kätti!“ Er war im Nu an ihrer Seite.

Vor den Füßen des Mädchens lag eine Schlange, auf deren Rücken das Reinszeichen in dem schwarzen Zickzack deutlich zu erkennen war. Der tellerförmig aufgerollte Leib schien wie am Boden festgeheftet; nur die Muskeln spielten in unablässiger Bewegung und der flache Kopf mit den glühenden Augen war drohend in die Luft emporgerichtet.

„Da, da!“ stammelte Kätti und erhob mühsam wie im Traume ihre Hand.

Ein wüthender Biß der Schlange zuckte nach ihr hin; aber Wulf Fedders hatte sie schon auf seinen Arm gehoben und trug sie fort, immer weiter, er wußte selber nicht, wohin: aus dem Tannen- in den Buchenschlag und aus den Buchen endlich an den Rand des Waldes; sie hatte die Arme um seinen Hals geschlungen und ruhte wie ein Kind mit ihrer Wange an der seinen.

Nun ließ er sie sanft zur Erde nieder; allein sie blieb noch mit geschlossenen Augen an ihm ruhen.

„Kätti,“ sagte er sanft; „besinne Dich; die Gefahr ist jezt vorüber.“

Sie hob den Kopf und sah ihn an, als seien ihre Gedanken ganz wo anders.

„Die Schlange!“ sagte er. „Weißt Du nicht? Sie hätte Dich doch fast gebissen!“

„Ja, ja, die Schlange!“ wiederholte sie und trat von ihm zurück; aber das Wort schien keine Bedeutung mehr für sie zu haben.

„Nicht wahr,“ fuhr er fort; „sie ist weit, ganz weit von uns entfernt; Du fürchtest sie nun nicht mehr?“

Sie schüttelte den Kopf und sah ihn dennoch angstvoll an.

„Kätti,“ rief er bittend. „Mach' nicht so heimathlose Augen!“

Und da sie noch immer stumm blieb, streckte er in heftiger Bewegung beide Arme ihr entgegen.

Einen Augenblick neigte auch sie sich gegen ihn; dann aber richtete sie sich jäh empor. „Nein, nein,“ schrie sie, und ihre kleinen Hände stießen ihn zurück; „ich kann nicht, ich bin falsch gewesen!“

„Falsch? Du Kätti? Du kannst ja gar nicht falsch sein!“

„Doch,“ sagte sie und nickte ein paar Mal wie zur Bethuerung ihrer Schuld; „das Weib hat unseren Fidel gar nicht getödtet; ich wußte das; denn sie fanden ihn heute in der Trinkgrube neben unserem Garten.“

Wulf Fedders schüttelte den Kopf. „Aber weshalb sind wir dann hier hinausgewandert?“

„Es war eine Gesellschaft aus der Stadt,“ entgegnete sie stockend; „sie wollten in unserer Wirthschaft vorfahren; ich sollte es an Sie bestellen.“

„Und das wolltest Du nicht?“

„Nein, ich wollte es nicht.“

„Und weshalb?“ frug er gespannt.

Sie schwieg eine Weile; dann sah sie ihn fest mit ihren schwarzen Augensternen an und sagte: „Weil auch die blonde Dame mit in der Gesellschaft ist.“

„Darum also; — die Tochter der Majorin meinst Du!“ Es klang ein

plötzlich kühler Ton aus diesen Worten; die blonde Dame war auf einmal wieder in der Welt.

Da Rätti keine Antwort gab, so schwiegen Beide und gingen langsam neben einander auf dem Wege hin. Als sie sich dem Thore des Geheges näherten, hörten sie wiederum die Geige aus dem Walde tönen. Rätti's weiße Zähne gruben sich in ihre Lippe, aber Wulf Fedders schritt, als habe er Nichts gehört, vorüber.

„Wollen Sie nicht hineingehen?“ sagte sie leise. „Sie treffen die Gesellschaft noch beisammen.“

Er schüttelte den Kopf. „Ein ander Mal, Rätti.“ — Und stumm wie vorhin gingen sie auf dem fast dunklen Wege fort. Als sie das Dorf erreicht hatten, bogen sie von der Straße ab und schritten unten am Flußufer entlang. An der Felsstreppe, die zur „Wald- und Wasserfreude“ hinaufführte, blieb der Doctor stehen. „Gute Nacht, Rätti!“

„Gute Nacht,“ hauchte sie; sie gaben sich nicht die Hände; wie ein geschreckter Vogel flog sie die Stufen hinauf, bis er sie oben in der Dämmerung verschwinden sah.

— — An diesem Abend saß der Doctor noch lange auf dem großen Stein vor seiner Hausthür und blickte auf den Fluß hinaus, der ruhig im Sternlicht dahin zog; aber aus seinen Wellen wollte heute kein anmuthiges Mädchenbild emporsteigen. Vor der nahen Wirklichkeit konnte das Spiel der Phantasie sich nicht entzünden; die nüchternen Gedanken hatten allein jetzt die Gewalt. — —

Wulf Fedders war der Sohn eines höheren Beamten, den bei schon reiferer Jungfräulichkeit eine Dame alten Geschlechts gehehlicht hatte; und es geschah, wie meist in solchen Ehen; da die Frau nicht umhin konnte, ihres Mannes bürgerlichen Stand zu theilen, so suchte sie wenigstens von der früheren „Exclusivität“ noch so viel festzuhalten, als ihre kleinen Hände es vermochten. Die damit durchsetzte Luft des Hauses war auf den Sohn, der seine Mutter nach Verdienst verehrte, nicht ohne Einfluß geblieben; trotz guten Willens wurde es ihm meistens schwer, ja fast unmöglich, den Menschen ohne Rücksicht auf seinen Ursprung oder die ihm angeborene Vergangenheit zu schäken. So wollte er wohl gern ein bedeutender Rechtslehrer, ein großer Staatsmann werden; aber hätte er dafür der Sohn eines Stallknechts sein und die Jugend eines solchen Kindes als Vorleben mit in den Kauf nehmen müssen, er hätte sich doch sehr bedacht.

Nun saß er in der Einsamkeit der Nacht, in sich erschrocken über die Vorgänge dieses Nachmittages, die mit zudringlicher Deutlichkeit vor seinen Augen standen. Nur Rätti selber hatte ihn zurück gehalten, sich ihr für immer zu geloben; und Wulf Fedders war nicht der Mann, eine deutlich eingegangene Verpflichtung nicht auch mit allen Opfern zu erfüllen. Aber der gefährliche Augenblick war vorüber und konnte niemals wiederkehren. „Hermann Tobias Pippel's Schwiegerjohn!“ Er schüttelte sich ein wenig, wie einstens Rätti vor dem armen Unterlehrer; dann stand er langsam auf und ging in seine Kammer.

An einem der nächsten Tage wurde Kätti von einem Glücksfalle betroffen, den sie freilich für den Augenblick wol kaum zu schätzen wußte. Zufolge Testamentes einer verstorbenen Pathin wurde ihr nicht nur ein straffes Beutelchen mit silbernen und goldenen Schaumünzen eingehändigt, es war ihr außerdem eine nicht unansehnliche Summe ausgesetzt, welche zu Herrn Zippel's Entrüstung nicht durch ihn als väterlichen Vormund, sondern durch eine dritte Person bis zu ihrer Mündigkeit verwaltet werden sollte.

Und als wäre es noch nicht Glückes genug, so begann auch der Unterlehrer, der seit seiner erfolglosen Liebestwerbung fortgeblieben war, auf's Neue in der Wald- und Wasserfreude einzukehren. Da er die sichere Aussicht auf einen guten Schuldienst in der Stadt hatte, so suchte er sich der Tochter des Hauses wiederum mit allerlei Gespräch zu nähern, wobei er allmählig ein ganz munteres und zuversichtliches Wesen angenommen hatte. Als Wulf Fedders einmal darüber zukam, war ihm im ersten Augenblicke, als ob ein Dorstölpel in seinen Blumen-garten steigen wolle, und schon saß ein überlegenes Wort gegen den jungen Menschen auf seinen Lippen. Aber er besann sich; was kümmerte es ihn? Er wollte ja kein Recht an dieser Blume haben. Er ging fort, und Kätti sah ihm mit großen Augen nach, während die Reden des Schulmeisters wie leeres Wellengeräusch an ihrem Ohr vorübergingen.

Im Uebrigen wollte der Sonnenschein, der draußen fortdauernd vom Himmel auf die Erde glänzte, in der Wald- und Wasserfreude nicht zur Geltung kommen. Der Doctor zeigte sich nur selten oben in der Wirthschaft; wenn er nicht an seiner Arbeit saß, so lief er allein durch Wald und Feld, oder er war drüben in der Stadt, oft mehrere Tage nach einander. Herr Zippel fuhr sich mehr als jemals untwirsch durch die Haare; denn von seinen Bad-Arbeitern war ihm die Hälfte fortgelaufen, sei es, daß Herrn Zippel's Anweisungen ihnen unausführbar geschienen, sei es daß, wie hie und da gemunkelt wurde, der Lohn nicht prompt genug gefallen war. Noch untwirscher wurde er, wenn er die Tochter ansah: „Seit Du vor lauter Eigensinn nicht mehr hast singen wollen, kommen immer weniger Gäste aus der Stadt; was soll denn daraus werden?“ — Es zuckte schmerzlich durch das junge Gesicht; aber sie wußte Nichts darauf zu sagen.

Dennoch waren wieder eines Tages Gäste angesagt. Kätti hatte, wie bestellt, den Kaffeetisch in der Veranda hergerichtet; vom Glockenthurme schlug es Drei, die junge Gesellschaft, welche für diesen Sommer sich zusammengefunden hatte, mußte bald erscheinen. Noch einmal über sah Kätti mit Sorgsamkeit ihr Werk; denn die Bedienung selbst hatte sie der dicken Köchin überwiesen, die eben dabei war, sich in ihren Sonntagsstaat zu werfen. Trotz ihres Vaters Mahnung, sie vermochte es nicht, auch nur zur Aufwartung zwischen diesen Gästen umherzugehen.

Auf ein Geräusch horchte sie hinaus, ob nicht das Rollen der ankommenden Wagen schon vernehmbar sei; aber es war nur der wohlbekannte ungleiche Schritt des kleinen Musikanten, was jetzt von der Anfahrt den Gartensteig entlang kam. Und bald erschien auch Sträkelstrakels dürstige Gestalt auf den Stufen der Veranda; obwol eine auffallend milde Sonne heut' am Himmel

stand, trocknete er sich doch mit seinem karrirten Schnupftuch die hellen Perlen von der Stirn.

Schon längst, mit dem Instinct der Liebe, hatte er herausgefunden, weshalb seit nun schon vielen Tagen sein Liebling so seltsam stumm und blaß einherstummte; als er ihr jetzt in das erregte junge Antlitz blickte, dessen Züge heut eine eigenthümliche Schärfe zeigten, ergriff er lebhaft ihre beiden Hände: „O Mamsellchen,“ sagte er und hob seine grauen Augen in anbetender Entsagung zu ihr auf; „Sie sollten sich das nicht gar zu sehr zu Herzen nehmen; es gibt noch Andere, die es ehrlich meinen!“

Sie blickte ihn traurig, aber freundlich an: „Ich weiß das, guter Sträkelsträkel; aber ich versteh' Dich nicht.“

„Wenn ich nur reden dürfte, Mamsellchen!“

„Weshalb denn solltest Du nicht reden dürfen?“ — Sie horchte noch einmal hinaus; aber es war Nichts zu hören.

Sträkelsträkel hatte sich abermals die Stirn getrocknet. „Der Unterlehrer,“ sagte er, „er ist kein feiner Herr; aber ich kenne ihn, er ist ein guter Mensch; Sie wissen, Mamsellchen, er versteht auch seine Orgel recht mit Schick zu spielen, und er hat doch nun das schöne Brod dort in der Stadt bekommen — wenn Sie gütigst ihm erlauben wollten, wieder einmal anzufragen!“

Ruhig hatte Kätti ihm zugehört. „Am Ende bist Du schon als Freiberger an mich abgesandt!“ sagte sie und lehnte müde das dunkle Köpfchen an eine der Verandasäulen.

Sträkelsträkel wurde sehr verlegen. „O Mamsellchen,“ sagte er zögernd, „aber wenn es denn so wäre!“

Sie antwortete nicht; sie hatte sich jählings aufgerichtet. Von der Dorfstraße her kam deutlich das rasche Rollen mehrerer Wagen.

Rasch trat sie auf den kleinen Musikanten zu und legte fest die Hand auf seinen Arm: „Schweig, Sträkelsträkel! Sprich nicht mehr; ich will Nichts weiter von dem Narren hören!“

Als er sich umblickte, war sie verschwunden; draußen bei der Anfahrt aber erhob sich das Getöse der ankommenden Gäste; und von der Felsstreppe herauf erschien der Doctor, um sie zu begrüßen.

— — Der Nachmittag verging, während Kätti hinter verschlossener Thür in ihrer Kammer saß; als es drunten stiller geworden war, ging sie vorsichtig in das Haus hinab. Der Saal war leer; in der Veranda sah sie zwei ältere Damen beim Piquet-Spiel sitzen; aber hinter dem Garten, vom Fluß herauf scholl ein fröhliches Stimmengewirr. Ein paar Augenblicke stand Kätti, den Kopf vorgeneigt und mit verhaltenem Athem, als ob sie aus dem fernen Schall sich einzelne Worte aufzuhuschen mühe; dann, fast wider ihren Willen, schlich sie in den Garten.

Die jugendliche Gesellschaft hatte das größte der beiden Bote losgetettet und war jetzt in Begriff sich einzuschiffen; der Doctor und die blonde Dame waren die Letzten, und eben ergriff sie seine Hand, um einzusteigen. Kätti sah es genau aus ihrem Versteck, und ihre Augen verschlangen Alles, was sie sahen. Als das Boot stromaufwärts abgefahren war, blieb sie zuerst in dumpfem

Sinnen stehen. Aber nicht lange, so war auch sie zum Fluß hinabgegangen; und bald folgte jenem größeren Boote das zweite kleinere mit gleichmäßigem leisem Ruderschlag; die Schifferin, die es lenkte, verstand es, stets denselben gemessenen Raum zwischen beiden Bötten inne zu halten. — Was wollte sie? — Sie wußte es selber nicht; aber ihre Augen hafteten wie gebannt an dem vollen Nachen, der im Glanz der Abendsonne mit Lachen und Gesang vor ihr den Strom hinauffuhr.

Weiter oben, an derselben Seite, wo auch das Dorf belegen war, erhob sich ein mäßig großer Hügel, den, wie eben jetzt, die Gäste der Wald- und Wasserfreude der schönen Aussicht halber aufzusuchen pflegten, um dann durch Wald und Wiesen wieder heimzukehren. Auch heute hatte man einen Burschen vorausgeschickt, der später mit dem leeren Boot zurückzurudern hatte; denn auf dem Hintwege freilich ließen die jungen Männer es sich nicht nehmen, ihre Damen selbst zu fahren.

Rätti wußte das; es war gewöhnlich so. Und endlich sah sie, wie das Boot vor ihr an jener Anhöhe landete, und wie die Damen unter Handreichung der Herren an das Ufer sprangen. — Reife hielt sie ihr Ruder an. Aber was hatte die Gesellschaft dort? Es mußte ein Unfall geschehen sein; man drängte sich zusammen und schien lebhaft zu verhandeln. Dann wurde eine von den Damen — Rätti konnte nicht erkennen welche — mit Hülfe eines Herren in das Boot zurückgeführt; es war augenscheinlich, daß sie hinkte, sie mochte sich den Fuß vertreten haben. Jetzt gingen wieder Alle an das Fahrzeug, und auf's Neue schien man hin und herzureden; die Verletzte schien dankend, aber lebhaft abzuwehren. Bei dem Flimmern der Abendsonne sah Rätti Alles wie ein Schattenspiel; jetzt aber gewahrte sie deutlich, wie die Dame, von dem Arm des Herrn gehoben, in das Boot hinübertrat, wie dieser sich dann rasch nach einem Ruder bückte und vom Ufer abstieß, während die Uebrigen unter Tücher-schwenken dem Hügel zugingen.

Rätti fuhr mit der Hand nach ihrem Herzen; sie zweifelte nicht, wer jene Beiden waren, die jetzt selbender den einsamen Strom herabgefahren kamen. Ihr eigenes Boot befand sich eben seitwärts von der Einfahrt in den kleinen Binsenhafen; jetzt lenkte sie hinüber, und mit eingezogenen Rudern glitt es durch die enge Oeffnung. Aus dem rings umschlossenen Raum war es nicht möglich, den Fluß hinaufzusehen; aber nach der einen Seite standen die Halme weniger dicht, so daß sie das Boot hineindrängen konnte und von hier aus eine Durchsicht nach dem Wasser zu gewann. Von drüben trat gleichertweise eine hohe Binsenwand so nah' heran, und die Wasserbahn an dieser Stelle war dadurch so schmal, daß Niemand unerkannt vorüber konnte.

Das Mädchen hatte die Hände über ihre Kniee gefaltet und den dunkeln Kopf darauf gelegt; man hätte glauben können, daß sie betete; aber ihr Ohr horchte stromaufwärts in die Ferne, ihre Pulse hämmerten, was sie an Gedanken hatte, ging diesen einen Weg. Und jetzt, jetzt endlich in der ungeheueren Stille erfaßte ihr Ohr das Rauschen eines Ruderschlags. Sie fuhr empor und streckte sich mit dem ganzen Leibe nach jener Richtung, während ihre Hände sich an den Rand des Bootes klammerten. Gierig, als passe sie auf eine Beute,

lauschte sie auf das nah und näher tönende Geräusch, das gerade auf sie zukommen schien. Allein sie hörte Nichts von dem, was sie zu hören dachte: Keine Worte, keinen Laut von Menschenlippen! Jetzt aber — es war, als ob die Ruder eingezogen würden, sie vernahm deutlich das Abtropfen des Wassers; und jetzt, vom Strom getragen, glitt draußen das Boot rauschend an ihrer Binsenwand entlang.

Kätti hatte sich aufgerichtet; zitternd bogen ihre Hände die nächsten Halme auseinander; aber, so weit sie ihre Augen öffnete, es ward nicht anders; Wulf Fedders war der Schiffer, das blonde Mädchen lag in seinen Armen.

Aber nur noch einen Augenblick; dann fuhr sie jäh empor. „Es lachte Jemand!“ rief sie und sah sich mit erschrocken Augen um.

Der Doctor ließ sich nicht so leicht heirren. Auf's Neue umschlang er seine Braut und küßte sie. „Du träumst,“ sagte er zärtlich; „wir sind allein; wer sollte denn auch lachen, daß Du mein geworden!“

Aber ungesehen hinter der dunkeln Binsenwand war in diesem Augenblick ein verbleichendes junges Antlitz auf den Rand des Bootes hingefunken. — Das Abendroth überglänzte den Himmel und verging, der Thau versilberte das schwarze Haar des schönen Mädchenkopfes, und fern im lichten Blau des Aethers schimmerte der Stern der Liebe. Da erst richtete sich Kätti wieder auf. Lange blickte sie in den milden Glanz des ruhigen Gestirnes; dann betrachtete sie aufmerksam ihre Hände, ihre kleinen Füße; sie löste ihr schönes Haar und ließ es durch die Finger gleiten, bis sich plötzlich ihre Arme streckten, und sie mit beiden Händen zu den Rudern griff. „Nur die Wirthstochter!“ rief sie. „Die Tochter aus der Wald- und Wasserfreude!“ Ein bitteres Lächeln flog um ihren Mund; vielleicht auch hat sie wieder laut gelacht; aber Niemand hat es hören können, das Fahrzeug, welches die beiden Glücklichen trug, war schon längst den Strom hinab.

Der Doctor hatte, wie er der Kühle wegen wol zu thun pflegte, während dieser Nacht ein Fenster seines Wohnzimmers offen gelassen. Als am anderen Morgen sein Blick dahin fiel, gewahrte er auf der Fensterbank das französische Dictionaire, das Kätti an jenem Morgen so eifrig mit sich fortgenommen hatte. Sie hatte es also schweigend ihm zurückgebracht und wollte es nun nicht mehr gebrauchen.

Da er zögernd das vom Nachtthau feuchte Buch in seine Hand nahm, fiel ein Zettel mit Kätti's kleiner Schrift heraus:

„Das Beutelchen mit den Gold- und Silbermünzen“ — so hatte das rechtsunkundige Kind geschrieben — „nehme ich mit mir, und es braucht daher keiner meinethalben zu sorgen. Aber meine übrigen Erbgelder soll mein Vater haben; nur soll er davon an Sträfelstrafel hundert Thaler geben. Ich darf wol hoffen, daß Sie dies für mich besorgen werden.“

Und weiter Nichts; der Name „Kätti“ stand darunter.

Bestürzt starrte Wulf Fedders auf diese Zeilen; das Lachen, das gestern seine schöne Braut erschreckt hatte, fiel ihm plötzlich schwer auf's Herz. Grübelnd sann er nach, ob er irgend eine Schuld an sich entdecken könne; aber er fand

keine. Eine heftige Sehnsucht nach dem Mädchen wallte in ihm auf; aber er sagte sich mit Nachdruck, daß das nur Mitleid sei.

Noch ein paar Augenblicke; dann ging er durch den Garten nach dem Haupt-
hause hinauf, wo er Herrn Zippel, wie zur Reise gerüstet mit Hut und Stock
im Gastzimmer antraf. „Ist Kätti hier?“ frug er hastig.

„Kätti?“ entgegnete Herr Zippel zerstreut. „Sie wird noch in den Federn
liegen.“

„Nein, nein! Sie ist fort!“

„Fort?“ Herr Zippel rannte aus der Thür, und kam nach ein paar
Augenblicken wieder. „Ja, ja! Ihr Bett ist unberührt! Aber weshalb? Warum?“

„Ich weiß es nicht;“ erwiderte der Doctor mit etwas unsicherer Stimme;
„aber lesen Sie das!“

Herr Zippel nahm ihm den dargebotenen Zettel aus der Hand. „Humm,
richtig! Wichtig!“ rief er, indem er mit ausgespreizten Fingern sich alle Haare
in die Höhe zog. „Wieder die alte Dummheit! Aber wissen Sie, dies da mit
dem Gelde, das ist eine neue! Auf das Gefrigel zahlt mir Niemand auch nur
einen Schilling. Nun, es schad't Nichts; leben Sie wohl, Herr Doctor; ich will
in die Stadt!“

Der Doctor hielt ihn noch zurück. „Was wollen Sie dort? Wollen Sie
es wieder in die Blätter setzen lassen?“

„Wie meinen Sie das? Ja, freilich wird es in die Blätter kommen! —
Aber meine Kätti ist dennoch ein Genie; sie hat das rechte Theil erwählt; mit
diesem Publicum ist Nichts zu machen! Glauben Sie, daß die Wald- und
Wasserfreude existiren kann, wenn keine Gäste kommen? Oder glauben Sie es
nicht?“ Er sah ein paar Secunden lang dem Doctor starr in's Angesicht;
dann streckte er wie beschwörend seine Hand gegen das Fenster, durch welches
man auf die Gartenanlagen und die Trümmer des neuen Wald- und Wiesen-
wasser-Bades sah. „Jrgend ein dummer Esel,“ rief er, „welcher nach mir
kommt, wird aus meinen Gedanken sich Ducaten prägen; das ist der Lauf der
Welt! — ich gehe auf's Gericht, um meine Insolvenz zu Protokoll zu geben!“

Er erhob stolz den Kopf, und, seinen Spazierstock schwingend, schritt er zur
Thür hinaus.

— — Einige Tage später saß drüben in der Stadt Wulf Fedders neben
seiner hübschen blonden Braut. Sie plauderte schon lange und schien eifriger
zu fragen, als er zu antworten.

„Und sie ist jetzt zum zweiten Male fortgelaufen?“ hub sie auf's Neue an.

„Ja, zum zweiten Male.“

„Und Ihr habt keine Spur von ihr gefunden, gar keine?“

Er schüttelte den Kopf. „Nicht weiter als bis unten an der Flußmündung,
wo auch das Boot gefunden wurde.“

„Du Aermster, wie hast Du Dich wol abgemüht!“

„Du übertreibst, Cäcilie; ich habe mich nicht abgemüht.“

Sie neigte den Kopf und sah ihn von unten mit ihren blauen Augen an.
„Beugne es nur nicht! Und — weißt Du? — wäre es eine Andere gewesen,
ich hätte eifersüchtig werden können!“

Ein leichtes Roth überslog sein Antlitz.

„Du?“ rief sie neckisch drohend und erhob den Finger ihrer weißen Hand. Wulf Fedders sah sie düster an. „Wollen wir nicht lieber von etwas Anderem reden, als immer nur von jenem armen Mädchen?“

Die junge Dame strich sich sorgsam ihre Kleider glatt und richtete sich in ihrem Sessel auf. „Weißt Du?“ sagte sie. „Sie interessirte mich doch; ich wußte nur nicht, wo ich sie hinthun sollte; nach dieser Geschichte aber bin ich ganz im Reinen! Nicht wahr, sie hatte so ruhelose Augen? Es war ein rechtes Bagabondenangeficht!“

* * *

Ein Vierteljahrhundert ist seitdem vergangen. Das Gewese der „Wald- und Wasserfreude“ wurde schon derzeit in dem Zippel'schen Concurse von dem früheren Besitzer für seinen ältesten Sohn zurück erworben, und mit diesem ist die alte patriarchalische Bauernwirthschaft, sind die billigen Preise und die Gäste wieder eingezogen. — Vor dem Abnahmehause, drunten am Flußufer, liegt noch immer der große Stein, auf welchem einst Wulf Fedders seine Anwandlung jugendlicher Träumereien überstand. Statt seiner konnte man noch vor wenig Jahren einen kleinen alten Mann dort sitzen sehen, der bei einer der jetzt in dem Hause wohnenden Arbeiterfamilien von der Gemeinde in die Kost verbunden war. Zuweilen, an milden Sommerabenden, wenn drinnen die Hausbewohner schon zur Ruhe waren und nur die einsame Sternennacht im Flusse wieder schien, zogen von dorthier klare Geigentöne über Dorf und Ager. Wer noch wach war und aufmerksam hinüberlauschte, hätte wol einzelne Passagen eines Mozart'schen Adagio's erkennen mögen; dazwischen tauchte eine sehnsüchtige Melodie empor, und verklang und kehrte wieder, bis — oft in später Nacht — das Geigenspiel verstummte.

Drüben aber in der Stadt, in dem Archiv der alten Landvogtei, zu deren Bezirk die einstige „Wald- und Wasserfreude“ gehört, liegt unter den Acten über Verschollene ein Heft mit ganz vergilbtem Deckel; es enthält die Verwaltungsnachweise über Rätti's Erbgelder, deren Zinsen längst das Capital verdoppelt haben.

Der gegenwärtige Landvogt ist Wulf Fedders, welcher bald nach seiner Verlobung alle Gedanken an künftigen Gelehrtenruhm mit der sicherer zum häuslichen Heerde führenden Beamtenlaufbahn vertauscht hatte. Alle Jahre einmal, bei der Revision der Vormundschaften und Curatelen, gehen jene Acten durch seine Hände. Dann gedenkt er plötzlich wieder der dunkelfarbigen Rätti und seiner Schülerzeit und jener Tage in der „Wald- und Wasserfreude“. Aber er hat gar viele Acten und zu Hause eine blonde Frau und viele Kinder; bevor er noch den Weg vom Amtlocale bis zu seiner Wohnung zurückgegangen ist, haben diese Erinnerungen ihn schon längst verlassen.

Graf Moltke's Wanderungen um Rom.

Aus seinen handschriftlichen Aufzeichnungen.

— — Or sù, chè 'l giorno è giunto
Che comprender potrei quanto fui bella.

(Fazio degli Uberti.)

I paesi malsani diventano sani per una moltitudine
di uomini che ad un tratto gli occupi.

(Macchiavelli.)

Wer mit offenen Sinnen und als Geschichtskundiger während der letzten Jahrzehnte das berühmteste Brachfeld der Welt, die Campagna di Roma, besuchte, hat sicherlich eine der beiden Moltke'schen Karten bei sich geführt, die 1852 und 1859 erschienen ¹⁾ und auch heute noch nicht überflüssig geworden sind. Die ältere, auf zwei Blättern, lenkt das Auge sofort auf die Orte hin, — Veji, Fideneae, Mons sacer u. s. w. — um deren Schicksale wir als Anaben fast wie um Troja gebangt haben. Die spätere verkleinerte, ein allerliebstes Farbenblatt, veranschaulicht die Bodengestaltung und gewissermaßen das Landschaftliche der denkwürdigen und vielleicht nicht zukunftslosen Gegend. Seitdem haben Papst Pius IX. 1863 und der italienische Generalstab 1876 auf Grund amtlicher Aufnahmen topographische Werke erscheinen lassen ²⁾, wofür ihnen alle Welt

¹⁾ Carta Topografica di Roma e dei suoi contorni fino alla distanza di 10 miglia fuori le mura, indicante tutti i siti ed edifizii moderni ed i ruderi antichi ivi esistenti. Esegnita coll' appoggio delle osservazioni astronomiche e per mezzo della mensola delineata sulla proporzione di 1:25000 dal Barone di Moltke Ajutante in campo di S. A. Reale il Principe Enrico di Prussia a Roma negli anni 1845 a 1846. Berlino presso Simone Schropp e Co. 1852. Gezeichnet vom Artillerie-Hauptmann Weber.

Carta Topografica dei Contorni di Roma, ridotta alla mezza scala della pianta levata in 1845 e 1846 per il Barone di Moltke u. s. w. 1:50000. Berlino presso S. Schropp (L. Beringuier). 1859. Gestochen von Steffens unter Leitung von H. Riepert. Farbendruck des Kgl. lithographischen Instituts.

²⁾ Card. Bofondi: — Carta Topografica di Roma e Comarca, disegnata ed incisa nell' officio del censo, alla scala di 1:80000, l'anno XVII del Pontificato di N^o Signore Papa Pio IX. Acht Blätter nebst Titelblatt.

Carta Topografica dei Dintorni di Roma in 9 fogli, estesa fino a chilom. 11,250 all' O e all' E., e chilom. 9,375 al N. e al S. Questa carta è una riduzione e trasformazione dei rilievi regolari eseguiti negli anni 1872, 73, 74 dagli Impiegati dell' Istituto topografico militare. Farbendruck von Wurster Handegger u. Co. zu Winterthur. 1876. 1:25000.

dankebar sein muß. Dennoch stehen wir nicht an, dem Wanderer die Benutzung der deutschen Arbeit, ihrer besonderen Vorzüge wegen, auch neben den neueren auf das Wärmste anzuempfehlen.

Es ist die Arbeit unseres großen Strategen, welcher die ihm durch seine Stellung als Adjutant des Prinzen Heinrich von Preußen in den Jahren 1845 und 1846 geschaffene Muße zur friedlichen Eroberung der wissenschaftlich beinahe unerforschten Einöde benutzte. Damals war „kein einziger auf wirkliche Terrain-Aufnahme basirter Plan vorhanden“. „Eine Schar talentvoller junger Künstler hatte uns treffliche Bilder von der einsamen Pracht der Campagna geliefert; gelehrte Werke waren über Römerstraßen und Mauerreste geschrieben worden, — aber Niemand hatte das Meßinstrument zur Hand genommen, um ihre Lage genau zu ermitteln. Und doch waren zu verschiedenen Zeiten zwei Standlinien in der Ebene bei Rom mit hinreichender Genauigkeit gemessen worden; die erste von den Jesuiten Mayer und Boscovich auf der älteren Via Appia in der bedeutenden Ausdehnung von fast zwei deutschen Meilen Länge, die zweite von den Astronomen Conti und Calandrelli auf der von Porta S. Angelo nördlich nach der Milvischen Brücke führenden Straße, soweit diese in gerader Linie fortgeht, in einer Länge von 554,465226 Toisen. Von dieser Basis aus waren die Punkte „Kuppel von St. Peter“ und „Casino dell' Aurora in Villa Ludovisi“ festgelegt und die Entfernung beider im Mittel 1470,595 Toisen oder 3804,637 geom. Schritte gefunden. Außerdem befanden sich im Collegio Romano eine große Anzahl von astronomisch bestimmten Punkten durch den ganzen Kirchenstaat.“

Freiherr von Moltke kam im Spätherbste 1845 nach Rom. Nicht lange, so hatte er das Mangelhafte an den Karten des trefflichen Westphal¹⁾, seines Vorgängers Sicler und seiner Nachfolger Canina, Sir William Gell, Nibby durchschaut und bereits im Februar 1846 finden wir ihn in angestrenzten Märschen die Umgebung Roms durchstreifend.

„Die Endpunkte der gemessenen Standlinien waren nicht mehr mit Bestimmtheit aufzufinden und die astronomisch bestimmten Orte fielen mit Ausnahme der Sternwarte des Collegio Romano und der Kuppel von St. Peter sämtlich über den Rahmen dieser Detailaufnahme hinaus. Es waren aber von der Standlinie bei Porta St. Angelo die Punkte Casino dell' Aurora in

¹⁾ G. E. Westphal Carta Topografica della parte più interessante della Campagna di Roma, nebst einem Textbuch, in Rom 1827 erschienen. 1:60000. — G. E. Westphal Contorni di Roma moderna. Berlin, bei Nicolai. 1829. 1:210000. „Westphal,“ schreibt Moltke, „lebte in Rom in sehr beschränkten Verhältnissen. . . . Begabt mit einer classischen Bildung, regem Eifer und der Eigenschaft eines unermüdblichen Fußgängers gelang es ihm nichtsdestoweniger, eine sehr bedeutende Arbeit zu liefern.“ Beiden Karten rühmt Moltke die Sorgfalt nach, womit die Lage der einzelnen Ortschaften bestimmt ist. „Die sichtbarsten Objecte der Gegend wurden von den astronomisch festgestellten Orten durch sehr gewissenhafte Winkelmessung mittels des Sextanten gefunden, die übrigen nach Zeitmaß so genau wie möglich eingetragen.“ „Der rastlose Wanderer hatte wenig Lohn für seine Mühe. Das Aufnehmen in dieser schirm- und schupflosen Gegend, unter einer brennenden Sonne und oft auf einem verpesteten Boden, gewährt zwar ein hohes Interesse, reibt aber die festeste Gesundheit endlich auf. Westphal endete sein mühevollles Dasein fast ohne Anerkennung dessen, was er geleistet hatte.“

Villa Ludovisi, das Kreuz auf St. Peter und die Mitte der Loggia in der Vigna Negroni durch trigonometrische Dreiecksverbindung sehr genau gemessen.

Der Abstand der beiden erstgenannten Punkte, nach Westphal 1470,595 Toisen, bildet die Basis der Aufnahme, die durch geometrische Construction gefundene Lage von Vigna Negroni und Collegio Romano stimmte mit der trigonometrisch-astronomischen Ermittlung. Von den genannten Punkten ließ sich nun leicht ein sehr vollständiges Netz von besonders sichtbaren Objecten in der Umgebung der Stadt festlegen, und mit noch hinreichender Sicherheit bis an die Grenze der beabsichtigten Aufnahme ausdehnen. Die Punkte, welche hierzu, wegen der freien und weiten Umsicht, vorzugsweise dienten, waren St. Peter, Terrasse des Monte Pincio, S. Pietro in Montorio, Kreuz auf Monte Testaccio, der Thurm des Capitols, dann außerhalb der Stadt Villa Mellini, Schuppen auf dem Hügel, wo Antemnae lag, das flache Dach auf Villa Patrizi, Thurm des Casale bei Pazzi, Tor di Schiavi. Von Objecten, welche eine Aufstellung nicht wol erlaubten, aber besonders sichtbar waren, nennen wir vorzugsweise die Pinie auf Monte Mario, zwei Pinien bei Buon ricovero, Tor del Quinto, das Grab der Cecilia Metella, den Siebel von S. Paolo, den Thurm südlich Porta Furba an der Wasserleitung des Claudius.

Für die Aufnahme wurde der Maßstab von 1:25,000 gewählt, derselbe, welcher der Landesvermessung des königl. Preussischen Generalstabs zu Grunde liegt. Die Orientirung ist nach dem magnetischen Nord. Die ermittelten Fixpunkte waren auf neun Meßtisch-Blätter vertheilt, von welchen jedes nicht ganz eine Viertelmeile Flächeninhalt hat. Auf dem mittelsten wurde die alte Stadtmauer von Rom vermessen und innerhalb dieser Mauer die nöthigen Orientirungspunkte bestimmt. Die Straßen, Plätze und einzelnen Gebäude konnten beim Stich einfach durch Reduction der vorhandenen Pläne eingetragen werden. Es war dagegen eine ziemlich mühevolle Arbeit, das Terrain darzustellen, welches die sogenannten sieben Hügel bildet, indem Häuser und Gärten die Umsicht erschweren und Terrassen, oft von sehr bedeutender Höhe, den natürlichen Zusammenhang unterbrechen.

Die Aufgabe, welche dieser Arbeit gestellt schien, erforderte nicht die absolute Genauigkeit einer Kataster-Karte, sondern nur die eines Croquis, welches den Wanderer in der Campagna orientiren, ihn beim Auffuchen geschichtlich interessanter Vertlichkeiten leiten sollte. Netzlegung und Detailaufnahme wurden mittels eines sehr leichten Meßtisches und einer an das Diopter befestigten Boussole bewirkt. Von den zahlreich zuvor bestimmten Fixpunkten aus konnten die zwischenliegenden Objecte, bei ihrer Nähe, noch mit genügender Sicherheit, unter Zuhilfenahme des Schrittezählens, mit dem erwähnten einfachen Instrument festgelegt werden. Die Kürze der gegebenen Zeit erforderte das einfachste Verfahren.

Die größere Hälfte der vorliegenden Aufnahme war auf diese Weise Anfangs Juni vollendet, als eine Hitze von 30° Reaumur im Schatten die vorläufige Einstellung der Arbeit auf dem Felde veranlaßte.“

Jetzt erst kam die verdienstliche Reduction einer neuen Katasterkarte des

Cardinals Falzacappa¹⁾ dem gelehrten Soldaten zu Gesicht: „Die bis jetzt erzielten Resultate konnten einigen Gelehrten und einflußreichen Männern vorgelegt werden, welche Interesse daran nahmen. Mit der größten Bereitwilligkeit theilte man auf dem Collegio Romano die sämmtlichen astronomischen Ortsbestimmungen mit und Monsignor della Spada, damals Presidente degli armi oder Kriegsminister, stellte die Benutzung der Original-Kataster-Aufnahmen in Aussicht.“ Moltke „ging an zu hoffen, daß er seiner Arbeit mit der Zeit eine sehr viel größere Ausdehnung werden geben können, als ein betrübendes Ereigniß ihn plötzlich aus Rom abrief²⁾“.

„Anfangs August kehrte er nochmals dahin zurück und nun bedurfte es während der allernüchternsten Jahreszeit der größten Anstrengung, um wenigstens die Feldarbeit zu vollenden, wiewohl das Auszeichnen verschoben bleiben mußte. Am 20. September war nicht allein der ursprünglich entworfene Rahmen ausgefüllt, sondern auch das geschichtlich so interessante Terrain von Veji und an der Allia mit aufgenommen. In dem Zeitraume von kaum sechs Monaten waren zehn Geviertmeilen vermessen; — was zur billigen Beurtheilung der Karte angeführt werden muß,“ fügt der damalige Major von Moltke bei, dessen Einleitung zu einem den Karten beizugebenden Textbuche die obigen Anführungen entnommen sind. Die Leser der „Deutschen Rundschau“ haben sich mit uns schon mehrmals unveröffentlichter Schriften des Schlachtendankers erfreut, der zu den ersten Meistern deutscher Prosa gehört. Sie werden es ihm heute wiederum Dank wissen, daß er einem Freunde dieser Zeitschrift gestattet hat, aus seinen Papieren Einiges für die Mitlebenden auszuziehen, — die ja, wenn Sie Rechte gibt, auf jedes Wort von ihm einen gewissen Anspruch haben.

Eine Bleistift-Bemerkung am Rande einer fröhlich begonnenen Seite lautet: „Fortsetzung ad calendas graecas!“ Was bleibt uns da anders übrig, als auf den schriftstellerischen Abschluß von Moltke's römischem Werke zu verzichten? Und doch meinen wir, es dürfe unser Geschlecht der Freude und der Belehrung nicht verlustig gehen, die schon zu lange in vergilbten Blättern geruht hat. Auch Italien hat das Recht, aus Moltke's Munde bestätigt zu hören, was seine Staatsmänner und besten Bürger³⁾ zu fordern nie aufgehört, Einige in neuerer

¹⁾ Card. G. F. Falzacappa: Carta Topografica del Suburbano di Roma, desunta dalle mappe del nuovo censimento e trigonometricamente delineata nella proporzione di $\frac{1:25000}{1}$ nell' anno 1839. Zwei Blätter. „Diese Karte,“ schreibt Moltke, „umfaßt nur die Stadt und die sie umgebenden Weinberge. Das Terrain ist innerhalb dieser Grenze, wie überhaupt bei Katasterkarten, mangelhaft dargestellt, die Höhen meist nur in ihren stärkeren Böschungen angedeutet. Das Besitzthum, die Feldmarken der einzelnen Biquen und Tenuten war der eigentliche Gegenstand dieser schätzenswerthen Arbeit. . . . Im Stich läßt die Ausführung viel zu wünschen übrig.“

²⁾ Der Tod des Prinzen Heinrich, welchen der Major v. Moltke dem Könige zu melden nach Berlin reiste.

³⁾ Zur Zahl dieser besten Bürger Italiens rechnen wir auch Herrn Alfred von Neumont, der sich bereits im Jahre 1842 in seiner Denkschrift: Della Campagna di Roma, und später in seiner Geschichte Roms das Verdienst erworben hat, unter Abweisung phantastischer Erklärungen und Heilungsversuche auf die Mittel und Wege hinzuweisen, die allein den alten Gesund-

Zeit auch selbstthätig zu fördern begonnen haben¹⁾: — die Wiederbevölkerung der Campagna di Roma mit ackerbautreibenden Menschen.

Wie munteren Sinnes der preußische Major an seine topographische und schriftstellerische Aufgabe herangetreten war, möge aus den folgenden Schlussworten eines Abschnittes ersehen werden:

„Die Mühe der Arbeit ist dem Verfasser reichlich belohnt durch die Freude, welche sie ihm gemacht hat. Möchte die Aufnahme auch Anderen nützlich werden und möchte bald ein Nachfolger sich finden, der mit demselben Eifer, aber mit mehr Fähigkeit und Muße den Plan vor Allem bis über das Albaner-Gebirge und bis zur Tibermündung ausdehnt. Dir, meinem unbekanntem Nachfolger, weissage ich große Freude an Deiner Arbeit in jener herrlichen Gegend. Wol ist es ein wonniges Gefühl, in der Morgenfrische durch die noch schlummernde Stadt zu fahren, hinaus aus den engen Gartenmauern in die freie weite Ebene, dort mit geschonten Kräften das Tagewerk zu beginnen. Du wählst einen erhabenen Standpunkt, um Dich zu orientiren, und während die Nadel einspielt, schweift Dein Blick über das prachtvolle Panorama rings umher. Tiefe Stille herrscht durch die einsame Gegend, und selbst der Schall der Glocken dringt von den 360 Kirchen auf den sieben Hügeln nicht mehr bis an Dein Ohr. Kein Haus, kein Mensch ist sichtbar, nur schön gefärbte Eidechsen schauen von dem alten Mauerwerk mit klugen Augen auf Dein Beginnen und stürzen dann eilig davon. Jetzt schwebt die strahlende Scheibe der Sonne über das Sabiner-Gebirge hinauf, und ein sanftes Rauschen durchschauert die breiten Gipfel der Pinien. In den klarsten Umrissen erkennst Du die drei oder vier Meilen entfernten Gegenstände, die Villen am Saum der waldigen Höhen von Frascati und die blendenden Segel auf dem tiefblauen Meer. — Doch die Arbeit will gefördert sein, Du darfst die Gegend nicht länger in ihrer malerischen Wirkung, Du mußt sie in ihrer physischen Beschaffenheit auffassen. Das führt Dich nun durch felsige Waldschluchten und breite Wiesenthäler, über buschige Hügel auf freie Höhen. Von jeder derselben stellt das herrliche Bild sich in neuen Verschiebungen dar, während Deine Planchette dem Boden das Geheimniß seiner Scenekünste abzwingt.

Aber an Mühsal und Beschwerlichkeit wird es auch nicht fehlen. Dein Begleiter, dessen Kräfte nicht durch dasselbe Interesse getragen werden wie die Deinen, vermwünscht schon lange innerlich il brutto suo mestiere. Sein zögernder Schritt erinnert Dich plötzlich, daß acht oder neun Arbeitsstunden Dir un-

heitszustand wieder herbeizuführen im Stande sein dürften. Die Aufgabe wird durch zwei neu hinzugetretene Umstände außerordentlich erleichtert: die Aufhebung des alten Erbrechtes, und die Einführung des Eucalyptus globulus, jenes Wunderbaumes, dem Algier und Süd-Frankreich bereits so viel Segen verdankt.

¹⁾ Ein Fürst Ruspigliosi hatte bereits in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts auf seinen Besitzungen bei Zagarolo einige Strecken Landes den Einwohnern zur Erbpacht angeboten. Freudig war man dem Aufrufe gefolgt, die dürren Weidenflächen prangten in bestem Anbau, die Gesundheit verbesserte sich. Aber sein Beispiel hat anscheinend keine Nachfolge gefunden; die allmählig, von der Stadt einerseits, vom Albaner-Gebirge andererseits sich ausbreitenden Zonen reicher und heilbringender Cultur, die so Mancher bereits geträumt hat, verbleiben immer noch dem Traumlande zu eigen.

bemerkt entschwandten. Dein Wagen ist an einen Punkt bestellt, der vielleicht noch eine Meile seitwärts liegt; denn beim Aufnehmen wie bei der Jagd weiß man selten genau, wohin die Schritte führen. Die Sonne sendet glühende Strahlen und nirgends entdeckst Du einen Born, um Deinen brennenden Durst zu stillen. Du schlägst den Rückweg in gerader Linie ein; er führt Dich über eine jener ausgedehnten Flächen, auf welchen die Ochsenherden weiden. Neugierig erheben die silbergrauen Riesen ihre gewaltigen Hörner in die Luft, und plötzlich stürzt die ganze Schar hinter Dir drein, daß der Boden erbebt. Du hältst an, und sie stuken vor dem ihnen entgegen gebreiteten Regenschirm; aber kaum wendest Du Dich zum Rückzug, so folgen sie im schwerfällig ungewissen Trabe nach, und froh darfst Du sein, wenn Du Dich endlich über den Lattenzaun schwingst, welcher die weiten Koppeln scheidet.

Recht ernstliche Noth hat man zuweilen, wenn die zur Bewachung der Schafherden bestimmten, halbwilden Hunde sich zu einem gemeinschaftlichen Angriff verbünden; widerlicher aber sind die in unglaublicher Menge vorhandenen Schlangen, zum Theil recht giftiger Natur. Sie schießen unter Deinen Füßen hervor aus dem dürren Grase und hängen in den Zweigen der Büsche, durch welche Du Dich durchdrängen mußt. Man ist genöthigt, hohe und schwere Stiefel zu tragen, die beim anhaltenden Gehen sehr lästig werden. Mit zer-rissenen Kleidern und wunden Füßen, ermattet von Hunger und Anstrengung kehrt Du zurück; aber Du entdecktest vielleicht ein Grabmal, eine Inschrift, einen Säulenschaft oder ein Stück Labapflaster, welche noch kein Plan und kein guide voyageur angibt, und stolz trägst Du diese Beute nach Haus. Hat doch Jeder von seinem Wirken

nur die Mühe und die Schmerzen
und wofür er sich hält in seinem Herzen."

Die Einleitung zu Moltke's unvollendetem Werke über die Umgegend Roms lautet wie folgt:

„Geschichtliche Begebenheiten gewinnen einen eigenthümlichen Reiz, wenn wir die Vertlichkeit kennen, wo sie sich zutrugen. In den lebendigsten Farben treten sie dem vor die Seele, welcher sich auf ihrem eigentlichen Schauplatz befindet, und wie wir einen regeren Antheil nehmen an den Schicksalen eines Mannes, dessen Gesichtszüge wir kennen, ebenso prägen sich dem Gedächtniß die Vorgänge tiefer ein, deren räumliche Bedingungen wir anschauten. Geschichte und Ortskunde ergänzen sich wie die Begriffe von Zeit und Raum.

Die Vertlichkeit ist das von einer längst vergangenen Begebenheit übrig gebliebene Stück Wirklichkeit. Sie ist sehr oft der fossile Knochenrest, aus dem das Gerippe der Begebenheit sich herstellen läßt, und das Bild, welches die Geschichte in halb verwißten Zügen überliefert, tritt durch sie in klarer Anschauung hervor.

Jahrtausende freilich, welche die festesten Bauten umstürzen, gehen nicht spurlos vorüber an der größten aller Ruinen, der Muttererde. Der Anbau glättet ihre Oberfläche aus, Wälder verschwinden, Bäche versiegen und tarpejische Felsen ebnen sich zu sanfteren Hängen ab. Aber dies Alles ändert, wir möchten sagen, nur die Hautfarbe der Alma mater, ohne ihre Gesichtszüge unkenntlich

zu machen. Wo die Naturkräfte gewaltjam mitwirkten, wo Vulkane und Erdbeben, Ueberschwemmungen und Versumpfung in geschichtlicher Zeit den Boden umwandelten, da geschah es doch nur auf beschränktem und wohl bekanntem Gebiet.

Von vielen Gegenden darf man aber behaupten, daß sie seit Jahrtausenden wirklich unverändert geblieben sind. Das Meer in der steten Wandelbarkeit seiner Bogen stellt sich uns in derselben großartigen Einfachheit dar, wie einst den Argonauten. Der Beduine trinkt seine Kasse und Kameele noch an den nämlichen Quellen und weidet seine Heerden auf denselben grünen Flächen, wie Abraham und Muhammed. Die mit Basalttrümmern überschütteten Ebenen am mittleren Euphrat bieten dem heutigen Wanderer eben den trostlosen Anblick dar, wie den Grenzwächtern des Römischen Reichs, und viele der Thäler um Jerusalem zeigen sich unserm Blick gewiß gerade so, wie sie dem Erlöser erschienen, als er noch auf Erden wandelte.

Und so ertheilen wieder die Begebenheiten den Orten ihre Weihe. Daher der Zauber, der im bloßen Namen liegt. Der verödete Hügel von Bunar-baschi und das kahle Sandufer von Kunkaleh würden den Blick des Besuchers nicht lange fesseln, wüßte er nicht, daß dort Pergamos seine Zinnen erhob, hier die Schiffe der Achäer auf den Strand gezogen lagen. Selbst dann, wenn die Forschung eine Ueberlieferung nur noch als Fabel bestehen läßt, bezieht sich diese doch meist auf eine ganz bestimmte Dertlichkeit, welche der ursprüngliche Erzähler im Auge hatte. Ob je die Griechen Ilios bestürmten, mag ungewiß sein; aber unzweifelhaft ist, daß der blinde Sänger die Gegend östlich der Dardanellen-Mündung ganz genau kannte. Romulus selbst und Herakles mögen immerhin bloße Mythen sein; aber was von ihnen gedichtet wurde, ist wirklich, soweit es sich auf den Schauplatz ihrer Thaten bezieht. Eine Erzählung kann geschichtlich un wahr und örtlich vollkommen genau sein.

Wichtig für die kritische Beurtheilung ist, daß eine genaue Kenntniß der Dertlichkeit die phantastischen Gebilde der Ueberlieferung auf ihren wahren Maßstab zurückführt. So ist die ältere römische Geschichte offenbar eine durch vaterländische Begeisterung ausgeschmückte Fabel. Mancher Heereszug mit Siegen und Trophäen erscheint nur noch als die Kaufereien der Ackerbürger zweier Landstädte, deren Feldmarken aneinander gränzten, wenn wir den engen Raum auf den Hügeln von Antemnae und Fidenae betrachten und die Entfernung einer halben Wegstunde bedenken, die sie vom palatinischen Hügel trennt. Wer wird deshalb die schönen Schilderungen Plutarchs und Livius' weniger anziehend finden? Auch die Sage knüpft sich an die Wirklichkeit, sie wurzelt in ihr, und die beiden Geistesrichtungen,

der Durst nach Wahrheit und die Lust am Trug,

schließen sich gegenseitig nicht aus. Die Aufgabe, welche wir uns stellen, wird nicht sein, die Fabel von der Wirklichkeit zu scheiden, sondern beide mit derjenigen Dertlichkeit zu verbinden, auf welche sie sich jedes Mal beziehen.

Nicht Jedem ist es vergönnt, sich an dem Anblick geschichtlich merkwürdiger Punkte zu erfreuen und zu belehren. Die Abbildung muß dann die Wirklichkeit ersetzen. Sie zieht in den engen Kreis des Stubengelehrten, was ihm auf andere

Weise nicht erreichbar ist. Aber auch dem vom Glück mehr Bevorzugten wird ein Wegweiser an Ort und Stelle nicht unwillkommen sein, welcher die Meinung Anderer zusammenstellt, ohne die seinige zu beschränken.

In diesem Sinne übergeben wir nicht sowohl dem gelehrten, als dem gebildeten Publicum die nachfolgenden Blätter als Begleitung zu unserer Aufnahme der Umgegend von Rom. Sie enthalten keine neuen Entdeckungen auf dem Gebiete der Geschichte und der Kritik, sondern sie bringen nur die Meinungen der Forscher in den Rahmen sorgfältig geprüfter und berichtigter Ortsverhältnisse. Die Darstellung kann natürlich nur eine aphoristische sein; eine Schnur bunter Steine, aufgereiht an dem Faden eines Spazierganges durch eine in allen ihren Theilen anziehende Dertlichkeit.

Denn kaum wird es auf dem weiten Erdenrund einen Raum geben, wo so viele und so große Handlungen vollbracht wurden, als der, welchen die engen Grenzen unserer Karte umfassen. Vier Jahrhunderte brauchte das junge Rom, um diese Landscholle zu erkämpfen, ebensoviel Zeit, als es von da an bedurfte, um sich den Weltkreis zu unterwerfen. Die ersten und schönsten Thaten der Republik wurden in der Ebene zwischen Veji und dem Fuß des Albaner-Gebirgs vollbracht. Freilich fallen sie meist dem Gebiet der Fabel anheim, denn mit dem Beginn der Geschichte greifen die Unternehmungen Roms bald weit über diese enge Grenze hinaus. Aber die Wirkungen kehren auf unser Gebiet zurück. Von hier verbreiteten sich strahlenförmig jene mächtigen Heerstraßen, welche über Berge und Flüsse, durch Wälder und Moräste bis an den Rhein und den Euphrat ausgedehnt wurden. Zahllose Trümmer von Gräbern bezeichnen ihre Richtung in der Nähe der gewaltigen Stadt. Hatten einst die Wälder dem Ackerland Platz gemacht, so war in der Blüthe der Kaiserzeit dieses durch prachtvolle Landhäuser und Gärten fast ganz verdrängt, bis endlich mit dem Verfall des Reichs Alles in eine weite Wüste umgewandelt wurde.

Der Sitz des Imperiums wurde an den Bosphorus verlegt, und wirklich scheint die Natur selbst Byzanz zur Hauptstadt der drei Welttheile unserer Erdhalbkugel bestimmt zu haben. Rom war groß geworden durch seine Männer, Constantinopel wurde es durch seine Weltstellung zwischen zwei Meeren und im Mittelpunkt des alten Festlandes. Aber so gewaltig war der Einfluß, den Rom einmal gewonnen und während tausend Jahre behauptet hatte, daß es sich durch ein neues geistiges Moment aus fast unglaublichem Verfall zum zweiten Mal zur Hauptstadt der Welt emporstwang. Die römische Herrschaft, sagt Ranke, hatte in dem menschlichen Geschlecht zuerst das Gefühl seiner Gemeinschaft erweckt. Erst durch sie gelangten die Völker dahin, den Gedanken an einen allgemeinen Gott zu fassen. In diesem Moment der Weltentwicklung ward Christus geboren. Unscheinbar war sein Leben. Aus einem unterjochten Volke hervorgegangen, hatte er nicht, da er sein Haupt hinlege. Zu den Fischern redete er in Gleichnissen von Gott, heilte Kranke und starb den Tod eines Missethäters. Und doch hat es Nichts auf Erden gegeben, was reiner, erhabener und — auch vom weltlichen Standpunkte betrachtet — folgenreicher gewesen wäre, als sein Wandel, seine Lehre und sein Tod.

Nach Rom wandten sich vorzugsweise die beiden großen Apostel Petrus

und Paulus; denn Rom war der Hebel, der die Welt in Bewegung setzte. Bei den Armen, den Unterdrückten und Schwachen fand ihre Lehre Eingang. Duldbender Gehorsam und Hingebung bis in den Tod waren die Waffen der Gläubigen, und diese Lehre der Demuth siegte über das Heer, den Senat und die Kaiser. Aus den Katakomben stieg die Verehrung der Märtyrer hervor. Säulen und Altäre der Olympier schmückten von jetzt an die Tempel des alleinigen Gottes. Das Bild des Cäsaren wich aus der Apfis, um dem des Erlösers und der Apostel Platz zu machen, und das Kreuz, das Werkzeug schmachvollen Todes, wurde zum Zeichen des Siegs und der Herrlichkeit erhoben.

Die christliche Kirche erhielt ihre Gestalt durch das Römische Reich. Rom wurde der Mittelpunkt der Christenheit. Dort hatten die meisten Bekennere geblutet, und die ersten dreißig Bischöfe waren sich nicht nur im Amt, sondern auch im Martyrthum gefolgt. Die Cäsaren selbst förderten das Emporkommen einer patriarchalischen Autorität, und als das abendländische Reich zusammenbrach, war die christliche Kirche gegründet.

Nachdem Pipin die Schlüssel der in Italien eroberten Städte auf den Altar St. Peters niedergelegt, war auch die weltliche Macht der Päpste gegeben. Freilich folgten noch Jahrhunderte der Unterordnung, der Auslehnung und des Kampfes; aber seit Gregor VII. hatte das Papstthum sich emancipirt. Wahrhaft großartig ist seine Stellung im 13. Jahrhundert. Die päpstlichen Legate treten wie römische Proconsuln auf, Italien und Deutschland gehorchen ihnen mehr als den Kaisern, Spanien wird dem Moslem, Preußen den Heiden abgenommen. Der König von England empfängt sein Reich zu Lehn vom Papste und Hunderttausende ziehen auf seinen Wink zu den Kreuzzügen aus.

Aber der Glücksstern der Stadt Rom folgte dem glänzenden Aufschwung nicht, welchen das römische Papstthum nahm. Je mächtiger nach Außen, je schwächer war es nach Innen. Während des ganzen Mittelalters war Rom im beständigen Sinken. Man konnte an den vollkommenen Untergang dieser Stadt glauben, in welcher ein ungebändigter Adel sich selbst und das geistliche Oberhaupt befahdete. Trümmer häuften sich auf Trümmer, die Straßen verschwanden, die Gegend bildete eine Wüste. Die Luft verpestete. Selbst die Päpste hatten Rom verlassen, wie man aus einem einstürzenden Hause flieht.

Sixtus V. wagte es, mitten unter diesen Schutthaufen eine neue Stadt zu gründen.

Eine Reihe ausgezeichnete Männer, welche sich auf dem Sitz St. Peters folgten, setzten das Werk fort, stellten die Ruhe im Innern her und suchten das Land einer gänzlichen Verödung und Versumpfung zu entreißen.

Die wechselnden Schicksale, welche über die Stadt und die Umgegend hinführten, haben tiefe und unverwischliche Spuren hinterlassen. Die Trümmer eines Jahrtausends lagern durch und über die Trümmer des anderen. Was die verschiedenen Zeitalter schufen, ist meist zerstört; was sie verwüsteten, ist geblieben. Das Mittelalter baute mit den Werkstücken des Alterthums, und doch ist die Ruinenstadt auf den Hügeln noch heute größer als die moderne auf dem Marsfeld. Das jetzige Leben vermag nur einen Theil der alten Mauer des Honorius auszufüllen. Gärten und Weinberge umschließen diesen Kern in der

Ausdehnung einer Meile; Alles was darüber hinaus liegt, ist bis zum Fuß der Berge eine Wüste geblieben.

So gewährt diese öde Campagna di Roma einen unbeschreiblichen Reiz. Sie ist die Heimath der Gegensätze, einer Vergangenheit des reichsten Lebens, einer Gegenwart der tiefsten Stille. Die Burg der Gaetani klebt an dem Grabe der Metella, und die Kuppel des Michel Angelo erhebt sich über dem Circus des Nero. Die Gräber der Märtyrer liegen zwischen den Columbarien der Heiden, moderne Chaussees ziehen durch die Bogen antiker Wasserleitungen. Von jenen Hügeln, wo Pyrrhus lagerte, blickt die vom Blitz zerschmetterte Eiche des Tasso. Dampfschiffe durchschneiden die Fluth des blonden Tiber und bald werden Eisenbahnzüge durch die Felder brausen, wo der Wagen der Triumphatoren einzog.

Die Vergangenheit dieser Erdscholle ist so gewaltig, daß sie die Gegenwart übertönt. Jeder Gang vor die Thore Roms führt uns an ein Denkmal großer Erinnerungen; aber sie gehören den verschiedensten Zeitaltern an. Wenige Schritte bringen uns von einem Schlachtfeld der Republik an ein Raubschloß des Mittelalters, von dem Nymphäum eines Flußgottes zu der Capelle eines Heiligen, und Minuten trennen räumlich, was geschichtlich Jahrhunderte auseinanderliegt.“ —

Drei weitere Auszüge aus der werthvollen Handschrift sollen dem Leser das Resultat der Studien Moltke's über die Entstehung des Bodens der Campagna, — über das älteste Aussehen der Gegend von Rom, als sie bewohnter zu werden anfang, — endlich über das Klima vorführen.

I.

Ohne uns in geognostische Muthmaßungen allzuhoch zu versteinen, dürfen wir Folgendes als hinlänglich begründete Wahrscheinlichkeit aufstellen.

Das Meer rollte einst seine Wogen über die ganze Landfläche, welche heute den Namen der römischen Campagna trägt. Bis zum Gipfel des Monte Mario, $\frac{1}{4}$ Meile nördlich von St. Peter, 440 Fuß über dem jetzigen Meerespiegel, finden sich ganze Bänke von Austerschalen und Panzern anderer, dem Salzwasser angehöriger Thiere. Diese größte Höhe bei Rom erschien damals als Sandbank oder Untiefe in dem weiten Meerbusen, welcher erst durch den Apennin und seine Verzweigungen begrenzt ward. Zu jener Zeit bildeten Narni und Tivoli die Mündungen des Tiber und des Teverone in's Meer; der Monte Soracte und Monte Circeo, 2270 und 2000 Fuß hoch, erhoben sich als Inseln aus der Fluth, gerade so, wie heute noch Capri und Ischia aus den Wellen sich erheben.

Dies war der Zustand zu Ende der secundären Periode und zu Anfang der tertiären. Damals lagerte sich der Mergel, der gelbe Sand und der Kies

ab, welcher in großen Massen und zu bedeutender Höhe in die Thäler hinauf reicht. Gestört wurde derselbe durch die große vulkanische Thätigkeit, welche an der ganzen Westküste Italiens von Siena bis Neapel ihre Spuren hinterließ und an mehreren Punkten noch heute fortwirkt. —

Ob das Meer allgemein so bedeutend gesunken, ob der Boden desselben hier, durch die Ausdehnung der Gase so sehr gehoben, ob derselbe durch den Auswurf der Vulkane in dem Maße überschüttet wurde, daß er sich als trockenes Land darstellte, oder ob alle diese Potenzen zusammen wirkten, mag unerörtert bleiben. Ohne Zweifel aber tauchten die ersten Krater aus den Fluthen empor. Wir werden die Gründe für diese Behauptung sogleich anführen; an sich ist es schon wahrscheinlich, daß die bis auf einen sehr hohen Grad gespannten Gase die Erdoberfläche zuerst da sprengten, wo sie am dünnsten war, also an den tieferen, mit Meer bedeckten Stellen.

Die älteste Gebirgsbildung der Gegend ist der secundäre Kalkstein, wie wir ihn in ungeheueren Massen von regelmäßiger Schichtung östlich im Sabiner- und südlich im Volsker-Gebirge anstehend finden. Die höchsten Spitzen dieser Berge sind bis jetzt nicht genau gemessen, sie dürften sich aber kaum über 4—5000 Fuß erheben. Das Kalkgebirge ist frei von Erzgängen und organischen Körperbildungen und zeigt dieselben schroffen Formationen, wie wir sie in den Vor-alpen erblicken.

Nächst diesem weißgrauen Kalkstein bildete sich wol unter unmittelbarer Einwirkung des Meeres der Sandstein, welcher die Grundmasse des Monte Gianicolo ausmacht, jener Hügelkette, auf der die westliche Stadtmauer Roms ruht und deren höchster Gipfel der Monte Mario ist. Ein großer Theil dieses Gesteines besteht aus Stücken, welche im Kalkgebirge anstehend gefunden werden und von dort abgospült sein mögen. Alle übrigen Gebirge der Umgegend von Rom zeigen entweder die Zerstörung der früheren Kalkformationen durch Eindringung plutonischer Massen, oder sind ganz und gar vulkanischen Ursprungs.

In erster Beziehung sind die Berge von Tolfa und Alumiera zu nennen, welche die Campagna nördlich von Civitavecchia bis Viterbo begrenzen. Der secundäre Kalkstein an ihrem Südfuß ist von Trachytadern durchdrungen, welche die Felslager zunächst in Gyps verwandelten. Das Vorkommen des Alaunsteins scheint durch die Einwirkung des Trachyts bedingt, welcher die Kalkmassen auf die Seite schob, oft ganz abtrennte.

Außer dem Alaunstein enthält das Gebirge Eisen, Blei und Zink, nirgends aber eine Spur von organischen Körpern.

Der Trachyt bildet weiter nördlich auch die Gipfel des Monte Amiata und Cimini ¹⁾.

Ob schon das Feuer dieser Vulkane bereits zu einer vorgeschichtlichen Zeit erlosch, so finden sich doch die unzweideutigsten Spuren ihres Wirkens in großer Zahl. Die ganze Gruppe des Albaner-Gebirges bildet einen gewaltigen Keil, dessen Krater mehr als eine deutsche Meile im Durchmesser hält. Dieser Krater

¹⁾ Osservazioni geologiche sul Monte Amiata, del Marchese Lorenzo Pareto. Roma 1844.

mochte durch den Vulkan selbst bereits verschüttet sein, als aus seiner Mitte, wie beim Vesuv, ein neuer, 500 Fuß hoher Kegels sich erhob, dessen ebenfalls jetzt verschüttete Mündung das sogenannte Campo di Annibale ist. Die Wände dieses Trichters bilden im Monte cabo die größte Höhe des Albaner-Gebirgs und erheben sich 2965 Fuß über den Meeresspiegel. Sie stürzten ebenso wie die des älteren, größeren Kraters in der Richtung auf Grotta ferrata ein, so den Wassern Abfluß gewährend. Durch die Umwallung des älteren Trichters, welche nur an der Nord- und Ostseite erhalten ist, brachen ferner zwei neue Vulkane hervor. Sie werden deutlich wahrgenommen in dem See von Albano (Lago di castello) und dem von Nemi. Die Spiegel dieser Wasserbecken liegen 919 und 1022 Fuß über dem des Meeres. Die einschließenden Wände erheben sich gegen 400 Fuß höher und die Tiefe der Wasser dürfte leicht ebensoviel betragen.

Diese Umwallung, welche nach Innen steil und felsig abfällt, nach Außen sich allmählig verflacht, ist von so fester Beschaffenheit und so wohl erhalten, daß beide Seen ganz ohne zu Tage liegenden Abfluß sind. Wahrscheinlich fanden jedoch die Wasser einst einen unterirdischen Weg, welcher erst durch Erdbeben oder aus anderen zufälligen Ursachen sich verstopfte. Denn die geschichtliche Kunde von dem Gefahr drohenden Anschwellen des Sees von Albano hat sich bis auf uns erhalten. Das Wasser stieg bis beinahe an den Rand des Kraters, also um mehr als 300 Fuß, und man befürchtete mit Grund eine Ueberfluthung oder einen noch verderblicheren Durchbruch, welcher die damals so reichbebaute Ebene gänzlich verwüßt haben würde.

Aus der Gesamtmasse des Albaner-Kegels traten ferner noch als Vulkane hervor die von Anhöhen umschlossene, jetzt trockene Ebene Valle aricina und laghetto, und als der Hauptgruppe angehörend können noch genannt werden die Seen von Giulianello, Gabii und Regillo. Diese kleinen, tiefliegenden Vulkane haben keine eigentlichen Trichter oder Umwallung. Wahrscheinlich wirkten sie nie anders als unter dem Spiegel des Meeres, dessen Wogen die von ihnen ausgeworfenen Massen wegspülten. Von dem Kessel von Agnani und der Solfatara bei Tivoli erscheint es zweifelhaft, ob sie zu den Vulkanen gezählt werden dürfen.

Unverkennbar sind dagegen die ringförmigen, bedeutenden Anhöhen von Vaccano und Bracciano. Der erstgenannte Vulkan hat seinen Krater mit Schutt zur Ebene ausgefüllt. Durch die gegen Südost eingestürzte Umwallung fließt der Fiume della Balca dem Tiber zu. Aehnlich wie bei Albano scheinen auch hier zwei spätere Ausbrüche stattgefunden zu haben, durch welche die jetzt mit Wasser erfüllten Trichter von Straccia cappa und Martignano in die ursprüngliche Umwallung hinein gesprengt worden sind. Viel bedeutender ist noch der von einem kreisrunden See erfüllte Krater von Bracciano. Derselbe ist fast genau von demselben Durchmesser, wie der Hauptkrater des Albaner-Vulkans, und seine ebenfalls in der Richtung auf Rom eingestürzte Ringmauer erhebt sich bei Rocca romana über 2000 Fuß. Endlich spricht die Form des Lago di Vico (1½ Meilen südlich Viterbo) dafür, daß er sein Entstehen einem vulkanischen Ausbruche verdankt.

Alle diese vereinzelt Gebirgsgruppen vulkanischen Ursprungs unterscheiden sich schon auf den ersten Anblick wesentlich von den zusammenhängenden Zügen der älteren Kalkbildung. Sie zeigen nicht jene schroffe Alpenformation mit tief eingerissenen Thälern und zackigen Gräten, sondern sind leicht erkennbar an der Regelform mit sanften Abhängen, wie sie der natürliche Schüttungswinkel von Sand, Asche und Gerölle gestattet. Denn der eigentliche feste Kern dieser Berge, die Lava und der Basalt kommen auf der Oberfläche nur selten zu Tage.

In welchen Zeitabständen nun alle jene Vulkane aufstauchten, darüber läßt sich kaum eine Vermuthung aufstellen; daß aber ihre Thätigkeit eine zu verschiedenen Zeiten auf einander folgende gewesen ist, geht aus der Stellung der kleineren Krater in den älteren und ihrer Umwallung unwiderleglich hervor. Es leuchtet ferner ein, daß die andauernden Eruptionen einer so bedeutenden Zahl feuerpeiender Berge auf verhältnißmäßig engem Raum eine sehr große Wirkung hervorbringen konnten. Jeder der beiden Trichter von Albano und Bracciano ist mehr als doppelt so weit wie der ursprüngliche Krater des Vesuv, und es ist gar nicht unmöglich, daß die ganze Umgegend durch sie dem Meere abgewonnen wurde; daß die von ihnen ausgeworfenen Schuttmassen die wellenförmige Ebene aufdämmten, welche heute die Campagna di Roma heißt.

Wirklich ist, mit Ausnahme der pontinischen Sümpfe, diese ganze Campagna meist aus vulkanischen Stoffen gebildet, in welchen die älteren Gesteine nur trümmerteilweise vorkommen.

Unter jenen vulkanischen Gebilden unterscheiden wir vornehmlich drei Gattungen, die Lava, den Peperin und den Tuff.

Die basaltische Lava bildet den eigentlichen Kern der Gebirgskegel; sie ist hart und tönend, hat eine bläulich-schwarze Farbe und zeigt große, zusammenhängende Massen. Sie tritt fast ausschließlich nur am Fuß des Gebirgs hervor, da wo das Meer den auf sie herabgefallenen Schutt fortküpfeln konnte, so am Fuß des Albaner-Gebirgs, am Regillus und bei Bracciano. An den höher liegenden Punkten, wohin die Meerestwogen nicht reichten, ist die Lava von Schuttmassen verdeckt. Auch in der Ebene wird sie selten sichtbar. Der hauptsächlichste Zug ist der, welcher von der Osteria delle Fratocchie am Fuß des Albaner-Gebirgs, $1\frac{1}{2}$ Meilen weit in der Richtung der appischen Straße hinzieht und bei dem Grabe der Metella plötzlich abbricht. Die Mächtigkeit dieses Lavastroms ist eine abnehmende. Bei dem genannten Anfangspunkt beträgt die Dicke mindestens 80, beim Endpunkt 30 Fuß. Der Rücken dieses leicht zu verfolgenden Walles ist mit einer Erdkrume überdeckt, die Seiten fallen mehr oder weniger steil ab. In ihnen liegen die Steinbrüche, aus welchen die Alten das unverwüßliche Material, den silix, zu ihren Heerstraßen entnahmen. Eine andere Lavabank findet sich bei Acqua acetosa am linken Tiberufer, $1\frac{1}{2}$ Meilen südwestlich von Rom. Sie ist mit Erde so überschüttet, daß ihre Ausdehnung nicht wol zu bestimmen ist. Gewiß sind in der römischen Campagna noch andere Lavazüge vorhanden, die aber durch spätere Aschenregen ganz überdeckt wurden. Auch das hochliegende Thal des Sacco zwischen dem Sabiner- und dem Albaner- und Volzker-Gebirge ist bis zu seinem Ursprunge mit

vulkanischen Massen angefüllt. Sie mögen dem mächtigen Krater von Albano entstiegen sein. Auffallend ist die gleiche Umgebung des Monte Soracte, eines Kalksteingebirges, welches von den nächsten Vulkanen zwei bis drei Meilen entfernt liegt. Hier sowol, wie bei Monte Fortino (der nordwestlichen Spitze des Volster-Gebirges) erheben sich die Kalkfelsen steil, in regelmäßiger Schichtung und ohne sichtbare Spur von späterer Zerstörung, aus der vulkanischen Umgebung, zum Zeichen, daß ihre Bildung fast vollendet war, ehe die vulkanische Thätigkeit zu wirken anfing.

Es ist zu bemerken, daß in der Ebene sich die Lava nur in den angeführten mächtigen Lagern anstehend, als Geschiebe oder Gerölle aber nirgends vorfindet. Wo man daher auf Lavablöcke stößt, darf man annehmen, daß sie durch Menschenhände dorthin gebracht wurden, was für die Ermittlung der alten Straßenzüge von Wichtigkeit ist¹⁾.

Der Peperin zeigt eine bald hellere, bald dunklere graue Färbung, er ist frisch und glänzend, im Bruch aber von sehr ungleicher Beschaffenheit. Die vulkanische Asche bildet seine Grundmasse, aber mit derselben schleuderte die unterirdische Kraft Schlacken, Basaltsplitter und Theile der ursprünglichen Kalksteindecke in großen und kleinen Trümmern hervor. Regellos wie es herabfiel, blieb diese Gemenge auf den trockenen Höhen liegen und verhärtete sich mit der Zeit durch einen noch unbekanntem, theils mechanischen, theils wol chemischen Proceß in zusammenhängender Masse. So thürmte sich der Peperin in mächtigen Lagern über die Lava auf, nachdem diese selbst zu fließen aufgehört hatte, und bildete die jetzt vorhandenen Krater und Gipfel der vulkanischen Berge.

Wer auf den Bürgersteigen von Rom zu gehen hat, wird sich bald von der ungleichen Beschaffenheit der Bestandtheile des Peperin überzeugen. Dies Gestein ist zwar wohlfeil, aber ganz ungeeignet für den genannten Zweck. Denn während die weichere Grundmasse sich sehr bald abschleift, bleiben die härteren eingesprengten Stücke in oft scharfen und eckigen Spitzen stehen.

Weit besser benutzten die Alten den Lapis albanus und gabinus zu solchen Bauten, namentlich wo der Gewölbschnitt in Anwendung trat, so bei den noch jetzt vorhandenen Substructionen des Tabularium, bei Brücken und Wasserleitungen.

Dieselben Massen, mit welchen die Vulkane ihre Gipfel überschütteten, verbreiteten sich auch in der ungeheuersten Menge über die damals noch vom Wasser bedeckte Ebene. In diesem Element mußten nothwendig die dichteren und darum schwereren Bestandtheile durch die sich ablöschende, leichtere Asche hindurch zu Boden sinken. Diese Asche nun bildete den Tuff, welcher sich als eine ziemlich gleichförmige Masse darstellt und in der die harten Bestandtheile des Peperin nur ausnahmsweise vorkommen. Die Art der nicht selten eingesprengten Muscheln bezeugt, daß die Ablagerung bald im Meer-, bald im stagnirenden Süßwasser vor sich ging.

Uebrigens gibt es vielfache Abstufungen in der Mischung der Bestandtheile. Es gibt einen Tuff von loser, bröcklicher Textur, welcher, mit Schlacken,

¹⁾ Westphals „Beschreibung der Umgegend von Rom“.

Kalk und Lavastückchen gemischt, den Uebergang zum Peperin bildet; auch deuten mannigfache Abdrücke von Blättern und Zweigen, welche eben diese Art enthält, darauf hin, daß die Bildung schon mehr auf dem Trockenen erfolgte. Im Allgemeinen ist der Tuffstein von einer schönen braunen Farbe, porös aber fest, im Bruche erdig, und specifisch leichter als der Peperin.

Im Tuff liegen die labyrinthischen Puzzolan-Gruben, deren gewundene Gänge oft Tausende von Schritten unter der Erdoberfläche hinführen. Sie waren die Zufluchtsstätten, in welchen die ersten, hartbedrängten Christen sich verbargen, in denen sie ihren Gottesdienst hielten und wo sie ihre Todten begruben. Die Puzzolan-Erde, mit Sand und Kalk vermischt, bildet eine Masse, die sich beim Eintrocknen völlig verhärtet. Die Römer mischten zerstoßene Ziegelsteine in ihren Mörtel, und die Bauten der Kaiser aus sehr flachen Ziegeln, sowie die regellosen Mauern des Mittelalters bestehen fast zur Hälfte aus solchem Gemenge, welches die Härte des Steines übertrifft.

Endlich bildet der Tuff, oft mit Bimsstein gemischt, die fruchtbare Erdkrume der Campagna. In diesem Zustand zeigt der Tuff die Farbe des trockenen Laubes, er ist leicht zerreibbar und saugt die Feuchtigkeit begierig ein¹⁾.

Sehr oft erscheint der Tuffstein in horizontaler Schichtung, abgetheilt durch Lagen von Glimmer, Bimsstein und weicher Asche. Auch in verticaler Richtung, der Länge und Quere nach, ist dies Gestein geklüftet, als ob beim Trocknen und Verhärten die Masse gesprungen wäre. Die Bildung erscheint daher im Großen wie im Kleinen als Parallelopiped, wodurch seine Benutzung als Baumaterial erleichtert ist. Die Alten nannten den Tuff *saxum quadratum* und wandten ihn vielfach an, so bei der *cloaca maxima* und dem Walle des *Servius Tullius*.

Von dem letzten wurden die Werkstücke unter *Aurelian* und *Honorius* zu der noch jetzt aufrechtstehenden, obwohl mit Ziegeln vielfach ausgeflickten Stadtmauer genommen. An vielen Stellen, namentlich bei *Porta S. Lorenzo*, erkennt man deutlich noch den ursprünglichen Bau. Später zerschnitt man die gewaltigen Quadern in kleinere, wie dies an *S. Maria in Trastevere* sichtbar ist, und im Mittelalter zu Ziegelform. Aus solchen Tuffziegeln (*alla saracinesca*) wurden die Burgen der *Savelli* auf dem *Aventin*, die der *Gaetani* am *Capo di Bove* und andere erbaut, die sich wie Schwalbennester an die gewaltigen Trümmer der Vorzeit anklebten.

Der Tuff ist das vorherrschende Gestein durch die ganze Campagna, und wir erkennen seine parallelpipetische Bildung im Großen auch im Terrain in der oft rechtwinkligen Richtung der Haupt- und Nebenthäler, sowie in der kastenartigen Gestaltung derselben. Am deutlichsten fallen die Tuffgebilde in die Augen in den senkrechten Abfällen des rechten Tiberufers, welche die flaminische Straße bis zum *Balchetta-Bach* begleiten. Vorherrschend ist der Tuff auch an der *arbeatinischen Straße*, sowie er den Hauptbestandtheil der Hügel am linken Flußufer bildet, auf welchen das alte Rom lag. Die bedeutendsten Steinbrüche, aus denen der Tuff gefördert wird, liegen im *Monte verde* südlich der Stadt,

¹⁾ Brocchi, „dello stato fisico del suolo di Roma“.

an der nomentanischen Brücke über dem Tevereone, und bei Tor Pignataro vor Porta maggiore.

Auch unter dem Lavazug der appischen Straße hat man Tuff gefunden. Wo die alten Steinbrüche bis auf den Grund der Lava reichen, zeigen sie nahe am Gebirge den Tuff ziegelroth gebrannt. Die Gluth der flüssigen Massen war hier so groß, daß das Meer sie nicht sogleich auslöschten konnte. Weiter abwärts vom Gebirge erkalteten sie und der Tuff erscheint unverändert in der Farbe. Es mußten also schon vulkanische Aschenauswürfe, wahrscheinlich des großen Albanischen Trichters stattgefunden haben, ehe dieser Lavaausfluß vor sich ging, welcher auch seiner Richtung nach dem jüngeren Krater des Lago di Castello angehört ¹⁾. —

Zu einer Zeit, bis wohin keine Geschichte mehr reicht, war so durch die gewaltsame, aber vorübergehende Thätigkeit vulkanischer Kräfte die römische Campagna aus dem Meer hervorgehoben. Die weitere Fortbildung zur jetzigen Gestalt blieb langsamer aber dauernd wirkenden Naturkräften anheim gegeben. Die Schöpfungen des süßen Wassers sind es, welche wir jetzt in's Auge zu fassen haben.

Mit prachtvollen Wasserfällen treten die aus dem Apennin hervorbrechenden Ströme in die römische Ebene ein. Sie führen in ihren Fluthen ein reiches Material zur Bildung des Gesteines mit sich, welches unter dem Namen des Travertin (lapis tiburtinus) bekannt ist. In senkrechten Abfällen bis zu 100' Höhe begleitet der Travertin auf dem linken Tiberufer die Straße von Ponte molle bis zu der Porta del Popolo; er lagert auf den Hügeln der Stadt, und findet sich vorzüglich in den ungeheuersten Massen in der Ebene vor Tivoli.

Dies Gestein besteht aus kohlenfaurem Kalk. Der Anio, der Velino und andere Zuflüsse nehmen auf ihrem Weg zum Tiber eine sehr große Menge feiner Kalktheile von dem sie umringenden Gestein mit sich. Der in diesen Kalktheilen enthaltene Kohlenstoff würde sich dem Wasser nur mechanisch beimischen, wenn nicht die in den Quellen reichlich vorhandenen Schwefelgase und Kohlenäure sie chemisch darin auflöseten. Sobald jene Gase entweichen, schlagen auch die Kalktheile nieder und setzen sich zu festen Massen an. Da nun die Kohlenäure um so leichter verfliehet, je bewegter das Wasser ist, so entsteht die auffallende Erscheinung, daß der Travertin gerade da am schnellsten entsteht, wo der Lauf der Flüsse am reißendsten ist. Nicht weit von Tivoli befindet sich der an kohlenfaurem Gas überreiche lago delle isole galeggianti oder der schwimmenden Inseln, mit künstlichem Abfluß zum Tiber. Um diesen Canal offen zu erhalten, muß er alljährlich vom Travertin befreit werden und zwar setzt dies Gestein sich vorzugsweise in dem vom See entfernten Theil des Grabens an, wo das Gefälle am stärksten, die Bewegung des Wassers am lebhaftesten ist. — Der Velino strömt seinem 1200' hohen Sturz durch eine künstliche Rinne zu, in welcher die Schnelligkeit des Wassers 10' in der Secunde beträgt. Dennoch, oder vielmehr eben deshalb, kann der Canal nur durch öftere Entfernung des Travertin offen gehalten werden. Dasselbe geschieht mit dem Anio bei Ponte lupio. Die von den Cascaden aufstäubenden Wasserdünste überziehen selbst die

¹⁾ Westphal.

Blätter und Zweige der nahestehenden Bäume mit einer Steindecke. Die so incrustirten Hölzer und Gräser verschwinden im Laufe von Jahrhunderten gänzlich und lassen ihre Formabdrücke zurück. So entstehen die röhren- und nehrartigen Gebilde in der Nähe der Wasserfälle, welche man Confetti di Tiboli nennt. An dem genannten Orte zeigt man dem Besucher unter andern die Matrix eines vollständigen Wagenrades mit Nabe, Speichen und Felgen in einem abgesprengten Travertinfelsen.

Da wo die Wasser ruhig ablagern konnten, bildete der Travertin compacte, regelmäßige und sehr mächtige Schichtungen. Solche Ablagerungen von der bedeutendsten Ausdehnung finden sich, wie erwähnt, in der Ebene am rechten Ufer des Teverone, nahe unterhalb Tiboli. Von ihnen wurde das treffliche Material entnommen, aus welchem der Riesenbau des Colosseums, der Peterskirche, S. Paolo fuori le mura und die Facaden der meisten römischen Paläste ausgeführt wurden.

Der Travertin hat eine sehr homogene Bildung, selten sind fremdartige Körper eingesprengt. Er ist porös aber fest, und zeigt eine graugelbliche Färbung, die mit der Zeit den schönen röthlichen und goldgelben Schimmer annimmt, welcher die alten Bauwerke auszeichnet.

In weit geringerem Grade als seine Zuflüsse ist der Tiber reich an kohlen-saurem Gas. Er besitzt die Fähigkeit nicht, Travertin zu bilden, dagegen ist seine wirbelnde Fluth von einer großen Menge von Schlamm getrübt, welcher ihm von je den Namen des „blonden Stromes“ (flavus tiberis) erwarb. Diese Masse besteht aus Sand, Mergel und Glimmer, sie hat das ganze Marsfeld, auf welchem das heutige Rom steht, überdeckt. Auf den sieben Hügeln finden wir dagegen nicht allein den Tiber-schlamm, sondern auch den Travertin, das unzweifelhafte Gebilde der Gebirgsströme, und zwar auf ihren Gipfeln 130 bis 140' über dem heutigen Meeresspiegel. Erinnern wir uns ferner, daß der Gianicolo und der Monte Mario mit allen seinen Verzweigungen bis acqua traversa aus Meersand, Kiesel und Sandstein besteht, in welche zahlreiche, dem Salzwasser angehörige Conchilien gemischt sind, so stellen sich zwei Thatsachen als untwiderleglich heraus: daß die Flüsse einst über die Gipfel der sieben Hügel hinsfloßen, und daß selbst die größten Höhen bei Rom in's Meer getaucht waren.

Hieraus folgt nun noch keineswegs, daß das Meer jemals 400' höher stand als jetzt. Ein solcher Meeressstand konnte nie ein partieller sein, er hätte den ganzen Erdkreis umfassen müssen; und es ist durchaus nicht abzusehen, wo eine so unermessliche Wassermasse seitdem geblieben sein sollte. Es ist weit natürlicher, anzunehmen, daß die Wassermenge zu allen Zeiten dieselbe war, aber gleichmäßiger über die Erdoberfläche verbreitet stand. Vulkanische Kräfte trieben die sogenannten Urgebirge durch die älteren Kalksteinschichten hindurch oder hoben diese in den ungeheuersten Massen empor, oft ohne nur einmal ihre regelmäßige Lagerung zu zerstören. Auf solche Weise mag denn auch der Monte Mario gehoben worden sein.

Die Gase fanden aber Stellen, wo sie die Kalkschicht gänzlich durchbrachen, ihre Trümmer um sich schleuderten und Lava und Asche über sie verbreiteten.

Die ausgeworfene Masse bildet in der Campagna eine vulkanische Schicht, deren Mächtigkeit auf durchschnittlich 100 bis 125' angegeben werden kann; denn dies ist die Tiefe aller auf den römischen Hügeln abgetäuschten Brunnen. Die porösen Tufflager lassen nämlich die Feuchtigkeit durchsintern und erst da, wo der Schacht die maritimen Mergel- und Thonlager erreicht, trifft er auf Wasser.

In dieser weiten Schutteebene nun irrten die Flüsse umher, eine Bahn suchend, die ihnen durch immer neue Verschüttungen der vulkanischen Auswürfe wieder entrissen wurde. So entstanden die Versumpfungen und Kolke, in welchen jene gewaltigen Schlamm- und Travertin-Ablagerungen vor sich gehen konnten, in Höhen, die keine Ueberschwemmung unserer Lage entfernt mehr erreicht. So konnten Muscheln, die unzweifelhaft dem stagnirenden Süßwasser angehören, an Stellen zurück bleiben, wo bei der jetzigen Thalbildung eine Versumpfung geradezu unmöglich wäre, wie z. B. an dem steilen Südwesthang des Aventin, eine Erscheinung, die den Geologen räthselhaft erschienen ist. So entstand endlich die schichtenförmige Ablagerung der vulkanischen Asche, welche sie einer fluvialen Bildung vollkommen ähnlich macht. Die ungleiche Dichtigkeit jener Schichtungen, welche oft durch Bimsstein- und Glimmer-Lager getrennt sind, erklärt sich genügend aus ihrer stufenweisen Entstehung durch aufeinander folgende Eruptionen.

Nachdem aber diese seltener geworden und dann ganz aufgehört hatten, wusch der Tiber seinen heutigen Thaltweg durch die damals noch nicht durchgehends, und auch heute noch so ungleich verhärteten Schuttmassen. Daß der Strom vermochte, diese Arbeit bis zu einer Tiefe von 100 bis 150 Schuh auszuführen, wird nicht befremden, wenn man bedenkt, daß sein Gefälle vom Austritt aus dem Kalkgebirge bis zur Mündung höchst bedeutend war. Sein Zufluß, der Anio, hatte damals auf acht Meilen Lauf fast 600' Gefälle. Es liegt nämlich der Sibyllen-Tempel bei Tivoli 595' über dem Meeresspiegel, und es kamen auf die Meile durchschnittlich 80' Gefälle. Seitdem der Anio die vulkanischen Schuttmassen am Fuße des Kalkgebirges weggespült und seinen schönen Wasserfall gebildet hat, ist natürlich dieses Gefälle sehr viel geringer.

Wir haben nach den angegebenen Quellen dies Programm für Jahrtausende nicht aufgestellt als die allein mögliche Lösung der geognostischen Räthsel, welche die Umgegend von Rom bietet, sondern geben unsere Auffassung nur als eine nicht unmögliche, vielleicht wahrscheinliche Erklärung derselben. Eine demnächst zu erwartende Arbeit zweier römischer Gelehrten, des Monsignor Medici Spada und des Professor Ponzi, wird ohne Zweifel ein neues Licht über diese Verhältnisse verbreiten. —

Wir sind nun zu dem Standpunkt angelangt, bis zu welchem die Geschichte, oder doch ihre ältere Schwester die Sage, eine schwache Dämmerung verbreitet. Seitdem nun haben keine der großen Umbauten der Natur stattgefunden, welche die Bodenverhältnisse ganzer Länderstrecken umgestalten. Oftmals wiederholte Erdbeben haben das nicht vermocht, die Krater waren völlig ausgebrannt, die Travertin-Bildungen im Großen vollendet. In die Schuttmassen der Campagna waren die breiten Thaltwege der Flüsse bleibend eingewaschen, wenn auch auf ihrer Sohle der Strom oft in neuen Windungen sein Bett grub. Die grauen Häupter der Kalkberge, welche all diesen Wandel geschaut hatten, umstehen den

Schauplatz in hoher Pracht, heute wie damals. Aus den vorhandenen Nachrichten erkennen wir, daß nur noch die gewaltigen, zeitweisen Ueberschwemmungen des Tiber und die Ablagerung seines Schlammes die Form des Terrains verändert haben. Bis an die Spitzen der beiden Säulen an dem Porto di Ripetta zu Rom reichen die Markzeichen der Wasserfluthen, wie sie noch in unseren Tagen stattfinden. Im Jahre 1598 erhob sich binnen kurzer Zeit der Spiegel des Tiber um 32½ Fuß. Gar nicht selten überschwemmt er plötzlich alle Gärten und Weinberge vom Fuß des Monte Mario bis zur Straße nach Ponte molle, und noch im Jahre 1846 stand das Wasser in der Stadt selbst bis nahe an den Spanischen Platz. Auf dem Corso fuhr man in großen Kähnen umher und nur Ponte Sisto war noch passirbar. Dieses schnelle und gewaltige Austreten des Tiber aus seinem Bette ist in der Bildung seines Stromthals begründet. Sowol ober- als unterhalb Roms ist dasselbe von einem Thalhang zum anderen durchschnittlich $\frac{1}{4}$ deutsche Meile breit. Zwischen dem Aventin aber und dem südlichen Fuß des Gianicolo, da, wo die jetzige Stadtmauer herabsteigt, treten sich die Höhen auf 1000 Schritt nahe. Hier muß natürlich jedesmal eine Stauung stattfinden, wenn nach heftigen Regengüssen im Gebirge Tiber, Nera, Velino, Anio, Paglia und so viele andere Zuflüsse ihre schnellen Fluthen herabführen. Dies mußte in noch höherem Maße stattfinden, als einst der Tiber auch noch den oberen Arno, oder doch einen Theil seiner Fluthen aufnahm. Es ist geschichtlich begründet, daß im Alterthum der Arno seine ursprüngliche Richtung von Norden nach Süden durch das fast wagerechte Chiana-Thal fortsetzte. Strabo erwähnt, daß der größte Theil der Wasser auf diesem Wege in die Paglia abfloß, und Tacitus spricht von einer Gesandtschaft der Florentiner, welche im Jahre 17 vor Christus dem Senat Vorstellungen gegen die Absicht machte, dem Arno in der jetzigen Richtung Abfluß durch ihre Stadt zu verschaffen. Als aber im Mittelalter das Chiana-Thal so sehr versumpfte, daß unter andern die cassische Straße dort gänzlich verschwand, da öffnete der Arno selbst sein Bette durch die gola dell' imbuta, und seine frühere Theilung nach Rom und nach Florenz hörte auf.

Die Wirkung der Anstauung des Tiber vor Rom hat sich in der Bildung der römischen Hügel deutlich kund gegeben. Von dem hohen felsigen Gianicolo zurückgewiesen, wälzten sich die Fluthen gegen das niedrigere linke Ufer. Dieses wird gebildet durch ein zusammenhängendes Tafelland, welches östlich in langen flachen Thälern zum Anio, westlich mit kurzem steilen Hang zum Tiber abfällt. Gegen diesen war die volle Gewalt der Wasser gerichtet. Sie durchbrachen ihn, wo der felsige Kern es nicht verhinderte, und wo sie den größten Widerstand fanden. Nur vier der berühmten sieben Hügel stehen in unmittelbarem Zusammenhang mit dem erwähnten Tafelland: der Quirinal, Viminal, Esquilin und Coelius; drei hingegen: Capitol, Palatin und Aventin erscheinen losgerissen.

Bei hohen Fluthen mußten die ersteren als Vorgebirge, die letzteren als Inseln sich darstellen; denn die gewaltigen Schuttmassen, welche jetzt die Zwischenräume ausfüllen, waren damals nicht vorhanden.

Diese Schicht, welche man hinwegdenken muß, um sich den früheren Zustand zu vergegenwärtigen, ist ungeheuer. — Das Marsfeld, welches noch zur Kaiserzeit wenig bewohnt war, ist im Laufe der Zeit dennoch um durchschnittlich 15'

erhöht, die Fundamente, welche die Antonin-Säule tragen, stecken mit ihrer ganzen Höhe in der Erde. Das ausgegrabene forum Trajani liegt gegen 20' tiefer, als das jetzige Straßenpflaster. Der Boden des forum Romanum an der Phocas-Säule zeigt eine Differenz von 25' gegen den des jetzigen Campo vacino und doch ruht diese Säule sowol als die Triumph-Bögen des Titus und des Constantin auf älteren Trümmern. Ungeheure Schuttmassen füllen die Senkung aus zwischen dem Pincio und dem Quirinal. In der Vertiefung zwischen diesem letzteren und dem Viminal fand man ein antikes Straßenpflaster 40' unter dem jetzigen; ein anderes 21' tief zwischen dem Aventin und dem Tiber, und bei der Pyramide des Cestius liegt das aufgedeckte Stück der Via ostiensis 12' unter dem Niveau der neuen Straße. Selbst die Hügel wurden überschüttet. In der Villa Spada bedecken die Trümmer der Kaiserpaläste den ursprünglichen Gipfel um 40', und der Aventin dürfte um beinahe ebensoviel erhöht sein¹⁾. Es ist daher gar nicht unwahrscheinlich, daß einst der Tiber im Maximum seiner Höhe auch östlich um die drei abgetrennten Hügel herumfloß. Varro spricht deutlich aus, daß der Aventin von den übrigen Hügeln durch Wasser getrennt war und daß man einen Quadrans zahlte, um hinüber zu schiffen. Es ist keineswegs der Marrana-Bach gemeint, welcher noch heute zwischen Palatin und Aventin fließt. Dieser Bach, die Crabra, wurde wahrscheinlich erst nach Agrippa's Zeit in die Stadt geführt. Jedenfalls ist er eine künstliche Leitung. Ein Blick auf das Terrain zeigt, daß das natürliche Thal desselben erst bei der Villa Sta. Croce, 2000 Schritt südöstlich des Lateran, seinen Ursprung nimmt. Selbst das Velabrum minus, das Thal zwischen Capitol und den übrigen Hügeln, der wichtigste Platz des öffentlichen Lebens, auf dem das forum Romanum lag, wurde von den Fluthen erreicht, welche dort den lacus Curtius zurückließen. Dieser wurde nach und nach mit Schutt angefüllt. Man erhöhte das Ufer des Stromes durch starke Mauern, aber dennoch trat zu Augustus Zeiten das Wasser auf das Forum. Nach römischen Quellen war es Tarquinius Priscus, welcher das Velabrum durch Erbauung der cloaca maxima trocken zu legen suchte. Der vollendete Keilschnitt, welcher bei diesem merkwürdigen Gewölbebau zur Anwendung gekommen ist, hat die Vermuthung hervorgerufen, daß er zu einer viel älteren, in der Cultur aber der römischen weit vorgeschrittenen Periode entstand. Wir führen die Cloaca indes nur an als Beweis, daß der Tiber, nachdem er seinen Thaltweg durch die vulkanische Ebene eingeschnitten, sein Bett durch Ablagerung von Schlamm nicht unbeträchtlich selbst wieder erhöht und auch dadurch zu den Ueberschwemmungen beigetragen hat. Nur bei sehr niedrigem Wasserstande nämlich kommt die Ausmündung des Abzugscanals nahe außerhalb Ponte rotto zu Tage. Die mittlere Fluth benetzt schon den Schlußstein des Gewölbes. Es ist aber durchaus unwahrscheinlich, daß der kunstfertige Erbauer die Sohle des Canals tiefer, als bis an den gewöhnlichen Wasserspiegel geführt haben sollte, wobei derselbe noch gegen 20' Gefälle erhalten haben würde. — Auch in noch späterer Zeit dauerte die Aufdämmung des Flußgrundes fort. Das durch die oben offene Kuppel des Pan-

¹⁾ Brocchi, „dello stato fisico“ etc.

theons einfallende Regenwasser sinkt durch Oeffnungen des Marmorbodens in einen zum Tiber führenden Canal. Gegentwärtig tritt bei hohem Stande das Wasser des Stroms auf eben demselben Wege in das Gebäude und überschwemmt den ganzen Fußboden, was bei der ursprünglichen Anlage dieser Badehalle gewiß nicht stattfand. — Bedenkt man aber, daß der Tiber von Rom bis zur Mündung bei Fiumicino überhaupt nur 20' Gefälle hat, und daß dies Gefälle zu keiner Zeit viel weniger betragen konnte, wenn der Fluß nicht aufhören sollte zu fließen, so ergibt sich, daß das Maximum der Aufdämmung doch nur wenige Fuß, vielleicht gerade die Höhe des Gewölbes der Cloaca betragen kann. Freilich mag in dieser Schlammsschichte gar manches Kunstwerk begraben liegen, und Speculanten haben sich, in der Hoffnung den Schatz zu heben, mehrmals zu Baggerungen auf ihre Kosten erboten.

Wenn nun, trotz der Erhöhung des Flußbettes, die Ueberschwemmungen des Tiber lange die Höhe nicht mehr erreichen wie im Alterthum, so liegt dies in dem verminderten Gefälle des oberen Laufes, in der geringeren Wassermasse der Zuflüsse, und hauptsächlich in der allgemeinen Aufdämmung des römischen Bodens durch Millionen Kubiklasten von Schutt und Trümmern.

Die bedeutendste Ablagerung von Schlamm fand beim Tiber, wie bei allen Flüssen, an der Ausmündung in's Meer statt. Dionysius von Halicarnas bemerkt ausdrücklich, daß dieser Strom, eine Ausnahme von der Regel, durch keine Sandbank gesperrt sei. „Denn er ergießt sich durch eine einzige Mündung und schlägt die Brandung des Meeres ab. Auch irrt er nicht durch Sumpf und Moor, da oder dort versiegend.“ Flußnachen fuhren bis nahe an seine Quellen, und große See- und Lastschiffe wurden durch Ochsen bis nach Rom hinauf gezogen. An der Mündung war der Tiber breit und umfaßte große Buchten gleich den besten Häfen. Diese Schilderung ist genau das Gegentheil von dem jetzigen Zustand. Der Hafen des Ancus Martius liegt 6000 Schritte landeinwärts. Ostia, welches einst 80,000 Einwohner zählte, umfaßt heute wenig mehr als 80 Menschen. Mit Anfang des Sommers ergreifen auch diese die Flucht vor den Aushauchungen der Sümpfe, die sie umringen. Der damalige Strom, jetzt der Fiume morto, ist fast zugewachsen. Kaiser Claudius ließ einen neuen Arm graben, aber auch der portus Trajani liegt heute reichlich 4000 Schritt vom Meere entfernt. Im Laufe von drittelhalb Jahrtausenden hat der Tiber ein Delta vorgeschoben, zu welchem er alljährlich weit über 100,000 Kubikfuß Schlamm ablagern mußte.

(Schluß des Artikels im nächsten Heft.)

„Aus den Jlanos¹.“

Anzeige und Metrolog.

Von

E. du Bois-Reymond.

Goethe's Wort, daß in der Gestalt, wie ein Mensch die Erde verläßt, er unter den Schatten wandelt, hat sich an Alexander von Humboldt verhängnißvoll bewährt. Den Meisten des heutigen Geschlechtes steigt bei seinem Namen das Bild des Verfassers des Kosmos, des Correspondenten Varnhagen's auf, wie Alfred Dove es treffend gezeichnet hat. Die Bildhauer, welche Entwürfe zu den Humboldt-Statuen einsandten, stellten meist Alexander im Lehnsessel und in weite Falten gehüllt vor, und um den großen Naturkundigen und Reisenden zu bezeichnen, wußten sie nichts Besseres, als ihm eine Erdkugel beizugeben.

Nur Harzer hatte den wahren Humboldt erfaßt. Der wahre Humboldt ist nicht der wunderbare, darum aber nicht minder verfallene Greis gewesen, zu dem wir ehrfürchtig emporsehen. Der wahre Humboldt war der kühne, schöpferische, von den edelsten Strebungen durchglühete dreißigjährige Mann, der am 16. Juli 1799 den Fuß auf den südamerikanischen Continent setzte, dessen zweiten Entdecker die Wissenschaft ihn nennt; der, ein Meister in jeder Beobachtungs- und Versuchsweise, in den Wildnissen des Orinoco, auf den Höhen der Andes, rastlos Wissensschätze sammelte, während vor seinem inneren Sinne die „Ansichten der Natur“ sich künstlerisch gestalteten.

Er hatte Europa verlassen inmitten eines Streites, der besonders Italien und Deutschland mit seinem Värm erfüllte. Wir meinen nicht den politischen Hader, der damals Europa zerriß, sondern den Streit über die Bedeutung der von Galvani entdeckten Zuckungen beim Anlegen leitender Bögen an Nerven und Muskeln überlebender Froschgliedmaßen. Galvani glaubte bewiesen zu haben, daß allen Thieren Etwas von der Gabe jener Fische innewohne, welche, freilich aus besonderen Organen, elektrische Schläge entsenden. Volta dagegen

¹) Schilderung einer naturwissenschaftlichen Reise nach Venezuela, von Carl Sachs, Med. Dr. Mit Abbildungen. Leipzig, Verlag von Veit u. Comp. 1879.

hatte gezeigt, daß ein Theil der von Galvani beobachteten Wirkungen gemeiner Elektrizität zuzuschreiben sei, die bei Berührung ungleichartiger Theile entstehe, und er behnte diese Erklärung auf alle Versuche Galvani's aus, auch auf die, bei welchen kein Metall im Spiele war. Ihm gegenüber stand eine Partei, welche nur schwer die Hoffnung wiederaufgeben mochte, in der thierischen Elektrizität dem Urquell aller Lebenserscheinungen, ja der Lebenskraft selber, auf die Spur gekommen zu sein. An die Spitze dieser Partei stellte sich diesseit der Alpen Humboldt durch sein Werk „Ueber die gereizte Muskel- und Nervenfasern“. Hier häufte er Versuche zum Beweise, daß es unter den von Galvani entdeckten Zuckungen einige gebe, auf die Volta's Erklärung nicht passe, und denen doch wol eine besondere elektrische Wirkung der Nerven und Muskeln zu Grunde liege. Dies war auch noch der Stand der Frage, als, mit der wirklichen, Europa's geistige Kräfte auf Jahre hinter Humboldt versank.

Die sogenannten Bitterfische hatten jederzeit das höchste Erstaunen der Culturmenschen erregt. Man versuchte ihre räthselhaften Wirkungen durch betäubende Dünste oder mechanische Erschütterung zu erklären, bis 1751 ein am Senegal reisender französischer Botaniker, Michel Adanson, einfach bemerkte, daß zwischen den Schlägen des dortigen Zitterwelses (*Malopterurus electricus*) und dem kurz vor seiner Abreise von Europa bekannt gewordenen Schläge der Leydener Flasche kein merklicher Unterschied sei. Aber erst 1772 erhob der Engländer Walsh in der alten Hugonottenveste La Rochelle am atlantischen Ocean die elektrische Natur des Zitterrochenes zur Gewißheit. Durch Galvani's Entdeckung, was auch ihr Sinn sein mochte, waren die elektrischen Fische noch ungleich wichtiger geworden. Galvani selber nahm die Untersuchung des im Mittelmeere häufigen Zitterrochenes (*Torpedo*) wieder auf; und in den Steppen Venezuela's, den sogenannten Anas, fand jetzt Humboldt die ersehnte Gelegenheit, das mächtigste dieser Thiere, den Bitteraal (*Gymnotus electricus*), lebend zu beobachten. Die Flüßchen und Teiche in der Umgebung der Stadt Calabozo wimmelten buchstäblich von Gymnoten, und es handelte sich nur darum, ihrer habhaft zu werden; keine leichte Aufgabe bei dem Schrecken, welchen ihre geheimnißvolle Kraft allen Anas einflößt.

Bei vielen Völkern, auch bei uns, werden Fische gefangen, indem man das Wasser durch narkotische Pflanzen vergiftet. Embarbascar, wörtlich betäuben, nannten die Anas dies Verfahren, und gaben Humboldt ihre Absicht kund, die Gymnoten mit Pferden zu betäuben. Ehe er ihre Meinung begriff, hatten sie sich über die Steppe zerstreut, und waren sie, einen Trupp wilder Rosse vor sich hertreibend, wieder da.

Nun folgte jene Scene, deren Schilderung in den „Ansichten der Natur“ stets für den Gipfel Humboldt'scher Naturbeschreibung galt, in jedes deutsche Lesebuch überging, und in alle Sprachen übersetzt wurde. Die Pferde, in's Wasser gejagt, werden mit elektrischen Breitseiten empfangen. Anfangs ertrinken ihrer mehrere, indem sie stürzen, und im Gedränge nicht wieder aufstehen können. Bald aber ermatten die Fische, flüchten sich an's Ufer und lassen sich leicht fangen. „Dies ist der wunderbare Kampf der Pferde und Fische.“ Sein Bild hatte sich unserer Phantasie um so mehr bemächtigt, als der Bitteraal seitdem zwar

lebend nach Europa gebracht, nie jedoch wieder in seiner Heimath beobachtet wurde.

Während jenseit des Weltmeeres Humboldt die thierische Electricität in ihrer großartigsten Rundgebung studirte, gelang Volta, in seiner Villa am Comer See, die Entdeckung der Säule. Damit war das Schicksal der thierischen Electricität für lange entschieden. Als Humboldt wiederkam, fand er die wissenschaftliche Welt erfüllt von den handgreiflichen Wundern des neuen Apparates. Niemand kümmerte sich mehr um die unscheinbaren und zweideutigen Zuckungen ohne Metalle. Volta hatte für die Richtigkeit seiner Lehre in der Hauptsache einen so schlagenden Beweis erbracht, daß man ihm nun gern auch das Uebrige glaubte, und während das Feld der Zuckungsversuche durch zehnjährige Arbeit abgesehen war, eröffnete die Säule nach den verschiedensten Richtungen neue und fruchtbare Forschungsgebiete. So nachhaltig war diese Folge der Entdeckung der Säule, daß erst nach einem Menschenalter die Theilnahme für die thierisch-elektrischen Versuche an Nerven und Muskeln wieder erwachte.

Abermals ging die Bewegung von Italien aus, als hätte ein dort liegendes Saatkorn des Frühlings geharrt, um der Keim einer neuen Entwicklung zu werden. Nobili, Marianini, Santi-Vinari, Matteucci wiederholten und erweiterten Galvani's Versuche am Frosch und am Zitterrochen. Aber von den vierziger Jahren ab bemächtigte sich die deutsche Forschung dieses Gegenstandes. Durch Humboldt und Johannes Müller angeregt, übernahm ich selber mit Jugendfeuer die Führung im Gebiete der thierischen Electricität, und aus den uns überkommenen rohen und unsicheren Anfängen entwickelte sich, bei den Kenntnissen und Hilfsmitteln der Neuzeit, schnell einer der schönsten Zweige der Physiologie. An Stelle der Zuckungen traten, mit Spiegel und Fernrohr an der Busssole angestellt, Messungen der elektromotorischen Kraft. Alle Muskeln und Nerven aller Thiere, auch des Menschen, wurden als Sitz unablässig darin kreisender elektrischer Ströme erkannt, welche bei Zusammenziehung des Muskels, bei leitender Thätigkeit des Nerven, ihre Stärke ändern, und so ihren Zusammenhang mit jenen Lebenserscheinungen bekunden. Vieles spricht dafür, daß diese allen Thieren gemeinsame Eigenschaft und das besondere Vermögen der elektrischen Fische, deren Bedeutung nun vollends stieg, einerlei Ursprunges seien, ja man hat vermuthet, daß, wenn wir unsere Muskeln zusammenziehen, wir ihnen durch unsere Nerven kleine elektrische Schläge ertheilen, Zitterfischschlägen vergleichbar.

Glückliche Umstände hatten uns mittlerweile auch den dritten elektrischen Fisch, den schon erwähnten afrikanischen Zitterwels, genauer kennen gelehrt. Ich selber besaß längere Zeit lebende Zitterwelse aus Westafrika, und ein ausgezeichnete russischer Forscher, Hr. Professor Babuchin aus Moskau, hat sich wiederholt den Beschwerden eines Aufenthaltes in Oberägypten unterzogen, um den Zitterwels des Nils zu studiren. Durch ihn erfuhren wir auch, daß die elektrischen Organe des Zitterrochens und die sogenannten pseudo-elektrischen Organe einiger anderen Fische verwandelte Muskeln sind. Dadurch wurden die Beziehungen zwischen Zitterfischschlag und Muskelzusammenziehung abermals inniger

und die Schwierigkeiten vermindert, welche aus den elektrischen Organen für Darwin's Lehre erwuchsen.

Nun fehlte es vor Allem noch an besserer Kenntniß des *Gymnotus electricus*. Denn ob schon an einem lebend nach London gelangten Zitteraale der größte Experimentator aller Zeiten, Michael Faraday selber, eine meisterliche Versuchsreihe angestellt hatte, war diese Untersuchung doch mehr geeignet, den Physiker als den Physiologen zu befriedigen. Faraday durfte den ihm anvertrauten *Gymnotus* keinen schädlichen Versuchen unterwerfen; ohne einige Fische zu opfern, läßt sich aber hier nichts Ordentliches herausbringen. Nicht einmal frisch mikroskopirt war bis dahin das elektrische Organ des Zitteraales, da doch bei wenig Geweben Untersuchung im frischesten Zustande so wichtig sich erwies, wie beim elektrischen Organ.

Die Nothwendigkeit einer Unternehmung zur Erforschung der *Gymnoten* in ihrer Heimath stand mir daher längst vor Augen. Um die Geldmittel im Allgemeinen brauchte ich nicht besorgt zu sein. Für diese am meisten Humboldt'sche aller denkbaren Reiseunternehmungen durfte ich mit einiger Sicherheit auf die Mittel der Humboldt-Stiftung für Naturforschung und Reisen zählen. Doch mußten, um die Unternehmung in's Werk zu setzen, besondere Conjunctionen eintreffen. Es mußte zu einer Zeit, wo die Stiftungsmittel nicht gerade sonst beansprucht waren, eine zur Untersuchung der *Gymnoten* befähigte Persönlichkeit zu solcher Reise sich bereit finden.

Der Dr. med. Carl Sachs, zu Reife in Schlesien am 19. September 1853 geboren, hatte sich mir während seiner Studienjahre angeschlossen, und für eine in sehr bemerkenswerther Weise gelöste Aufgabe „Ueber die sensibeln Nerven der Muskeln“ einen Preis von der medicinischen Facultät der Berliner Universität erhalten. Er fuhr dann fort in meinem Laboratorium physiologisch zu arbeiten, promovirte 1875, und ging darauf noch ein halbes Jahr nach Heidelberg, um sich unter Gegenbauer mit Morphologie zu beschäftigen, was ihm später sehr nützlich ward. Während des Winters 1875—76 bestand er die medicinischen Staatsprüfungen.

Um diese Zeit schlug ich ihm vor, zur zeitgemäßen Erneuerung von Humboldt's Versuchen am Zitteraale nach Calabozo in den Annot von Venezuela sich zu begeben. Mein Plan beruhte auf der Ueberlegung, daß, wo es vor fünfundsiebzig Jahren von *Gymnoten* wimmelte, es auch jetzt noch deren geben müsse; daß überhaupt Venezuela heute leichter erreichbar sei, als, ganz abgesehen von den Kriegsläufen, zu Humboldt's Zeit etwa Aegypten; und daß Calabozo zwar jenseit der Cordillere, aber doch nur wenig Tagereisen von der Hauptstadt des Landes und von der Küste entfernt, und folglich auch in leichter und sicherer Reichweite liege.

Nach kurzem Bedenken nahm der junge Mann mein Anerbieten an. Die geschäftlichen Einleitungen bei der königlichen Akademie der Wissenschaften, welche über die Mittel der Humboldt-Stiftung verfügt, wurden getroffen, der Plan zu den mit den *Gymnoten* anzustellenden Versuchen ausgearbeitet, und eine vollständige instrumentale Ausrüstung für alle irgend zu erwartenden Fälle besorgt. Es war keine Kleinigkeit, sich in Stand zu setzen, die feinsten mikroskopischen

Beobachtungen und physiologischen Versuche in der Steppe annähernd so sicher auszuführen, wie im physiologischen Institut einer deutschen Universität. Inzwischen hatte Dr. Sachs Spanisch gelernt und sich mit dem in Caracas lebenden deutschen Botaniker, Hrn. Dr. Ernst, in Verbindung gesetzt, um sich über die richtige Jahreszeit für seinen dortigen Aufenthalt zu unterrichten. Endlich, am 27. September 1876, schiffte sich Dr. Sachs an Bord eines der von Hamburg nach Panamá fahrenden Dampfer ein, welche in St. Thomas durch Intercolonial-Dampfer mit La Guayra correspondiren.

Der Leser ist jetzt soweit geführt, daß er das Buch „Aus den Planos“ mit genügendem Verständniß der Sachlage aufnehmen kann, der es entsprang. Dr. Sachs hat in diesem Buche die Schilderung seiner Reiseerlebnisse und seine nicht auf den eigentlichen wissenschaftlichen Zweck der Reise bezüglichen Wahrnehmungen mitgetheilt. Durch einen besonderen Umstand erhielt seine Reise größere Mannigfaltigkeit, als ursprünglich zu erwarten war. Dr. Sachs betrachtete als wesentlichen Theil seiner Aufgabe, lebende Gymnoten nach Berlin zu bringen. In Calabozo erkannte er die Unmöglichkeit, Gymnoten über die Cordillere nach La Guayra zu schaffen. Er faßte den Plan, sie durch die Steppe an den nächsten schiffbaren Zufluß des Orinoco, den Rio Portuguesa, zu befördern, von wo sie zu Wasser verhältnißmäßig leicht sich weiter bringen ließen. Dieser Plan bot noch den Vortheil, daß auf dem Wege vom Portuguesa bis zur Orinoco-Mündung es an Gelegenheit nicht fehlte, neue Gymnoten zu erlangen, wenn die von Calabozo mitgenommenen zu Schaden kommen sollten. Auch bewährte sich Dr. Sachs' Berechnung vollkommen; fünf lebende Zitteraale erreichten Bremerhafen unverfehrt, und erst die Eisenbahnfahrt nach Berlin ward ihnen verderblich.

Dr. Sachs' Reise beginnt natürlich mit der alten, doch ewig neuen Geschichte von Sturm und Seekrankheit auf dem atlantischen Ocean. Nach Wechsel des Dampfers in St. Thomas werfen wir Anker auf der heißen unsicheren Rhede von La Guayra an der Küste der Caraimensee. Nicht ohne patriotisches Behagen sehen wir dann alsbald ein Regierungsbboot mit der blau-roth-gelben venezolanischen Flagge vom Lande stoßen und den Director des Hafenzollhauses an Bord bringen, der im Namen Seiner Excellenz des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Venezuela, Don Guzman Blanco, den jungen deutschen Naturforscher bewillkommnet und ihm mit ausgesuchter Höflichkeit erklärt, daß sein Gepäck von jeder Zollbesichtigung befreit sei. Nur ein Physiker, der einmal mit seinen Instrumenten reiste, vermag die Wohlthat ganz zu würdigen, welche hierin lag. Dr. Sachs verdankte sie der Fürsorge des kaiserlich deutschen Geschäftsträgers in Caracas, Hrn. Dr. Erwin Stammen, dem er vom auswärtigen Amte des Deutschen Reiches empfohlen war. Bei dieser wie bei jeder ähnlichen Gelegenheit hat unser auswärtiges Amt durch größte Thakraft und liebenswürdigste Zuvorkommenheit in Förderung gelehrter Zwecke sich den wärmsten Dank aller Freunde der Wissenschaft erworben.

Noch am selben Abend erreichte Dr. Sachs Caracas, wo er, allerseits bestens aufgenommen, einige Zeit verweilte, um sich für das Innere mit Empfehlungen zu versehen und passend auszurüsten. Nach etwa drei Wochen verließ Don

Carlos, so hieß er jetzt nach Landesitte um so mehr, als sein spanisch gelesener Vatername nur schwer sich ausdrückt, die Hauptstadt auf einem hellen Maulthierhengst, mit dem blauen, rothgefütterten Poncho behangen, in Reitstiefeln mit mächtigen Radspornen, die Hängematte aufgeschnallt und den Revolver zur Hand. Sein Gepäck mit dem tragbaren electrophysiologischen Laboratorium sollte ihm in wenig Tagen, gewiß eine seltene Fracht, auch auf Mauleselrücken folgen. Anfangs ging der Weg noch in guter Gesellschaft durch den von allen Herrlichkeiten tropischen Pflanzentwuchses strotzenden Garten Südamerika's. Zuletzt mußte der Reisende, nach manchem kleinen Abenteuer, einsam im braunen Grasmeer der Steppe, zum Compaß greifen, um seinen Weg nach dem Dorfe Rastro de Vera zu finden, in dessen Nähe vor drei Vierteljahrhunderten der Kampf der Pferde und Fische stattfand. Dort hatte ein reicher und angesehener Mann, Don Carlos Palacios, el Rey de los Planos genannt, ihm ein Haus zur Verfügung gestellt.

Die erste Entdeckung, die seiner wartete, war unliebsamer Art. Hielt man ihn schon für nicht ganz gescheit, wenn er erklärte, der Gymnoten wegen nach der Steppe gekommen zu sein, so erregte seine Erzählung des Kampfes der Pferde und Fische allemal das unbändigste Gelächter der Planeros. Zweierlei war klar. Erstens hatte eine Seuche den zu Humboldt's Zeit nach Millionen Köpfen zählenden Pferdebestand der Planos so aufgerieben, daß solche Fangweise jetzt unerschwinglich theuer wäre. Schon der dem Reisenden für seine Mula abgeforderte Preis hatte ihn in dieser Beziehung stutzig gemacht. Zweitens war jene Fangweise nie üblich gewesen; Humboldt hatte den Vorgang mißverstanden oder ungenau dargestellt. Die Planeros empfanden nie das Bedürfniß, Gymnoten zu fangen, die nicht gut zu essen sind, und vor denen sie sich grauen. Sie besaßen daher auch kein hergebrachtes Verfahren zu ihrem Fange. Wie Dr. Sachs später erfuhr, pflegt man am Rio Apure beim Ueberstreiten eines Gewässers, in dem man Gymnoten fürchtet, Heerdenthiere voraus zu treiben, um die Fische zu verschrecken. Wahrscheinlich war diese Sitte Humboldt's indianischem Gesolge bekannt, und man bediente sich desselben Mittels, um die Thiere aus der Tiefe der Lagune aufzustöbern und zum Fange zu bringen.

Wie dem auch sei, Dr. Sachs mußte, um sich Gymnoten zu verschaffen, auf andere Mittel sinnen, als auf das Embarbascar con caballos. Wir folgen ihm nicht weiter in's Einzelne. Es genüge, anzudeuten, wie er zunächst von Rastro de Vera nach dem nahen Calabozo sein Hauptquartier verlegte, wo er zu seiner Freude eine so civilisirte Stadt fand, daß es sogar an Berliner Tivoli-Actien-Bier nicht fehlte; wie er hier einen durch Muth, Körperkraft und Intelligenz gleich ausgezeichneten Planero kennen lernte, Don Guancho Rodriguez, der ihm endlich zu Gymnoten verhalf; wie er nun sein Laboratorium aufschlug, und des vollen Glückes genoß, vor einer Welt von Thatfachen zu stehen, die sein eigen sein sollte, in die er nur zu greifen brauchte, um Dinge von hinreißendem Interesse zu berichten. Ja, ihm mußte zu Muth sein, wie dem Helden im Märchen, dem der Berg sich aufthut, der vor Haufen von Gold, Perlen und Edelsteinen steht und nur nicht weiß, was er mitnehmen und wie er seine Schätze bergen soll.

Mit Dr. Sachs' Versuchen und Beobachtungen wird aber der nicht physiologische Leser, dem sie trotz obigen Erläuterungen schwer verständlich bleiben möchten, im gegenwärtigen Buche, wie gesagt, nicht behelligt. Die Gymnoten spielen darin eine Rolle nur so weit, wie an deren Fang, Untersuchung, Transport die Erzählung sich knüpft. Bei seiner seltenen Leistungsfähigkeit, seinem frischen, allen Eindrücken offenen Wesen, welches aber auch durch die lebhaftesten Eindrücke nicht aus einem gewissen vornehmen Gleichgewichte kam, bei seinen mannigfaltigen Kenntnissen, endlich seinem Sinn für Humor ist es Dr. Sachs' geglückt, neben einer Arbeit, die wol fast jeden Anderen gänzlich beansprucht hätte, eine Fülle pikanter Wahrnehmungen und farbiger Bilder auf den verschiedensten Gebieten des Natur- und Menschenlebens zu sammeln. Zoologie und Botanik; Pharmakologie und Medicin; Geographie, physikalische Geographie und Meteorologie; Politik, Statistik und Volkswirtschaft werden nach Gelegenheit berücksichtigt. Die Schilderung des Weihnachtsfestes in Calabozo und der Fiesta in Guarda Tinajas führt uns in die Volksitten der von einem bunten Rassengemisch bewohnten Planos ein, und fesselt durch ihre lebendige Anschaulichkeit und durch manchen feinen Zug auch Den, welchem diese Scenen schon durch frühere Lectüre, etwa des Paez'schen Buches¹⁾, einigermaßen bekannt sind. Wahre Cabinetstücke sind die elektrische Soirée, welche Dr. Sachs den Calabocenos gibt, um ihre Neugier ein für alle Mal zu stillen, sowie die Geschichte des ersten nach Calabozo gelangten Pianinos, und der vergeblichen Bemühungen des Reisenden, die Planeros für die Wagner'sche Muse zu gewinnen.

Der Winter verstrich; das lichtere Blau des Himmels verkündete die nahende Regenzeit, und Dr. Sachs schickte sich an, mit einer Ladung lebender Gymnoten die Steppe nach Camaguan am Rio Portuguesa zu kreuzen. Der mühselige Ritt durch die Steppe im Schritt hinter dem Gymnotus-Karren, die Fahrt im leichten Kahn nach San Fernando am Apure, im offenen Flußfahrzeug nach der ansehnlichen Handelsstadt Ciudad Bolivar am Orinoco, der Aufenthalt dort, die Dampfschiffahrt nach Trinidad und endlich zurück nach St. Thomas füllen den Rest des Buches. Auf sandigem Ufer des Urwaldes, von Krokodilen umdrängt, von Mosquitos verzehrt, verbringt der Reisende eine ängstliche Nacht, während welcher das Gebrüll des Jaguars aus nächster Nähe ertönt; meerähnlich öffnet sich der Blick auf den Orinoco; wunderbar ist das Treiben in Ciudad Bolivar, in dessen glänzenden Kaufläden die modisch gekleidete junge deutsche Kaufmannsfrau und die nackten rothhäutigen Töchter der nahen Wildniß sich treffen und vom blonden Hamburger Commis gleich höflich bedient werden; zu rasch trägt uns zuletzt Dampf und Strömung durch die Blüthenpracht des Orinocodelta's.

Dr. Sachs' Buch ist mit ungemeinem Geschick geschrieben. Hinter anmuthiger Nachlässigkeit, welche immerhin manchen Fehler durchläßt, birgt sich jene halb unbewußte tiefe Kunst der Darstellung, wie sie das Ergebnis vollkommener Gegenständlichkeit und Unbefangtheit bei genügender Cultur und vorzüglich bei großem Talent ist. Dr. Sachs' Naturschilderung muß man

¹⁾ Ramon Paez, Wild Scenes in South America. New-York. 1862.

nicht mit der Humboldt'schen vergleichen, welche, gleich der Bernardin de St. Pierre's und Chateaubriand's, von erhabenem, stellenweise schwermüthigem Ernst durchweht ist, der sich auf Macpherson's und Jean-Jacques Rousseau's Einfluß zurückführen läßt. Diese zur Manier neigende Naturbeschreibung ist eigentlich eine Gattung der Poesie. Als höchster Meister der nicht auf ästhetische Nebenziele gerichteten Naturschilderung erscheint mir Darwin in seiner Reise um die Welt. Ich weiß Niemand, außer vielleicht Graf Moltke, der so wie Darwin die Kunst besitzt, in zwei Zeilen, ohne ein einziges malerisches Beiwort, rein durch treffende Wahl jeden Ausdrucks, ein Naturgemälde zu entwerfen, das sich einprägt, als hätten wir es gesehen. Ohne Darwin zu erreichen, gibt Dr. Sachs eine Reihe vorzüglicher Landschaftsbilder, deren Reiz die gelungene Staffage oft noch sehr erhöht.

Am 1. Juli 1877 heimgekehrt, ging Dr. Sachs sogleich an die Bearbeitung des mitgebrachten Stoffes. Ich war so glücklich, im neuen physiologischen Institut der Berliner Universität ihm eine Assistenten-Stelle bieten zu können, welche ihm vorläufig genügen konnte und hinlängliche Muße zum Arbeiten ließ. Seine Absicht war natürlich, ein monumentales Werk über *Gymnotus* herauszugeben. Einige in Petermann's „Geographischen Mittheilungen“ erschienene Briefe ähnlichen Inhaltes und Tones wie vorliegendes Buch veranlaßten die Aufforderung an Dr. Sachs, so seine ganze Reise zu beschreiben. Nicht nur ging er darauf ein, sondern da er zu bemerken glaubte, daß seine Erinnerungen rasch erblaßten, ließ er sich leider auch dazu verleiten, die Zeit, welche die neuen Berufsgeschäfte ihm übrig ließen, fast ausschließlich auf dies Buch zu verwenden.

„So halt' ich's endlich denn in meinen Händen, und nenn' es in gewissem Sinne mein!“ — durfte ich wol mit Alphonso sagen, als er im vorigen Sommer es mir überreichte. Ach, als ich dann dem Verleger gern eine Anzeige aus meiner Feder an dieser hervorragenden Stelle zusagte, dachte ich nicht, daß diese Anzeige zugleich ein Nekrolog werden würde.

Am Sonntag, dem 18. August 1878, in der Frühe, unternahm Dr. Sachs mit zwei Freunden, Hrn. Dr. Georg Salomon, Assistenten an der medicinischen Klinik der Berliner Universität, und dem Kaufmann Hrn. Paul Heinich aus Luckenwalde, die für ungefährlich geltende Besteigung des Monte Cevedale in Tirol. Sie hatten einen Führer und einen Träger bei sich, und bewegten sich, angeseilt, auf dem Cevedale-Gletscher dem Bergschrund entlang, welcher den Firn des Gletschers vom Felsrücken des nahen Gipfels trennt. Der Führer ging voran, dann folgten Dr. Salomon, Hr. Heinich und Dr. Sachs, zuletzt kam der schwerbeladene Träger. Ueber den Bergschrund führte eine steile Schneebrücke, die zu dessen Ueberschreitung benutzt wurde. Hier hieb der Führer Stufen, und die Wanderer, welche den Schrund zur Linken hatten, folgten dem Führer, nach links sich wendend, auf die Brücke. Dabei scheint Dr. Sachs ausgeglitten zu sein¹⁾. Er fiel

¹⁾ In frischen Schneestufen, bei 0° Temperatur des Schnees, steht man im ersten Augenblicke sicher, bald aber wird unter dem Druck der Füße, nach dem James Thomson'schen Principe, der körnige Schnee zu schlüpfrigem Eise, und man gleitet leicht aus in derselben Stellung, in der man festen Fuß gefaßt zu haben glaubte. Die Zeit, während welcher der

auf das Gesicht, und fuhr den Abhang hinab. Wie stets bei ähnlicher Sachlage riß er seine Seilgenossen unaufhaltsam mit in die Tiefe. Eine der verunglückten Gesellschaft auf dem Fuße folgende andere Gesellschaft war Augenzeuge des Unfalls, und rettete später den einzig Ueberlebenden, Dr. Salomon. Mit Grausen sah sie die fünf Männer über eine steile Eiswand verschwinden und tief unten wieder erscheinen, aber nur zu vieren, denn beim Sturz über die Eiswand hatte der Träger sich losgerissen und den Tod gefunden. Die vier Uebrigen schossen weiter zu Thal, bis das Seil abermals riß, diesmal zwischen Dr. Salomon und Hrn. Heinik, indem Dr. Salomon's rechtes Bein sich in einer Spalte fing. Dr. Salomon, der nach den ersten Secunden des Sturzes bewußtlos geworden war, fand sich einige Zeit nachher mit doppelt gebrochenem Bein auf dem Rand der Spalte sitzend, noch durch das Seil mit dem todtten Führer verbunden. Dr. Sachs und Hr. Heinik flogen noch immer abwärts, über Schründe und Zacken fort, und stürzten endlich in eine tiefe, zum Theil mit Wasser gefüllte Kluft, aus der ihre Leichen erst nach mehreren Tagen herausgeholt wurden.

So endete, noch nicht volle fünfundzwanzig Jahre alt, unser Freund Carl Sachs. Er, den die mörderische Fieberluft von Rastro de Vera, den Cayman und Jaguar, Caribenfisch und Stachelroche, den die aufgeregte Atlantik und die geseklose mordbrennerische Bande, in deren Hände er einst fiel, verschonten, er mußte auf einer Erholungsfahrt durch Unzulänglichkeit eines Bergführers zu Grunde gehen, der übrigens seine Fahrlässigkeit mit dem eigenen Tode büßte. Denn eine Strecke, wo ein Unglück geschehen kann, wie es seit der Matterhorn-Katastrophe nicht da war, mag einem Unkundigen nicht gefährlich scheinen, ein Führer mußte ihre Gefährlichkeit durchschauen. Er durfte nicht auf solchen Weg sich allein mit drei Reisenden begeben, von denen der eine, Dr. Sachs, so ungeübt war, daß er, wie die nachfolgende Gesellschaft bemerkte, nicht einmal den Bergstock richtig gebrauchte. Ein guter Führer hätte nach den ersten Schritten den Anfänger erkannt, und ihn, wenn kein zweiter Führer mehr zu haben war, unter seine besondere Obhut genommen. Sollte das Anseilen der Gefahr dieses Weges vorbeugen, so war das ein weiterer Fehler, dem freilich zur Entschuldigung dient, daß ihn zur Zeit noch viele sonst sehr tüchtige Führer begehen. Das Anseilen ist unentbehrlich, um einen verschneiten Gletscher zu überschreiten, wozu es ja auch ursprünglich erfunden ist. Dagegen ist es, meiner Meinung nach, sinnlos, das Anseilen auf den Fall zu übertragen, wo die Reisenden sich auf einem glatten Abhang bewegen, vollends wenn nicht einmal eine Klippe vorspringt, um im Nothfalle das Seil festzuschlingen. Der Nutzen, den das Anseilen dabei vielleicht dem Einzelnen dadurch bringt, daß es ihm eine leichte Stütze gewährt, wird für das Ganze weit überwogen durch den Nachtheil, daß nun alle Reisenden derselben Gefahr ausgesetzt sind, wie der Ungeschickteste unter ihnen. Hätte der Cevedale-Führer die Reisenden einzeln über die gefährliche Stelle fortgebracht, oder das zwischen sich und dem Träger ausgespannte Seil den Reisenden als Geländer dargeboten, so wäre kein Unglück geschehen.

Führer eine neue Stufe haut, genügt zu dieser Wandlung. Fast hätte ich selber einmal auf diese Art am Mont Perz in der Berninagruppe das Leben verloren.

Es ist hier nicht der Ort, diese Fragen ausführlicher zu erörtern, welche übrigens der ernstesten Aufmerksamkeit der Alpenclubs kaum länger entgehen dürften. Ich habe darüber mit einem der erfahrensten Bergsteiger, meinem Freunde Professor Tyndall, gleich nach dem Sachs'schen Unglück Briefe gewechselt, die in den „Times“ abgedruckt sind. Professor Tyndall theilt im Allgemeinen die oben von mir ausgesprochenen Ansichten, und fürchtet nur, daß bei dem wachsenden Andrang ungeübter Reisenden es schwer sein werde, trotz allen Mahnungen, die Wiederkehr ähnlicher Unfälle zu verhüten.

Mit Dr. Sachs' Tod ist leider die wissenschaftliche Frucht seiner Reise größtentheils verloren. Zu dem beabsichtigten Werk über *Gymnotus* fand sich unter seinen Papieren kein Manuscript vor. Glücklicherweise hatte er mir von der Reise mehrere Briefe geschrieben, welche die wichtigsten Ergebnisse seiner Beobachtungen und Versuche enthielten. Ich habe diese Briefe damals im „Archiv für Physiologie“ abgedruckt. Durch Vergleichung ihres Inhaltes mit dem von Dr. Sachs in Galabozo sorgfältig geführten Tagebuche wird sich seine Arbeit einigermaßen wiederherstellen lassen; natürlich wird dies immer nur kümmerlicher Ersatz für das bleiben, was er selber gegeben hätte. Der Verlust trifft die deutsche Wissenschaft doppelt hart, weil die Gymnoten seitdem die Aufmerksamkeit auch der französischen Forscher auf sich zogen, welche durch den Verkehr mit Cayenne hier sehr im Vortheile sind.

Aber nur wer Dr. Sachs näher stand, und sein Werden über sah, vermag ganz zu ermessen, welchen Verlust in ihm, neben jenem besonderen, die Wissenschaft im Allgemeinen erlitt, wie viel Können, Wissen, Streben mit dem zerschellten Gebein in das traurige Grab bei San Nicolo gesenkt ward. Das Staunen über das, was er so jung vollbracht, wächst, wenn man erfährt, daß, ehe er sich zum Studium der Medicin entschloß, er das Gymnasium zwei Jahre verlassen hatte, um sich der Musik zu widmen, mit deren Unterricht er auch nach dem frühen Tode seiner Eltern eine Zeitlang seinen Unterhalt verdiente. Er beherrschte vollständig die Theorie der Musik, war ein geschickter Geigenspieler, auf dem Clavier aber geradezu Concertist. Niemand, der ihn die schwierigsten Bravourstücke aus dem Gedächtniß endlos aneinander reihen hörte, wollte glauben, daß er nicht Musiker von Fach, sondern angesehener Naturforscher sei. Er hatte den Eingeborenen am Apure mehrere in ihrer Einfachheit ergreifende Weisen abgelauscht, welche sie auf der Panflöte spielen. Schade, daß er sie nicht seinem Buche beifügte.

Wozu eine so merkwürdig begabte Persönlichkeit sich entwickelt hätte, zu welchem Baum dieser schlanke saftreiche Schoß erstarrt wäre, wer kann es sagen? Nun bleibt sein Andenken in der deutschen Wissenschaft als des Jünglings, den sie zur Erforschung des Zauberfisches auf den Spuren des Alten vom Berge aus sandte, und den ein herbes Geschick ihr zu früh entriß: denn in der Gestalt, wie ein Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten.

Die Jugend Benjamin Disraeli's.

Von

Georg Brandes.

VIII.

Zu dieser Zeit gab es noch Salons in London, und einer der gesuchtesten war schon damals der Salon der bekannten Lady Blessington, einer Schönheit ersten Ranges, die von ihrem Schwiegersohn, dem Grafen d'Orsay, unzertrennlich war. Ihr Haus hatte ein gewisses vornehmes Bohemiengepräge, die Gräfin war schon lange von ihrem zweiten Gatten getrennt, die Gemahlin des Grafen d'Orsay hatte diesen nach zweijähriger Ehe verlassen und den Platz ihrer Stiefmutter geräumt, der Salon wurde nur von Herren besucht; aber er versammelte eine lange Reihe von Jahren hindurch so zu sagen alle die Männer, die ein großer ererbter oder erworbenes Name zu den ersten des Landes machte. H. C. Andersen traf da im J. 1847 Männer wie Dickens, Bulwer und den ältesten Sohn des Herzogs von Wellington. Als Disraeli, im J. 1831, vom Orient zurückkehrte, wurde Lady Blessington's Haus eines derjenigen, wo er am meisten verkehrte.

In literarischer Hinsicht war die Farbe des Hauses die, Byron zu huldigen und sein Andenken zu ehren. Lady Blessington und Graf d'Orsay hatten in Italien die Bekanntschaft Byron's gemacht und seine Zuneigung gewonnen, besonders hatte d'Orsay, wie die Aufzeichnungen des Dichters zeigen, einen sehr günstigen Eindruck auf ihn gemacht. Lady Blessington machte es jetzt eine Zeit lang zu ihrer Aufgabe, den Verstorbenen gegen ungerechte Angriffe zu vertheidigen, und that dies ohne idealisirende Uebertreibungen. Schon dieser Ton mußte einen eifrigen Bewunderer Byron's, wie Disraeli, ansprechen. In Lady Blessington's Haus lernte er, wie es scheint, den einflußreichen Staatsmann Lord Bynnhurst, den späteren Schatzkanzler, kennen, dem er einige Jahre später seinen Roman „Benetia“, eine Art Ehrendenkmal Byron's, widmete.

In politischer Hinsicht war Lady Blessington's Salon entschieden whigfeindlich. Graf d'Orsay war ein berühmter Caricaturenzeichner und seine Caricaturen gingen alle darauf aus, die Politik der Whigs lächerlich zu machen.

Auch hierin sprach der Ton des Hauses Disraeli an. Lady Blessington war außerdem eine nahe Freundin der Familie Bonaparte; H. C. Andersen fand noch sieben Jahre später in jedem ihrer Zimmer ein Bild Napoleon's I. In jener Zeit sah sie häufig in ihrem Hause die exilirten Mitglieder der berühmten Familie, und ein merkwürdiger Zufall führte so Disraeli beim Beginn seiner Laufbahn mit zwei anderen Ehrgeizigen zusammen, die bestimmt waren, eine bedeutende politische Rolle zu spielen, dem Prinzen Louis Napoleon und dem Grafen Morny. Der letzte war damals noch weit davon entfernt, die glänzende Verhärtung entwickelt zu haben, die ihm zur Personifikation des zweiten Kaiserreichs und zu dem Muster machte, nach welchem Feuillet seinen Monsieur de Camors und Daudet seinen Herzog von Nora zeichnete. Er schrieb kleine französische Liebeslieder, die er zur Guitarre sang. Doch interessant ist es, sich Napoleon III. und Lord Beaconsfield als junge Männer im selben Zimmer zu denken. Welche Ähnlichkeit und welcher Gegensatz! Beide in ihrem Nichts Träumer wilder Träume von der höchsten Macht, beide imperialistisch-demokratisch angelegte Geister, beide sich in den Gedanken hineinphantasirend, schon als Sprößlinge eines ausgewählten Geschlechts erkoren zu sein. Aber zugleich welcher Gegensatz zwischen dem (wie Sainte-Beuve satirisch es nannte) „neben dem Purpur“ geborenen Sohn der Hortense, der, in Cäsar's Schatten aufgewachsen, nie den Gedanken aufgab, zu der Herrlichkeit, in welcher seine Kindheit hingegangen war, zurückzukehren, und dem plebejischen Sohne Isaac d'Israeli's, an dessen Wiege es niemals gesungen worden war, daß er der anerkannte Führer des stolzesten Adels der Welt werden würde. Und welcher Contrast endlich zwischen der frühen Erschlaffung des ersten, und der unverwüsthlichen Energie Disraeli's!

Es kann kaum zweifelhaft sein, daß das höhere Gesellschaftsleben gleich nach der Rückkehr von der langen Reise Disraeli wieder sehr in Anspruch genommen hat, scheinbar vielleicht eben so viel wie die Studien, mit welchen er sich für die politische Bahn vorbereitete. Der Gedanke, sich einen Beruf zu wählen, scheint nie bei ihm aufgetaucht zu sein; er hat kaum jemals daran gezweifelt, in seiner Zukunft ein Goldland zu besitzen. Ein junger Mann, der ein so festes und unbedingtes Vertrauen zu seinem Glückstern hatte, konnte sich nicht lange bedenken, einige von den Gütern vorweg zu nehmen, welche das Steigen desselben bringen würde, und Disraeli hat sich vermuthlich früh zum Schuldenmachen gezwungen gesehen. Daß er von dem Augenblick ab, wo er den politischen Weg betrat, mit großen pecuniären Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, ist jedenfalls unzweifelhaft. Die Wahlausgaben waren enorm, die reguläre Bestechung, die erforderlich war, verschiedlich förmliche Summen; und, insofern es Disraeli betrifft, wurden all' diese Ausgaben im Anfange der dreißiger Jahre obendrein immer vergeblich unternommen: so oft er sich stellte, folgte sein Fall. Als er es endlich erreicht hatte, im Flecken Maidstone gewählt zu werden, suchte er das nächste Mal nicht Wiedererwählung am selben Ort, augenscheinlich weil er die Forderungen, welche die schamlose Geldgier seiner Wähler schon seit der ersten Wahl an ihn stellten, nicht zu befriedigen vermochte. Er stellte sich in Shrewsbury und die Abschriften von Urtheilen, die bei dieser Gelegenheit von seinen

Begnern veröffentlicht wurden, zeigen, daß er allein in den Jahren 1838—41 fünfzehn verschiedene Male wegen Schuldforderungen von 20 bis 700 Pfund, insgesammt für eine Summe von mehr als 20,000 Pfund Sterling vorgeladen und verurtheilt worden ist.

Das Gold übte auf Disraeli, von seiner frühesten Jugend an, eine große Anziehung aus. Je nachdem man seinen Gesichtspunkt wählt, kann man sagen, daß er tiefen Respect oder die äußerste Geringschätzung dafür genährt hat. Er hat das Geld gering geschätzt, insofern er es immer als Etwas betrachtete, das nur haufen- oder tonnentweise eine Bedeutung hätte; als Etwas, das ihm zukomme und unter seiner Hand sich absolut einfinden müsse und solle, sobald das Bedürfniß sich einstelle, dasselbe mit voller Hand auszustreuen. Und er hat einen abstoßenden Respect vor dem Gelde genährt, weil er eine solche Vorliebe für Reichthum und den Luxus, der damit verbunden ist, besitzt, daß er sich das Leben nicht als lebenswerth ohne ihn denken zu können scheint; alle seine Schriften, ohne Ausnahme, drehen sich um steinreiche Männer und Frauen; Millionen und ähnliche hübsche runde Zahlen rollen von Seite zu Seite durch seine Romane; die wenigen Armen, welche darin auftreten, enden unumgänglich, wenn sie die Sympathie des Verfassers besitzen, damit, daß sie ein fabelhaftes Vermögen gewinnen oder erben. Man pflegt Balzac als einen Romanschriftsteller zu betrachten, der auf dem Papier gern in Reichthümern schwelgt; aber im Vergleich mit Disraeli's Herzögen und Lords sind seine Grafen und Banquiers nur kleine Leute, Francs- gegen Pfund-Millionäre, und im Vergleich mit dem London, das Disraeli schildert, ist Balzac's Paris nur ein gepuktes Armenhaus. Es rieselt in seinen Schilderungen wie von Wellen eines Goldstromes; es klingt und klirrt wie das Rasseln von Goldstücken, sobald man das Ohr an seine Bücher legt.

Hestig muß er ab und an in seiner frühen Jugend das Entbehren jener Schätze, nach denen ihn verlangte, und die Sehnsucht nach dem hochgeliebten Metall gefühlt haben. Hat er bisweilen gespielt? Man kann kaum daran zweifeln. Er hatte sowol als Dichter, wie auch als Weltmann den Drang, Alles zu kennen, alle Gemüthsbewegungen und wenigstens einigemal Alles mitzumachen. Schon in „Bivian Grey“ kommt eine Spielszene vor, die frühe Erfahrungen verräth; aber noch viel bedeutender ist die große, meisterhaft ausgeführte Spielszene in „Dem jungen Herzog“. Sie ist so gefühlt, so erlebt, so durch und durch wahr, daß Disraeli nie später Etwas von ähnlicher Anschaulichkeit und alle Sinne überwältigender Macht geschrieben hat. Alle die Stadien der Gemüthsbewegung, welche der Held in den zwei durchspielten Tagen und Nächten erlebt, sind mit solcher psychologischen Feinheit wiedergegeben, daß sie nicht weniger interessiren, als die wechselnden Stimmungen in einer Liebesgeschichte oder während einer Schlacht. Der junge Herzog verliert in den acht- undvierzig Stunden, die das Spiel dauert, mehr als hunderttausend Pfund; aber seine Mittel erlauben ihm das, und der Verlust übt nur die Wirkung auf ihn, seine Spielerleidenschaft zu curiren. Disraeli behauptet nicht nur, daß diese Leidenschaft zu den am leichtesten überwindlichen gehört, sondern, daß Spielen die Gewohnheit ist, die am häufigsten junge Männer zur Selbsterkennt-

niß leitet, indem dieselben eben an dem Rande des Unterganges ihr besseres Ich erwachen und sich kräftig behaupten fühlen¹⁾.

Wenn man die beweglichen Worte liest, womit er im Anfange von „Henrietta Temple“ die Jugend davor warnt, jemals einen angebotenen Credit anzunehmen, ohne sichere Aussicht, das Geliehene zurückzahlen zu können, so fühlt man, daß er es bisweilen als ein wirkliches Unglück betrachtet hat, Schulden zu haben. „Wenn junge Männer wüßten,“ sagt er hier, „wie sie durch Empfang solcher Anleihen Bande um sich legen, die in's Fleisch schneiden, wie würden sie auf dem Wege zurückschrecken, wie bleich würden sie werden! Wie würden sie zittern und die Hände aus Angst vor dem drohenden Abgrund zusammenschlagen!“ Dieser Ausruf ist nicht weniger gefühlt, weil er — merkwürdig genug — sich aus einem Jahre vor dem datirt, in welchem jener oben genannte Hagel von Schuldurtheilen über Disraeli herabzuströmen anfing. Doch ob schon gefühlt, enthält der Ausruf, nach meiner Auffassung, weit eher einen augenblicklichen Stimmungsausbruch und eine Warnung für weniger gehärtete und leichter verstimimte Seelen, als eine Betrachtungsweise, die Disraeli's gewöhnliche den Schulden gegenüber war. In seinen Romanen kommt eine ganze Reihe junger, verschuldeter Männer vor, von denen Keiner arbeitet — dazu sind sie in gesellschaftlicher Hinsicht zu hochgestellt —, die aber trotz der verschiedenen Schwierigkeiten, die ihnen ihre Creditoren bereiten, alle mit heiler Haut, ja reich und glücklich aus den Schulden herauskommen. Capitän Armine in „Henrietta Temple“, und Egremont in „Sibyl“, gelangen beide durch reiche Ehen zu Würden und Glanz. Jedoch nicht in dem Gefühlsleben dieser blonden Herren glaube ich Disraeli's eigenes wiederfinden zu können, sondern in dem Fakredin's, des mit dichterischer Meisterschaft geschilderten jungen Emirs in „Tancred“, der immer in bodenlosen Schulden steckt und doch nie eine Unbequemlichkeit darüber empfindet, im Gegentheil mit dem besten Humor seinen Gläubigern in den Hafenstädten längs der syrischen Küste kleine Freundschaftsbesuche abstattet.

„Fakredin war in seine Schulden verliebt; sie waren ihm eine stete Quelle der Gemüths-
erregungen, und er war ihnen dankbar für ihre stimulirende Macht. Die Wucherer Syriens
sind ebenso geschickt und hartgesotten, wie die aller anderen Länder, und besitzen ohne Zweifel
alle die abstoßenden Eigenschaften, welche einem unaufhörlichen Sichauspaffen gegenüber jeder
edleren Regung entspringen. Aber anstatt sie mit Rachsucht oder Abscheu zu betrachten, studirte
Fakredin sie unaufhörlich und fand in ihrer Gesellschaft Befriedigung eines tiefen psychologischen
Interesses. Seine eigene raubbegierige Seele genoß den Kampf mit ihrer Habsucht, und es
reizte ihn, mit seinen Kunstgriffen ihre Fertigkeit im Betrügen zu beschämen. Es machte ihm
Spaß, mit leuchtenden Augen und einem von Unschuld strahlenden Gesicht über ihre Schwelle
zu treten, und wenn Alles am schlimmsten ausjah und sie am grausamsten waren, sie vollständig
zu überlisten.“

Fühlt der Leser nicht Disraeli's eigenes Naturell in dieser Schilderung? Gerade so kann man sich's vorstellen, daß er seine Creditoren gezähmt und getummelt hat, tigerartiger selbst, als die Tiger um ihn her. „O ihr meine geliebten Lebensgefährten!“ sagt Fakredin von seinen Schulden, „euch verdanke

¹⁾ The young Duke 237, 242—247.

ich meine ganze Kenntniß der menschlichen Natur.“ Zieht man den Spaß und die Uebertreibung davon ab, so zweifle ich nicht daran, daß Disraeli selbst Aehnliches gefühlt, einen Genuß davon gehabt hat, seine Fähigkeiten sich entwickeln zu fühlen und seine List die Kräfte gegen die Schlaueit Anderer versuchen zu lassen, wenn es galt, Auswege zu finden, Ausdauer und Diplomatie zu zeigen — bis ihm, wie seinen Helden, eine reiche Ehe mit einer geliebten Frau über diese nur vorläufigen Studien in der Vorhalle der politischen Intrigue hinweghalf.

Nicht allein in Fakredin's Verhältniß zu seinen Schulden finde ich übrigens Aehnlichkeit mit dem Wesen des jungen Disraeli. Es liegt im politischen Charakter des Emirs die sonderbarste Mischung von erhabenem Streben und zweideutigem Benehmen, von Glauben an die Idee und Glauben an die Intrigue, und gerade dies ist das Eigenthümliche für Disraeli in dem Augenblicke, wo er sich darauf vorbereitet, sich in die active Politik hineinzuworfen. Fakredin ist von dem Gedanken an die Reorganisation Westasiens erfüllt; er wird bisweilen von dem Disraelischen Vertrauen zur Macht der Idee oder der zur Phantasie redenden Formel begeistert, im nächsten Augenblick tappt er aber nach lauter kleinen Mitteln und Kunstgriffen umher. Bald glaubt er voll und fest an die Zauberformelpolitik, daß „ein Mann das Gebirge Karmel besteigen und drei Worte sagen könne, welche die Araber nach Granada und vielleicht noch weiter trieben“; bald kommt der Gedanke, daß eine große religiöse Wahrheit auf's Neue von den Ebenen Mesopotamiens ausgehen könnte, ihm allzu unwahrscheinlich vor, und er denkt ausschließlich daran, durch welche Intriguen er sich eine große fremde Anleihe oder Gewehre, ohne sie zu bezahlen, verschaffen könne. Auf eine Weise, die nicht ohne Analogie hiermit ist, war Disraeli bei seiner Heimkunft nach England zwischen dem Wunsch getheilt, sich durch die Verkündigung einer großen einfachen Wahrheit, die dem Lande in seiner Krisis helfen könne, politisch geltend zu machen, und der Lust, Nichts durch unbesonnenes und untwiderrusliches Partei-Ergreifen zu vereiteln. Er konnte der Möglichkeit, sich vorwärts zu intriguiren, nicht entsagen. Er hat es indirect an einer Stelle in „Coningsby“ gestanden, wo es heißt:

„Es ist kaum möglich, daß ein junger Mann das Studium der Geschichte jener zwei Jahre, die auf die Reform des Unterhauses folgten, ohne einen tiefen Widerwillen vor politischen Intriguen zu Ende bringen kann; es liegt etwas Blendendes in diesem Unternehmen, welches ihm einen gewissen Zauber für die Jugend verleiht; denn es appellirt gleichzeitig an unsere Erfindungsgabe und an unseren Muth, aber es sollte in der Wirklichkeit immer den Männern zweiten Ranges überlassen bleiben. Große Geister sollten ihr Vertrauen an große Wahrheiten und große Talente setzen, und sich durch sie allein den Weg bahnen.“

Man hätte nicht dieses verschleierten Geständnisses bedurft, um zu wissen, welchen Reiz das politische Glücksspiel und die labyrinthisch geschlungenen Wege auf Disraeli in jenen Jahren ausübten. Seine ersten politischen Feldzüge sprechen laut genug davon.

IX.

Es war im Jahre 1832, im großen Jahre des Reformgesetzes.

Der Widerstand, der vom König William IV. und seinen Toryministern anfangs gegen die Parlamentsreform gerichtet worden, ward bekanntlich bald

gebrochen; der etwas länger dauernde Widerstand des Oberhauses ebenfalls, und am 4. Juni 1832 bekam der Vorschlag des Whigministeriums gesetzliche Kraft.

Nur wenige Tage, nachdem dieses Hauptereigniß in Englands neuerer politischer Geschichte stattgefunden, und bevor noch der erste Nachhall im Stimmungslieben des Volkes sich gelegt hatte, den 13. Juni 1832, hielt Benjamin Disraeli seinen Einzug in die kleine Stadt High Wycombe, wo er sich zum ersten Male in seinem Leben zur Wahl stellte. Seinem Princip getreu, die Aufmerksamkeit schon durch sein äußeres Auftreten auf sich zu ziehen, fuhr er, ausgesucht gekleidet, in einem mit vier Pferden bespannten offenen Wagen in die Stadt ein, von einer Musikbande und einem Trupp Bewunderer mit Fahnen begleitet. Er grüßte zu den vollbesetzten Fenstern hinauf, und als er das Wirthshaus „Zum rothen Löwen“ erreicht hatte, schwang er sich aus seinem Wagen unter das vorspringende Portal und hielt dort stehenden Fußes mit größter Kraft und Lebendigkeit eine stundenlange Rede, in welcher er die Whigs mit gewaltigen Sarkasmen geißelte — nicht weil ihm das Reformgesetz zu liberal war, im Gegentheil, es ging ihm nicht weit genug; er trat als Vollblut-Radicaler auf.

In den Schriften, welche er bis jetzt veröffentlicht hatte, fand sich kein bestimmtes politisches Glaubensbekenntniß, nur ringsum Spuren von dem, was man den Liberalismus des guten Kopfes nennen könnte. Der Flecken, in welchem er sich stellte, war bisher durch Liberale mit einem Anflug von Radicalismus repräsentirt worden; er war wegen seiner Kleinheit von den Tory-Gutsbesitzern ringsum abhängig, die Conservativen waren aber in entschiedener Minorität und man konnte darauf rechnen, daß diese, welche das Reformministerium verabscheuten, lieber einem regierungsfeindlichen Radicalen, als einem Liberalen von der Farbe des Ministeriums ihre Stimmen geben wollten. Ihre Organe unterstützten auch die Wahl Disraeli's. Politisch unbekannt, wie er war, hatte er erreicht, seine Person dadurch zu stärken, daß er sich Empfehlungsbriefe von den radicalen Parteiführern im Parlament verschaffte, und hatte auch wirklich zwei artige Briefe, den einen von Joseph Hume, den anderen von dem berühmten irischen Agitator Daniel O'Connell erhalten. Er ließ sie drucken und an den Straßenecken in Wycombe anschlagen. In seiner ersten Wahlrede trat er in Uebereinstimmung hiermit als der demokratische Plebejer auf. Er sei der Mann des Volkes, da er selbst „dem Volke entsprungen und Nichts von dem Blute der Plantagenets und Tudors in seinen Adern hätte“. Er sei froh, die Tories einmal auf der Seite des Volkes zu finden; die Tories müßten sich nun auf's Volk stützen, das Volk brauche sich nicht auf sie zu stützen. Er rebete heftig gegen lange Parlamente, damals ein stehendes Thema der Radicalen, welche dreijährige Wahlen wünschten.

Es sei nun, daß man in den Regierungskreisen einen gefährlichen Feind in ihm spürte, oder daß der Zufall mitspielte: der Premierminister schickte seinen eigenen Sohn, den Obersten Grey, von zwei hohen Staatsbeamten begleitet, gegen ihn nach Wycombe, und das Resultat war, daß Disraeli zum ersten Male durchfiel. Kaum war dieser Ausgang bekannt gemacht, als er auf's Neue die Tribüne betrat und eine Rede hielt, die mit folgenden Worten schloß: „Die Whigs haben sich mir in den Weg gestellt und sie sollen es bereuen“ — Die

früheste öffentliche Aeußerung in dem Leben Disraeli's von der Sicherheit, mit welcher er im Augenblick der Niederlage es immer verstanden hat, bald durch einen Sarkasmus, bald durch eine Drohung, bald durch eine Prophezeiung die Macht über sein Schicksal wiederzugewinnen.

Noch in demselben Jahre veranlaßte die Parlamentsauflösung Disraeli, sich zum zweiten Male an die Wähler Wycombe's zu wenden. In seinem Briefe an sie spricht er sich mit der größten Bitterkeit gegen das aristokratische Whigministerium aus, welches durch das Reformgesetz Popularität zu gewinnen gesucht, während es gleichzeitig die Rechte des Volkes dadurch verkümmert habe, daß es seine ursprünglichen Versprechungen über geheime Abstimmung und dreijährige Parlamente brach. Aber sein Radicalismus ist schon hier mit Torysympathien gemischt und er tritt die Frage über seinen politischen Standpunkt mit dem verständigen, aber etwas zu selbstverständlichen Satze gegenüber: „Ich bin ein Conservativer, insofern ich Alles bewahren will, was gut in unserer Verfassung ist; und ein Radicaler, insofern ich Alles entfernen will, was darin schlecht ist“. Diese vorsichtigere Stellung brachte ihm von den Gegnern die Schimpfworte Tory-Radical und Radical-Tory ein, und bei der Abstimmung fiel er zum zweiten Male durch ¹⁾.

Als im Jahre 1833 eine Vacanz in Marylebone bei London einzutreten schien, trat Disraeli zum dritten Male als Candidat auf. Er schickte ein radicales Schreiben an die Wähler des Orts, in welchem er sich den Sprößling einer vom Gelde des Staates unbesleckten Familie nennt („untainted by the receipt of public money) und worin er — der zukünftige Patron der Landpartei — den Wunsch ausspricht, das ganze Steuersystem von einem parlamentarischen Comité in der Absicht revidirt zu sehen, „die Industrie von den Lasten zu befreien, welche der Grundbesitz zu tragen geeigneter sei“. Da die Vacanz nicht eintrat, gab Disraeli in seinem rastlosen Eifer, die öffentliche Aufmerksamkeit zu fesseln, jene vielbesprochene Brochüre „What is He?“ heraus, die gewöhnlich, aber mit Unrecht, als der erste Schritt auf seiner Schriftstellerbahn bezeichnet wird. Sie enthält, was er in Marylebone hätte sagen wollen, erschien 1833, existirt aber jetzt nur noch in dem Auszuge, welcher sich in „Morning Chronicle“ vom 25. April 1835 findet.

Die Brochüre enthält das radicale Glaubensbekenntniß Disraeli's. Er erklärt hier, daß, bevor das Reformgesetz in Kraft getreten, die Regierung zum wenigsten den Vorzug gehabt hätte, auf einem bestimmten aristokratischen Princip zu ruhen; jetzt ruhe sie auf gar keinem. Einen Tory und einen Radicalen könne er verstehen, aber einen Whig — einen demokratischen Aristokraten — könne er nicht verstehen. Das aristokratische Princip sei durch das Reformgesetz vorläufig gestürzt; wenn die Tories daran verzweifeln, es wieder aufzurichten zu können und ihre Behauptung, daß der Staat nicht durch die gegenwärtige Maschinerie regiert werden könne, aufrichtig meinten, so sei es ihre Pflicht, sich

¹⁾ In Hinsicht auf die Parteinamen und Parteistellungen in England um die Zeit des Reformgesetzes weise ich hin auf Lothar Bucher's lehrreiches Werk: „Der Parlamentarismus, wie er ist“.

mit den Radicalen zu verbinden und diese beiden politischen Spitznamen in den gemeinsamen, verständlichen und allein würdigen Namen: die nationale Partei, aufgehen zu lassen. Er habe jedoch seine Gründe für den Glauben, daß das aristokratische Princip nicht nur vorläufig gestürzt sei, sondern daß seine Restauration in Englands Regierung unausführbar sei. Denn Europa befände sich in einer Uebergangsperiode von feudalen zu föderalen Regierungsprincipien. Die Empörung der Niederlande gegen Spanien habe die Revolution in England unter Karl I. beschleunigt, wenn nicht hervorgerufen; die Empörung der englisch-amerikanischen Colonien habe die französische Revolution beschleunigt, wenn nicht hervorgerufen; der Bewegung ließe sich überhaupt kein Einhalt thun. Der Zustand Englands sei ein trauriger; bisweilen schien es fast, als ob der Verlust der colonialen Besitzungen Englands eine Folge der steten inneren Streitigkeiten sein müsse; man müßte indessen seine Hoffnung und sein Vertrauen auf den Volkscharakter und auf große Männer setzen:

„Lasset uns.“ schließt er mit gewohntem Selbstgefühl, „nicht einen Einfluß vergessen, der in diesem Zeitalter der lärmenden Mittelmäßigkeit allzu viel unterschätzt wird — den Einfluß des individuellen Charakters. Große Geister können sich noch erheben, das stöhnende Steuer ergreifen und das Schiff durch die unruhigen Gewässer leiten, Geister, deren stolze Bestimmung es vielleicht ist, auf einmal die Ehre des Reiches und das Glück des Volkes zu sichern“¹⁾.

Der Leser wird die Lehre vom Uebergang des Lehnsprincips zum föderativen Princip aus dem „Revolutionären Epos“ wiedererkannt haben; er sah vielleicht mit Erstaunen, daß Disraeli, der Führer des Toryadels, damit begann, die Zeit des aristokratischen Regierungsprincips für beendet zu erklären, aber er wird in dem unruhigen Blick, der auf Englands Colonien geworfen wird, im Hass gegen die Whigs und in der Lehre von der entscheidenden Bedeutung des großen Individuums, Eigenthümlichkeiten bemerkt haben, die zu den bleibenden des Mannes gehören.

Der politische Charakter des folgenden Jahres war besonders dadurch bezeichnet, daß die Noth, welche lange unter den englischen Pächtern geherrscht hatte, eine solche Höhe erreichte, daß der gesammte Bauernstand die Regierung antief, irgend einen Schritt, welcher der Noth abhelfen könne, zu thun, obwohl er gleichzeitig die verzweifelte Ueberzeugung nährte, daß von dem schlaffen Whigregiment Nichts zu erwarten sei. Das einst so populäre Reformministerium war nichts sagend geworden; seine Mitglieder waren nach und nach daraus zurückgetreten; selbst der Premierminister, Lord Grey, war von dem indifferenten Lord Melbourne abgelöst worden, und dieser war wieder seinerseits in Verachtung gesunken. Der Stern der Tories war im Steigen; ihr Führer, Robert Peel, wurde täglich ein einflußreicherer Mann und sie nahmen jetzt keinerlei Rücksicht mehr auf die Radicalen, da sie ihrer nicht länger bedurften. Unter-

¹⁾ „A Tory and a Radical, I can understand; a Whig — a democratical aristocrat — I cannot understand. — If the Tories indeed despair of restoring the aristocratic principle . . . it is their duty to coalesce with the Radicals. — In conclusion I must observe, that there is yet a reason which induces me to believe that the restoration of the aristocratic principle in the government of the country is utterly impracticable. — It would sometimes appear that the loss of our great Colonial Empire must be the consequence of our prolonged domestic discussions. — — Great spirits may yet arise.“

dessen war die Landpartei ohne Führer, oder richtiger: sie hatte zum Führer nur einen völlig geistlosen Landadelmann, den Marquis von Chandos. Die Folge aller dieser Verhältnisse war, insofern es Disraeli betrifft, die, daß er eine Schwenkung machte. Er ließ seine radicalen Forderungen fallen, näherte sich der Landpartei, redigirte für sie eine Petition an das Parlament und machte endlich, da die Whigs gegen Ende des Jahres von der Regierung abtraten, einen großen Schritt zur Toryseite hinüber. Im December 1834 nahm er an einem Meeting in Aylesbury Theil, wo er, der noch vor Kurzem die Industrie als zurückgesetzt und zum Besten des Grundbesizes beeinträchtigt bezeichnet hatte, es aussprach, daß „er immer der Meinung gewesen sei, daß in gewissen Ständen des Landes eine Verschwörung existire gegen das, was man mit einem Worte die Ackerbau-Interessen nennen könnte“. Er redete über den Marquis von Chandos mit einer Wärme, die lebhaft an Vivian Grey's Begeisterung für den Marquis von Carabas erinnert.

In demselben Monat trat Disraeli wieder als Parlamentscandidat in Wycombe mit einer längeren Rede auf, welche unter dem Namen „The crisis examined“ im Druck erschien. Sie dreht sich um lauter unausschiebbar nothwendige Reformen, finanzielle, kirchliche u. s. w., aber sucht doch namentlich die Wähler für einen Anschluß an das neue Toryregiment zu gewinnen. Disraeli bestrebt sich eifrig, die Anschauung zu widerlegen, daß man aus den Händen der Männer, welche dem Reformgesetz widerstrebt hatten, keine Reformen annehmen dürfe; ja, er vertheidigt schon im Voraus diese Männer gegen die Beschuldigung eines Abfalls, wenn sie, nachdem sie die Reformbestrebungen bekämpft, ihnen jetzt huldigen wollten.

„Die Sache ist, Gentlemen,“ heißt es hier, „daß ein Staatsmann das Geschöpf seiner Zeit, ein Kind der Umstände ist. Ein Staatsmann ist wesentlich ein praktischer Charakter, und wenn er zur Macht berufen wird, hat er nicht zu untersuchen, was seine Meinungen über diesen oder jenen Gegenstand einmal waren oder nicht waren, er hat sich nur darüber zu unterrichten, was das Nothwendige und Nützliche sei Ich lache darum über die Einwendung gegen einen Mann, daß er in einer früheren Periode seines Lebens einer anderen Politik als seiner jetzigen das Wort geredet hat. Was ich untersuche, ist einzig und allein, ob seine jetzige Politik gerecht, nothwendig und nützlich sei.“

Es interessiert mich nicht, die abstracte Wichtigkeit dieser schlichten Aeußerung zu discutiren, aber in psychologischer Hinsicht ist sie interessant; denn man kann im Voraus ziemlich fest überzeugt sein, daß der, welcher so spricht, im Begriffe steht, eine politische Frontveränderung vorzunehmen.

Mit wie viel Witz und Feuer Disraeli nun auch seinen ganzen Wahlkampf führte, fiel er doch bei der Abstimmung zum dritten Male durch. Die vollständige Kälte, womit er immer solche Schläge des Schicksals trägt, verleugnete sich ebenso wenig dieses Mal wie je zuvor oder nachher. In einer Rede, die er vierzehn Tage später bei einem politischen Diner hielt, sagte er mit der ihm eigenen ruhigen Unverfrorenheit: „Ich bin durchaus nicht muthlos; ich fühle mich in keiner Hinsicht wie ein geschlagener Mann; vielleicht kommt es daher, daß ich an Niederlagen gewöhnt bin. Ich kann fast sagen, wie jener berühmte italienische General, der, als er in seinen alten Tagen gefragt wurde, woher es komme, daß er immer siege, als Ursache angab, daß er in seiner Jugend immer

geschlagen worden sei". Dies Selbstvertrauen, das mitten in der Niederlage die Vorbeeren für künftige Siege anticipirt, ist um so interessanter, als das Jahr 1834, welches politisch so ungünstig für Disraeli auslief, ihm auch in literarischer Hinsicht sowol Spott wie Schaden eingetragen hatte. In diesem Jahre war das unglückliche Fragment des „Revolutionären Epos“ erschienen, hatte Fiasco gemacht und war selbst im Parlament lächerlich gemacht worden.

Die vielen Niederlagen waren zum Theil dadurch verursacht worden, daß Niemand recht klug daraus werden konnte, was der Verfasser des „Was ist er?“ denn eigentlich sei, Radicaler oder Tory, und Disraeli fühlte täglich stärker die Nothwendigkeit, entschieden Partei zu ergreifen. Er ging dann über seinen Rubicon und direct in's Torylager hinüber: Er hatte sich zuvor in den Westminster-Reformclub gemeldet; er zog nun seine Meldung zurück. Er hatte für geheime Abstimmung geredet, aber da dies gegen das Programm der Tories stritt, weil die Gutsbesitzer dann die Möglichkeit verloren, die Kleinstädter bei den Parlamentswahlen zu tyrannisiren, ließ er nicht allein seine Forderung fallen, sondern sprach gegen sie. Er hatte gegen die Tyrannei der Staatskirche in Irland geschrieben, er verlangte jetzt ihre Aufrechterhaltung. Er hatte O'Connell's Protection gesucht, er versuchte es jetzt, sich an ihm zum Ritter zu schlagen.

Im April 1835 hatte Peel bei einer Abstimmung die Majorität gegen sich, und ein Whigministerium war auf's Neue von Lord Melbourne gebildet worden. Als ein Mitglied des neuen Ministeriums Wiedertwahl in Taunton suchte, stellte sich der unermüdlche Disraeli ihm entgegen und in der Rede, die er bei dieser Gelegenheit hielt, versuchte er durch eine scheinbare Offenheit und Unbefangenheit die Veränderung zu decken, die er eben mit seiner politischen Stellung vornahm. Mit Hinweisung auf seine unveränderte Opposition gegen die Whigs rühmte er sich seiner politischen Festigkeit. Wenn er nicht länger Fürsprecher gewisser Maßregeln sei, dann läge die Ursache darin, daß sie, seit die Torypartei sich wieder erholt hätte, nicht mehr nothwendig seien. Geheime Abstimmung habe er z. B. nur darum gefordert, um den Städtern, die für Mitglieder der Landpartei zu stimmen wünschten, ihre Freiheit zu sichern. (!) Nun bedürften sie keines derartigen Schutzes mehr. Er redete weiter zum Besten der protestantischen Staatskirche in Irland; er warf mit bitterem Hohn den Whigs vor, daß sie sich nicht gescheut hätten, die blutige Hand O'Connells zu ergreifen, um ein Bündniß gegen die Staatskirche zu schließen, und als die Worte „blutige Hand“ Unwillen hervorriefen, erklärte er seine Aeußerung dahin, daß er selbstverständlich nicht Mr. O'Connell beschuldige, in's Parlament mit bluttriefenden Händen zu gehen, sondern nur behaupten wolle, daß seine Politik das Land mit Zerreißung bedrohe und nicht ohne Bürgerkrieg zu realisiren sei.

Wenn man sich des ersten Auftretens Disraeli's als O'Connell's Schützling erinnert, begreift man, wie erstaunt und erbittert der große Agitator wurde, als er wenige Tage nach der Wahlversammlung die Aeußerung Disraeli's über seine „blutigen Hände“ in einem Blatte las, in welchem die später versuchte Abschwächung des Ausdrucks nicht einmal mit aufgenommen war. Bei einer Zusammenkunft der irischen Trades-Unions in Dublin erfolgte die Antwort. In einer von Humor und Verachtung überströmenden Rede hob O'Connell hervor,

daß dieser Mann ihn persönlich aufgesucht und sich radical genannt habe, als solcher einen Empfehlungsbrief gewünscht und erhalten, und sein Autograph für so werthvoll angesehen habe, daß er es drucken und als Placat anschlagen ließ, jetzt aber zum Dank dafür ihn als Mörder und Brandstifter zu stempeln versuchte: „Da er zwei [drei] Mal als Radicaler durchgefallen ist, ist er gerade der rechte Geselle für die Conservativen, . . . und jetzt preist er den König und die Kirche und schimpft auf die Radicalen . . . Sein Leben ist eine lebendige Lüge. — Er ist der personificirte Conservatismus“. O'Connell gebrauchte schließlich die Wendung, daß Disraeli's Name auf jüdische Abstammung deute. Er erklärte es für thöricht „jene große Nation, die Juden“ zu unterschätzen; sie seien von Menschen, die sich selbst Christen nannten, grausam verfolgt worden, aber die grausamste Verfolgung bestände in der Verleumdung gegen sie. Er habe persönlich das Glück, einige jüdische Familien in London zu kennen und vollendetere Damen, humanere, mehr herzengute, hochgesinntere oder besser erzogene Gentlemen als die, welche sich unter ihnen fänden, habe er niemals getroffen. Niemand würde ihn deswegen in Verdacht haben, als wolle er Disraeli um seiner Abstammung willen herabsetzen. Aber es gäbe auch unter den Juden schlechte Menschen, und es müßte ganz sicher einer von diesen sein, von dem Disraeli abstamme. Er besäße eben die Eigenschaften, welche den unbußfertigen Schächer, der am Kreuze starb, auszeichneten, von dessen Namen er bestimmt annähme, er müsse Disraeli gelautet haben.

Gerade in den Tagen, als diese Rede gehalten wurde, hatte O'Connell's Sohn Morgan O'Connell in London ein Duell für den Vater ausgefochten. Ein Lord Albanley, der sich vom Agitator beleidigt meinte, hatte ihm eine Herausforderung geschickt, und da O'Connell, welcher in seiner Jugend das Unglück gehabt hatte, einen Gegner im Duell zu tödten, schon damals das Gelübde, sich nie mehr zu duelliren, abgelegt hatte, nahm der Sohn den Handschuh auf, der dem Vater hingeworfen worden.

Tags nachdem das Duell stattgefunden hatte, übrigens ohne Ungemach für den jungen O'Connell, wurde er wegen der Rede des Vaters in Dublin von Disraeli gefordert, der nicht meinte, auf andere Weise sich Genugthuung verschaffen zu können. Als die Herausforderung zurückgewiesen wurde, griff Disraeli noch am nämlichen Tage zur Feder und schickte der „Times“ einen an O'Connell gerichteten Brief, der durch seine energische Entrüstung und die schlagende Kraft des Stils einen hohen Platz unter seinen politischen Aeußerungen einnimmt. Er fängt damit an, daß, obschon sein Gegner sich längst außerhalb der Schranken der Civilisation gestellt habe, er, Disraeli, doch fest entschlossen sei, sich nicht einmal von einem Wilden ungestraft verhöhnen zu lassen. Er erklärt den Ausspruch über O'Connell, welchen dieser ihm in den Mund gelegt habe, für mißverstanden und ungenau referirt. Wäre es O'Connell möglich gewesen, als ein Gentleman zu handeln, dann hätte er mit seinem Angriff so lange gewartet, bis er sich Sicherheit verschafft, was wirklich über ihn gesagt worden sei. O'Connell, nicht er, sei der Abtrünnige, denn dieser stehe nun als Bundesgenosse der Whigs, während er selbst jetzt wie zuvor ihr principieller Gegner sei. Er habe nie O'Connell mit einem anderen Programm auf-

gesucht, als daß die Whigs um jeden Preis aus dem Wege geräumt werden müßten, und dieses Programm halte er noch fest. Der Brief schließt mit folgendem Hohn über O'Connell's irische Pension und mit dieser kräftigen Drohung:

„Was Ihren Spott über meinen Mangel an Glück bei Parliamentswahlen angeht, so lassen Sie mich daran erinnern, daß ich an nichts Anderes als den gesunden Sinn des Volkes appelliren konnte. Keine drohenden Stelette agitirten für mich; es waren keine Todtentöpfe mit gekreuzten Knochen in meiner Fahne. Auch waren meine pecuniären Hilfsquellen eingeschränkt. Ich bin keiner jener öffentlichen Bettler, die in den Kapellen Ihres Glaubens mit zudringlichen Büchsen herumlaufen; ebensowenig bin ich, wie gewisse Andere, im Besiz einer fürstlichen Einnahme, welche von einer hungrigen Race fanatischer Sklaven her stammt. Nichtsdestoweniger habe ich die feste Ueberzeugung, daß die Zeit nahe ist, wo ich glücklich genug sein werde, meinen Platz in der stolzen Versammlung einzunehmen, aus welcher Herr O'Connell zu scheiden wünscht. Ich hoffe, ein Repräsentant des Volks zu werden, bevor die Union zwischen Großbritannien und Irland aufgelöst wird. Wir werden uns bei Philippi begegnen, und seien Sie dessen gewiß, daß ich im Vertrauen auf eine gute Sache und auf eine nicht ganz unverjuchte Energie, die erste sich darbietende Gelegenheit ergreifen werde, Ihnen eine Züchtigung beizubringen, die Sie dazu zwingen wird, mit Reue der Verhöhnung zu gedenken, die Sie jetzt hinausgeschleudert haben gegen
Benjamin Disraeli.“

Er fiel zum vierten Male in Taunton durch.

X.

Wenn Disraeli im Sommer 1835 auf seinen dreijährigen politischen Feldzug zurück sah, konnte er sich unmöglich besonders wohl dabei fühlen. Erreicht hatte er nicht viel mehr, als die Aufmerksamkeit auf sich als politischen Aspiranten hinzuleiten, und wie viele Demüthigungen, Verluste, Niederlagen, Beschämungen hatte er erlitten! Zwar war es überhaupt nicht leicht, in der politischen Kohlengrube zu arbeiten, ohne schwarze Hände zu bekommen; aber wenn er auf seine Hände sah, konnte er doch unmöglich ohne Mißbehagen entdecken, wie schmutzig sie in so kurzer Zeit geworden waren — und selbst auf der Stirn hatte er einige Flecken. Er fühlte das Bedürfniß, sich in seinen eigenen Augen und denen seiner Mitbürger zu reinigen, sich und Anderen das politische System klar zu machen, dem er in der Zukunft folgen wollte; und nach einsamem Grübeln, nach Gesprächen mit Lord Lyndhurst und anderen hervorragenden Toryführern, fing er an, seine Gedanken in Form eines Briefes an den genannten Staatsmann niederzuschreiben, welchem er den etwas anspruchsvollen Titel gab: „Vindication of the english constitution in a letter to a noble and learned Lord, by Disraeli the Younger“.

Viele Elemente wirkten zusammen, um den politischen Grundriß, der so das Licht erblickte, zu Stande zu bringen; Untwille über die begangenen Fehler und das Bedürfniß, durch einen klaren und offenen Ausdruck Garantien zu geben, beschleunigten das Wachsthum des Entwurfs, Jugendsympathien und frühzeitig eingefogene Antipathien gaben ihm im Verein mit ganz frischen Erfahrungen seinen Inhalt. Mit seinem leidenschaftlich-energischen Charakter fühlte Disraeli einen heftigen Verdruß über das politische Schwanken, dessen er sich bei seinem ersten Auftreten schuldig gemacht hatte. Er hatte sich die Möglichkeit einer unabhängigen Stellung außerhalb der beiden alten aristokratischen

Parteien gedacht; diese Möglichkeit war gescheitert, und er wollte nun vor Allem mit der ganzen Kraft und Fähigkeit, deren er fähig war, sich hinüber auf die Seite der Tories werfen, Partei ergreifen so, daß Niemand daran zweifeln könnte, daß Partei ergriffen sei. Aber demnächst wollte er entschieden seine persönliche Kritik bewahren und behaupten, also keineswegs die factisch vorliegende Torypolitik als ein Dogma annehmen. Er wollte, nachdem es ihm unmöglich gewesen, als Radicaler durchzudringen, insofern es sich thun ließe, die radicalen Tendenzen mit sich hinüber in's Torylager führen, und es gleich andeuten, daß das Allermeiste von dem, was für das Wesen der Torysache ausgegeben würde, in Wirklichkeit nur Auswüchse derselben seien. Es galt jetzt, wo die Aussicht dahin war, aus Radicalen und Tories in Gemeinschaft jene eine, große, freisinnige und nationale Partei zu bilden, für welche er in Wycombe geredet hatte, zu zeigen, wie die Torypartei, wenn das Toryprincip in seiner Reinheit aufgefaßt würde, schon an sich diese freisinnige und nationale Partei sei. Die Aufgabe mußte dann in der Zukunft die werden, die Partei zum Princip zurückzuführen.

Die „Vertheidigung der englischen Verfassung“ ist Vertheidigung des überlieferten aristokratischen Principes in dieser Verfassung. Es wird für falsch erklärt, das repräsentative und das aristokratische Princip als Gegensätze zu bezeichnen; für falsch, vom Unterhaus als vom volksthümlichen Haus im Gegensatz zum Oberhaus als dem aristokratischen Haus zu reden. Denn beide Häuser gingen aus privilegierten Classen hervor, beide seien gleich volksthümlich und gleich repräsentativ. Der ganze Unterschied beruhe auf dem bedeutenden Unterschied zwischen der Mitgliedzahl in den zwei politischen Classen, aus welchen sie entspringen. Die eine Classe sei ein privilegirter Stand von 300,000 Individuen, die von Delegirten repräsentirt würden, weil sie zu zahlreich seien, um selbst erscheinen zu können; die andere sei ein privilegirter Stand von 300 Adligen, die sich in Person einfänden.

Nachdem die Volksthümlichkeit des Oberhauses auf diese kühne Weise behauptet worden, geht Disraeli zu seinem Lieblingsthema über, dem Verderben, das von der Whigpartei ausgegangen sei. Er versucht es zu zeigen, daß die venetianische Verfassung lange Zeit hindurch den englischen Whig-Staatsmännern als Vorbild gedient habe, und daß sie seit der englischen Revolution ununterbrochen ihren Plan verfolgt, den König seiner Rechte zu berauben und ihn von einem englischen Monarchen zu einem venetianischen Dogen zu reducirten. Ihr Ziel sei immer eine Oligarchie gewesen, die gleich absolut die Krone und das Volk beherrsche. Ihre Losung sei zwar: bürgerliche und religiöse Freiheit; aber unter bürgerlicher Freiheit verstanden sie, daß der König Doge würde, und unter religiöser Freiheit, daß die Staatskirche sich zum Besten des fanatischen Puritanismus, mit dem sie sich allirten, auflöse. Die Tories dagegen, die sich zur unpopulären Losung „das Königsthum von Gottes Gnaden“ hingedrängt sahen, seien ursprünglich die wahrhaft freisinnige Partei gewesen, die durch Aufrechterhaltung der Königsmacht die Freiheit der Massen sichern wollten. Die Schlagworte wären schnell veraltet, die Torypartei hätte mehr, die Whigpartei weniger volksthümliche und freisinnige Ansichten gehabt, als man aus den

Vosungsworten schließen könnte, und so sei die Möglichkeit schon im Anfange des 18. Jahrhunderts gegeben gewesen, daß die Torypartei einer Wiedergeburt unterzogen werden könne, die genau derjenigen entspräche, die jetzt im Werden begriffen sei. — Die Schilderung des Staatsmannes, dem die Partei diese ihre Reorganisation schulde, Henry St. John, Lord Bolingbroke, Disraeli's immer gepriesenes, politisches Ideal, ist im hohen Grade interessant, weil sie deutlich genug sowol Bekenntnisse wie Versprechungen und den Versuch einer Selbstschilderung enthält:

„Der Mann, welcher der Partei Klarheit und System brachte, war Lord Bolingbroke, der jene feurige Einbildungskraft besaß, die mit ihrer unerschöpflichen Fruchtbarkeit einem großen Staatsmann und einem großen General eben so nothwendig ist, wie einem großen Dichter. Er war der begabteste Schriftsteller und der vollendetste Redner seiner Zeit und besaß so die seltene Mischung von Eigenschaften, welche einen stetigen Einfluß auf die Gesinnung eines Landes möglich machen Er war aus Princip ein Gegner der Whigs, weil eine Oligarchie dem Genie feind ist. Es ist wahrscheinlich, daß er in den früheren Jahren seines Lebens über die Bildung einer neuen Partei gegrübelt hat — jener Traum, der in einem verwirren und uneinigen Zeitalter von jeder jugendlichen Einbildungskraft geträumt wird, aber der bestimmt ist, in englischer Politik immer nur Traum zu bleiben. Da er indessen mit größerer politischer Erfahrung es einsah, daß er nur zwischen Whigs und Tories zu wählen hatte begriff er, daß diese Wahl, trotz der Sympathie mit dem Volke, die man auf der einen Seite affectirte, und trotz der Bewunderung des Absolutismus, die man auf der anderen Seite zur Schau trug, in Wirklichkeit die Wahl zwischen Oligarchie und Demokratie sei und von dem Augenblicke ab, als er dadurch, daß er Tory wurde, die nationale Sache zur seinen machte, opferte er sich absolut seiner Partei; all' die Energie in seinem proteusartigen Gemüthe ging in ihrem Dienste auf er rottete aus dem Toryismus all' die absurden und verhassten Lehren aus, die er gelegentlich adoptirt hatte, und entwickelte mit Klarheit seinen wesentlichen und bleibenden Charakter.“

Bolingbroke hat eine Schrift „A patriot king“ verfaßt, in welcher er den Gedanken äußert, daß der König und die Tory-Aristokratie sich mit den Massen verbinden sollten, um die Whigs und die Mittelclassen unterdrückt zu halten. Auf etwas ganz Aehnliches geht Disraeli's Brochüre aus. Er war von Natur halb Volkstribun, halb Hofmann. Seine Sympathie galt der Armuth des Volkes und dem Glanz des Thrones. Man kann sich kaum eine weniger bürgerliche oder bürgerlich-aristokratische Natur vorstellen. Da sein dämonischer Ehrgeiz ihn nun zwang, entschieden zwischen der Tory- und der Whigseite zu wählen, wählte er darum die Torysache so, daß er schon im Augenblicke der Wahl sie zum Ausdruck für eine Allianz zwischen den Massen und der Krone umbildete, und daß sie auf diese Weise ein Ausdruck seiner eigenen angeborenen Sympathien ward.

XI.

Disraeli war nun in die dreißiger Jahre eingetreten, und die Dreißiger bezeichnen für productive Geister in der Regel die allseitig wirksamste Zeit. Die Sonne der Leidenschaft steht dann im Zeichen des Löwen, und die Seele ist reich genug, um sowol Kampflust wie Traumleben zu umfassen. Vor den Dreißigern geht viel Zeit in Leichtsinne und Unentschlossenheit verloren, man bildet sich ein, so viel Zeit zum Verlieren übrig zu haben; nach den Dreißigern wird das Phantasielieben häufig vom activen Streben, das alle Kräfte in Beschlag nimmt, aufgesogen. Doch in diesen ersten Jahren des reiferen Mannes-

alters ist die Seele zugleich jung und alt genug, um den freien Schaffenstrieb und die Thatenlust neben einander zu bewahren. Während Disraeli fortbauend das politische Publicum durch eine Reihe anonymen Artikel gegen und für englische Staatsmänner, die er unter dem Titel „Briefe von Runnymede“ in der „Times“ veröffentlichte, in Athem hielt, und während er durch die vielen auftauchenden Beschuldigungen politischer Untreue in eine leidenschaftliche Polemik mit der Zeitung „Globe“ verwickelt wurde, zog er sich zu den friedlicheren Gegenden der Poesie zurück und verfaßte die beiden einzigen seiner Romane, in denen sich nur schwache Spuren von Politik finden: „Venetia“ und „Henrietta Temple.“

„Venetia“ ist ein Buch ganz besonderer Art, ein Gemisch von Phantasie und Wirklichkeit, welchem selbst die Dichtungen Disraeli's kein Seitenstück bieten, ein Versuch, in Romansform Charaktere und Schicksale zu behandeln, welche die ganze erste Generation von Lesern des Buchs als zeitgenössisch kannten und die noch heutzutage so bekannt sind, daß der Leser, wo die Darstellung der historischen Wirklichkeit aufhört und die Hinzudichtung beginnt, immer Unruhe und Verwirrung fühlt.

Wenn man weiß, wie tief Byron's Wesen Disraeli ergriffen hatte, wird man leicht verstehen, daß die Verkennung des großen Dichters ihm lebhaft zu Herzen ging. Er sah mit Trauer, daß noch so lange nach dem Tode Byron's die alten bigotten und engbrüstigen Verdammungsurtheile über ihn in der sogenannten guten Gesellschaft Englands in Kraft standen und er gab sich selbst das Versprechen, dem abzuhelpen. Daß sein Privatleben nicht so schön und glänzend wie sein öffentliches Leben gewesen, war ein Umstand, der in Disraeli's Augen nicht den Werth des Mannes vor der Nachwelt heruntersetzte. Es ist sogar charakteristisch, daß Disraeli mit einer in England höchst seltenen Vorurtheilslosigkeit durchgehend solche Männer als groß oder bedeutend proclamirt hat, deren vorzügliche Eigenschaften der Hause in seinem kleinbürgerlichen Moralisiren über Fehler in ihrem Privatleben zu übersehen geneigt war, so Lord Bolingbroke, Lord Byron, Graf d'Orsay. Das Studium Byron's scheint Disraeli zum Studium von Shelley, von welchem jenes unzertrennlich ist, geführt zu haben; und obwol Shelley's ätherische und heller flammende Natur ihm ferner lag, als Byron's blickschwangere Kraft, führte doch die Vertiefung in diese gleichzeitigen Geister ihn dazu, sie Beide mit productivem Enthusiasmus zu umfassen. Er wollte ein Buch schreiben, welches diesen beiden großen Söhnen Englands die Bewunderung ihrer Landsleute vindiciren, Byron die Herzen wiedergewinnen, die er verloren hatte, und die Augen des Volkes dafür öffnen solle, was es in Shelley besessen und mit thörichtester Grausamkeit verworfen hatte. In das Centrum des Buches stellte er ein junges Mädchen, schön durch Unschuld und verborgene Energie, scheu und hochgesinnt, welches die beiden großen Geister verknüpft, denn sie ist Shelley's Tochter und Byron's Braut. Er schnitt das Leben Byron's in zwei Hälften, die größere Gruppe der Byron'schen Fata: die finstere Kindheit, das Verhältniß zur unvernünftigen Mutter, das erste große Dichterglück in London, seine Vergötterung dort, das Verhältniß zu Lady Caroline Lamb und den Fall von der Würde des Löwen zum Zustand des

Sündenbocks legte er einem Jüngling, Plantagenet Cadurcis bei, den er in allem Wesentlichen mit Byron's Charakter und Geistesrichtung ausstattete¹⁾. Einzelne andere ebenso bekannte Byron'sche Schicksale, die unglückliche Ehe, die Trennung kurz nach der Geburt einer Tochter legte er dagegen dem älteren idealschönen und reformatorisch begeisterten Dichter und Helden Marmion Herbert bei, in welchem er Shelley's Charakter darstellte und auf den er Shelley's Genie übertrug. Die stark idealisirte Lady Byron wird so — verwirrend genug — Shelley's verlassene Frau, und das junge weibliche Wesen, dessen Situation derjenigen von Byron's Tochter Ada entspricht, wird Byron's Gespielin und Tochter von Shelley — man muß während der Lectüre auf seinem Posten sein, um über den verwandtschaftlichen Zusammenhang klar zu bleiben. Und doch ist das Buch gelungen. Es ist trotz aller hier übertretenen Regeln der Aesthetik ein schönes, gefühltes, lebendiges Buch; es ruht darüber ein guter Geist, es säuselt ein Freiheitshauch durch seine Blätter.

Venetia war der Name, welchen Disraeli der Heldin des Buches gab, zu Ehren der europäischen Stadt, die seinem Herzen die nächste war, und die sowol von Shelley wie von Byron so sehr geliebt worden. Sie wird von ihrer einsam lebenden Mutter erzogen, ohne deren Schicksal zu kennen und ohne nach dem Namen des nie gekannten Vaters fragen zu dürfen, von dem sie doch ahnt, daß er noch am Leben sei. Da betritt sie eines Tages ein immer verschlossenes Zimmer, sieht Marmion Herbert's lebensgroßes Bild, wird von dessen übermenschlicher Schönheit gepackt, findet Verse, die er in der Freude über ihre Geburt geschrieben, und beginnt im Stillen für ihren unbekanntem Vater zu schwärmen. Da ihr Jugendgespieler, Lord Cadurcis, Byron's alter-ego, in den strengsten und bornirtesten Tory-Anschauungen der damaligen Zeit erzogen, um ihre Hand anhält, und Venetia, obschon ihm wohlgeneigt, seine Werbung mit dem Wunsche beantwortet, vor Allem ihrem Vater leben zu können, veranlaßt ihn seine verletzte Eitelkeit, dessen Namen mit Hohn zu überschütten; er nennt Herbert, d. h. Shelley, „einen Mann, dessen Name mit Infamie gleichbedeutend ist“; kurz, er gibt den Gefühlen Luft, welche er von Freidenkern, Republikanern, überhaupt von unmoralischen Menschen hegt. Da erhebt sich Venetia in ihrem Zorn: „Du höherer und unerzogener Knabe,“ antwortet sie, „Worte können nicht den Ekel und die Verachtung ausdrücken, die Du mir einflößest.“ Jahre vergehen, der junge Lord kommt nach London, betrachtet das Leben mit den Augen des Genies, und all' seine thörichten Vorurtheile, alle seine theologischen Dummheiten fallen wie Schuppen von seinen Augen. Er findet Marmion Herbert's Gedichte, liest sie mit Erstaunen, Begeisterung, Bewunderung, Anbetung und wird sein geschworener Schüler und leidenschaftlicher Anhänger, der ihn lieber überbietet, als daß er vor einer Consequenz, welche der große Landflüchtige gezogen, zurückschrecken sollte.

Ist es nicht interessant, daß dieses Sujet das erste ist, welches unseren neubekehrten Tory reizt? Hat er nicht deutlich genug das Bedürfniß gefühlt,

¹⁾ Man vergleiche G. Brandes: Die Hauptströmungen in der Literatur des 19. Jahrhunderts, IV. 395.

nach dem heißen politischen Kampf sich in den reinsten Gewässern der Poesie zu baden und es vor sich selbst und der Welt festzustellen, daß er durch seinen Uebertritt zur Toryseite keineswegs sich der Bornirtheit und Heuchelei „der dummen Partei“ verpfändet habe? Er behielt sich sein Recht vor, die berücktigten Tories Byron's ebenso energisch zu verachten, wie sie von jenem verachtet worden; sein Recht, die selbstlose Menschenliebe und den weltumfassenden Dichtergeist des Pantheisten Shelley zu preisen, obwohl dieser noch immer, selbst vor den Whigverfechtern der „religiösen Freiheit“, als ein Mittelding zwischen einem Wahnsinnigen und einem Verbrecher dastand. War es ihm außerdem eine Befriedigung, jetzt, da er selbst aus politischen Gründen einen Uebergang vom Radicalismus zur Torylehre unternommen hatte, zu schildern, wie eine reichausgestattete Seele den entgegengesetzten Uebergang von einem mit der Erziehung eingesogenen, bornirten Toryglauben zum großherzigsten und festesten Radicalismus unternahm? Ich denke mir, daß er so Etwas wie Wiederherstellung des inneren Gleichgewichts dabei gefühlt hat; eines Gleichgewichts, das bei leidenschaftlichen Geistern wol immer ein schwankendes ist, aber das Jedermann doch unwillkürlich sucht.

Der Roman „Venetia“ ist ein kleines Meisterstück von Tact; er führt die Sache der zwei ungerecht Ausgestoßenen, ohne Jemandem unter den noch Lebenden zu nahe zu treten; nur auf Lord Melbourne, den Gemahl von Lady Caroline, fällt ein etwas komisches Licht; aber er war als damaliger Whig-Premierminister zum Opfer ausersehen. Ferner ist „Venetia“ ein feines psychologisch-kritisches Buch. Die zwei Dichter sind im Ganzen sowol lebhaft wie richtig dargestellt, obschon man von Shelley nur die allgemeinen Umrisse ohne die feineren physiognomischen Züge findet. Byron ist ein Geist, mit dem sich Disraeli auf demselben Niveau fühlte, Shelley war ihm zu überirdisch, und die Schilderung gelang nothwendigerweise im selben Verhältniß, in welchem das Verständniß sich der Vollständigkeit näherte. Es gibt ein Gespräch in „Venetia“, in welchem ein alter braver Torybischof die zwei Männer vergleicht. „Cadurcis,“ sagt er, „ist ein Weltkind, sein eigenes Idol; alle seine Werke, sein ganzes Benehmen geht darauf aus, die Menschen in Erstaunen zu versetzen.“ Es liegt in dieser Aussage etwas Wahres, nur daß ein Stück von Byron hier ausgeschnitten und zum Ganzen gemacht ist, das Stück nämlich, welches Disraeli mit ihm gemein hat. Auf das Bedenken Lady Herbert's, daß Cadurcis ebenso aus der Gesellschaft ausgestoßen wie Herbert endigen werde, gibt der Bischof die Antwort: „Er wird nicht wie jener von einer visionären Idee, das Menschengeschlecht zu bessern, geleitet. Der Selbsterhaltungstrieb wird ihm als Ballast dienen;“ wir können in diesen Worten, die vom Verfasser nur als eines Bischofs bornirte Auffassung von Byron gegeben werden, mit einer kleinen Veränderung eine Charakteristik von Disraeli selbst sehen. Er vereint in sich die Eigenschaften, die hier zwischen seine Helden vertheilt sind: die visionären Ideen und die Anbetung des Selbst als Idol. Er fühlte sich, während er dieses Werk schrieb, von den großen humanitären Visionen, die ihm von Westen nach Osten und zurück gefolgt waren, erfüllt. Durch diese Gesichte verstand er Shelley; er fühlte sich andererseits von heftigem persönlichem Ehrgeiz und poetisch-politischer Kraft erfüllt, und durch diese

Eigenchaften fühlte er sich mit Byron's Geist verwandt. Aber noch ein drittes Element war in ihm, ein Element, welches den beiden großen Männern, mit deren Schicksal er sich beschäftigte, abgesprochen werden mußte: das war jener Selbsterhaltungstrieb, welchen der Bischof mit Unrecht Cadurcis beilegte; denn Byron war weit davon entfernt, diesen Trieb zu besitzen, der aber Disraeli selbst immer dagegen schützen würde, mit halbverrichtetem Tagewerk auf dem Wege zum Ziele zu scheitern, wie lang und sturmboll auch die Fahrt werden könne.

„Henrietta Temple“, der andere Roman, an dessen Ausführung Disraeli um diese Zeit schritt, hat zum zweiten Titel „a love story“ und entspricht seinem Titel. In diesem Buch hat der Verfasser für dies eine Mal der Erotik, wie er sie kannte und fühlte, die Zügel schießen lassen. Er hat sie nothwendigerweise in all' seinen Romanen behandelt, denn ein Roman ohne Liebe ist bekanntlich ein Becher ohne Wein; aber erst in „Henrietta Temple“ machte er die Liebesgeschichte zur Hauptsache. Man kann in der Schreibweise Disraeli's über das Weib und die Liebe drei Stadien unterscheiden. In seiner frühesten Jugend, unter Georg IV., zeigt er am meisten Beobachtung und Frische, viel Blick und überlegene Ironie; in seinem Mannesalter stellte er, selbst ganz ergriffen, die brennende bewundernde Verliebtheit zweier junger Wesen in einander dar und läßt Alles in einen großen Lobgesang über Gros aufgehen; in dem dritten Stadium wird das Weib ihm ein höheres, mehr repräsentatives Wesen als der Mann, sie wird zum großen Symbol einer Idee, und er schildert sie und die Liebe zu ihr in dem Geist und Ton, der ihr entspricht, demjenigen der ehrfurchtsvollen Zärtlichkeit. So repräsentirt Sibyl das Volk und die Kirche, Eva (in „Tancred“) das Judenthum und den Orient, Theodora (in „Lothair“) Italien und die Freiheit der Nationen. Doch durch all' diese Entwicklungsstadien zieht sich als der wesentliche und tiefste Zug ein steigender, echt englischer Spiritualismus. Es liegt in diesem Spiritualismus augenscheinlich etwas Angeborenes — seine Seele hatte eher im inspirirten Orient des Arabers, als im wollüstigen des Hafis ihre Heimath — aber doch noch mehr etwas durch Anpassung an die Umgebung Erworbenes. Wenn man sieht, mit wie kühner und freier Hand Disraeli anfangs im „Young Duke“ die bunten Seelen- und Culturzustände, welche die leichtfertige oder die illegitime Liebe hervorrust, behandelt hat und dann den spiritualistischen Rigorismus der späteren Bücher verfolgt, findet man hier eins der vielen Beispiele von seiner Fähigkeit, obwol in gewisser Hinsicht unenglisch, sich völlig nach englischer Sitte, ja nach englischer Convenienz zu richten. Er will Salonschriftsteller sein, vor Allem von der Mutter der Tochter empfohlen werden.

Er hat seine eigene, von ihm allertwärts festgehaltene Theorie über die Entstehung der Liebe, welche seiner Vorliebe für das Plötzliche und Effectvolle genau entspricht; sie lautet: „Es gibt keine andere Liebe als die Liebe auf den ersten Blick“. Alle andere Liebe scheint ihm das bastartartige Resultat von Beobachtungen, Reflexion, Compromissen, Vergleichen, Nützlichkeitsrücksichten. Man erkennt, lehrt er mehrfach, diese einzige Liebe daran, daß „unser prunkender Ehrgeiz“ unter ihrer Sonne welkt und schwindet, und daß uns zu Muthen wird

„als sei Ruhm ein Gaukelspiel und das Urtheil der Nachwelt eine Lüge“. Doch wenn dies nach Disraeli auch das erste Symptom einer wahren Liebe ist, so ist es doch in seinen Schilderungen nie das bleibende. Der dauernde Einfluß, den die Liebe in seiner Darstellung auf das Gemüth des Mannes ausübt, ist, gerade umgekehrt — wie es auch bei diesem Schriftsteller zu erwarten war — die: den Mann zur That anzufeuern und zu inspiriren. In „Henrietta Temple“ heißt es irgendwo:

„Wenige große Männer gibt es, die nicht, wenn sie aufrichtig sind, die große Wohlthat gestehen würden, welche die Sympathien von Frauen in den früheren Jahren ihrer Laufbahn ihnen gewesen . . . Wie manches Portefeuille wäre niemals gewonnen worden ohne den sanguinischen Geist und die treue Liebe einer Frau! Eine liebenswürdige, kluge und ergebene Freundin ist ein theurerer Schatz als Gärten und Paläste, und ohne eine solche Muse können wenige Männer Erfolg gewinnen, und kann kein Mann zufrieden sein.“

Hiermit stimmt es überein, daß in den Romanen Disraeli's das Weib meistens ein lebhaftes politisches Interesse hat, eine Sache, an welche sie glaubt, für welche sie lebt und brennt, und die ihr Geliebter in Englands Parlament vertheidigen soll. Richtet man die Frage an Disraeli's Romane: „Welches ist der glücklichste und stolzeste Augenblick im Leben eines Mannes?“ dann geben sie mit leiser Stimme die Antwort: „Es ist die Minute, in welcher der Mann seine Angebetete beim Lesen der Rede überrascht, die er Tags zuvor unter allgemeinem Beifall im Parlament gehalten hat.“ In dieser Situation überrascht der junge Herzog die anmuthige May Dacre und Charles Egremont die enthusiastische Sibyl. Und diese Situation kann wol als die Situation des Glückes selbst für Disraeli bezeichnet werden.

Wie brennend muß er sich nach dem Augenblick gesehnt haben, da dies Glück ihm vergönnt oder wenigstens die Möglichkeit dazu ihm geöffnet werde! Wie nahe war ihm oft dieser Augenblick erschienen, um wieder in's ungewisse Ferne zurückzuweichen! Noch ein Versuch mußte gemacht werden! noch ein Versuch, den Fuß über jene ungastliche Schwelle zu setzen, über welche der Weg in das Reich des Glückes und der Macht ging!

XII.

Im Jahre 1837 gab Disraeli sowol „Benetia“ wie „Henrietta Temple“ heraus, und im Juli desselben Jahres stellte er sich mit seinem politischen Gesinnungsgenossen, dem unbegabten aber steinreichen Mr. Wyndham Lewis — dessen Wittwe später seine Frau wurde — als Parlamentscandidat in Maidstone. Seine Anrede an die Wähler ist im reinsten Torystil gehalten, von leidenschaftlichen Verurtheilungen der Whigpolitik erfüllt. Ihm gegenüber stand einer der besten und ehrenhaftesten Männer der radicalen Partei, der Obrist Thompson, ein Freund Bentham's, der die Forderungen festhielt, welche Disraeli kurz zuvor selbst gestellt und nun aufgegeben hatte, nämlich heimliche Abstimmung (zum Schutz der politischen Selbständigkeit der Armen und Abhängigen) und das Recht der Arbeiter zur Repräsentation: Forderungen, deren Erfüllung nur verzögert, nicht verhindert werden konnte, und die heutzutage verwirklicht sind. Thompson fiel durch, Wyndham Lewis und Disraeli wurden gewählt.

So war das Ersehnte endlich erreicht; erreicht nach den Anstrengungen voller fünf Jahre, nach fünf vergeblichen Versuchen und vier directen Niederlagen, das Ziel war erreicht, er war Mitglied von Englands Unterhaus.

Nun galt es, die nach so vielen fruchtlosen Sturmläufen gewonnene Position zu behaupten.

William IV. war im Juni 1837 gestorben. Am 20. November trat das aus Anlaß der Thronbesteigung der achtzehnjährigen Victoria neuertwählte Parlament zu einer Session zusammen, deren Hauptaufgabe es war, der jungen Königin eine Civilliste zu bewilligen. Man sieht also, daß die parlamentarische Wirksamkeit Disraeli's genau mit der Regierungszeit der Königin beginnt, deren persönliches Vertrauen zu gewinnen ihm in so hohem Grade gelingen, und die ihm zu jeglichem Ehrenposten erheben und ihm jegliche Ehrenbezeigung ertheilen sollte, die sein Herz nur wünschen konnte.

Disraeli ließ nur wenige Wochen vergehen, bevor er zum ersten Male seine Stimme im Unterhause erhob; er hatte ja O'Connell versprochen, daß sie sich bei Philippi begegnen sollten, und O'Connell war eins der einflußreichsten Mitglieder des damaligen Hauses. Man weiß, welche Rolle die sogenannte „Jungferrede“ in England spielt; nach dem Eindruck, den sie macht, pflegt das Horoskop des neuen Mitglieds gestellt zu werden; mit einem Schlage kann er durch sie eine politische Größe werden, und umgekehrt hat man gesehen, daß Redner, die außerhalb des Parlaments gegläntzt hatten und denen mit den größten Erwartungen entgegengesehen wurde, einen so kalten succès d'estime erhielten, daß sie sich spät, wenn überhaupt jemals, davon erholten. Der Augenblick war also wichtig genug für Disraeli; es war einer von denen, in welchen ein Mann fühlt, daß er diesmal siegen müsse, daß dies Mal eine Niederlage für zehn gelten werde.

Es war am Abend des 10. Decembers. Die Frage, die discutirt wurde, war die sogenannte „Spottiswoode-Subscription“, eine von dem Buchdrucker der Königin in Umlauf gesetzte Subscriptionseinladung, die eine Geldsammlung zur Unterstützung der protestantischen und Bekämpfung der katholischen Wahlen in Irland beabsichtigte. Mehrere Parlamentsmitglieder hatten Beiträge gegeben ohne Rücksicht darauf, daß sie als künftige Richter über die Gültigkeit der Wahlen hierdurch auf ein Mal Partei und Richter wurden. Die Whigs und die Radicals griffen vereint diese Sammlung als eine Verschwörung gegen die religiöse und politische Freiheit Irlands heftig an. Die Tories vertheidigten sie nicht weniger leidenschaftlich als Waffe gegen die Uebergriffe des Katholicismus, und einer ihrer Redner richtete einen Angriff auf O'Connell als den Mann, „der in Verbindung mit einem Priesterhause die irischen Wähler zur Wahlurne triebe, um sie für ihren Gott stimmen zu lassen“. O'Connell antwortete mit einer energischen und heißen Rede.

Sobald er geendigt hatte, stand Disraeli auf.

Sein Anzug war vom gebräuchlichen so abweichend, daß dieser schon Aller Augen auf sich zog; grüner Rock, eine mit Goldketten bedeckte Weste, schwarze Binde ohne Hemdkragen. Sein Aeußeres schien ebenfalls unenglisch: das leichenblasse Gesicht mit den kohlen schwarzen Augen und den langen gelockten Haaren.

Man hatte von ihm als von einem Charlatan gehört, und war, noch bevor er den Mund öffnete, zum Lachen und Hohn geneigt. Er fing an:

„Ich hoffe, daß das Haus die milde Nachsicht, die gewöhnlich Dem zu Theil wird, der zum ersten Male um dessen Aufmerksamkeit bittet, auf mich ausdehnen wird. Ich kenne nichtsdestoweniger den kritischen Geist, der in diesem Hause herrscht, gut genug, um zu wissen und zu fühlen, wie sehr ich jener Nachsicht bedarf — deren nicht unwürdig zu sein ich dadurch zeigen will, daß ich verspreche, sie nicht zu mißbrauchen.“

Die Einleitung war nicht eben glücklich. Hier wurden zum ersten Male höhrende „Hört! Hört!“ gerufen. Er fuhr fort:

„Das geehrte und gelehrte Mitglied für Dublin (O'Connell) hat den vorhergehenden Redner beschuldigt, eine lange, ausschweifende, umhertappende, verwirrte Rede gehalten zu haben. Nun, ich muß sagen — und ich kann versichern, daß ich mit äußerster Aufmerksamkeit der Rede des geehrten und gelehrten Mitgliedes folgte — daß er in diesem Falle seinen Vorgänger zum Muster genommen zu haben scheint. Denn es gibt kaum ein einziges Thema, das mit Irland in Verbindung steht, welches nicht Platz fand in des geehrten und gelehrten Mitgliedes rhetorischem Mischmasch.“

Ein neues und noch stärkeres Hohngelächter folgte; dieser geckenhaft aussehende, zweideutig bekannte Anfänger wollte also wirklich schon in den ersten Silben, welche er hervorstammelte, mit dem irischen Nationalhelden selbst anbinden, der, herkulisch von Wuchs, dasaß mit dem Hut auf einem Ohr und mit seinem breitesten Lächeln seinem Gegner gerade in's Gesicht lachte. Disraeli fuhr fort. In der Rede selbst war nichts Lächerliches; aber die Stimme klang ungewöhnlich, die Bewegungen des Redners waren zahlreicher und heftiger als glücklich, und seine Zuhörer im Voraus gegen ihn eingenommen. Nicht einen einzigen Satz führte er zu Ende, ohne von Gelächter unterbrochen zu werden. Mitten in der Rede hielt er einmal inne und sagte: „Ich werde Sie nicht lange ermüden (Hört! Hört! und Lachen). Ich bin für die Schwierigkeit meiner Lage nicht unempfindlich (neues Lachen). Ich bin sicher, nach und nach die Aufmerksamkeit der geehrten Mitglieder zu gewinnen (stetes Lachen und Rufen: Zur Sache!); aber ich kann Sie versichern, daß ich, wenn Sie mich nicht zu hören wünschen, mich ohne Klage hinsetzen werde.“ Er fuhr wieder eine Viertelstunde fort. Der Lärm wuchs beständig. Er sagte, als die Unruhe am wildesten schien: „Ich wünschte, ich könnte das Haus dazu bewegen, mir noch fünf Minuten zu gönnen,“ und wurde im selben Augenblick von solch' wieherndem Gelächter unterbrochen, daß er eine Pause von einigen Minuten machen mußte. Er nahm, ohne die Fassung zu verlieren, den Faden wieder auf. Er hatte das Unglück, eine linksische Wendung zu gebrauchen; er hatte sich selbst als Repräsentant der jüngeren Mitglieder des Hauses bezeichnet und sagte nun unmittelbar nach der Nachsalve, welche folgte: „Warum lächeIn? Warum mir dieses mißgönnen, mich nicht für einen Abend in diesem Glauben bleiben lassen?“ Das Gelächter wurde so laut und allgemein, daß er auf's Neue pausiren mußte. Er fuhr fort. Er zeigte, daß die Whigs, die gedroht, bei der neuen Wahl eine überwältigende Majorität zu gewinnen, nur verloren hatten; daß der Toryismus,

welchen sie todt und so tief begraben genannt hatten, daß keine Gefahr der Auferstehung vorhanden, jetzt den Kopf so fest wie jemals erhob — als die Unterbrechungen ihn wieder überäubten. Er sagte ruhig: „Wenn die geehrten Gentlemen finden, daß dies ehrliches Spiel sei, dann will ich mich unterwerfen. Ich würde nicht so gegen Andere handeln, das ist Alles, was ich sagen kann (Gelächter). Nichts ist so leicht, als zu lachen.“ Er fuhr fort, und in einem anderen Ton; mit kühnen Bildern, mit heißem Spott über einen Whigminister und ein Whigmitglied, die er respective als „den Tithrus des Schatzkanzleramtes“ und „die geehrte und gelehrte Daphne aus Diskeard“ bezeichnete; er warf dem Minister vor, daß er Irland befreien wolle, um England zu fesseln und dazustehen mit den Schlüsseln St. Peter's in der einen Hand und —

Er kam nicht weiter; so laut und gewaltsam und unaufhörlich wurde der Lärm und das Gelächter rings um ihn her; es war unmöglich, den Satz zu beenden. Jedes Mal, wenn er's versuchte, brüllte es, lärmte und schrie es von allen Bänken und Ecken, und lachte es auf ihn ein von den hohnverzerrten Gesichtern des Hauses. Da verlor er endlich die Fassung, welche er bisher so merkwürdig bewahrt hatte, und indem er einigen seiner lachenden Gegner gerade in's Gesicht starrte, hob er seine Hände empor und sagte (nach der Aussage eines Zeugen) mit einer ungewöhnlich starken und fast schreckenerregenden Stimme: „Ich bin durchaus nicht überrascht über den Empfang, der mir zu Theil geworden. Ich habe manche Dinge verschiedene Male angefangen und habe oft zuletzt Erfolg gehabt. Ich werde mich jetzt hinsetzen; aber die Zeit wird kommen, wo Sie auf mich hören werden.“

Er setzte sich nieder, und die Wellen des Hohngelächters schlossen sich über ihm.

Vae ridentibus!

Halbbildung und Gymnasialreform.

Ein Appell an die Unzufriedenen.

Von
Karl Hillebrand.

I.

Ein scharfsichtiger und arbeitsamer Franzose aus jenem trefflichen Beamtenstande, der soviel für Frankreich thut und von dem es so wenig redet, hat vor Kurzem ein Werk über die „materiellen Kräfte des deutschen Reiches“ veröffentlicht, und verspricht ein anderes über die „moralischen Kräfte“ Deutschlands folgen zu lassen¹⁾. Herr Legoyt warnt seine Landsleute eindringlich davor, die Reden von der inneren Krankheit, welche Deutschland verzehre, von der Uneinigkeit, die es lähme, von der Bedenklichkeit seiner wirthschaftlichen Zustände, welche außer Verhältniß zu seiner Militärmacht stünden, allzu buchstäblich zu nehmen. Wer das nosce hostem ernstlich beherzige, der komme zu ganz anderen Schlüssen. Er kann die deutsche Wehrverfassung — nicht nur ihre Zweckmäßigkeit, sondern auch ihre Wohlfeilheit, Beweglichkeit, Fürsorglichkeit — nicht genug bewundern; er findet den deutschen Handel und die deutsche Industrie, trotz vorübergehenden Druckes, in lebhaftem Aufschwung; meint, der Ackerbau sei in stetem Fortschritt, die Bevölkerung des alten „Menschenreservoirs“ trotz der Auswanderung, in raschem Wachsen, und ist überzeugt, der verhältnißmäßige Mangel an Capital werde reichlich ersetzt durch den Associationsgeist und die Associationsgewohnheiten der deutschen Nation. Alles weist darauf hin, daß er auch die Verwaltung, den Zustand des öffentlichen Unterrichts, die Gerechtigkeitspflege für beneidenswert erklären und seinem Vaterland als nachahmungswürdig darstellen wird.

So ein unbefangener Fremder. Was würde er erst sagen, sollte man denken, wenn er mitfühlen könnte, was ein Deutscher empfinden muß, der die Träume seiner Jugend verwirklicht gesehen, der noch die Censur und die Heimlichkeit der Gerichte, den Paßzwang und die Polizeibeaufsichtigung, die Zunft-, Zoll- und Aufenthaltsschranken, die ganze unheimliche Stille der vierziger Jahre erlebt hat, und nun gehen und kommen mag, wie er will, Parlaments- und Gerichtssäle, Wählerversammlungen und Zeitungsspalten von dem wirrbetäubenden Lärmen

widerhallen hört, den er einst so sehnlich herbeigewünscht; ein Deutscher, der es mitangeschaut hat, wie sein zerrissenes Vaterland, der Tummelplatz fremder Ränke, der Zankapfel zweier Großmächte, der Spott des politischen Europa, endlich geeinigt, gesichert und geachtet aus kurzen Kämpfen hervorgegangen ist, ohne auch nur entfernt jene furchtbare Zerrüttung aller Privatverhältnisse erfahren zu haben, welche anderstwo so ungeheure Umtwälzungen begleitet haben? Ja, was empfindet dann aber ein solcher Deutscher? Stolztes Wohlbehagen? Freudige Zuversicht? Die gesunde Wärme selbstzufriedener Kraftübung? Der im Auslande lebende Deutsche vielleicht. Von New-York bis San Francisco, von Yokohama bis Singapore, von Manchester bis Malaga, wo nur deutscher Fleiß sich eine zweite Heimath gegründet, da mag man dergleichen fühlen. Daheim, im Schoße all' der neuen Herrlichkeit, da lautet's anders:

„Die Supp' hätt' können gewürzter sein,
Der Braten brauner, firmer der Wein.“

„Das Volk verwildert; Arbeit und Handel werden gewissenlos; die Presse ist in der Hand der Juden, der Staat in der der Streber; die Wissenschaft selber ist ein geistlos Handwerk geworden, oder ein Mittel zu ihr fremden Zwecken; die alte Einfachheit schwindet und reichere, schönere Lebensformen bilden sich nicht heraus; die höhere Bildung ist in stetiger Abnahme, während der materielle Wohlstand, der doch wenigstens gediegenen Comfort als bequemen Ersatz bringen würde, auf sich warten läßt; aus ist's mit dem schönen Idealismus vergangener Zeiten und der neue Realismus tritt nicht auf mit jener unbefangenen Anspruchslosigkeit, die ihn entschuldigen würde; ein engherzig-roher Chauvinismus hat die Stelle des weiten Kosmopolitismus unserer Jugendzeit eingenommen, allein die neue Vaterlandsliebe, die wol prahlen will, mag keine Opfer bringen; der Parlamentarismus zerstört unser treffliches Beamtenthum, während die Geheimräthe keine rechte parlamentarische Entwicklung aufkommen lassen; hier nur Anechtfinn, Militarismus, Strammheit und Dressur, dort Ungehorsam, Respectlosigkeit, burschikoses Sichgehenlassen; Halbbildung überall.“

Es vergeht kein Tag, wo Einem, der da draußen lebt, nicht derlei Jeremiaden zu Ohren kommen. Und es sind keineswegs allein die Nothleidenden, die Zurückgesetzten, die zum öffentlichen Dienst als Soldaten, Geschworene oder Gemeinderäthe Herangezungenen, welche jammern: es ist die Masse der Gebildeten, wie sie sich in Zeitschriften und Büchern, in Briefen und Gesprächen vernehmen lassen. Und von Diesen nehme ich selbstverständlich die Ultramontanen aus, sowol weil die Zahl der Höhergebildeten unter ihnen, in Deutschland mindestens, so gering ist, als auch weil diese Wenigen eigentlich keine Deutschen sind, mit uns nur die Sprache, nicht aber den Staat, die Religion, die Philosophie, die Literatur gemein haben, als welche, insofern sie unsere moderne Rationalität ausmachen, sich erst seit Luther herausgebildet haben. Nein, die Deutschesten sind es, wie die Höchstgebildeten, welche am bittersten klagen über Regierung und Mitbürger, Zustände und Anschauungen im neuen Reiche. Deutschland ist von je das Land der Mißvergnügten gewesen. Wie klagten die Stürmer und Dränger über die armseligen Verhältnisse ihrer Zeit! Wie klagten die Weimarer Idealisten über die Prosa eines Geschlechtes, das sich an Kokebue

und Knigge ergöhte! Wie klagten die Romantiker über den flachen Rationalismus ihrer Zeitgenossen! Wie jammerten die Patrioten von 1809 über die Fremdendienerei; das junge Deutschland von 1830 über die Deutschthümelei; die Gervinus'sche Generation von 1840 über die Abkehr vom politischen Leben! Daß eine Nation, welche, — anstatt sich wie wol andere gethan haben, in ihren Einseitigkeiten zu gefallen, ohne sich deren nur bewußt zu werden, — dieselben stets sofort erkennt und laut bekennt, welche, statt nach anderwärts beliebtem Brauche die Umstände anzuklagen, mit sich selber in's Gericht zu gehen den Muth hat, welche so lebhaft fühlt, was ihr an Anmuth oder an Schönheitsfönn, oder an Tact abgeht, eine Nation jedenfalls, in welcher die Klagen allein ein an Zahl recht stattliches Bataillon bilden, mit dem man anderstwo, d. h. da, wo die Leute ein Weniges von ihrer individuellen Meinung zur Förderung einer gemeinsamen Sache zu opfern wissen, die größten bürgerlichen Thaten verrichten würde, daß eine Nation, welche noch heute Männer aufzuweisen hat, die an Luther, an Friedrich, an Lessing erinnern, d. h. Männer, welche, ohne die augenfälligen Charakterzüge der Deutschen zu tragen, doch nur auf deutschem Boden und in deutscher Luft vorkommen — daß eine solche Nation doch in ihrem Schoße nicht nur die Heilquelle, sondern auch das Metall bergen müsse, aus dem man ein starkes und auch ein schönes und angenehmes Volk machen könnte — das scheint Niemandem einzufallen.

„Der Deutsche hat an und für sich eine starke Neigung zur Unzufriedenheit,“ sagte vor Kurzem Fürst Bismarck, indem er hinzufügte: „Ich weiß nicht, wer von uns einen zufriedenen Landsmann kennt.“ So allgemein jedoch, so beharrlich, wie seit einigen Jahren, ist die Verstimmung wol nie gewesen; und die Versuchung ist groß, der Sache einmal auf den Grund zu gehen, den verschiedenen Quellen dieses Unbehagens nachzuspüren, und wenn wir unter diesen Quellen eine gefunden haben, welche wirksam verstopft werden kann, zu sagen, was man für dazu dienlich erachtet. Ich will hier die verschiedenen Ursachen der Mißstimmung, soweit man sie von der Ferne durch Lectüre und Gespräche mit Landsleuten, oder in der Heimath selber durch eigene Beobachtung während kurzer Aufenthalte und außer Reich und Glied der Kämpfer wie der Arbeiter erkennen kann, nur ganz kurz berühren, um mich dann bei einem der Mißstände, welche die größte Selbstunzufriedenheit hervorbringen, bei der immer mehr um sich greifenden Halbbildung, des Jüngeren zu verweilen und zu untersuchen, was bewußt, von Oben oder durch Privatinitiative, gethan werden könnte, um diesem Mißstande abzuhelpen. Denn die guten Rathschläge in abstracto: zufrieden zu leben mit Dem, was man hat, nicht zu hoch hinauszutollen, sich idealen Sinn oder gar Frömmigkeit zu bewahren, recht gründlich zu treiben, was man treibt, außerdem hübsch sparsam, redlich und hilfreich zu sein, schlagen bei Nationen wo möglich noch weniger an, als bei Einzelnen. Die moralischen Erzählungen des Canonicus Schmidt haben bekanntlich nie einen Knaben besser oder fröhlicher gemacht, während ein Vater durch zweckmäßige Wahl und Vertheilung der Beschäftigungen, Anhalten zur Arbeit und Ordnung, bestimmte Gewöhnungen, wol dazu gelangen kann, seinem Sohne die seiner Natur erreichbare Tüchtigkeit und folglich auch die mit seinem Temperamente verträgliche Selbstzufriedenheit

zu geben, welche mit dem Bewußtsein der eigenen Tüchtigkeit verbunden zu sein pflegt. Der Staat aber hat, auch seit er nicht mehr patriarchalisch eingerichtet ist, immer noch Mittel genug — und wäre es nur Kriegsdienst und Schule — die Einzelnen zu beeinflussen, d. h. zu gewöhnen, was die einzige wirksame Art der Beeinflussung ist:

For use almost can change the stamp of nature,
And master thus the devil or throw him out
With wondrous potency.

Wol sind die Fragen, die ich mir vorlege, in jüngster Zeit schon gar vielfach, eingehend und von competentester Seite untersucht worden; ja ich muß sogar meinen Betrachtungen das Geständniß vorausschicken, daß, so sehr sie mich jahrelang beschäftigt, ich dieselben doch nicht veröffentlichen würde, wenn nicht wiederholte dringende Aufforderungen an mich ergangen wären, mich öffentlich darüber auszusprechen, und wenn ich mich nicht von verschiedenen hier erschienenen Aufsätzen G. Lasker's, Dubois-Reymond's, Fr. Krenshig's, sowie von Bonik', Fr. Niehsche's, vor Allem aber Paul de Lagarde's Schriften dazu angeregt fühlte²⁾. Nun möchte ich aber hier weder polemisieren, noch schon Gesagtes einfach wiederholen. Jenes würde voraussetzen, daß der Leser alle jene Ausführungen, die ich bekämpfen würde, gegenwärtig habe, was eben doch nicht verlangt werden kann; oder ich müßte alle bekämpften Stellen wörtlich anführen, was immer eine gewisse Unredlichkeit ist; denn wer eine These aufstellt, übernimmt erst durch die Begründung derselben die Verantwortlichkeit dafür.

Wenn ich aber nicht einfach auf diejenigen der angezogenen Schriften verweise, welche wie z. B. die Paul de Lagarde's mir stellentweise ganz aus der Seele geschrieben sind und die Frage mit einer Sachkenntniß und in einer Sprache erörtern, denen ich umsonst nachzueifern trachten würde, so geschieht es, weil ich eben doch nicht überall zustimmen kann und weil bei den Einen die Schlußfolgerungen fehlen, bei den Anderen mir irrige zu sein scheinen, weil es hier bei allgemeinen Betrachtungen ohne bestimmte Vorschläge bleibt, dort die vorgeschlagenen Reformen principiell nicht hinlänglich begründet werden. Fr. Niehsche ist, obschon kein Neuling, doch ein Werbender, dessen Ansichten sich noch nicht ganz geklärt haben; wenn er auch auf dem Wege von Damaskus umgekehrt zu sein scheint, so hat er doch erst eine zu kleine Strecke darauf zurückgelegt, um der praktischen Wirklichkeit, wie sie als zu bewältigende Aufgabe uns vorliegt, sehr nahe gekommen zu sein. Man wird seine fragmentarischen Bemerkungen über Religion und Moral, Kunst und Staat, Cultur und Familie mit dem lebhaftesten Interesse lesen, welches eigene Gedanken in einer musterhaften Sprache stets zu erwecken pflegen; aber man wird vergeblich darin nach einer zusammenhängenden Erörterung der Ursachen suchen, aus denen die herrschende Hypochondrie Deutschlands hervorgegangen, noch vergeblicher nach bestimmten Vorschlägen, wie man der Krankheit wehren könnte. Dagegen schildert Lasker das Uebel in einer seiner Hauptursachen sehr ausführlich und getreu; aber er sieht eben doch nur eine Ursache und auch er gibt kein positives Heilmittel an, um sie zu heben. Du Bois-Reymond, dessen Conclusionen ich mir *cum beneficio inventarii* am liebsten aneignen würde, hat eben nur eine

der vielen einschläglichen Fragen beantwortet, auch sie eigentlich nur als Anhang zu allgemeinen Betrachtungen über Culturgeschichte und Naturwissenschaften gegeben. Aehnlich mit Bonitz, dessen hohe Autorität sich in einer dieser Fragen für die Lösung ausgesprochen, die ich hier befürworten möchte, dessen Ansichten jedoch über die dem höheren Bürgerstande zukommende Jugendbildung ich durchaus nicht theilen kann. Kretschsig hintwiederum, der jene specielle Frage nächst Bonitz am genauesten, vollständigsten, systematischsten behandelt hat, steht geradezu in Feindeslager und, obschon ich viele seiner Bemerkungen höchst be- rechtigt finde, so ist, bei der größten Achtung und Anerkennung der gegnerischen Absichten und Verdienste, doch kein rechtes Verständniß möglich, wenn man in Grundanschauung, in der Aufsteckung der zu verfolgenden Ziele, so weit aus- einander geht. Gleiche Ausgangs- und Endpunkte fände ich wol schon in Paul de Lagarde's anregenden „Deutschen Schriften“, aber seine Vorschläge, so bestimmt sie auch sein mögen, scheinen mir noch immer zu bruchstückartig, zu vereinzelt.

Hier redet ein Mann von gebiegenster Gelehrsamkeit und langjähriger prak- tischer Erfahrung aus tief erregtem Gemüthe zu uns. Wenige haben klarer gesehen, was Deutschland fehlt; Keiner hat's rücksichtsloser und beredter ausgesprochen. Seine Schriften sind apostolische Sendschreiben, die umgehen sollten von Hand zu Hand in deutschen Landen. Zur Einklehr zwingend, das Innerste heraus- wendend, hier die Messeln ausreißend mit festem Griff, dort ein Samenkorn werfend, das herrlich aufgehen könnte, wenn's auf's richtige Erdreich fielen, schreitet der Mann einher, wie ein Prophet in Israel. Zornglühende Strafworte, heiße Wehmuthsthränen, bitterer Scherz tönen durcheinander in seiner Rede: dazwischen kindliche und schulmeisterliche Raibetäten, Abwesenheit alles Gefühles für's Lächerliche wie für Verhältnisse, Zusammengehören, Rangordnung der Gedanken, und, durch Alles hinjitternd, die geheime Ueberzeugung, daß von unserer Regierung, von unseren regierenden Ständen vielmehr, Nichts zu erwarten ist. Ihm ist das Deutschland der Zukunft, wo das Deutschland der Vergangenheit noch lebt. „Was als Glockenguß der Zukunft hineingeworfen werden wird“ hat in seinen Augen Nichts zu thun mit unseren gebildeten Ständen: „Hinter dem Pfluge und im Wald, am Ambos der einsamen Schmiede ist es zu finden: es schlägt unsere Schlachten und baut unser Korn.“ Von da erwartet er Wiederherstellung deutscher Art, in Religion, Staat, Sitte und Dichtung. Wer, der noch Gefühl hat für wahres Deutschthum, wird nicht die höhrenden Worte unterschreiben, über die Undeutschheit unserer ganzen politischen Bildung mit ihren franco- englischen Schlagwörtern und unangepaßten Denkformen; aber wer wird glauben wollen, der Anstoß zum Hinauswerfen alles Undeutschen könne von Unten kommen? Einmal, nur einmal gibt auch Lagarde zu, daß die deutsche Natio- nalität nicht nur in den Armen am Geiste, sondern auch in den gebildeten Unterthanen des deutschen Reiches liegt, „sofern sie über den wirklichen That- bestand klar Bescheid wissen.“ Nun sind aber, nach allen den Klagen, die zu Einem dringen, gar Viele, die klar Bescheid wissen. Möchte es unserem Apostel gelingen, viele Andere darüber klar zu machen: denn von Diesen allein kann die innere Wiedergeburt ausgehen, nach der Deutschland lechzt. Der Anfang aber solcher Wiedergeburt kann erst dann eintreten, wenn die Afterbildung zerstört

ist, die alles keimende Leben in der Nation erstickt. Ich nenne aber Afterbildung das Wissen um die Dinge, anstatt das Kennen der Dinge, die Herrschaft der Worte statt der Gedanken und Gefühle, das Spielen mit „Rechenpfennigen“, wie Lagarde sagt, statt das Arbeiten um vollwerthige Münze. Und dem kann wol von Oben, d. h. aus dem Schoße der gebildeten Stände heraus, abgeholfen werden, wenn die zahlreiche Gemeinde der Klarsiehenden nur, anstatt zu klagen und zu jammern, sich offen zusammenthut und vereint vorgeht, eine heilige Liga bildet, und ein gemeinsames Organ schafft, Schulen gründet, worin die Wurzeln jenes Afterbildungsunkrautes nicht geduldet werden. Dazu gehören Jahre, gehört Ausdauer, gehört Selbstverleugnung wie zu allem Großen: aber der Sieg ist gewiß, so gewiß als Wahrheit die Lüge, Wesen den Schein überlebt, so gewiß als die Welt sicher am Ende stets dem Echten den Vorzug gibt vor dem Un-echten.

II.

Der tiefste Grund des zeitweiligen Mißbehagens in Deutschland liegt selbstverständlich im Wesen selbst der menschlichen Natur. Der Besitz eines gewünschten Gegenstandes wird immer genügen, diesen Gegenstand weniger wünschenswerth erscheinen zu lassen. Er ist darum nicht minder werthvoll und, im Grunde, auch nicht weniger geschätzt. Man vergißt ja so gerne über einer gegenwärtigen Lästigkeit vergangene Entbehrungen. Man versuche aber nur, uns der Eisenbahnen, über deren nervenzerrüttendes Klappern und Schütteln wir so viel klagen, der Tagespost, die uns nicht einen Morgen in Ruhe genießen läßt, des Telegraphen, der uns alle Augenblicke stört und erschreckt, ja nur der Zündhölzchen, die uns mit steter Feuergefähr drohen, auch nur einen Tag lang zu berauben und wir würden so unglücklich sein, als wenn man morgen das deutsche Reich zerstörte und den Bund mit seinen sechs und dreißig unabhängigen Großstaaten wiederherstellte. Auch dieses Gut ist uns ja ein wenig über Nacht beschert worden, wie alle jene „Errungenschaften der Neuzeit“; aber vorbereitet hat's die Nation doch, mitgewirkt hat sie auch, wenn schon nicht amtlich, und sie hat das Gefühl, daß ein großes Werk gethan, d. h. fertig, d. h. gleichgültig geworden ist.

Things won are done; joy's soul lies in the doing, sagt der Kenner der Höhen und Tiefen; und wir erfahren es bitter genug an uns selbst. Doppelt bitter, weil wir die Form für den Inhalt genommen und nun plötzlich wahrnehmen, daß diese Form, die nöthig, der größten Opfer werth war, die wir um Nichts wieder missen könnten, daß diese Form nun auch ausgefüllt sein will von eigenem nationalem Leben: aber anstatt rüstig zum Werke zu schreiten, erschrecken wir vor der überwältigenden Größe der Aufgabe, vor allen kleinen Hindernissen, vor so vielen neuen Opfern nach den kaum gebrachten, vor Allem, wir legen uns nicht klar Rechenschaft ab über diese uns obliegende Aufgabe. Aehnliches empfindet Italien; allein, obschon ihm weit mehr fehlt als Deutschland — seine Finanzen, seine Verwaltung, seine Justiz, seine Gesetzgebung, sein Heer, sein Unterrichtswesen, sein Handel, seine Industrie halten ja keinen Vergleich mit den deutschen aus — so hat es doch einen leichteren Sinn, der ihm das Entbehrte weniger

empfindlich macht. Auch hat es den Vortheil, in sich geeinter zu sein, als wir es sind, wenn nicht in der Entwicklungsstufe der verschiedenen Provinzen noch in den materiellen Interessen dieser Provinzen, so doch in dem scheinbar äußerlichen Umstand sowol, daß es keine Einzelstaaten mehr in seinem Schoße hat, als auch im Innersten des nationalen Lebens: denn es hat Eine Religion, Eine Staatsgewalt, Eine Weltanschauung, die Niemand bestreitet, welches auch die persönlichen, die provinziellen und Parteileidenschaften sein mögen: Katholizismus, Parlamentsherrschaft und Nationalismus. Wenn nun auch ein rechter Deutscher diese drei un deutschen Dinge stets mit Aufgebot aller seiner Kräfte bekämpfen wird, so ist's immerhin ein Nachtheil, daß er sie nicht nur an der Grenze, sondern in seinem Innern zu bekämpfen hat, und dieser Kampf ihn an gemeinsamer, einiger Thätigkeit zur Herstellung einer nationalen Cultur, eines nationalen Staatslebens, einer nationalen Religion hindert.

Hier aber liegt ein zweiter Grund unserer Mißstimmung: der Zwiespalt, der unser ganzes gemeinsames Leben durchzieht. Wir Alle — wir gebildeten Deutschen — wissen und fühlen, selbst wenn wir aller positiven Religion den Rücken gekehrt, daß unsere Nationalität auf dem Protestantismus beruht; die Sünden unserer Väter aber haben uns ein Stück Katholizismus vererbt, das nicht todgeschwiegen werden kann, mit dem wir uns nolentes, volentes auseinanderzusetzen haben. Wir Alle sind überzeugt, daß die eigenste Weltanschauung Deutschlands in dem idealistischen Skepticismus Goethe's zusammengefaßt ist, der an die Möglichkeit höherer Existenzen glaubt, ohne sie in Definitionen und Formen fassen zu wollen, und wir müssen dem plattesten Utilitarianismus, der sich breit vorgeedrängt, eine mächtige Schichte ehrlich Arbeitender mit Realschülerthum durchdrungen hat, von den Fortschritten der angewandten Wissenschaft unterstützt wird, entgegenarbeiten, um uns unser nationales Palladium vor Feindeshand zu retten. Wir fühlen endlich — freilich nicht Alle, aber doch Viele unter uns — daß die einzige geschichtlich gewordene Staatsgewalt Deutschlands das preußische Königthum ist, gestützt auf Heer, Beamtenthum und Schule; und daß die exotischen Gewächse, wie Parlament, Selbstverwaltungsbehörden, Wählerwesen überall ihm das Leben oder doch die freie Bewegung streitig machen; diese fremden Mächte aber so tief eingedrungen sind, daß sie nicht beseitigt werden können, sondern ein Abkommen mit ihnen zu treffen ist, wie mit dem Katholizismus und dem Utilitarianismus. An diesem Zwiespalte franken wir und werden wir noch lange franken, und es ist nicht einmal der einzige. Wir haben nicht nur ein Parlament ohne parlamentarische Regierung; wir verlangen auch von ihm Widersprechendes: es soll Bismarck unterstützen, aber die Bismarck'sche Politik bekämpfen; es soll uns unsere Wehrkraft nicht anrühren, aber es soll auch keinen Pfennig mehr dafür bewilligen, selbst wenn ein Moltke es für nöthig erklärte; es soll uns unsere Freiheiten schützen, aber zugleich unseren communistischen Mitbürgern diese Freiheiten entziehen. Denn wie mit dem Parlament, so ist's mit unserer Presse, unserem Vereinswesen, der Freizügigkeit: wir wollen wol eine freie Presse, aber sobald ihr Schimpfen unsere Ohren beleidigt, ihre Erörterungen die Grundlagen unserer Gesellschaft in Frage ziehen, verlangen wir, daß ihr der

Mund gestopft werde. Wir haben das Bewußtsein, daß keine Nation reifer ist als die deutsche für Ausübung des Vereins- und Versammlungsrechtes — kein von der Fremde erborgtes Spielzeug, ein wirklich deutsches Erbtheil, das selbst der moderne Polizeistaat nur unvollständig zu confisciren im Stande war — allein wir wollen, daß man sich nur vereine und versammle, um zu reden, thun und beschließen, was der gebildete Mittelstand gutheißt; wie man wol die Freizügigkeit und den Freihandel nicht widerrufen möchte, sie aber doch gar gerne anklagt, wenn das wirthschaftliche Leben einmal stockt oder sich an bestimmten Orten ein bedenklicher Blutandrang zeigt, und was der Variationen mehr sind über das triviale Thema: wasch' mir den Pelz und mach' mich nicht naß. So gesellt sich der Widerspruch unserer Forderungen, hervorgehend aus der Heterogenität unserer politischen Bildung zum thatsächlichen Widerspruch unserer bestehenden Einrichtungen, wie der Widerspruch unserer kosmopolitischen Ueberlieferungen und patriotischen Hoffnungen, unserer freidenkerischen Gewohnheiten und antirationalistischen Neigungen sich zu den thatsächlichen Widersprüchen unserer bestehenden Kirchen und Schulen gesellt, um uns an uns selbst irre zu machen und in Folge dessen gründlich zu verstimmen.

Dazu kommt unsere verkehrte Eitelkeit und wir gehören von Natur zu den Empfindlichen. Es ist uns sicherlich nicht zu verargen, wenn wir gerne beliebt sein möchten in der Welt. Wie wir — ich spreche immer von den innerlich Gebildeten unter den Unzufriedenen — uns bewußt sind, allen Nationen, auch den Franzosen, ja den Franzosen mehr als anderen, reine Anerkennung, Willigkeit und herzliche Sympathie entgegenzutragen, so möchten wir auch, um Alles in der Welt, von unsern Nachbarn nicht verkannt oder ihnen gar antipathisch sein. Haben wir aber Ohren um zu hören, Augen um zu sehen, so müssen wir uns denn doch gestehen, daß wir heute das „bestgehaßte“ Volk der Erde sind, wie unser leitender Staatsmann sich selbst als den „bestgehaßten“ Mann Europa's anerkennen mußte. Auch England hatte eine solche Zeit der Unpopularität; aber seine nationale Größe war von zu altem Datum, als daß es sich durch das festländische Zetern über seine Selbstsucht, seine Treulosigkeit, seine Härte, seine Plutokratie u. s. w. hätte irre machen lassen sollen. Es ignorirte patricisch vornehm diese ganze Unbeliebtheit, ja gefiel sich fast darin, wie Coriolan im Hass der Plebejer; wir sind noch, als Nationalstaat, zu jung in der Weltgeschichte, um so hornhäutig sein zu können; auch haben wir das Beispiel unserer südlichen Schicksalsgenossen vor uns, denen die Welt so ganz anders entgegengekommen ist. Das wiedererstandene geeinte Italien war ja das Schoßkind, ihr Gründer der Liebling der europäischen Meinung gewesen. Alle bewunderten es, schmeichelten ihm, verwöhnten es; und Deutschland erwartete zuversichtlich, daß man ihm genau ebenso begegnen würde, nachdem es, gewiß nicht mit weniger Kraftanstrengung und Menschenopfern als sein ehemaliger Genosse in staatlicher Zerrissenheit, sich zur Einheit und Unabhängigkeit durchgerungen. Es vergaß, daß der Starke immer unbequem ist. Wol hat Europa, wie's ja auch jeder Einzelne zu thun pflegt, sich selber sein instinctives Neidgefühl mit Vernunftgründen zurechtzulegen gesucht. Da die Italiener ihre Wiederherstellung mit parlamentarischem und plebiscitarischem Decor in Scene gesetzt hatten, so stellte man ihre Freiheit und

Selbstbestimmung unserem „Blut und Eisen“ gegenüber und klatschte dort mit ebenso gutem Gewissen Beifall, als man hier überzeugt Verdammung zischte. Man wollte nun einmal vergessen, daß hinter Cavour, der das Parlament schmeichelnd überredete und durch hergestellte Thatsachen zu seinem Willen zwang, so gut wie hinter Bismarck, der der Volksvertretung derbe Wahrheiten sagte und am Ende ihrer Zustimmung entrieth, die Gewalt stand in Gestalt von Bataillonen und Kanonen; daß ohne die Entscheidung der Schlachten die italienischen Volksabstimmungen so unmöglich gewesen wären, als die deutsche Fürstenabstimmung, und daß das deutsche Volk mit seinen Wünschen und Gebeten so treu in Versailles vertreten war von seinen Bajonetten als das italienische in Florenz und Rom von seinen Stimmzetteln. Nun möchten wir, daß man das auch draußen begreife und zugäbe, und sehen nicht ein, daß die Welt es nun einmal nicht begreifen will, weil es ihr unbequem ist, es zuzugeben. Aber dieselbe Welt, mit Ausnahme Englands, hat doch einst Bonaparte und seine siegreichen Scharen bewundernd vergöttert, obschon sie die Starken waren, warum sieht sie unseren Moltke und seine Regimenter so scheel an? Als ob die Welt billig vergleiche und abwäge! Jener befriedigte das Bedürfniß des Abenteuerlich-Romanhaften; er war ein großer Schauspieler und Rhetor, der um seine gewaltigen Thaten einen Nimbus von hochherzigen und blendenden Worten zu verbreiten wußte; seine Maßlosigkeit selber imponirte der Phantasie, bis man sie schmerzhaft am eigenen Leibe empfand. Die phrasenlose Größe des deutschen Feldherrn und die deutschen Thaten sprachen nicht zur Einbildungskraft; die Mäßigung Deutschlands überraschte, beleidigte fast wie ein schweigender Vorwurf, daß andere Sieger nicht ebenso gehandelt, oder flößte doch Mißtrauen ein in die Aufrichtigkeit, und noch zur Stunde glaubt Niemand im Auslande, daß das neue deutsche Reich nicht, wie einst das napoleonische Kaiserreich, die Eroberung aller Nachbarländer, zumal der deutschen Brüder in der Schweiz, in Oesterreich, in Rußland, ja sogar der germanischen Völkern in den Niederlanden und Dänemark plane. So hat Deutschland den gerechtesten Vertheidigungskrieg menschlicher, redlicher, tapferer geführt, als je ein Krieg zuvor geführt worden, und es dachte nun für seine Tapferkeit, Menschlichkeit und Redlichkeit von allen Seiten bewundernde Complimente einzuheimsen. Statt dessen behandelt die abendländische Welt, welche seit einem halben Jahrhundert verlernt hat, was der Krieg, auch der mildeste, in Wirklichkeit ist, seine Krieger als brutale Lanzknechte, die ihren nur der überlegenen Zahl und Organisation verdankten Sieg schändlich mißbraucht, das Feindesland mit Feuer und Schwert verwüstet und es als reichbeladene Diebe verlassen hätten!

Zum großen Theil auch ist unsere Unbeliebtheit selbstverschuldet, bald bewußt, bald unbewußt. „Sie war liebenswürdig und er liebte sie“, könnte man mit Heine's „altem Stück“ vom Deutschen und der abendländischen Gesellschaft sagen. „Er aber war nicht liebenswürdig und sie liebte ihn nicht.“ Dagegen ist nun freilich Nichts zu machen und gerade darum wurmt's. Denn

„Haben alle Götter sich versammelt,
Geschenke unsrer Wiege darzubringen;
Die Grazien sind leider ausgeblieben.“

Vielleicht werden sie auch uns einst noch lächeln, wenn wir wieder, wie vor vier Jahrhunderten eine lange nationale Geschichte hinter uns haben. Wir sind nun einmal, gesellschaftlich und staatlich, wenn nicht geistig, eine Nation von Parvenus und stoßen überall an bei den Erben alter Culturen. Wol gibt's noch hier und da ein Exemplar des liebenswürdigen Deutschen von anno 1825, voll innerer Anmuth unter der unbeholfsenen Außenseite, vom weiten Blicke aus stillem Winkel, aber er ist im Aussterben und das Ausland bekommt ihn kaum zu sehen. Wol leben schon hier und da einige Männer, die man sich als Typen des zukünftigen deutschen Gentlemans vorstellt, zurückhaltend mit Milde, selbstgewiß ohne Unbescheidenheit, aber sie verschwinden in der Masse der Halbgebildeten und Emporkömmlinge jeder Art, die in's Ausland strömen, ihre Collectivität zur Schau zu tragen und sich's bequem zu machen, als ob die Eingeborenen gar nicht da wären, vielleicht auch Denselben Unterricht in ihren eigenen Dingen zu ertheilen; sie verschwinden auch leider daheim, wenigstens für den durchreisenden Ausländer, in der Menge der geckenhaften Lieutenants, der absprechenden Handwerksgelehrten, der lärmenden Kneipstudenten — und wie viele unter uns bleiben Studenten bis in's sechzigste Jahr! — Das Alles aber zeigt sich dem fremden Beschauer auf der Oberfläche: der arbeitame, idealerfüllte Jüngling, der ruhig humane Stabsofficier, der wissenschaftlich gebildete, gewissenhafte Beamte — alle diese Typen des neuen Deutschland werden nicht gesehen, eben weil sie daheim ihr Werk schweigend verrichten; auch, wenn sie in's Ausland kommen, schweigend beobachten und sich von den Dingen belehren lassen, meist nicht wenig beschämt in ihrem Innersten, daß ihre Nation nach jenen lauten Gefährten beurtheilt wird, die sich überall vordrängen und sich einbilden, höhere Wesen zu sein, weil sie Landsleute sind von Goethe und Schiller, die sie oft nicht gelesen, von Humboldt und Ranke, die sie nur dem Namen nach kennen, von Moltke und Bismarck, die sie erst anerkannt — erkannt ist das Wort nicht —, als ihr Werk gethan war.

Es soll nicht geleugnet werden, daß auch die augenblicklichen, materiellen Zustände Deutschlands nicht dazu angethan sind, eine heiter-zufriedene Stimmung zu wecken. Nicht als ob das Staatsdeficit eben sehr bedenklich wäre und wir russischen oder österreichischen Finanzverhältnissen entgegengingen; noch auch daß wir besonders unter Steuerdruck zu leiden hätten — ich möchte den Jammerern nicht wünschen, einmal auf ein Jahrlein französische oder italienische Steuern zahlen zu müssen: unsere Staatsschuld ist keineswegs beängstigend und unsere Lasten sind vielleicht nur darum so empfindlich, weil sie directe sind, während andere Nationen ihre dreimal höheren Abgaben unvermerkt an ihrem Tabak, Zucker, Bier und Wein abtragen. Wol aber sind unsere Privatfinanzen in höchst bedauerlichem Zustande, der wol schon eine Klage rechtfertigt³⁾. Ganz Europa leidet unter der Handels- und Gewerbskrise, Amerika noch viel mehr als Europa: aber in allen jenen Ländern besteht eine tüchtige Capitalreserve, mit der man am Ende über die schlimmen Zeiten, wenn auch nicht ohne Einbuße, hinauskömmt. Wir haben unser bischen Ersparniß zum größten Theil in dem Gründerchwindel von 1873 und 1874 verpufft. Die Ueberproduction der ersten Friedensjahre — eine überall periodisch wiederkommende wirthschaftliche

Erscheinung, die nur diesmal besonders streng aufgetreten ist, hat eine Stauung zur Folge gehabt, die noch nicht ihrem Ende nahe scheint und unter der Fabrikant und Arbeiter gleicher Weise leiden. Auch die unbillige Erhöhung gewisser Arbeitslöhne rächt sich schon jetzt, ohne daß die armen Leute einsehen wollen, einsehen können, daß sie selbst mit ihren ungestümen Forderungen die Gans mit den goldenen Eiern, wenn nicht getödtet, doch zeitweilig unfruchtbar gemacht haben.

Der Socialismus in seiner rohesten Form, der politisirende demokratische Socialismus, der die Marat und Ferris als seine Heiligen verehrt, bemächtigt sich ihrer, vielleicht weniger weit und tief als man glaubt, immerhin lärmend genug. Die öffentliche Meinung will in den Mordversuchen auf das gekrönte Haupt des deutschen Reiches eine Aeußerung dieser Geisteskrankheit sehen, als ob nicht schon lange, ehe man an Socialdemokratie dachte, ein Heinrich III., ein Wilhelm der Schweigsame, ein Heinrich IV. unter Mörderhand gefallen; als ob nicht in unseren vor-socialistischen Tagen nicht nur der französische Bürgerkönig und der französische Cäsar, sondern auch die damals so populäre Königin von England, der republikanische Sklavenbefreier Lincoln, der königliche Vorgänger unseres Kaisers, dieser selbst in ruhigeren Jahren, von Wahnsinnigen angefallen worden wären. Die Zunahme der deutschen Industrie seit den fünfziger Jahren läßt die Verbreitung der Socialdemokratie unter den Arbeitern begreiflicherweise bedenklicher erscheinen als sie ist, und man überfieht, daß, wenn eine entwaffnete Staatsgewalt, wie die nordamerikanische, in wenig Wochen und fast ohne Blutvergießen mit einem weitverbreiteten socialistischen Aufstand hat fertig werden können, der deutsche Staat einen solchen in wenig Tagen niederzuwerfen im Stande sein würde. Aber nicht allein die Furcht vor der Gefahr, welche vom Socialismus droht, beunruhigt die Gemüther; man fürchtet auch den Niedergang unserer noch jungen Industrie von der um sich greifenden Gewissenlosigkeit unserer Arbeiter. Die Schlappe, die sie in Philadelphia erlitt, ist noch nicht verwunden: wir wissen, unsere Manufacturerzeugnisse sind weder gediegen, noch geschmackvoll und werden auf die Dauer, durch die Wohlfeilheit allein, nicht der Concurrenz besserer fremder Waare widerstehen können. Sofort klagt man auch hier die Menschen an statt der Verhältnisse, und während allüberall im Auslande die deutschen Arbeiter fast so gesucht sind als die deutschen Handelsdiener und Kinder mädchen, geben wir der Nachlässigkeit und Faulheit unserer Arbeiter alle Schuld. Das nicht wegzuleugnende Uebel sieht leider viel tiefer und ist folglich viel schwerer zu heben: Unser Mittelstand, der denn doch immer noch der Hauptabnehmer bleibt, kann eben keine gediegene Waare zahlen, wie der französische und englische, so daß die Arbeit nothwendig mittelmäßig bleiben muß. Wir müßten uns alle entschließen, nur noch aus Holzlöffeln zu essen und in Flausrock und Leinentittel einherzugehen, wollten wir keine schlechte Scheintwaare mehr von unserer Industrie verlangen. Mir steht es zwar fest, daß wir bei solcher Simplicität des äußeren Lebens zufriedener und auch reicher sein würden, als unter unserem sadenscheinigen Duzendluxus; zumal wenn wir das Geld, das wir allabendlich in's Wirthshaus tragen, auf unsere Familie verwenden wollten, des sittlichen Einflusses ganz zu geschweigen, den ein innigeres Familienleben und eine anspruchslose häusliche Einrichtung

auf uns selbst und die Heranwachsenden ausüben würde⁴⁾. Wie schlicht lebten unsere Väter noch, die doch vergleichsweise soviel wohlhabender waren als wir, und wie „vornehm“ waren doch ein Herder und ein Schiller bei ihren Rohrstühlen und dem wohlgebohten Arbeitstische! Wir sind zwar nie reich gewesen seit dem 30jährigen Kriege; aber der in Deutschland so zahlreiche studirte Mittelstand ist jetzt ärmer als je: die Aufbesserung der Gehälter, der Mehrverdienst der Advocaten, der Aerzte hat nicht Schritt gehalten mit der Vertheuerung der Miethe und aller Verbrauchsgegenstände: denn das Gesetz der Nachfrage und des Angebots braucht Zeit, um seine ausgleichende Wirkung zu üben. Im Grunde ist heute ein Beamter, ein Pfarrer, ein Lehrer mit 1500 Thalern ärmer, als sein Vater es mit 1000 war, selbst wenn er leben wollte, wie sein Vater, was die veränderten Zeitumstände kaum erlauben. Es ist wahrscheinlich, daß das Gleichgewicht überhaupt nur durch Association wiederhergestellt werden wird. Soll unsere Buchfabrikation nicht zu Reclam'schem cheap & nasty herabsinken, so muß der Verleger gar nicht mehr auf den Absatz an Einzelne zu rechnen brauchen, sobald es sich um neue Werke handelt; die öffentlichen Büchersammlungen aber und das schon so blühende Leihbibliothekwesen müssen sich soweit entwickeln, daß der Herausgeber eines werthvollen Buches sofort seine 2000 Exemplare an solche Anstalten absetze und Alles, was die wenigen Wohlhabenden kaufen können, die Fachgelehrten kaufen müssen, als Reingewinnst ansehen dürfe. Soll unsere dahinziehende Kupferstecherkunst nicht ganz zu Grunde gehen, so müssen die Städte, die Kunstgesellschaften als Collectivmächene handeln; denn die Einzelnen, die einen werthvollen Kupferstich höher schätzen, als eine Alles verrückende und verstumpfende Photographie, sind zu arm, um ihn zu kaufen; und so viel auch unser Museenwesen zur Halbbildung der Nation beigetragen, wo sich's um zeitgenössische Kunstzeugnisse und Kunstgewerbe handelt, muß bei unseren ökonomischen Verhältnissen und dem demokratischen Charakter unserer Gesellschaft die Association eintreten. Unser Mittelstand hat ja längst diese und andere Arten der Association in's Leben eingeführt: er hat, statt des eigenen Gartens, ohne den der Franzose und Engländer es nicht thut, den öffentlichen Garten, wo er seinen Kaffee mit hundert Standesgenossen trinkt; er kann keine Bälle im eigenen Hause geben, aber seine Töchter und Söhne dürfen sich auf Subscriptionsbällen belustigen, die den Jünglingen und Mädchen des Mittelstandes anderer Länder untersagt sind; er hat seinen Gästen daheim keine Kammermusik, keine berühmten Sänger zu bieten, aber er hat musikalische Vereine, öffentliche Orchester, wohlfeile Concerte, wo er bessere Musik zu hören Gelegenheit hat, als die Pariser und Londoner kaum, der englische und französische Provinzial je für schweres Geld zu hören bekommt.

Wie dem auch sei, die Thatsache ist nicht wegzuleugnen, daß unser gebildeter Mittelstand schlimm dran ist und daß es ihn wenig trösten kann, wenn man ihn versichert, er lebe in einer Periode des Uebergangs: alle Momente der Geschichte sind Momente des Uebergangs; denn sie steht nie still: die Frage ist, wie lange wir in der jetzigen Uebergangsperiode verharren sollen. Das alte, rein intellectuelle und ideale deutsche Leben bei materieller Armuth scheint verloren; das neue öffentliche und realistische Leben ist ein innerlich armes,

äußerlich unwahres Leben. Unsere Ueberlieferungen und unsere Aspirationen liegen mit einander im Streit. Wie kommen wir aus diesem Widerstreit heraus? Durch die einfache Rückkehr zum Alten, wenn sie möglich wäre? Durch das Aufgeben unserer Traditionen und das Herstellen neuer, ganz auf's Außenleben berechneter Zustände? Oder durch die Versöhnung des Alten und des Neuen? Und wenn eine solche Versöhnung als die Aufgabe unserer Zeit anerkannt wird, durch welche Mittel lösen wir diese Aufgabe am sichersten, ohne zufälliges und gewagtes Experimentiren, wie ohne das bequeme Gehenlassen, das sich so gerne unter allgemeinen Gedanken und Worten verbirgt? Eine Versöhnung aber ist nothwendig: denn der tiefste Grund, der berechtigtste, unseres Mißvergnügens, ist nicht so sehr in der Enttäuschung nach dem Erreichen langersehnter Güter, in der Nothwendigkeit, die schweren politischen und kirchlichen Kämpfe auszukämpfen, welche der neue Staat uns aufzwingt, in der unausgesetzten Verwundung unserer Eigenliebe durch neidische oder argwöhnische Nachbarn, in den materiellen Lasten und Entbehrungen, unter denen wir leiden, nicht einmal so sehr im äußeren Mißverhältniß, worin die Ansprüche und Bedürfnisse unseres Mittelstandes mit den Mitteln zur Unterstützung jener Ansprüche und zur Befriedigung jener Bedürfnisse stehen, als in dem inneren Mißverhältniß, das in dem Theile unserer Nation herrscht, welcher so recht eigentlich der Träger der nationalen Cultur sein sollte. Dies innere Mißverhältniß aber entspringt aus der Halbbildung und da ein Halbgebildeter immer unzufrieden sein muß, entspringt auch aus ihm vornehmlich die herrschende Unzufriedenheit des deutschen Volkes.

III.

Man hat hier eine Seite der Halbbildung so treffend und so eingehend charakterisirt, daß ich die Leser der „Rundschau“ wol darauf verweisen darf. Doch hat diese Krankheitserscheinung unserer Zeit auch noch eine andere Seite, die es erlaubt sei kurz zu berühren. Die sich immer breiter über Deutschland hinlagernde Halbbildung ist nicht nur, wie Laster meint, eine Folge der Ausdehnung des Wissens. Auch auf Felder, und gerade auf Felder, wo kein Fortschritt im Können, keine Erweiterung des Wissens stattgefunden, wirft sich die Halbbildung mit Vorliebe. So meint jeder Gebildete heutzutage Etwas von Kunst wissen zu müssen, ohne eine Ahnung davon zu haben, welche Anlage, welche Vorbereitung, welches Hineinleben das Verständniß dieser Welt erfordert, glaubt jeder mit dem Organ des Verstandes, der Lectüre einiger kunstgeschichtlichen Werke, dem Anblick einiger Photographien und Gypsabgüsse, im besten Falle einem Durchfliegen Italiens, dies unserer Zeit so ganz fremde Reich erfassen zu können. Auch das vorige Jahrhundert hatte seinen Dilettantismus: aber er warf sich vorzugsweise auf Mechanik, Physik, Chemie, welche dem Laien viel zugänglicher sind: wer könnte nicht mit einer leidlich allgemeinen Bildung einer Demonstration, ja einem Experimente folgen, es sogar im Nothfalle wiederholen? Eigene Entdeckungen erwartet man ja von einem wissenschaftlichen Dilettanten so wenig als eigene Kunstwerke vom künstlerischen. In Kunstfachen aber reicht etwas Zeichnenunterricht und Kenntniß der Technik, reicht ein

geschulter Verstand, reicht sogar das Genie, wenn es nicht gerade ein Kunstgenie ist, keineswegs hin, um dem Künstler nachzudenken.

Ähnlich verhält es sich mit der Philosophie, der Politik, der Literatur, wenn auch hier die Annahme der Halbbildung weniger scharf an den Tag tritt. Glaubt nicht Jedermann heute, seinen Schopenhauer verstehen, in den Himmel heben oder verdammen zu können, wenn er auch nie eine Seite von Kant gelesen? Meint nicht jeder Zeitungsleser, er sei im Stande, Fürst Bismarck und Graf Andrassy eine Section in europäischer Politik zu ertheilen? Ist nicht jeder Primmer überzeugt, Tasso, den er nie gelesen, sei ein hohler Versifier, Dante aber, dessen Episode von Francesca di Rimini ihm vielleicht in einer deutschen Uebersetzung zu Gesicht gekommen, sei der größte Epiker seit Homer? Daß Philosophie, Staatskunst, die Kenntniß fremder Literaturen sich im Vorübergehen wohl „anempfinden“, aber nicht bemeistern lassen, will man sich nicht gestehen. Philosophie aber, Staatskunst und fremde Literaturen datiren nicht von heute wie die meisten Errungenschaften der exacten, und Naturwissenschaften: sie waren schon im vorigen Jahrhundert so vollendet und ausgebildet, als sie heute sind; allein der gebildete Mittelstand pfuschte nicht mit unberufenen Händen darin herum⁵⁾.

Wie es aber heutzutage unendlich viel Schuster gibt, die nicht bei ihrem Leisten bleiben wollen, so gibt es leider auch gar viele, die ihren Leisten für die Welt halten; und diese Rohheit, eine Specialität der Gelehrten, ist im Grunde nur eine andere Form der Halbbildung. Jene begnügen sich mit den Zeichen der Dinge, diese mit einem Bruchstücklein der Dinge: die ganze Bildung aber geht auf die Erkenntniß des Zusammenhanges aller Dinge: was keineswegs sagen soll, daß sie dies ihr ideale Ziel auch erreicht. Bildung ist keineswegs Vielwissen; recht im Gegentheil fordert sie weise Beschränkung. Man kann hochgebildet sein, ohne Musik zu üben oder zu genießen, welche doch die Kunst unserer Zeit ist; wieviel mehr ist es erlaubt, bildende Kunst nicht zu kennen, welche in ihren Hauptleistungen wie in ihrem Geiste der Vergangenheit angehört. Warum sollte ein Deutscher nicht Racine ignoriren dürfen, der seiner Denkweise so ferne steht? Aber nicht gestattet soll es ihm sein, über ihn zu reden, ohne ihn gelesen zu haben. Warum sollte man den Namen eines gebildeten Mannes verlieren, wenn man den Muth hat, zu bekennen, daß man von Volkswirthschaftslehre, von Physik oder Physiologie Nichts versteht? Ist ja doch der Muth zur Ignoranz eine nothwendige Bedingung aller höheren und fruchtbaren Thätigkeit, als welche nur dann möglich ist, wenn ein besonderes Fach auf Grund allgemeiner Bildung gepflegt wird. Wer auf diese verzichtet, wird ein Handwerker; wer über jene hinausgehen will, verdammt sich selbst zum Halbwissen. Nichts aber trägt so zur Unzufriedenheit bei als das Halbwissen: man fühlt sich dadurch innerlich unbefriedigt und äußerlich behemmt: denn man verliert die Sicherheit und mit ihr die Unbefangtheit. Es geht einem Halbwisser wie dem Emporkömmling, der außer seine Sphäre tritt. Die Sicherheit nun des Auftretens, welche das Zeichen aller wahren Vornehmheit ist, ist auch die Bedingung aller wahren Zufriedenheit; und sie wird nur durch Beschränkung erreicht. Wer sich für Alles zu interessiren vorgibt, interessirt sich oft für Nichts recht; wer aber

über Alles will sprechen können, der muß sich auf Worte beschränken, und „ich bin der Ansicht, daß es mehr taue, aus der Kenntniß der Sachen das Wort für die Sachen zu finden, als durch die Kenntniß des Wortes das Verständniß der Sache einzublößen.“ (Lagarde.)

Zweck aller Bildung, der bescheidensten wie der höchsten, darüber sind wir wohl Alle einverstanden, ist Harmonie d. h. Zusammenhang des Einzelnen in sich und mit der Menschheit. Gebildet sein heißt überall seiner Standes- und Handlungssphäre gewachsen sein, was an sich schon Zufriedenheit erzeugt. Wer in diesem Sinne erzogen ist, wird immer in seinem Fache Tüchtiges leisten; auch sich leicht zurechtfinden, wenn er aus diesem seinem Fache durch die Umstände hinausgeworfen wird, vorausgesetzt, er bleibt in seiner Bildungssphäre; er wird auch das, was er nicht versteht, neben, unter oder über sich, als ein Anderes Berechtigtes anerkennen, nicht lieber „gleich geringschätzen“ wie Goethe es schon seinen Landes- und Zeitgenossen vorwarf, wenn sie sich in ihrer Einseitigkeit gefielen. Denn Gebildetsein ist Können, nicht Wissen; daher denn auch die auffällige Erscheinung, daß so viele Gelehrte so durchaus ungebildet sind. Wie aber wird das Können am besten erlangt, welches Selbstvertrauen ohne Geringschätzung des Anderen erzeugt? Wol doch vor Allem durch Allgemeinheit und fachliche Zwecklosigkeit des Jugendunterrichtes, durch relative Beschränkung auf das Fachliche und seine Zwecke im Leben des Erwachsenen. Ersterer also sucht das Menschliche zu entwickeln, d. h. das Gemeinsame und Dauernde: denn der Mensch bleibt ja immer derselbe und die ewigen Klagen über die veränderten Umstände sind bei den Generationen so ungerechtfertigt als bei den Einzelnen, weshalb auch fast in Jahrhunderten an der allgemeinen Jugenderziehung wenig oder Nichts zu ändern ist „um sie mit den Erfordernissen der Zeit in Einklang zu setzen“, wie die gedankenlose Modephrase lautet. Ein Jüngling, der heute mit achtzehn Jahren die classische und mathematische Bildung besäße, mit der ein Pascal aus der Schule trat, würde auch heute vollständig für's Leben vorbereitet sein. Unsere unaufhörlichen Experimente in Schulreformen stören nur die Ueberlieferung und mit ihr die Autorität unserer Bildung: sie verwirren Lehrer, Schüler, Eltern, machen Alle unsicher und müssen am Ende doch auf eine einfache Rückkehr zum Alten hinauslaufen. Welches aber sind die Meilensteine, nach welchen die Grenzen dieser allgemeinen menschlichen Jugenderziehung gezogen werden müssen? Die ewigen und unverrückbaren der menschlichen Gesellschaft. Eine Cultur muß der Wirklichkeit entsprechen, für die sie da ist. In Wirklichkeit aber wird es immer und überall drei in der Natur begründete Gesellschaftsclassen geben, denen die Erziehung entsprechen muß, um keine déclassements herbeizuführen oder dem Jüngling unnützen Ballast in's Leben mitzugeben, nach dessen Abwerfen er erst wieder frei Arme, Hände, Augen, Ohren und Kopf gebrauchen kann.

Ich lasse hier einen weiteren oder vielmehr einen höheren Stand hinweg, den Stand, der ehemals die Aristokratie bildete, der zwar nie ganz verschwinden wird, aber überall an Zahl wie Einfluß abnimmt und immer mehr abnehmen wird, in Deutschland insbesondere aber kaum in Betracht kommt: den Stand der Leute, welche ohne Arbeit von ererbtem Reichthum in Ueberfluß leben

können. Selbst in England, wo dieser Stand — the upper ten thousand — am zahlreichsten ist, wo er drei Jahrhunderte über den Staat geleitet hat, und demzufolge auch allein die „humanistische“ Bildung erhielt, die dem arbeitenden Mittelstande nicht zu Theil wurde, selbst in England vermindert sich dieser Stand zusehends, beginnt der nächstfolgende sich mit ihm in die Staatsleitung zu theilen und demgemäß auch seine Art von Bildung sich zu erwerben. In Deutschland ist er höchst gering an Zahl, durch eigene Schuld fast Null an Einfluß auf's nationale Leben.

Die erste Gesellschaftsclasse, die überall auf dem europäischen Festlande die leitende geworden ist, bei uns aber besonders zahlreich und entwickelt auftritt, ist die geistig arbeitende Classe oder der höhere Mittelstand. Ihm gehören ohne Unterschied von Adels- oder Amtstitel alle Die an, welche ohne Arbeit nicht standesgemäß leben können, deren Arbeit aber in der geistigen Führung der Gesamttätigkeit der Nation besteht: dahin gehören die ihre Güter selbstverwaltenden Grundbesitzer, die Großhändler, Fabrikherren, Ingenieure, Officiere, studirte Beamten, Advocaten, Aerzte, u. s. w., dazu die mit der Erziehung dieses Standes beauftragten Professionen selber, als Professoren, Gymnasiallehrer und Künstler. Die zweite Schichte aller civilisirten Gesellschaft ist die des niederen Mittelstandes oder um mit Daniel de Foë zu reden, the upper station of lower life, d. h. die den mechanischen Theil der nationalen Thätigkeit leitenden Stände, als da sind Pächter, Kleinpächter, Kleinhändler, Werkführer, Mechaniker, Unterofficiere, Subalternbeamte, Gastwirth u. s. w., denen sich die Schullehrer und Kunstgewerbetreibenden anschließen, wie dem ersten die Professoren, Gymnasiallehrer und Künstler. Endlich wird es immer ein sogenanntes „Volk“ geben, d. h. die Masse der körperlich Arbeitenden sei's auf dem Felde oder in der Fabrik, auf dem Exercierplatz oder in der Werkstätte, d. h. Kleinbauern, Tagelöhner, Arbeiter, Soldaten.

Wie vielfach auch die Abstufungen innerhalb jeder Classe sein mögen, wie nothwendig es auch ist, daß sie nicht nur geschlechtlich offen stehen, damit sie nicht in Kästen ausarten, sondern auch wirklich ein fortwährendes Hinaufsteigen, ja ein leichtes Verschwimmen der Grenzen stattfinde, — in ihren Grundzügen werden diese drei großen Kategorien ewig sein, weil sie in den Lebensbedingungen der Gesellschaft und der Natur der Menschen begründet sind. Ihnen soll und muß demnach die öffentliche Erziehung entsprechen; und ihnen entsprechen denn auch Volksschule, Bürgerschule, Gymnasium. Für Andere, wie Realschulen, Handelsschulen, Gewerbeschulen, insofern sie Knabenerziehungsanstalten, nicht Fachschulen zu sein behaupten, ist kein Platz: denn die Vermengung der allgemeinen Bildung mit der Fachbildung, anstatt ihre Aufeinanderfolge, ist ja gerade das zu bekämpfende Uebel; ein Uebel, weil es Beides, allgemeine und Fachbildung gegenseitig beeinträchtigt, ein Uebel auch, weil es nicht naturgemäß herausgewachsen, sondern durch willkürliche, bewußte, künstliche Schöpfung herbeigeführt worden ist.

In wie weit nun ist die allgemeine Bildung für jede Schichte der Gesellschaft nöthig, wie weit ist sie mit den materiellen Forderungen verträglich?

Lesen, Schreiben, Rechnen, die elementarsten Begriffe von Geographie sind das geistige Brod und Wasser civilisirter Völker, und wirklich civilisirte Völker, wie das deutsche, zwingen auch den Vater, sie, wie Brod und Wasser, seinen Kindern zu Theil werden zu lassen. Sie sind nothwendig, aber sie genügen auch, sowol um einer mechanischen Lebensthätigkeit gewachsen zu sein, als um dem befähigten Höherstrebenden als Schemel zu dienen, um von da mit eigener Kraft höhere Sprossen der gesellschaftlichen Leiter hinaufzuklimmen. Sie können in drei bis vier Jahren erworben werden, und in einer halbwegs wohlgeordneten Gesellschaft verlangt die Lebensnoth nicht, daß der Knabe vor dem zwölften Jahre seine Fachlehrzeit antrete. — Die höhere Bürgerichule (oder die niedere Realschule ohne Latein⁷⁾), welche den Knaben mit vollendetem fünfzehnten Jahre in die Lehrzeit oder die niedere Fachschule entlasse, entspräche hinlänglich den Bildungsbedürfnissen wie den Vermögensverhältnissen des niederen Mittelstandes. Welcher Vater aber den Ehrgeiz besitzt, seinen Sohn in einen höheren Stand hinaufzuschieben, welcher Knabe den Trieb und die Befähigung in sich fühlt, sich die höhere classische Bildung anzueignen, der möge auch die nöthigen Opfer bringen, die nöthigen Entbehrungen ertragen, wie ein Winkelmann und Herder, und die unabsehbare Schar unserer großen Emporkömmlinge sie auf sich genommen, um „die Sonne Homers“ zu schauen. Erst diese gerne gebrachten Opfer und willig ertragenen Entbehrungen — und sie wären heute nicht mehr was sie vor hundert Jahren waren — würden auch die Probe sein, daß jener Trieb und jene Befähigung echt waren. — Das Gymnasium endlich, aus welchem die Schüler durchschnittlich mit achtzehn bis neunzehn Jahren auf die Universität, in höhere Fachschulen, auf das Comptoir abgehen können, soll die höchstmögliche allgemeine Bildung geben, und wer die seinem Sohne sichern will, muß eben erwarten, daß er sein Brod nicht vor'm zweiundzwanzigsten Jahre verdienen kann.

Selbstverständlich nun bleiben hier die Fachschulen — und Universitäten sind Fachschulen mit wissenschaftlichem Charakter — außer Betracht, da es sich hier nur um die vorbereitende, allgemeine Bildung handelt. Auch gehe ich hier nicht auf eine Besprechung der Volksschule ein, theils weil sie in Deutschland wenig zu wünschen übrig läßt, theils weil es uns hier nur um die regierende Classe zu thun ist, deren Unzufriedenheit allein eine geistig-sittliche Ursache hat. Aus demselben Grunde bestche ich auch nur vorübergehend auf der Nothwendigkeit der Errichtung, beziehungsweise Vermehrung der Mittelschulen, wie sie, nach Bonik, der Stadtschulrath Dr. Hofmann schon 1869 für Berlin in Vorschlag gebracht. Derselbe Zweck würde ja auch viel leichter dadurch erreicht, daß man den Realschulen das Latein und die Freiwilligenberechtigung nähme, zugleich auch die höheren Classen (über's fünfzehnte Lebensjahr hinaus), welche ohnedies nur spärlich besucht sind, einfach abschaffte: denn thatsächlich fällt ja schon jener zweite Stand nach Untersecunda, d. h. meist nach dem fünfzehnten oder sechzehnten Lebensjahre ab, nachdem die jungen Leute die nöthige Zeit abgeseffen, um einjährige Freiwillige werden zu können. Einjährige Freiwillige aber sind zukünftige Landwehrofficiere! Aus welchem Stande nun recrutiren sich schon jetzt die Realschulen, sogar mit ihrem ausgedehnten, das Latein umfassenden,

Studienplan? Zum Theil wol aus jenen Undankbaren des höheren Mittelstandes, welches, da sie ihren Pindar und Catull nicht mehr in den Ursprachen lernen können, vermeinen, sie hätten neun Jugendjahre auf den Bänken des Gymnasiums verloren; zum Theil auch aus den Familien wohlhabender Kaufleute und Industriellen, die ängstlich an der alten Tradition der frühen Lehrjahre festhalten; zum weitans größten Theile indeß aus dem niederen Mittelstande. Der ganze Gedanke unserer Armee aber, im Gegensatz zu all' den Heeren anderer Länder, die unsere Wehrverfassung ganz äußerlich aufgefaßt und angewandt haben, beruht, wie das Schulwesen, darauf, daß sie der Wirklichkeit der Gesellschaft, nicht einer Abstraction entspreche, die im Grunde doch meist nur ein Zugeständniß der Heuchelei oder der Schwäche an demokratisches Vorurtheil, immer eine Lüge ist. Nicht das Wissen, das der Aspirant zum einjährigen Freiwilligendienst in einer Prüfung darlegt, befähigt ihn zum zukünftigen Officiere; sondern die Thatsache, daß er dem regierenden Stande angehört, wenn nicht von Geburt, so doch dadurch, daß er neun Jugendjahre auf denselben Bänken mit den Söhnen des regierenden Standes zugebracht; die Thatsache, daß er gewisse Begriffe von Standesehre in sich aufgenommen, welche von denen des niederen Volkes abweichen, — man denke nur an Duell und Prügelei — die Thatsache endlich, daß die höhere Bildung — nicht das Wissen — ihm jene moralische Ueberlegenheit gibt, deren der Officier, namentlich in den unteren Graden, weit mehr bedarf als der Kenntnisse, um Autorität (ascendant) über die Truppen zu haben, weshalb denn auch im deutschen Heere die Beförderung aus dem Unterofficiercorps, als welche jene natürliche Gliederung zu Gunsten eines abstracten Gleichheitsbegriffes durchbrochen hätte, nie hat aufkommen können. Nicht geringeren Eintrag würde unserem Officiercorps auf die Dauer die Freiwilligkeitsberechtigung thun, wie sie jetzt gilt. Ist es unverträglich mit den materiellen Verhältnissen, daß jeder Freiwillige ein Jahr in Oberprima „verliere“, — als ob auf dem Comptoir keine Jahre verloren würden — und sein Abiturientenexamen gemacht habe, so dehne man wenigstens die erforderliche Schulzeit von Untersecunda bis Unterprima aus, d. h. vom sechzehnten bis zum achtzehnten Jahre, so wird sich schon das natürliche Verhältniß wiederherstellen: das Gymnasium (und die Realschule erster Ordnung, wenn sie durchaus beibehalten werden soll) wieder die Bildungsanstalt des gesammten regierenden Standes, die Mittelschule die des gesammten niederen Bürgerstandes werden.

Des gesammten; denn die Ansicht Bonihens, nach welcher die Mittelschule auch die künftigen Kaufleute und Industriellen, neben dem höheren den niederen Mittelstand aufnehmen solle, scheint mir nicht das Richtige zu treffen. Es herrscht in dieser Beziehung noch unendlich viel Bopf in Deutschland und die Frage ist von der größten Wichtigkeit. Nicht nur der Jüngling, 'der eine Bildung über seinem Stand erhalten hat, ist declassirt im Leben, auch derjenige, welcher eine Bildung unter seinem Stande erhalten hat, fühlt sich innerlich und äußerlich nicht an seinem Plage. Nun ist aber unsere Erziehung auf Handelsschulen und Gewerbeschulen für Knaben eine solche, die der im Leben einzunehmenden Stellung untergeordnet ist. Sie ist überdies auch praktisch von wenig Nutzen. Das bischen doppelte italienische Buchführung und Correspondenzstil,

das man Jahrelang auf der Schule erarbeitet, erlernt der classisch Gebildete spielend in wenig Wochen. In Frankreich läßt der ganze höhere Kaufmannsstand die Knaben das Gymnasium bis zum Abiturientenexamen durchmachen, ja oft auch noch die Rechte studiren, und ein so gebildeter Jüngling wird darum kein schlechterer Kaufmann, als der, welcher vom 16. bis 19. Jahr Waaren gewogen, Handelsbriefe abgeschrieben, Bestellungen gemacht und das Comptoir gefegt hat. Daß aber auch der classischgebildete Deutsche, selbst wenn er erst im 20. Lebensjahre auf's Comptoir kommt, sich in wenig Monaten zurecht findet und ein ausgezeichnete Kaufmann wird, das kann man alle Tage im Auslande sehen. Und was vom Kaufmann, gilt vom Großindustriellen, vom Ingenieur, vom Landwirth. Mit einer gebiegenen allgemeinen Bildung wird die specielle Bildung im Polytechnicum, in der Ackerbauschule, in der praktischen Thätigkeit bald genug erworben.

Hier nun wäre der Platz, einzugehen auf die Frage vom praktischen Nutzen der allgemeinen Bildung, zu zeigen, wie keinerlei frühe Fachbildung sie je auch in dieser Hinsicht ersetzen kann; wie grundfalsch die Ansicht ist, es wäre verlorene Zeit, praktisch „unnütze“ Dinge zu lernen; wieviel größer der Vortheil ist, mit einem allgemein gebildeten Geiste, d. h. einem vervollkommeneten Instrument, in's praktische Leben einzutreten, als mit aus dem Zusammenhang des Lebens herausgerissenen Fachkenntnissen. Es wäre weiter zu erörtern, worin die allgemeine Bildung der höheren Stände zu bestehen habe und ob die modernen Sprachen, ein ausgedehnteres Studium der Mechanik und der Naturwissenschaften je die classischen Sprachen und die Mathematik als allgemeines Bildungsmittel ersetzen können. Allein ich rede hier ja nicht zu denen, für welche dies noch eine Frage ist. Wer den höheren Bürgerstand des Auslandes kennt, weiß zur Genüge, welche Ueberlegenheit es einer Nation gibt, wenn die erwerbende Classe den Vortheil allgemeiner Bildung hat; wenn keine Kluft gähnt zwischen dem Kaufmannsstand und dem Beamtenthum, den Industriellen und den „liberalen Professionen“. Wol machen erst alle drei Schichten des Volkes zusammen die Nation aus; aber der Stand, welcher zugleich Erzeuger und Träger der geistigen Cultur ist, ist der erste, der herrschende; herrschender bei uns als anderswo. Es braucht keiner Ausführungen, um darzuthun, von welcher Wichtigkeit die Einheit der Bildung in diesem Stande ist und wie sehr sie in Deutschland fehlt, wo der höhere Mittelstand in zwei Nationen gespalten ist, die zwei verschiedene Sprachen reden; ein Zwiespalt, der, wie bemerkt, durch die Freiwilligenberechtigung auch in die Armee zu bringen droht⁶⁾. So sehr bin ich von der verhängnißvollen Wirkung solchen Zwiespalts überzeugt, daß ich sogar die Bildungsverschiedenheit zwischen Mann und Frau von demselben Stande beseitigt wissen möchte. Denn ich sehe durchaus nicht ab, warum unsere Schwestern bis zum achtzehnten Lebensjahre nicht genau dieselbe allgemeine und menschliche Erziehung erhalten sollten, wie wir, — sofern nur unsere Erziehung vereinfacht und erleichtert wird. Der Unterschied sollte auch zwischen den Geschlechtern, wie zwischen den Berufen, erst bei der Fachbildung, beziehungsweise der Bildung durch die praktische Lebens-thätigkeit beginnen. Auch halte ich das tüchtige Erlernen der alten Sprachen für das beste Mittel, die immer mehr zunehmende Unweiblichkeit der Frauen zu

retten, dem Blaustrumpfwesen entgegenzuarbeiten. Eine Frau, die ihr Maturitätsexamen gemacht hat, ist ein angestauntes und wird ein eingebildetes Ausnahméswesen, das Nichts mehr gemein zu haben glaubt mit den Uebrigen ihres Geschlechtes. Wenn alle Frauen unseres Standes die Kenntnisse und die geistige Entwicklung von unseren Abiturienten hätten, so würden sie auch nicht mehr angestaunt werden, sich nicht länger als überlegene Geschöpfe fühlen. Nie waren die Frauen hoher Geburt anmuthiger, natürlicher, weiblicher als zur Zeit der italienischen Renaissance, wo sie meist dieselbe Bildung wie ihre männlichen Standesgenossen erhielten und dadurch in den Stand gesetzt waren, an den geistigen Genüssen ihrer Männer und Brüder theil zu nehmen. Und eine Lucrezia Tornabuoni versäumte darum nicht minder ihre Haus- und Mutterpflichten, als ihr Schwiegervater Cosimo de' Medici seine Handelsgeschäfte über der Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft vernachlässigte. —

Auch die für Deutschland so wichtige Judenfrage — d. h. die Frage nach der Absorption dieser intelligenten und gewandten Nation, der wir so Vieles danken, die aber auf dem Punkte ist, durch ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht des Semitismus dem echten Deutschthum Eintrag zu thun — wird nicht nur durch die überhandnehmenden Mischchen, sondern auch durch die einheitliche classische Bildung des ganzen wohlhabenden Mittelstandes am ehesten einer für unsere nationale Cultur und Tradition befriedigenden Lösung nahegebracht werden.

Noch weniger als die Frage von der Nothwendigkeit einheitlicher Bildung, will ich hier zum tausendsten Male die zweite Frage über die Bildungskraft des classischen und mathematischen Unterrichts erörtern, noch die Gründe auseinandersetzen, warum die theoretische Erlernung einer Sprache, selbst ohne ihre Literatur, geistig mehr fördert, als die Erlernung irgend eines anderen Gegenstandes, und warum die Erlernung der todtten Sprachen in soviel höherem Grade fördert als die der lebenden. Wer nur einige Erfahrung hat und unbefangen zu beobachten weiß, sieht ja in dem Humanismus nicht nur das wirksamste Gegengewicht gegen die atomistische Strömung unserer Zeit, welche uns, wenn wir nicht widerstehen, Alle zu zusammenhangslosen Sandkörnern zerreiben wird; er betrachtet ihn ja nicht allein als das einzige Mittel, den Zusammenhang der Cultur in der Zeit, durch die Einkehr in die ersten Werkstätten dieser Cultur, im Raum, durch die Theilnahme an dieser Europa gemeinsamen Ueberlieferung aufrecht zu erhalten; er schätzt ihn ja nicht nur als den Schlüssel zum Verständniß alles Schönen, als Wecker des Formensinnes und des Geschmacks, — er betrachtet ihn vor Allem als die wunderbarste Gymnastik, welche auch den ungelentesten und stumpfsten Geist gewandt, biegsam, kräftig macht, als eine Schale des logischen Denkens, wie des intuitiven Ergreifens, des richtigen Urtheils. Er weiß, daß, selbst wenn es denkbar wäre, daß ein Jüngling alle aus der Lectüre der Alten geschöpften Facten, Daten, Bilder und Gedanken, alle in der griechischen und lateinischen Grammatik erlernten Regeln vergessen hätte, sein Geist, als Thätigkeitswerkzeug, doch dem jedes Anderen überlegen sein würde, der diese geistigen Turnübungen nicht mitgemacht; ja daß, — es horcht ja wol kein Gymnasiast an der Thüre der „Kundschau“ — auch ein Jüngling, der stets der Rechte in seiner Classe gewesen und nur halbhinhörend, nur halbfortarbeitend seine acht Jahre auf einer

classischen Schule hingbracht, immer noch an geistiger Bewegsamkeit dem fleißigsten Schüler überlegen sein würde, der nur moderne Sprachen und Fachkenntnisse erworben hätte⁷⁾. Nun wende ich mich aber hier nur an die Gesinnungsgenossen, die mit mir voraussehen, daß jene einheitliche allgemeine Bildung, welche unserem höheren Bürgerstand noth thut, um den im Schoße der Nation, wie im Busen des Einzelnen herrschenden Zwiespalt zu heben, auf den classisch-mathematischen Unterricht gegründet sein müsse; die aber gleichzeitig überzeugt sind, daß dieser Grundunterricht durch die Vertheilung desselben, durch die Methode, durch das Hinzukommen vieler anderer Unterrichtsgegenstände beeinträchtigt werde, wie die Gesundheit des Körpers und des Gemüthes unter dieser Anhäufung und Einrichtung des Lernens leiden müsse. Im Sinne Dieser versuche ich im Nachstehenden ein ungefähres Schulprogramm zu entwickeln, wie es mir als Plan der zukünftigen nationalen Schulen für unsere leitenden Stände vorschwebt und wie ich es zum Theil praktisch verwirklicht zu sehen die Gelegenheit gehabt⁸⁾.

IV.

Die erste Forderung, die ich an die zukünftige Nationalschule des höheren Mittelstandes stellen würde, wäre Verminderung der häuslichen Arbeiten und der gemeinsamen Unterrichtsstunden, dieser auf etwa fünf Stunden täglich zum höchsten, jener auf ein Maß, das durchschnittlich nicht mehr als zwei bis drei Stunden erforderte. Acht Stunden geistiger Arbeit sind mehr als genug für die Kindheit und Jugend; sie sind sogar mehr als gut für die robusteren Geisteskräfte des Erwachsenen. Ein Knabe kann sich nicht gesund entwickeln, wenn er nicht mindestens acht Stunden Schlaf hat, nicht ebensoviele den Mahlzeiten, dem Hin- und Hergehen von der Schule, den Leibesübungen, dem Spiel, der freien Lectüre widmet. Die Frage ist also, wie bei einer solchen Beschränkung der häuslichen und der Schularbeit doch größere Ergebnisse für die Geistesbildung erzielt werden können, als sie jetzt erzielt werden. Meine Antwort wäre: durch Vereinfachung. Aufgabe der Erziehung, wie der Kunst, der Wissenschaft, der Cultur überhaupt, ist Vereinfachung der natürlichen Vielfältigkeit des uns umgebenden Stoffes: d. h. Wegthun alles Nebensächlichen, alles Zufälligen, alles Halben; Zurückführen auf die Hauptsache, auf Gesetze, auf den Zusammenhang des Ganzen. Sehen wir nun einmal zu, was wir entbehren können, wenn wir anders darüber einverstanden sind, daß die Jugenderziehung nur Entwicklung der Naturanlagen, Vorbereitung zu allen Thätigkeiten, nicht Fachkenntnisse und Fachfertigkeit zum Zwecke hat; und wir demnach die Unterrichtsgegenstände nicht auf ihre zukünftige directe Brauchbarkeit hin ansehen, sondern auf die geistesbildende Kraft, die sie besitzen.

Unser Gymnasialcurfus begreift gewöhnlich neun Jahre. Wäre es nicht besser, das Lateinische und Griechische erst nach dem dritten Schuljahre, d. h. gewöhnlich nach dem zurückgelegten zwölften Lebensjahre zu beginnen? Werden die Schwierigkeiten einer Grammatik, welche ein angewandter Curfus der Logik ist, nicht von dem kräftigeren Verstande eines dreizehn- bis fünfzehnjährigen Knaben leichter überwunden werden, als von dem unentwickelten eines zehn-

bis zwölfjährigen? Wird nicht zu hoffen sein, daß der Ueberdruß, den ein sechs-jähriger Unterricht in diesem abstractesten aller Gegenstände dem Knaben einflößt, und den er dann auch in den drei letzten Gymnasialjahren allzuoft auf die Schriftsteller des Alterthums überträgt, in denen er nur Sprachübungsbücher sieht, — steht nicht zu hoffen, daß dieser Ueberdruß weniger groß sein würde, wenn der ausschließlich grammatische Unterricht von sechs auf drei Jahre beschränkt würde! Zudem scheinen jene drei ersten Jahre wie dazu gemacht, andere Geistesfähigkeiten zu entwickeln, für deren Entwicklung wir durch Abschaffung des Unterrichts in den todten Sprachen Raum und Zeit gewinnen würden. Gedächtniß, Anschauung, Beobachtung, elementare Verstandesthätigkeit sollten hier in jeder Weise gekräftigt werden. Das Auswendiglernen von möglichst vielen Bibelprüchen und deutschen Gedichten stärkt nicht nur das Gedächtniß, es gibt auch einen Schatz von Stoff, den man später nicht mehr so leicht erwirbt und der zu jenem Zusammenhange mit der Vergangenheit, dessen Herstellung wir als die oberste Aufgabe aller reinmenschlichen Bildung erkannt, so nothwendig ist. Auch das Lernen von historischen Daten müßte diesen Jahren zuertheilt werden, nicht nur, weil das Gedächtniß in denselben empfänglicher ist und besonders geübt werden muß, sondern weil die vielgeschmähten Daten das Nothwendigste für die Erlernung der Geschichte sind, das Wichtigste, was der Geschichtsunterricht dem Kinde bieten kann. Sie sind die Marksteine, die zusammen die Rahmen bilden, welche der Lehrer nicht ausfüllen kann, in welche der Lernende selber das unmethodisch von allen Seiten aufgenommene geschichtliche Material einzuordnen hat. Hauptlinien der Kosmographie und der Geographie können nicht früh genug der Anschauung am Globus und der Landkarte klar gemacht werden; sie können andererseits nicht elementar genug gehalten werden. Die Mechanik des Himmels gehört so wenig in den Jugendunterricht als eine wissenschaftlich physische Erdbeschreibung. Die politische Geographie kann in ihren Hauptsachen durch Auswendiglernen von Namen und Nachweisen derselben auf der Karte für's Leben erlernt werden. Dasselbe gilt von den Elementen der Naturgeschichte: die einfachen Classificationen der Zoologie und Botanik namentlich prägen sich dem kindlichen Geiste sehr leicht ein, und werden sie an der Pflanze, am Thier nachgewiesen, nicht aus dem Buche erlernt, so schärfen sie ungemein die Beobachtungsgabe. Die Rechtschreibung und die im Grunde einfache Formenlehre der deutschen Sprache müßten in jenen Jahren auf's festeste eingeprägt werden. Die vier Species endlich und die Brüche kann ein Knabe von zehn bis zwölf Jahren vollständig bemeistern und sie sind dem Grade seiner Verstandesentwicklung durchaus angemessen: als Grundlage aller weiteren mathematischen Bildung durchaus unerläßlich.

Der Unterricht im Griechischen und Lateinischen sollte, womöglich gleichzeitig, im vierten Schuljahre beginnen und bis zum vollendeten neunten d. h. sechs Jahre dauern. Dann müßten die drei ersten vorzugsweise der Grammatik und dem Lesen leichter Autoren, die drei letzten dem Lesen und höheren Stilübungen, wie lateinischen Aufsätzen und Versen, gewidmet sein, so zwar, daß wenigstens drei Viertel der Unterrichtsstunden auf das Lesen der Schriftsteller käme und dies wiederum nur zur Hälfte analytisch und mit eingehendem

Commentar, zur anderen Hälfte cursorisch betrieben würde; immer bei größter Freiheit des Lehrers in der Wahl der Autoren, der Methode u. s. w. Regel de tri, Algebra und Geometrie, sowie höhere Mathematik müßten sie durchweg begleiten. Keine dieser Disciplinen könnte ohne Schaden unterdrückt werden, selbst nicht die Geometrie, von der Voltaire höchst ungerechterweise sagte: elle laisse l'esprit où elle le trouve. Wol thut sie Das und Schlimmeres, wenn sie allein bleibt und nicht durch andere Studien corrigirt wird, wie Pascal es so herrlich in seinem Capitel über den esprit de géométrie et l'esprit de finesse auseinandergesetzt⁹⁾; aber als Begleitung literarischer Studien ist sie unschätzbar, indem sie den Geist immer und immer wieder zu den „bestimmten und rohen Principien“ zurückführt, welche sich nicht biegen und beugen lassen. Von den häuslichen Arbeiten, welche sich auf diese Unterrichtsgegenstände beziehen, sehe ich nur, mit Dubois-Reymond, die griechischen Scripta, welche man entbehren könnte; nicht weil ich, wie der gelehrte Physiologe, meinte, das Lehren des Griechischen „mit seinen vielen Formen und Partikeln, deren Bedeutung mehr künstlerisch geahnt, als logisch zergliedert werden kann“, flöße weniger echten Hellenismus ein, als das Vorzeigen von Abbildungen griechischer Tempel und Statuen; sondern weil jenes künstlerische Ahnen der Bedeutung der griechischen Sprachformen durch unsichere Anwendung dieser Formen gestört und beeinträchtigt wird, während sie durch's Lesen und Aufnehmen immer mehr geschärft wird, wodurch man gerade dem höchsten Ziel aller Bildung am sichersten nahe kommt.

Die nothwendige Erleichterung der Studien und Verminderung der Arbeitszeit muß also durch andere Beschneidungen herbeigeführt werden. Welche sind sie?

Hier wäre nun zu unterscheiden zwischen den Unterrichtsgegenständen, welche auf ein geringeres Zeitmaß zurückgeführt, und denen, welche ganz abgeschafft werden könnten. So scheint es mir durchaus überflüssig, mehr als zwei Stunden wöchentlich auf Geschichte und Geographie zu verwenden, vorausgesetzt, der Lehrer beschränkt sich auf das Lehrbare. Das Lehrbare in der Geschichte aber sind nur die großen Umrisse der Ereignisse, das Einzelne muß Jeder durch Lectüre erlernen. Wollte der Lehrer auch nur eine Epoche, eine Gruppe von Ereignissen, etwa den peloponnesischen, den zweiten punischen, den dreißigjährigen, den spanischen Erbfolgekrieg eingehend lehren, so ginge mehr als ein Semester darauf. Begnügt er sich, die Perioden der Geschichte, darin die einzelnen Jahrhunderte, hierin wieder die drei oder vier größeren Epochen in klaren Verhältnissen und möglichst scharfen Grenzen dem Schüler einzuprägen, so werden schon wenige Stunden hinreichen; und der Schüler wird schon bei Allem, was er Historisches liest oder hört, den rechten Platz und den Zusammenhang zu finden wissen, worauf es allein ankommt. Den Inhalt der Dinge kann der Mensch nur lernen, nicht gelehrt werden.

Und der Religionsunterricht! Mir will das nach der Confirmation noch fortgesetzte Lehren der Dogmatik, christlicher Moral und Kirchengeschichte durchaus als Zeitverschwendung erscheinen. Ich möchte keineswegs den aufwachsenden Generationen allen Zusammenhang mit den Vorstellungen und Gefühlen unserer Väter, alles Verständniß der modernen Weltgeschichte, alle Achtung für das von achtzehn Jahrhunderten Heiliggehaltene rauben; aber ich glaube, ein früheres und

wiederholtes Lesen der Bibel, namentlich des neuen Testaments und der schönsten Episoden des alten Testaments, das oben schon anempfohlene Auswendiglernen schöner Bibelsprüche, kurze Kirchengeschichte und Katechismuslehre, früher und regelmäßiger Kirchgang genügen dazu vollkommen. Alles, was darüber hinausgeht, Alles namentlich, was nach dem vierzehnten oder fünfzehnten Jahre von Religion vordemonstrirt wird, artet bei dem gegenwärtigen Entwicklungsstadium der Civilisation leicht in bewußte Lüge oder in angezwungene Systematik aus; es läuft jedenfalls ab vom Geiste unserer Jünglinge, wie das Wasser vom Regenmantel; also auch hier verlorene Zeit und Mühe.

Ebenso könnte der Unterricht im Deutschen ohne Gefahr, ja mit Nutzen abgeschafft werden. Außer der Grammatik und Rechtschreibung wird die Muttersprache nicht gelehrt; man lernt sie im Leben, durch Hören, Sprechen, Lesen, man erfaßt sie mit den tausend Organen unbewußter Aufnahme. Ich wüßte nicht, daß Pascal und Bossuet, Addison und Fielding, Lessing und Goethe je Stilunterricht im Französischen, Englischen und Deutschen erhalten hätten, und sie sollen doch ihre Sprache nicht so übel geschrieben haben. Der Umgang gebildeter Menschen, das Hören auf die Sprache des Volks, die Lectüre guter Schriftsteller sind die einzigen Grundlagen guten Stils; die Gewohnheit klaren Denkens,

Ce qui se conçoit bien, s'énonce clairement
Et les mots pour le dire, arrivent aisément.

die Gewissenhaftigkeit, nach dem feinen Gedanken genau entsprechenden Ausdruck zu suchen, die Redlichkeit überhaupt, nicht zu schreiben, wenn man Nichts zu sagen hat, sind die wahren Wege, auf denen man einen guten Stil in seiner Muttersprache erwirbt. Dazu das Lateinschreiben, welches nach Niebuhr „eine so herrliche Schule alles guten Stiles“ ist, eben weil es „nichts Ungereimtes duldet, worüber der Deutsche in seiner eigenen Sprache so fatal gleichgültig ist“, mit anderen Worten, eben weil es jene Gewohnheit, Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit so mächtig fördert¹⁰⁾. Sind denn alle unsere Gymnasiallehrer solche Meister des Stiles, daß sie die Knaben besser auf den rechten Weg leiten könnten, als die Lectüre guter Schriftsteller, zu der man ihnen keine Zeit läßt? Ein Knabe lernt mehr Deutsch aus dem Auswendiglernen eines Goethe'schen Gedichtes, dem Lesen eines Grimm'schen Märchens oder des „dreißigjährigen Krieges“ von Schiller, als aus hundert Aufsätzen über Fragen und Dinge, über welche er durchaus keine eigenen Gedanken haben kann. „Es unterliegt für mich keinem Zweifel,“ sagt Lagarde, der ein paar Duzend solcher Themen angibt, „daß ein Unterrichtswesen, welches Knaben und unbärtigen Jünglingen Arbeiten derart zumuthet, nichts Anderes bewirken kann, als daß die Jugend unserer höheren Stände sich gewöhnt, „Anmuth und Würde“, „naive und sentimentale Poesie“ und alle übrigen ihr zum Beschwätzen vorgeworfenen guten und bösen Dinge nur als Rechenpfennige anzusehen, deren sie nach nicht allzulanger Zeit müde wird.“ Und dies bringt uns zu dem anderen großen Nachtheil des Unterrichts im Deutschen: dem Lehren der Literaturgeschichte, welche ja jetzt auch in den classischen Unterricht eingebracht ist.

Nichts hat wol mehr zum grassirenden Uebel der Halbbildung, über das soviel und mit soviel Grund geklagt wird, beigetragen, als die Einführung dieser

Disciplin, vornehmlich allerdings in den Mädchenunterricht, der ganz auf Scheinbildung hinauszugehen pflegt, doch auch mehr als gut ist in den der Knaben. Denn Nichts ist mehr dazu angethan, die Leute von der Kenntnißnahme der Literaturwerke abzuhalten, als das Lehren über dieselbe. Ein Jüngling, der eine Analyse des „Faust“ und gewöhnlich auch ein fertiges Urtheil darüber aus der Schule mitbringt, wird der Letzte sein, der das Gedicht selbst liest. In noch höherem Grade freilich tritt die Erscheinung bei fremden Literaturen ein; allein auch bei unserer Nationalliteratur: wie viele Männer haben heute noch Klinger gelesen, oder auch nur Wieland? Mir ist es vorgekommen, daß ein sonst sehr unterrichteter Patriot von „dem“ Musarion sprach, dies kleine Juwel also nicht einmal dem Namen nach wirklich kannte. Aber mehr als das, Leute, die ganz genau wissen, in welchem Jahre und Monat Herder und Goethe in Straßburg zusammentrafen, haben oft die „Fragmente“ nicht einmal gelesen, ohne die man von dem herannahenden Sturm der ersten siebziger Jahre doch nur eine ganz indirecte Vorstellung zweiter Hand haben kann. Die Tieck und Novalis gar, die Grabbe und Immermann, sind ganz zu Paragraphen der Literaturgeschichte herabgedrückt. Selbst wenn sie im Texte gelesen werden, so ist's als „Quelle“ zur Literaturgeschichte; denn der absolute Werth oder Untwerth der Dinge verschwindet fast ganz, man hält sich nur noch an den relativen und historischen, den man überdies meist nicht selber abgeschätzt, sondern von dem Lehrer fertig angelehrt erhalten hat. Dieser zweifelhafte Vortheil aber — „das Wissen um die Dinge, anstatt die Kenntniß der Dinge“ — braucht zudem gar nicht durch Unterricht erworben zu werden. Wer von uns, die wir nie in der Schule Literaturgeschichte erlernt, weiß nicht, welcher Zeit Thukydides und welcher Plutarch angehört, wann der „Messias“ erschienen ist und wann der „Faust“? Dazu braucht Niemand einen Lehrer im Katheder: die lebendige Kenntniß einer Literatur reicht dazu hin. Warum geben wir nicht gar auch noch der Kunstgeschichte, der Musikgeschichte einen Platz im Jugendunterricht? Warum führt man nicht auch gleich einen zweistündigen Lehrkursus über Menschenkenntniß oder Lebenserfahrung in die Gymnasien ein? Das würde erst das Maß der inhaltslosen Namen und Worte voll machen, mit denen heute ein Jüngling in's Leben tritt und welche ihm die Anschauung aller aus der Vergangenheit auf uns gekommenen, wie aller vor seinen Augen entstehenden Dinge verdunkeln.

Der Unterricht in den lebenden Sprachen sollte ganz facultativ werden: er nimmt kostbare Zeit hinweg und gibt nur ganz unzulängliche Ergebnisse. So gering an Zahl man auch die Classen machen möchte, sie würden noch immer zu zahlreich; so viel Stunden mehr man auch dafür ansehen könnte, sie würden doch immer zu spärlich für den erfolgreichen Unterricht im Sprechen und Verstehen lebender Sprachen sein. Die Grammatik aber unserer verhältnißmäßig so formenarmen Idiome, insbesondere des Englischen, — einer wahren Regersprache im Vergleich mit dem Griechischen und Lateinischen — lernt ein classisch geschulter Geist in wenig Monaten: das Vocabularium dagegen, die Ausdrucksweise, den Tonfall — lernt er, wie allen Inhalt der Dinge, nur im Leben, hier durch Lectüre und Gespräche. Ein junger Mann, der das Gymnasium verlassen hat, findet

in seinem Freiwilligenjahre, als „Fuchs“ auf der Universität, als Lehrling auf dem Comptoir, immer ein paar Stunden täglich, um soviel Französisch oder Englisch zu lernen, als nöthig ist, um ihn zum Lesen und Sprechen vorzubereiten; und mehr als das Vorbereitende kann man eben nicht vom Lehrer erwerben.

Soll ich nun noch von dem Unterricht in Physik, in Chemie, in höherer Mechanik reden, über die mir als einem Ignoranten so wenig zu reden zukömmt? Aber sagen darf ich doch — ich hab's aus der Größten Mund, unter Anderen aus dem Liebig's — daß das Bischen Elementarunterricht des Gymnasiums durchaus nutzlos für das besondere Studium dieser Wissenschaften ist, daß ein in der Mathematik wohl bewandeter Jüngling, dessen Geisteskräfte durch das Studium der alten Sprachen entwickelt sind, dieser besondern Vorbereitung durchaus nicht bedarf, um jenes Studium mit neunzehn Jahren erfolgreich aufzunehmen. Es liegt auch der Einführung dieser Unterrichtsgegenstände ein ganz falscher Begriff vom Erziehungswesen zu Grunde, der im Laufe dieser Untersuchung so oft schon gerügte Begriff von der praktischen Nützlichkeit der im Gymnasium zu erlernenden Dinge.

Die Sache erscheint so plausibel. Ist es nicht eine Schande, daß wir in einen Eisenbahnwagen steigen und nicht einmal wissen, wie eine Locomotive construirt ist? Daß wir ein Telegramm abschicken und haben keinen Begriff von Electricität? Daß wir Schwefelhölzchen anstreichen und keine Ahnung haben, was Phosphor und Schwefel sein mögen? Wie, und wir sollten uns erlauben, zu gehen ohne Statik, zu hören ohne Akustik, zu sehen ohne Optik studirt zu haben? Wir athmen, ohne zu wissen, aus welchen Stoffen die eingeathmete Luft besteht, und was schlimmer ist, wie unsere Athmungsorgane arbeiten? Warum sollten wir nicht auch über den Verdauungsproceß Bescheid wissen, den Blutumlauf, die Stoffsecretion und =Assimilation? Warum nicht die ganze Physiologie umfassen? Wo ist die Grenze? Ebenso gut könnte man sagen — und sagt man — ist es nicht ungebührlich, daß ein junger Mann, in wenig Jahren ein Wähler, die Verfassung seines Landes nicht kenne, die Gesetze ignore, unter denen er lebt? Daß er bei der ersten, einfachsten Angelegenheit einen Advocaten zu Rathe ziehen müsse? Geschwind ein wenig Handelsrecht und Privatrecht, etwas Criminalrecht auch — er kann ja Geschwornen werden — und Proceß: warum nicht ein volles Studium der Jurisprudenz? Wo sollen wir die Zeit finden, wenn wir auch nur die Anfangsgründe aller der Künste und Wissenschaften kennen lernen wollten, auf denen unsere verwickelte Civilisation aufgebaut ist? Und wo stille stehen? Was uns noth thut, ist, ich wiederhole es, der Muth der Ignoranz. Genug, wir erhalten eine Jugendbildung, die uns in den Stand setzt, jene Anfangsgründe vorkommenden Falles sofort zu verstehen, wenn sie uns von Fachleuten erklärt werden. Was drüber ist, gehört Diesen an; und wenn wir es je zu lernen wünschen, wenn wir es je brauchen, so können wir es schneller und besser im späteren Leben lernen, als auf der Schulbank. Wer hat nicht die Erfahrung gemacht, daß ein junger Mann, der nach einigen Universitätsjahren „umsattelte“, stets die Kameraden in verhältnißmäßig kurzer Zeit einholte? Das nothwendig unvollständige Erlernen der Naturwissenschaften hat aber auch noch einen anderen Nachtheil, der nicht zu gering angeschlagen werden

darf. Es verbreitet eine rohe und oberflächliche Weltanschauung, die nur an's Greifbare glaubt, ohne Achtung und Verständnis für das, was die Menschheit vor uns geglaubt, ohne Bewußtsein von der Unzulänglichkeit der menschlichen Kräfte, und folglich auch ohne Bescheidenheit. Artet diese Weltanschauung schon oft bei den wirklichen Naturforschern, die auf der Höhe ihrer Wissenschaft stehen, in Materialismus und mechanischen Atomismus, dazu in unerträglichen Wissenshochmuth aus, wieviel mehr bei denen, welche die Wissenschaft und ihre Ergebnisse nur ganz von außen, ja von der Ferne ansehen. Man vergleiche die heutige Jugend, welche unter diesem Einflusse herangewachsen, mit derjenigen, welche unter Hegel's Herrschaft groß wurde; man vergleiche die Literatur der dreißiger Jahre mit der der siebziger, um einen klaren Begriff von Dem zu gewinnen, was wir verloren haben. Wir haben es aber verloren, weil das halbe Wissen um die Naturwissenschaften die Anschauung verbreitet hat, daß die Welt jetzt enträthsel ist, weil die Naturforscher von den Millionen von Fäden, die das Weltgewebe ausmachen, in unseren Tagen einige Hundert mehr entdeckt haben.

Bei so beschränktem Studienprogramme würde zweifellos eine eingehende Kenntniß der Mathematik, der alten Sprachen, wie ihrer bedeutendsten Schrift- denkmale ohne Ueberanstrengung und ohne die zur Gesundheit, zur Zerstreuung, ja selbst zur Bildung nothwendigen Spiele, Leibesübungen und Privatlectüre zu beeinträchtigen, erreicht werden können. Strenge Versetzungsprüfungen — oder vielmehr Versetzungsanforderungen — müßten von Classe zu Classe, namentlich aber nach dem dreijährigen Vorbereitungscursus und nach dem ebenfalls dreijährigen grammatischen Cursus — d. h. nach Quinta und Untersecunda — die Unbefähigten oder Trägen in den niederen Classen zurückhalten, oder zur Ergreifung anderer Laufbahnen zwingen. Fast könnte man sagen, je mehr abfielen, desto besser. Kleinere Classen würden dadurch möglich und somit der Unterricht wirksamer gemacht; Unbemittelte, über deren Anlagen sich die Eltern getäuscht, würden sich nicht steifen und bei Zeiten in ihre Lebenssphäre zurückgehen; Bemittelte müßten sich anstrengen, um ihre Lebensstellung zu behaupten und würden jedenfalls später und folglich auch reifer in's Leben eintreten.

Daß aber der heutigen Viel- und Halbwisserei, welche die Geister entnervt, durch solche Beschränkung, Vertiefung und Geisteszucht ein Damm entgegengesetzt würde, daran ist für den Schreiber dieses, sowie für die Leser, an die er sich wendet, kein Zweifel: denn er sagt ihnen ja nichts Neues; er zieht nur die Folgerungen aus diesen, für sie alten Wahrheiten. Daß dadurch nicht allein dem unsichern Irrlichteliren des Geschmacks, das unsere Zeit auszeichnet, entgegengearbeitet würde, daß dadurch auch eine idealere Richtung in unsere Jugend käme, davon sind wir Alle überzeugt.

. . . . tenerae nimis
Mentes asperioribus
Formandae studiis.

Geringschätzung des nur Möglichen, Erhebung über das Conventionalle, Erweiterung und Vertiefung zugleich der Lebensanschauung, Verlangen nach Kenntniß der Sachen, anstatt nach deren Zeichen, den Worten, Empfänglichkeit für

höhere Interessen pflegen ja bei Erwerbung der humanistischen Bildung noch in Kauf zu kommen zu jenem ihrem unfehlbarsten Resultate: der allseitigen Entwicklung der Geistesfähigkeiten. Das aber ist die Aufgabe jeder Bildung, daß sie aus dem Menschen das mache, was nach seinen Naturanlagen, dem Zufall seiner Geburt und der ihm bevorstehenden Lebensthätigkeit irgend aus ihm gemacht werden kann.

„So gefaßt,“ können wir mit Lagarde sagen, „ist Bildung eine fortwährende Vermehrung des geistigen Wohlstandes der Nation. Auf sie hat Jeder ein Recht, der geboren wird: ein Volk im wahren Sinne des Wortes ist nur denkbar als die Genossenschaft so gebildeter Menschen, deren Jeder an seinem Platze zufrieden sein wird, weil er sein Leben danach einrichtet, ihn auszufüllen, und weil er darum ihn liebt. . . . Diese Anschauung . . . hat keine Aussicht auf weitere Verbreitung. Aber Nationen bestehen nicht . . . aus Millionen: sie bestehen aus den Menschen, welche sich der Aufgabe der Nation bewußt und darum im Stande sind, vor die Stellen zu treten und sie zur wirkenden Zahl zu machen: aus diesem Grunde genügt es, wenn die Besten des deutschen Volkes die eben ausgesprochene Ansicht von der Bildung haben, und wenn der Staat, der doch nur in den Händen der Besten sein soll, sie zur Richtschnur seiner Einrichtungen nimmt.“

Wenn nun aber der Staat dies nicht thut, wenn er uns nicht einmal das Zugeständniß macht, die Berechtigung zum einjährigen Freiwilligendienst an den zurückgelegten Besuch der Unterprima zu knüpfen — bliebe uns dann Nichts mehr zu thun übrig? Ich sprach oben von dem Associationsgeiste und Associationsgeschick der Deutschen. Warum thun wir uns nicht zusammen, die wir in der Hauptsache Einer Meinung sind über das, was zu thun ist? Wenn nur die ganze erkleckliche Schar der Unzufriedenen, welche klagen über verlorenen Idealismus, über anspruchsvolle Halbbildung, über Engherzigkeit und Rohheit der jüngeren Generation, sich zusammen thun wollte und selbst das Werk beginnen. Warum sollten wir nicht thun können, was so oft in England gethan worden und noch gethan wird? Warum sollten wir nicht durch Subscription die Mittel herbeischaffen können, um ein Gymnasium in unserem Sinne zu gründen? An trefflichen Lehrern fehlt's ja nicht in Deutschland; am Schulgeld pflegen ja deutsche Eltern auch nicht zu sparen. Vom Staate brauchten wir ja Nichts zu verlangen als Duldung; von den Eltern Geduld: denn wol müßten wir, treu unserer ganzen Lebensanschauung, nicht verlangen, die Bäume ausgewachsen in den nationalen Zukunftspark zu pflanzen; gut Ding will Weile haben, und:

„auf allen Pfaden des Lebens

Führen die Horen dich streng, wie es das Schicksal gebeut.“

Man muß zu warten wissen. Nach neun, nach zehn Jahren werden wir sehen, ob unsere Jünglinge nicht alle Altersgenossen aus dem Felde schlagen auf dem Comptoir, wie im Examen, im Amt wie in dem freien Beruf, auf dem Manöver wie auf dem Wirthschaftsgute. Und wenn es uns gelänge, würden nicht Andere nachkommen? Würde nicht am Ende auch das schwache Geschlecht — der mächtigste Verbreiter wahrer Bildung wie wahrer Religion, wenn es sie nur einmal in sich aufgenommen — würde nicht auch es dem Beispiele nachahmen? Wäre

damit nicht die Aussicht eröffnet zur Begräunung der tiefsten und dauerndsten Ursache unserer Unzufriedenheit? Würden dann nicht auch die anderen Uebel, die nothwendigen, immanenten sowol als die zufälligen, vorübergehenden, die wir Eingang aufgezählt, weniger unerträglich erscheinen? Wäre dann nicht zu hoffen, daß die Nation wieder einlenke auf dem falschen Wege, wenn wir uns so, um mit Lagarde's schönen Worten zu schließen, „gegen die jetzt gültigen Laster wirklich undeutsch beeinflusster Zeit verneinend verhielten, wenn wir zur Abwehr und Bekämpfung dieser Laster einen offenen Bund schlossen, welcher der äußerlichen Kennzeichen und Symbole so wenig entbehren dürfte wie der strengsten Zucht, wenn weiter jedes einzelne Glied dieses Bundes den treuherzigsten Haß gegen seine eigenen Fehler und eine bescheidene, scheue, aber warme Liebe für Alles hegte, was ihm echt zu sein schiene und sich als echt erprobte.“

Anmerkungen.

S. 422. ¹⁾ Forces matérielles de l'Empire d'Allemagne, d'après les documents officiels par M. A. Legoyt. Paris, Dentu, 1878.

S. 425. ²⁾ Ed. Lafer: Ueber Anlagen und Erziehung (Rundschau I. 204 und 398). Ueber Halbbildung (ebenda XVIII. 20). E. du Bois-Reymond: Culturgeschichte und Naturwissenschaft (ebenda XIII. 214, womit in anderer Hinsicht zu vergl. der treffliche Aufsatz O. Lorenz': Die „bürgerliche“ und die naturwissenschaftliche Geschichte, in Sybel's historischer Zeitschrift XXXIX. 3. 458). Fr. Kreyssig: Zur Reform unseres höheren Schulwesens (Rundschau XV. 428). H. Bonih: Ueber die Reform unseres höheren Schulwesens (Preuß. Jahrb. XXXV. 2. 143). Fr. Riessche: Menschliches, Unzumenschliches. Ein Buch für freie Geister (Chemnih, Schmeihner 1878). Paul de Lagarde: Deutsche Schriften (Göttingen, Dieterich, 1878). Von Wiefe's grundlegendem Werke kenne ich leider nur den ersten Band und besitze von diesem selbst nur noch meine Excerpte. Was die praktische Erfahrung anlangt, so kann ich allerdings nicht sagen, ich habe sie in Deutschland gesammelt, dessen Unterrichtsanstalten mir, außer durch eigene Schülererinnerungen und mündliche Mittheilungen von Lehrern und Schülern, nur durch eine, schon vor zwölf Jahren im Auftrage des französischen Unterrichtsministers angestellte längere Studienreise bekannt sind. Doch ist eine langjährige Thätigkeit als Inspector zahlreicher Gymnasien und Realschulen des Auslandes, als Lehrer mancher und Examinator hundert, ja tausender von Abiturienten beider Kategorien (baccalauréat-ès-lettres und baccalauréat-ès-sciences) wenigstens für die Erörterung der Principienfrage wol nicht werthlos.

S. 431. ³⁾ Doch meint eine der höchsten Autoritäten in diesen Dingen, Dr. Engel („Die industrielle Enquête und die Gewerbezahl im deutschen Reiche“): „Der Nothstand mag hin und wieder groß sein; allein die Uebertreibungen sind noch viel größer. Es ist dem Deutschen nun einmal eigen, beständig hin und her zwischen Optimismus und Pessimismus zu schwanken. Vom „take it coolly“ ist bei uns keine Rede. In den Jahren 1870 und 1871 waren wir nicht nur die tapferste, sondern auch die gebildetste, im Jahre 1872 zugleich auch die reichste Nation der Erde. Im Jahre 1876 dagegen waren wir plötzlich, ohne jeglichen Uebergang, die ungeschickteste und geschmackloseste geworden. Seit 1877 aber sind wir auch die ärmste . . . am Hungertuch nagende.“

S. 433. ⁴⁾ Lagarde, der doch wenig im Auslande gelebt zu haben scheint, spricht von dieser Unsitte fast wie Hamlet:

. . . to my mind, though I am native here
And to the manner born, it is a custom
More honour'd in the breach than the observance.

Er erachtet die Kneipe und die Cigarre für Verwilderungsmittel von solcher Leistungsfähigkeit daß alle radicalen Theorien der Welt zusammengenommen, mit ihnen an entfittlichender Kraft nicht verglichen werden können . . . „Wer jeden seiner Tage in stinkenden Nebelhöhlen beschließen

muß, der mag liberal sein; frei ist er nicht.“ Die Seiten über die sittlichen und ökonomischen Folgen dieser Laster sind sehr beherzigenswerth und seien allen Freunden dieser „gedankenlosen Gemüthlichkeit“ auf's dringendste empfohlen.

S. 435. ⁹⁾ Auch die Engländer leisten seit zehn Jahren Unglaubliches in der Alles wissenden Halbbildung, ohne daß doch ein junger Britte von 1878, der für Comte und Bandelaire schwärmt, auch nur im Entferntesten an die Bildungstiefe eines einseitigen Etonianers wie Harry Fielding heranreicht. Daß dieses Herumlasten am Verschiedenartigsten die Frische der Interessen an den Dingen zerstört, liegt auf der Hand; aber das Halblernen auf der Schule raubt diese Frische für's ganze Leben, und man bemüht sich dann umsonst, durch Abtragen und Vergessen des Angelernten, wieder zur angeborenen Unmittelbarkeit zu gelangen, welche die directen classischen Studien nie zerstören.

S. 440. ⁹⁾ Nur die Hinausschiebung dieser Berechtigung um zwei Jahre, keine erschwerte Prüfung, könnte dieser Gefahr vorbeugen. Selbst Abiturientenexamen beweisen nicht für den Bildungsgrad des Jünglings, was das Zeugniß einer guten Anstalt beweist, und wer wohlhabend genug ist, die Kosten des Freiwilligendienstes zu tragen, kann auch zwei Jahre länger auf der Schule aushalten. Bleiben die Dinge, wie sie sind, so gehen wir dem französischen Scheinvolontariate entgegen, in das einzutreten ein Scheinexamen und reelle 1500 Franken genügen. Der Freiwilligendienst ist aber nicht nur für unser Heer von größter Wichtigkeit; er ist auch eine Schule preußisch-deutschen Staatsgefühles, und ein Complement über humanistischen Vorschule, als Uebergang in's praktische Leben.

S. 442. ⁷⁾ So habe ich in den äußerst zahlreichen französischen Gymnasien (lycées und collèges), deren jedem eine Realschule (école spéciale oder professionnelle) beigelegt zu sein pflegt, bei meinen Inspectionen die ausnahmslose Erfahrung gemacht, daß die Gymnasiasten in weniger als einem Viertel der den Realschülern dazu anberaumten Zeit weit mehr englisch und deutsch gelernt hatten, als diese. (In den Realschulen waren durchschnittlich sechs Stunden wöchentlich während vier Jahren, in den Gymnasien nur anderthalb Stunden wöchentlich während drei Jahren für die lebenden Sprachen anberaumt.) Dagegen wandte man freilich ein, die Realschüler seien aus einer gesellschaftlich und folglich auch geistig niederen Sphäre hervorgegangen; aber ich habe auch in Frankreich sehr viele Gymnasiasten gesehen, die wie unsere obenerwähnten glorreichen Schustersöhne, die Heyne, F. A. Wolf u. A., von niederem Stande waren und auf welche die bildende Kraft der alten Sprachen ihre volle Wirkung ausgeübt. — Auch war eine geraume Zeit in Frankreich die sogenannte Bifurcation, welche der Minister Fortoul eingeführt hatte, in Gang. Danach war die Erziehung gemeinsam bis zur Tertia (quatrième); von der Untersecunda (troisième) an getrennt in classische (littéraires) und naturwissenschaftliche (scientifiques): letztere hatten das baccalauréat ès sciences zu bestehen, erstere das ès-lettres. Schreiber dieses war als Facultätsprofessor ständiges Mitglied bei den Prüfungscommissionen, und hatte so die Gelegenheit, hunderte Male die Inferiorität des bachelier ès-sciences in allen den Fächern zu constatiren, in welchen der Unterricht, auch von der Untersecunda bis zur Oberprima (philosophie) gemeinsam war, als Geschichte, lebende Sprachen, französische Literatur.

S. 442. ⁹⁾ Schon Montaigne meint, es käme nicht darauf an, die Köpfe der Jugend zu „füllen“, sondern sie zu „bilden“; und Locke in seinen „Thoughts on education“ sagt geradezu: „Die Rolle des Lehrers ist nicht so sehr, den Knaben Alles zu lehren, was man wissen kann, als ihm . . . eine gute geistige Zucht zu geben, indem man ihn in den Stand setzt, selbst zu lernen, was er will.“ Die einzige erprobte, bewährte „Zucht“ aber sind die alten Sprachen und die Mathematik, und so lange man kein sicheres Surrogat dafür liefern kann, hat man nicht das Recht, mit der Jugend zu experimentiren.

S. 444. ⁹⁾ Nicht zu verwechseln mit seinem besonderen Aufsatz „De l'esprit géométrique“, welcher keinen Theil der „Pensées“ ausmacht. Uebrigens meint Pascal an beiden Orten unter Geometrie alle exacten Wissenschaften.

S. 445. ¹⁰⁾ Niebuhr (in seinem herrlichen „Briefe an einen jungen Philologen“) empfiehlt „nächst dem Latein das Französische“, doch scheint er mir darin nur insofern Recht zu haben, als er dabei voraussetzt, daß das Latein dem Französischen vorgearbeitet hat.

Münchener Bilderbogen.

Von
Franz Dingelstedt.

II. Dodekameron.

Ort der Handlung: Natürlich abermals München, und zwar das äußerste Ende der Arcisstraße. Dort hatte Liebig sein Zelt aufgeschlagen; ein stattliches Laboratorium, worin der Meister seine Scheidekunst betrieb, und einen behaglichen häuslichen Herd, an welchem er vereinigte — alle Mitglieder der Fremdencolonie und viele der Eingeborenen. Sein Name war ein Zeichen, das über den Parteien stand, vor welchem Jeder sich beugen mußte, wohl oder übel, in dem sich, wenn auch nur vorübergehend, Gegensätze zusammenfinden, Vorurtheile schwinden, Mißklänge auflösen konnten.

Zeit der Handlung: Eine kalte Decembernacht des Jahres 1853. „Snow, snow, nothing but snow“; um in dem heutzutage in der Literatur so beliebten, anmuthig oder auch lümmelhaft nachlässigen Yankee-Doodle-Ton zu reden. Ein Münchener Schnee, der demjenigen des „fernen Westens“ Nichts nachgibt; knirschend unter den Füßen später Wandersleute, glimmernd im Schleier des Vollmonds, der sich auch in den tausend kleinen Scheiben des kaum fertig gewordenen Glaspalastes, dem Hause Liebig's gerade gegenüber gelegen, wie in ebensovielen Splittern irrlichtelirend brach. Derselbe Glaspalast, den die Industrie-Ausstellung demnächst beziehen sollte, bis zum Brechen anfüllen, beleben durch eine Völkerorgie; das achte Weltwunder; ein Kreuz vornehmer Architekten, an dem Leo Klenze, der Hofbau-Intendant, Schöpfer der Glyptothek, des Königsbaues, der Walhalla, niemals vorüberging, ohne auszuspucken. „Denn,“ geiferte er, „daß Einer aus Thon, oder aus Holz, oder aus Pappdeckel, meinethalben auch aus Dr — haut, wenn er keine Steine hat, das begreif' ich; aber Glas und Eisen, die beiden einzigen Stoffe in der Welt, denen die Baukunst weder Form noch Farbe zu leihen vermag, — mit ihnen hantirt ein reputirlicher Meister nicht. Das ist Puscherei.“

Personen der Handlung:

Ein langer Mann	ICH.
Ein dicker Mann	Karl Pfeufer.
Ein großer Mann	Liebig.

Ja wahrlich: Ein großer Mann! Der Letzte aus der heiligen Schar, in der hehren Reihe, welche vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis zur Mitte des jetzigen die europäische Hegemonie dem deutschen Geiste erobert haben, Dichter, Denker, Geschichtschreiber, Sprach- und Naturforscher; die siegreichen Nachfolger Ludwigs des Bierzehnten, Voltaire's, Rousseau's, die ihrerseits von den Engländern dormalen abgelöst worden sind, von — Darwin zum Exempel. . . . Es gibt Schwärmer, denen Humboldt lieber ist und bleibt.

Der große Mann, Liebig nämlich, hatte eine kleine Schwäche. Er spielte leidenschaftlich gern Whist. Seine Partie war ihm allabendliches Bedürfnis; zu Bieren, zu Dreien, zuweilen, wenn sich denn schlechterdings nur ein einziger Partner hatte austreiben lassen, auch ein Whist-en-deux. Gab es hingegen zwei Spieltische, so kannte sein Vergnügen keine Grenze. Sein schönes, mildes Auge verklärte sich schier, wenn er Karten mischte, ziehen ließ, gab, seine Gäste unterbrachte und eintheilte, Rechnung führte, so sorgfältig, als ob Tausende auf dem Spiel ständen. Und unser Point galt drei Kreuzer rheinisch. Liebig cultivirte sein Whist mit einem Ernst und einem Eifer, als ob es ein Geschäft gewesen, eine Arbeit. Er nennt' es scherzhaft: „Dreschen“. — „Jetzt wird noch einer gedroschen“; oder: „Jetzt dreschen wir noch ein Stündchen“; das waren Lieblingsredensarten.

Als guter Hausvater ließ er dem Ochsen, der da drosch, das Maul nicht verbinden. Zwischen einer erklecklichen Anzahl von Rubbern wurde eine wohlthätige Pause gemacht, aus dem Rauchzimmer in das Familienzimmer hinaufgestiegen und ein vortreffliches Nachtmahl eingenommen, bei welchem Frau und Töchter den Vorsitz führten. Selten fehlte es an irgend einem ausgesuchten Beckerbissen, einer neuentdeckten Speise, einem nie dagewesenen Wein. Strömten doch aus allen Weltgegenden Karitäten jeder Art in der Retorte des Meisters zusammen, um geprüft, beurtheilt, empfohlen zu werden. An jenem Abend war's ein australischer Wein, eingesandt aus der, auf Liebig's Namen getauften County, welcher Fremdling Pfeufer und mir zum Kosten vorgesetzt wurde. Karl von Pfeufer, einer der Ausgewählten unter den Berufenen, gleich berühmt als ausübender Arzt wie als Universitätslehrer, der sich während der, bereits über unseren ahnungslosen Häuptern schwebenden Cholera-Epidemie des Jahres 1854 die Bürgerkrone von München und von König Max den Adelsbrief erwarb, — Pfeufer galt, nächst Liebig, für die feinste Zunge in unserem Kreise, der an Weinkennern und Küchenrichtern nicht arm war und längst hinaus über den glücklichen Urzustand des Geschmacks, da Alles, was knallt, Champagner heißt, Alles, was glimmt, Habana. Beide, Liebig und Pfeufer, standen als geborene Süddeutsche für den Rheintwein ein, wogegen Dönniges, Sybel und ich zum Bordeaux, l'ami de l'homme, hielten. Den Rothwein perhorrescirte Liebig als ein „Decoctum“, „mit welchem,“ sagte er triumphirend, „ein Studentencommerc undenkbar sei.“ Unser deutscher Meisterfinger, Emanuel Geibel, trank niemals

etwas Anderes als den französischesten aller Weine, Champagner. Als Specialität in Bowlen glänzte Bischoff, der treffliche Anatom und Physiologe. Eine Waldmeister- oder Erdbeer-Bowle, von ihm gebraut, auf der Menterfchweig, so zu sagen: an der Quelle genossen, ringsum der heitere Kranz unserer Frauen, Töchter, Kinder, bis auf die Kleinsten hinab, die sich im Grase balgten, zu unseren Füßen die rasch und hell dahinschießende Jsar, über uns der grüne Wald und der tiefblaue Sommerhimmel, der sich über der Münchener Hochebene höher und fester als irgendwo in deutschen Landen zu wölben scheint, zum Schluß ein Gesangsstück meiner Frau mit ihren unvergleichlichen Verchentrillern und Nachtigallencadenzen, oder ein Improvisationswettstreit zwischen Geibel, Bodenstedt und mir, o, über solchen Stunden liegt ein Schimmer höchsten Glückes, der Duft inniger Herzenszufriedenheit, den nicht bloß der verklärte Zauber der Erinnerung hinterdrein darüber breitet, sondern der im vollen Sonnenschein der Wahrheit, der Wirklichkeit von uns Allen und von jedem Einzelnen erkannt und genossen wurde. Wie viel wir unser auch waren, wie verschieden an Begabung, Richtung und Stellung, an Werth und Wesen: wir fühlten uns familienhaft verbunden, fester als durch eine zufällige Geselligkeit, durch die Gemeinsamkeit unserer Arbeit, die Solidarität unserer Interessen, persönlicher wie sachlicher. Der Reiz der uns gestellten Aufgabe wurde nur erhöht durch deren Schwierigkeit und die von ihrer Lösung untrennbaren Kämpfe; vielleicht sogar durch eine unbestimmte Ahnung, die in uns pochte, als ob unserem Beisammensein keine lange Dauer, diesen Kämpfen kein voller Sieg beschieden sei.

Aber warum dem Gang der Ereignisse vorgreifen? — Zurück zu dem Decemberabend, zu Liebig's Tafelrunde! Der Australier brachte das Gespräch auf die Industrieausstellung, für die er bestimmt war, die erste allgemein-deutsche, von deren Eröffnung uns nur noch ein Zeitraum von sechs Monaten trennte. Liebig, zum Mitglied verschiedener Commissionen erwählt, erzählte von allerhand Vorbereitungen, bereits eingetroffenen oder angekündigten Einsendungen, von den Besuchen fremder Souveräne und von Zurüstungen zum Empfang der Gäste, die bei Hof und in der Stadt geplant wurden. Die Maler, hieß es, werden ebenfalls eine Bilderausstellung von ganz Deutschland veranstalten, damit die Kunst mit der Industrie wetteifere. Da lag denn die Frage nahe: „Was wird das Theater thun?“ Sie fiel, diese Frage, und fiel mir heiß auf's Herz. Ich hatte bis dahin allerdings nicht daran gedacht, daß das Theater etwas Besonderes thun müsse, thun könne. Freilich war auf meinen Betrieb, und zwar mit ausdrücklicher Hinweisung auf die bevorstehenden Festtage, der Zuschauer-raum durchaus neu hergerichtet und die Gasbeleuchtung eingeführt worden, — spät genug, im Spätjahre 1853!! Ministerpräsident von der Pfordten hatte für diesen Zweck einen ansehnlichen Beitrag aus Staatsmitteln, dem elastischen Reichsreservefonds, hergegeben. Zu Anfang Novembers mußte das Haus geschlossen werden. Es fanden auf einer kleinen, im Saale des Odeon hastig aufgeschlagenen Bühne einstweilen Interimsvorstellungen im Lust- und Singspiel statt. Weihnachten stand die Wiedereröffnung des gründlich und prachtvoll restaurirten Hauses bevor. Sie wurde auch Freitag, den 23. December, mit

Goethe's Faust glücklich vollzogen, nachdem ich drei Nächte lang in der Kanzlei bivouakirt, die letzten Arbeiter in fieberhafter Ungeduld selbst angetrieben und den, erst zwei Stunden vor Beginn der Vorstellung fertig gewordenen und probirten neuen Kronleuchter mit dem Siegesgeschrei begrüßt hatte: „Und es ward Licht!“ So viel hatte man von Oben herab für das Theater gethan; wie gedachten wir die Ehrenschuld zu zahlen, wie mit dem Glaspalast und der neuen Pinakothek zu concurriren?

Eine Ausstellung einheimischer Erzeugnisse? . . . Ei, ja doch; auf dem Repertoire befanden sich achtbare Dichtungen von Schmid, von May, von Feldmann, von Melchior Mehr, — zugkräftige Volksstücke von Martin Schleich, — Gebirgsspecialitäten von Kobell, von Ignaz Lachner, von dem staminvertwandten Alexander Baumann. Aber zu außerordentlichen Schaustellungen eigneten sich diese Werke sammt und sonders nicht. Es war Hausmanns- und Attagstrost; nichts für die Fremden, die verwöhnten Pariser, die naseweisen Berliner. In glänzender Ausstattung eine Galerie großer Opern, für welche die Dimensionen der Bühne und des Zuschauerraumes freilich den entsprechendsten Rahmen boten? Auch nicht das Rechte; und dann: daneben stand mein Schoßkind, das Schauspiel, im Schatten. Ein Panorama der dramatischen Weltliteratur: Sophocles, Terentius, Calderon, Corneille, Moliere, Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller? Solch' ein lehrreicher Curfus eignet sich eher für ruhige Zeitläufte als für eine Reihe lärmender Feiertage. Berühmte Opersänger aus Paris, London, Petersburg? Ihre Honorare würden die fetten Einnahmen aufgezehrt haben, in deren sicherer Erwartung unsere Cassiren sich bereits die Hände rieben.

In allerlei unklaren Plänen dieser und anderer Art tappte ich umher, und im tiefen Schnee dazu. Wir waren nämlich, Pfeufer und ich, um Mitternacht von Liebig aufgebrochen und begleiteten einander wiederholt nach Hause, von der Arcisstraße in die Briennerstraße, von der Briennerstraße auf den Carolinenplatz. Dort leuchtete mir endlich, als kam' er von dem mondbeglänzten Obelisken, ein Rettungsstrahl, ein Heureka auf. „Statt eines Schauspielgastes,“ rief ich dem Freunde zu, „lasse ich ein paar, ein halbes Duzend, ein Viertel Schock kommen.“ — Von denen keiner der letzte, jeder der erste wird sein wollen. — „Ich stelle sie insgesammt auf eine und dieselbe Linie. Nur Künstler ersten Ranges lade ich ein, aber in einer, alle großen Theater umfassenden Auswahl, und nur in classischen Stücken führe ich sie vor.“ — Das werden Ihnen die Mitglieder der hiesigen Hofbühne schlecht Dank wissen, wenn sie, gerade in so außerordentlicher Zeit, hinter Fremden zurückstehen sollen. — „Sie betheiligen sich, je nach Vermögen, an der allgemeinen Aufgabe. Sechs, acht, zehn unserer Leute dürfen sich neben jedem Künstler von draußen sehen lassen. Ich mische sie durcheinander, schaffe mir ein Personal von lauter ersten Kräften und mache vorübergehend die Münchener Bühne zur deutschen Centralbühne. Lauter große Stücke, deutschen Ursprungs, gespielt von lauter großen deutschen Künstlern bis in die kleinste Rolle hinein.“ — Interessant in hohem Grade; ob aber möglich? Sie haben Mühe genug, Ihre eigene Truppe zusammenzuhalten, sie einheitlich zu führen; wie wird es Ihnen mit Fremden gelingen? — „Ich rechne auf zweierlei: den Ehrgeiz der Schauspieler, ihren Gemeingeist. Wenn es heißt: Nur die

Ersten thun mit, so will Jeder dabei sein, und ich fürchte nicht, daß ich zu wenig Gäste finde, sondern zu viele. Und das Einheitsbedürfniß, welches jetzt die ganze Welt bewegt, glauben Sie, der Schauspieler allein empfinde es nicht? Auf das Stichwort: Deutsche Central- oder Universalbühne, fallen sie Alle ein; die Besten gewiß.“ — Aber an die Kosten denken Sie nicht, obgleich Sie wissen, daß die Rechenkunst die oberste ist, die man bei uns zu Lande von Ihnen fordert. — „Freund, die Unternehmung muß Geld bringen, nicht Geld kosten. Das Schauspiel ist minder theuer, als die Oper; sowol in Gast- und Spielhonoraren wie in den Tagesauslagen. Eine mäßige Erhöhung der Preise und die Aufhebung des Abonnements werden durch die Gelegenheit sich rechtfertigen lassen, um so mehr, als sie zunächst die Fremden, nicht das einheimische Publicum treffen. Die Gäste, welche im Hochsommer zu einträglichen Kunstreisen wenig Gelegenheit haben, begehren deswegen auch wol weniger, als sie zu empfangen gewohnt sind. Diese Uneigennützigkeit steht ihnen vor der Oeffentlichkeit schön an. Endlich faßt das große Haus eine Menge Zuschauer und ermöglicht dadurch vergleichsweise ansehnliche Einnahmen. Selbst mit unseren bescheidenen Eintrittspreisen zähle ich auf ein Minimum von zwölfhundert, ein Maximum von zweitausend Gulden für den Abend. Die Hälfte davon opfere ich den Kosten. Bleibt immer ein hübscher Rest für die eigene Cassé.“ — Wie genau Sie schon in alle Einzelheiten Ihres Feldzugsplanes eingehen! Ich wette darauf, Sie entwerfen noch in dieser Nacht das Programm Ihrer Action. Mein Rath ist, der Rath des Arztes und des Freundes: Beschlafen Sie sich die Sache. — „Das heißt: Sie glauben nicht an deren Ausführbarkeit?“ — Ich möchte Sie nicht irre machen durch meine Zweifel. Und wenn ich mir den Faust, den Egmont, oder Cabale und Liebe denke, dargestellt von den ersten Schauspielern des Burgtheaters, Berlins, Dresdens, Münchens, — scenirt von Ihnen, auf unserer Prachtbühne, — vor einem, sozusagen europäischen Publicum, — so geht, fürwahr, auch mir das Herz auf. Es wäre das eine deutsche Kunst- und deutsche Künstlerausstellung, welche mit der ersten deutschen Industrieausstellung wetteifern dürfte, ein olympisches Spiel, ganz geeignet, Epoche in der Theatergeschichte zu machen. Wie gesagt, — beschlafen Sie's!

Von Schlaf war freilich in der ohnehin „angebrochenen“ Nacht nicht viel die Rede. Ich vergönnte mir, einen seltenen Luxus im strengen Theaterdienste, meinen Schlafrock, eine Schale Schwarzen, nach Wiener Recept gesotten, von meinen stärksten Upmanns die allerstärkste, zur Studirlampe zwei Extrakerzen. „Mehr Licht“. Je heller es um mich ist, desto heller wird es in mir. Dann stürzte ich kopfüber mich in den Theateralmanach, der Anno 53 sich noch Heinrich schrieb. Von den viertausend Künstlernamen, welche er enthielt, waren vierzig im Fluge ausgehoben und verzeichnet. Ein Procent. Leichtes noch ging's mit den Stücken, da nur an Classisches gedacht werden konnte: Lessing, Goethe, Schiller, eventuell einige Shakspeare oder Altfranzosen. Nach dem scholastischen Hexameter verfahren

Quis? Quid? Ubi? Quibus auxiliis? Cur? Quomodo? Quando?

gerieth ich erst bei den auxiliis in einiges Stocken. Ein gleicher Honorarsatz für alle Gäste, einhundert Gulden per Rolle, . . . sechs Rollen garantirt, . . . so und

so viel hundert Gulden Tageskosten, . . . Eintrittspreise, . . . mögliche Gesamteinnahme . . . Hier glitt der sanfte Heinrich aus meiner Hand vom Sopha nieder und weckte mich durch seinen Fall. Gute Nacht.

Zu Weihnachten stand mein Kartenhaus, das deutsche Nationaltheater, fix und fertig da; Könige, Buben, Damen künstlich an einander gestellt; eine schwindelnde Höhe, ein schwankender Grund. Der Neujahrstag pflegte bei Hof doppelt gefeiert zu werden, durch eine Defilircour am Morgen, ein Hofconcert am Abend. Für erstere Festlichkeit, bei welcher Königin Maria den Handkuß, König Max eine ehrerbietige Verneigung entgegennahm, pflegten die Hofzimmerwächser das ohnehin spiegelglatte Parquet in eine Eislaufbahn zu verwandeln, damit die um die Majestäten gruppierten Hofstaaten ihr stilles Vergnügen daran hatten, wenn die in den ungewohnten Uniformen genirten Staatsdiener oder Landwehrofficiere in's Gleiten geriethen. Als Abends im Hofconcert König Max bei seinem Umgang durch die überfüllten Säle mich mit der Frage ansprach, was ich im neuen Jahre zu bringen beabsichtige, antwortete ich à bout portant: „Ein Gesamtgastspiel der deutschen Bühnenkünstler auf Euer Majestät Hoftheater, zur Zeit der Industrieausstellung.“ Der König war überrascht, aber augenscheinlich angenehm überrascht. Er winkte mich in eine Nische und ließ sich, natürlich nur in allgemeinen Zügen, meinen Plan darlegen. Derselbe interessirte ihn in ungewöhnlichem Grade. Sein Gespräch mit mir wurde so lebhaft, zog sich dergestalt in die Länge, daß einzelne Gesichter in der Umgebung sich ebenfalls in die Länge zogen. Schon für den nächsten Morgen konnte ich Seiner Majestät meinen fertigen amtlichen Bericht nebst Kostenanschlag ankündigen. Der König entließ mich, äußerst gnädig, die Hand auf meine Schulter legend, mit den Worten: „Viel Glück also zum neuen Jahr, zu Ihrem neuen Plane. Meine Theilnahme, Meine Unterstützung ist Ihnen gewiß.“ Wenige Tage später hatte ich diese königliche Zusicherung, die Genehmigung meines Antrags, in den anerkanntesten Ausdrücken, schriftlich in den Händen. Nun an's Werk.

Sonntag, den 29. Januar 1854, flog, als Manuscript gedruckt, die erste Um- und Anfrage, — ausdrücklich als vertrauliche bezeichnet und noch keinerlei Detail enthaltend, — an dreißig Adressen in die weite Welt hinaus. Die ursprünglichen vierzig Namen waren auf dreißig zusammengeschmolzen. Binnen vier Wochen langten neunundzwanzig Antworten ein, ohne Ausnahme zustimmend, jedoch ebenfalls nur allgemein gehalten. Eine einzige Stimme, die der Frau Crelinger in Berlin, ließ gar keinen Widerhall von sich hören, weder ein Nein, noch ein Ja. Dafür erklang von vielen Seiten ein nicht bloß zusagender, sondern ein begeisterter, thatenlustiger, opferbereiter Zuruf, der meine Meinung von dem guten Willen wahrhaft bedeutender und hervorragender Schauspieler glänzend rechtfertigte. Am 4. März folgte ein neues Rundschreiben mit meinem Dank und dem Grundriß des Repertoires. Daraus entspann sich denn im Verlauf des ganzen Monats März eine Correspondenz, in deren Maschen ich mich mit jedem Schritt vorwärts tiefer verstrickte, bis zu völliger Einlappung. Der Berg, welcher von Weitem so lockend blau und lustig anzuschauen gewesen, zeigte, je näher man ihm trat, desto deutlicher seine schroffen Zinken, seine ver-

steckten Abgründe. Es regnete von allen Seiten Wünsche, Ansprüche, Vorschläge; auch leise Bedenken tröpfelten schon, sogar ein und der andere Abfall. Da hatte ich zum Beispiel drei Carlisse, drei Posa's, drei Philippe, aber nicht einen Herzog Alba; zu vier Luise keine alte Millerin. Mein Kopf begann zu brennen. Pfeufer schüttelte den seinigen, — mit dem schwarzen, kurz à la brosse geschnittenen Haar, einen der mächtigsten, ausdrucksvollsten Männerköpfe, die ich jemals gesehen, — und fühlte mir häufig den Puls. Dönniges lachte und rieth mir, den Fürsten Metternich zum Mitarbeiter anzunehmen. Der einzige Liebig blieb fest. Er hat es angefangen, sagte Liebig, und er muß es vollenden. Er kann's auch. Laßt ihn gehen.

So ging ich, und zwar auf Reisen, um mündlich in Ordnung zu bringen, was durch Hin- und Herschreiben sich chaotisch zu verwirren drohte. Ostern fiel spät, auf den 16. April. Kurz vor der Charwoche packte ich meinen Koffer; oben auf, statt Bädeler's, den sanften Heinrich und die Schreibmappe, strotzend von Notizen, Adressen, Briefen, Vertragsformularen, Repertoiretafeln, Soufflirbüchern. Diese Werberfahrt durch ganz Deutschland, im Fußsack und Schuppenpelz, gehört zu den Herculesarbeiten meines Lebens, deren dasselbe mehr als ein Duzend aufweist. In meinem Tagebuche finde ich, unter Wien, Sonnabend, 15. April, aufgezeichnet: „Heute habe ich 42 Stiegen erstiegen.“ Dahinter drei Ausrufungszeichen, deren energische Striche den ganzen Ingrimme meines Stoßpfeufers versinnlichen. „Im vierten Stock“, oder, listig maskirt: „im dritten Stock ober dem Mezzanin,“ so lautete in damaliger Zeit die regelmäßige Hausmeisterantwort auf die Frage des Besuchers nach der Wohnung des Gesuchten. Alles, was sich zu den Notabeln zählte, saß noch, dicht zusammengedrängt, vertical über einander, — nicht horizontal neben einander, — im engen Umkreis der inneren Stadt, welcher die Erweiterungsstunde viel später schlagen sollte.

Das erste Ziel meiner Reise hieß Köln. Dort gastirte Emil Devrient, den ich mir als Oberregisseur, als Geburtshelfer in schweren Wehen, zu erkiesen gedachte. Er war eben nicht mein Ideal eines Schauspielers, aber wol die am meisten idealistisch angelegte Künstlernatur in meiner näheren Theaterbekanntschaft. An dem gastlichen Hofe Herzog Ernst's von Coburg, unter der Palme seines Speisesaales, hatten wir uns befreundet. Als ich im Hôtel D'ish auf Devrient jahndete, schnob der Portier mir zu: „Vor einer Stunde abgereist.“ — (Mit stillem Fluch:) wohin? — „Nach Aachen, Hôtel Müllens.“ — Am anderen Tag erwißte ich den Ausreißer, und in drei langen, langen Morgen-sitzungen vereinbarten wir zuerst die allgemeine Basis des Unternehmens, dann alle Einzelheiten: Repertoire, Besetzung, Proben, Aufführungen, Ankündigungen, Einladungen, kurz, die Lösung aller sieben Fragen des Hexameters. Emil Devrient gab einen kostbaren Rathgeber für mich ab; er trug von seinen Gastspielen her, die ganze Claviatur des deutschen Theaters im Kopfe, war durch und durch praktisch erfahren, weltklug und zugleich Idealist genug, um bei dem ersten Funken meines Gedankens lichterloh aufzugehen, während sein Bruder Eduard, den ich gleichfalls consultirt hatte, mir denselben als ein „Literaten-

project auszureden versuchte. Mit feiner Hand beschnitt Emil Devrient vor allen Dingen die wuchernden Auswüchse des ursprünglichen Planes. Wenn ich selbst schon von vierzig Gästen auf dreißig herabgegangen war, halbirte er diese Zahl noch, fügte dagegen ein paar grandes utilités als Einspringer und Nothhelfer hinzu. Auch dem Repertoire setzte er engere Schranken: nur einheimische Classifier, nichts Fremdes, wie kläglich ich auch um meinen Shakespeare jammerte. Als Grundgesetz für das Unternehmen stellte er auf: allgemeine Gleichheit, vollste Gegenseitigkeit, und unbedingte Unterordnung aller Einzelinteressen unter das Ganze. Für zwei erste Rollen, auf die jeder Theilnehmer ein Recht besitzen sollte, übernahm er die Pflicht zu zwei zweiten Rollen. Als Honorar wurde, wie auch ich beabsichtigt, für alle Gäste und für jede Rolle der Betrag von hundert Gulden bestimmt. Spätestens drei Tage vor der Eröffnung des Cyclus mußten sämtliche Mitwirkende in München eingetroffen sein und mindestens vierzehn Tage zur Verfügung bleiben. Die Regieführung ging durch Urwahl aus dem Kreise der Fremden für jedes einzelne Stück hervor und daneben ward der Münchener Regisseur Hölken zum Regisseur der Scene bestellt. Die Redaction des Textes der Stücke und die Besetzung behielt sich die Münchener Intendanz vor, so daß nach den von ihr in Umlauf gebrachten Soufflirbüchern die Gäste ihre Rollen einrichteten. Die nöthigen Costüme brachte Jeder mit; weswegen bis längstens 15. Juni die Anberaumung der einzelnen Vorstellungen und die Austheilung der Rollen vollendet und allen Gästen mitgetheilt sein mußten. Etwaige Streitigkeiten künstlerischer Art entschied das Plenum der Gesellschaft. Bis in alle diese und in noch andere Einzelheiten erstreckte sich die Berathung zwischen Devrient und mir, und in allen wurde die erfreulichste Uebereinstimmung erzielt. Nur in einem einzigen Punkt gingen unsere Ansichten auseinander: der Anfang des Cyclus. Devrient rieth den ersten Sturmangriff der Industrie-Ausstellung vorübergehen zu lassen, und dann erst zu beginnen, während ich im Gegentheil das National-Theater vor dem Glaspalast eröffnet sehen wollte. Der Monat Juli, so argumentirte er, ist erfahrungsmäßig für das Theater der schlechteste im Jahre; fangen wir also so spät wie möglich im Juli an, und spielen uns in den günstigeren August hinein. Ich widerstrebte hartnäckig; warum, weiß ich wahrhaftig nicht mehr, hab' es vielleicht ebenso wenig gewußt, da ich's that. Wenn es eine Vorsehung im Theater gibt, — Fidelio versichert es, mit schwärmerischem Augen-Ausschlag in die Sterker-Soffiten, — so war mein Eigensinn providentiell. Hätten wir erst nach der Industrie-Ausstellung, erst gegen Ende Juli's angefangen, so würden wir auch sofort aufgehört haben; denn Ende Juli's trat ein größerer Gast, die Cholera, in München auf — ! — Endlich einigten wir uns, in der ersten Hälfte Juli's einander begegnend. Als ich am leyten Berathungs-Morgen den Zettel der Eröffnungs-Vorstellung fix und fertig auf den Tisch des Hauses niederlegte, — man hatte ihn mir Abends zuvor in der Druckerei der Aachener Zeitung aus Gefälligkeit gesetzt und abgezogen, — fielen wir zwei uns freudestrahlend um den Hals. Da stand es, schwarz auf weiß, in fettesten Lettern, nur mit vornehmer lateinischer Schrift, auf großem Placat-Format:

Erste Gesamt-Gastspiel-Vorstellung.

Die

BRAUT VON MESSINA.

Trauerspiel in vier Aufzügen
von Schiller.

Personen:

Donna Isabella, Fürstin von Messina . . .	Frau Kettich aus Wien.
Don Manuel	Herr Emil Devrient aus Dresden.
Don Cesar	Herr Hendrichs aus Berlin.
Beatrice	Frl. Damböck aus München.
Diego	Herr Kaiser aus Hannover.
Chorführer Don Manuels	Herr Anschütz aus Wien.
Chorführer Don Cesars	Herr Schneider aus Karlsruhe.

Voten. Chor. Älteste von Messina.

Mit dem Hochgefühl eines glücklichen Ehepaars, welches theilnehmenden Verwandten und Freunden die Geburt eines gesunden kräftigen Jungen auf Rosapapier, mit Englein umrahmt, anzeigt, betrachteten wir das noch feuchte Blatt. „Gesamtgastspiel!“ Devrient konnte des Lobes nicht satt werden über diesen, von mir nach langem Grübeln erfundenen Namen. „Er ist kurz,“ so sagte er, „ist deutsch, ist vielsagend und nicht marktschreierisch. Sie werden sehen, Ihr neues Wort erwirbt sich Bürgerrecht im Theater-Vexikon.“ Seine Prophezeihung hat sich erfüllt; wo sich seit jener Zeit zwei oder drei Schauspieler zu einer Kunstreise zusammenthun, sei es von oder auf der dunkelsten Winkelbühne, da lese ich regelmäßig ein „Gesamtgastspiel“ angekündigt. Einen zweiten Namen für das Unternehmen schöpften gütige Freunde: „Muster-vorstellungen“; welchen Namen gütige Feinde zu variiren geruheten in: „Monstrevorstellungen, oder noch lieblicher: Musterreitervorstellungen.“

Von letzterer Benennung verspürte ich den Treffer in mir, als ich, meine Muster- oder Probenkistlein in der Hand, von Köln aus die Rundreise durch Deutschland antrat. Die Stationen derselben waren: Hannover, Hamburg, Berlin, Breslau, Wien, Prag, Dresden, Leipzig, Frankfurt am Main, Stuttgart, München. Die Abenteuer dieser Irrfahrt schenke ich dem geneigten Leser, wie die Aufzählung Dessen, was ich unterwegs gewonnen und verloren, geschrieben und gesprochen. Er wird mir's auf's Wort glauben, daß ich in den letzten Tagen Aprils todmüde nach Hause kam. Unter anderen guten Sachen brachte ich einen wohlconditionirten Husten mit, welcher sich zu einem „schönen Fall“ von Bronchitis entwickelte und ohne Pfeufer's energischen Eingriff weiter entwickelt haben würde in eine, für das Gesamtgastspiel und dessen Urheber höchst kritische Lungenentzündung. Sobald es Frühling wurde, — das heißt, in's Alpendeutsch übersetzt: sobald es zu schneien aufhörte und zu regnen anfang, — schickte mich mein ärztlicher Hausherrn zu einer Luft- und Molkencur nach Gais, Canton Appenzell. Auf der fast baumlosen Hochebene war es noch tiefer Winter, und die kleine, im patriarchalischen Gasthof zum Ochsen eingesperrte Gesellschaft athmete mehr die zweifelhaften Dünste des Billardzimmers ein, schlechten Kaffee mit gutem Kirschwasser verbessernd, als die reinen Hauche, die vom hohen Säntis herniederstürmen. Brannte einmal ein verirrter Strahl der Mittagssonne durch die tiefziehenden Wolken und Nebel, so gingen wir in dem

einzigem Schatten, den es gab, im Schatten des Kirchturmes des Dörfleins Gais spazieren. Ländlich, schändlich. Einem vierwöchentlichen Aufenthalte in diesem verlorenen Paradiese weiland Ulrich Hegner's, — dessen classischer Roman, „Die Molkencur“, in Gais spielt, — vermochte weder mein Husten, noch meine nervöse Aufregung zu widerstehen. Geheilt von allen idyllischen Gelüsten, kehrte ich zurück und stürzte mich mit wahren Heißhunger über die auf meinem Schreibtisch abgelagerten Arbeitsreste her, darunter auch die weiteren Vorbereitungen des Gesamtgastspiels. Dasselbe war in der unfreiwilligen Ruhe nicht gewachsen. Nicht weniger als neun große Namen fand ich nicht wieder, als ich die Häupter meiner Lieben zählte. Excessit die Eine, evasit die Andere, erupit der oder die Dritte. Bald unter diesem durchsichtigen Vorwande, bald aus jenem triftigen Grunde. Ich mag nicht wiederholen, was mir an Gerüchten über verweigerten Urlaub, Schwierigkeiten, Einschüchterungen, Warnungen und Abreden der verschiedensten Art zugetragen wurde. Die Thatsache blieb nicht wegzuschaffen, daß ich in's Verlust-Conto einschreiben mußte: aus Wien Ludwig Löwe, Frau Hebbel, Dawson, die Wildauer; aus Berlin: Vina Fuhr, Dessoir; aus Stuttgart: Grunert und die Wilhelmi; die Bayer-Bürck, last not least, aus Dresden. Emil Devrient schrieb: ich möge mich trösten; es seien immer noch genug übrig, um mir eine neue Schwindsucht an den Hals zu schwagen oder zu ärgern. Er rechnete auf die magnetische Kraft des Erfolges. „Wir fangen an,“ so rieth er, „mit zwölf Fremden und kündigen zunächst auch nur einen Cyclus von zwölf Abenden an. Bleibt uns das Glück treu, — bisher dürfen wir Zwei uns nicht über seine Ungunst beschweren, — so lassen Sie Ihre Reserve in's Feld rücken; für ein zweites Duzend haben Sie doch noch ganz annehmbare Freiwillige in Rückhalt. Aber zum Voraus dürfen wir uns weder auf lang hinaus binden, noch im Repertoire und im Personal zu weite Kreise ziehen. Zu rechter Zeit aufhören, erleichtert den Anfang.“

Also geschah's. Zwölf Gäste. Zwölf Abende. Il dodecamerone. Der dunkle Vergleichungspunkt sollte nicht ausbleiben.

Dienstag, den 11. Juli, vier Tage vor Eröffnung der Industrie-Ausstellung, gingen Morgens die Sonne und Abends der Theatervorhang über dem großen Ereigniß der ersten Gesamtgastspielvorstellung endlich, wirklich, glücklich auf. Die Braut von Messina. Ein Prolog, zu dessen Abfassung ich mehrmals den verzweifeltsten Anlauf genommen, blieb mir in der Feder stecken. Ich beruhigte mein Gewissen mit der Ueberzeugung, daß dergleichen Gelegenheitsdichtungen auf dem Liebhabertheater eine gute Wirkung und Stimmung hervorbringen können, während sie ein großes, gemischtes Publicum in der Regel abführend berühren. In Shakespeare's Globus war der Prolog eine berechnete, eine stehende Figur, welche das lebendige Verhältniß zwischen Bühne und Zuschauerraum, zwischen Dichter, Darsteller und Hörer ausdrückte. Auch die rein ästhetische Bühne Goethe's mag ein akademisches Element solcher Art zugelassen, vielleicht erfordert haben. Heutzutage aber soll man Theaterreden, Festspiele, Allegorien für äußerliche Zwecke wie Hoffeierlichkeiten, Jubiläen oder Inaugurationen aufheben; das moderne Theater hat keinen Platz für sie.

Der erste Eindruck der „Braut von Messina“ erwies sich, vollkommen

objectiv gesprochen, als überwältigend. Meine Wahl gerade dieses Werkes war eine wohl überlegte gewesen. Dasselbe ist das am wenigsten volksthümliche unseres volksthümlichsten Dramatikers, also nicht abgespielt, wie die übrigen. Es ist feierlich bis zum Fremdartigen; keineswegs ein Schicksalsdrama im gewöhnlichen Sinne, wozu es eine kurzfristige Kritik hier und da hat stempeln wollen, sondern eine Gattung für sich, in welcher das classische und das romantische Ideal organisch verbunden erscheinen; geschrieben in einer Sprache, die in ihrer eigenthümlichen Klangfarbe, ihrem streng gemessenen und doch beflügelten Rhythmus zur Musik wird. Mit besonderer Vorliebe habe ich mich, seit ich überhaupt die scenische Reproduction großer Tragödien betreibe, auf diese „Braut von Messina“ geworfen, welche von den meisten deutschen Bühnen in die Ecke geschoben und, meines Wissens, auf einer außerdeutschen niemals versucht worden ist. Sie kommt mit ihren Aufzügen und Chören, mit dem ganzen äußerlichen Apparat der Handlung meinem, ich muß beinahe glauben: angeborenen Gang zu Massenentwickelungen und Massentwirkungen auf der Bühne verführerisch entgegen. Ich baue mir deswegen die „prangende Halle“ im ersten Act, im zweiten die Gartenterrasse des Klosters sorgfältig und mit selbstvergnügtem Raffinement auf, vor Allem den Localton feststellend: ein Normannischer Palast in Messina, eine Schlucht im „Waldgebirg des Aetna“. Daß ich, aller Topographie Troß bietend, diesen selbst noch nicht habe zeigen können mit einer aus dem beschneiten Gipfel aufsteigenden Rauchsäule, ist mir ein nagender Kummer; glüht, dampft und speit doch der Vesuv in der Oper nun schon durch ein halbes Jahrhundert unbeanstandet fort. Zu der Terrasse gelangt man von unten; nur mit halbem Leibe sichtbar, belauscht Don Cesar mit seinen Begleitern das Gespräch des liebenden Paares und stürzt dann mit einem Tigersprung herauf, herab, hervor zu dem blickstrahlenden Mordstreich. In die Halle steigt man dagegen herunter, auf einer imposanten Riesentreppe, die hoch oben aus den Soffiten in doppelter Windung, mit einem breiten Absatz in der Mitte auf die Vorderbühne führt. Von dort herab poltern zuerst, von entgegengesetzten Seiten auftretend, auf dem Absatz zusammenstoßend, drohende Blicke und Geberden wechselnd, unter kriegerischer Musik von draußen, die den vom Dichter vorgeschriebenen Einzugsmarsch fortsetzt, die beiden Chöre. Ich lasse sie weder uniformirt, noch in Gänsemarsch auftreten, sondern in zwei wilden wirren Haufen, nach Möglichkeit zahlreich, staubbedeckt, kampferüstet, die Schwertler zum Theil gezückt, die Schilde gehoben, je ein zerfetztes Fähnlein flatternd über jeder Schar. Später erscheinen ebenso, aber im langsamsten Gotthurnschritt, die Mutter und ihre Söhne. Dieses Arrangement hat sich überall, auch unlängst noch in Wien, als wirksam bewährt; doch fand der allzeit schlagfertige Wiener Wik heraus, dasselbe sei unnatürlich, und richtete die Frage an mich: ob denn die Handlung im Rathhauskeller zu Messina vor sich gehe, da alle Leut' eine „Mordsstiegen“ heruntertragen müßten? Nein, meine Herren. Die Sache ist viel einfacher, als Ihre Heurigen-Weisheit aus dem St. Stephans-Keller sich träumen läßt, und liegt ganz deutlich folgender Maßen.

Das Herrenhaus von Messina, hoch thronend auf dem, die Stadt, den Hafen, die Meerenge und die calabrische Küste beherrschenden Felsengürtel, ein normännischer Bau, von Außen und im Inneren gleich düster, hat im tief ge-

legenen Erdgeschoß eine weite „Halle“, deren plumpe Pfeiler mit Waffen, Trophäen aus Sarazenenkämpfen und Schnäbeln gekapelter Schiffe geschmückt sind. Dort empfängt die Fürstin die Stadtverordneten; dort versammeln sich die Begleiter der zwei Söhne des verstorbenen Fürsten, das Hausgesinde, dunkel gesprenkelt von maurischen Sklaven, die beim Einzug zusammenströmende Bevölkerung; wie denn in diesen weiten Räumen alle Haupt- und Staatsactionen abgepielt werden. Die fürstlichen Gemächer befinden sich im ersten Stock, zu dessen Eingang eine äußere Freitreppe führt, über das Erdgeschoß von beiden Seiten emporsteigend, entsprechend der Doppeltreppe, welche im Inneren aus dem ersten Stock in die Halle hinabgeht. Im ersten Stock befindet sich die Schloßcapelle, die genau nach Don Cesar's malerischer Beschreibung und nach des Dichters Vorschrift in derselben Einrichtung und Ausschmückung verblieben ist, wie bei der Beisetzung des verstorbenen Fürsten. Daß die Wittve und die Söhne, unmittelbar nach Ankunft der Leheren, zuerst am Sarkophage des Fürsten ihre Andacht verrichten und an der stillen Todtenmesse, die in der Capelle gefeiert wird, sich betheiligen, ergibt sich doch gewiß aus der Situation und kann nicht als gesuchter Theatereffect erscheinen. Wenn hoch oben die Flügelthüren der Capelle aufgerissen werden, sieht der Zuschauer, wie sich die drei, in tiefe Trauer gehüllten Gestalten von den Knien erheben und langsam die breite Stiege in die Halle herniederschweben, unten empfangen vom Preislied beider Chöre, denen sich die Ältesten von Messina, die Hausdienerschaft, das Volk beigefellt haben. In der Mitte schreitet die Fürstin einher, das schöne Antlitz freudetrunken erhoben; an ihrer rechten Hand Don Manuel, ein blonder Normanne; zur Linken Don Cesar, der tiefdunkle Südländer. So stellt sich ein figuren- und farbenreiches Bild zusammen, welches, selbstverständlich, nicht bunt ist, aber auch nicht eintönig schwarz, und welches in mannigfaltige Bewegung gesetzt wird durch die Theilnahme der Menge an der Handlung, der Stimmung, den Reden der dominirenden Personen. Zu diesem Zweck erlaube ich mir auch mit dem Text der Chöre eine weit, hoffentlich nicht zu weit gehende Freiheit. Schiller's eigene Intentionen verfolgend, theile ich ihn bald zwei, bald drei Sprechern zu, wo keine langen Solosätze eintreten, und lasse in die Tutti-Reden, welche auf kurze Schlagworte und Ausrufe zurückgeführt werden, hier und da, in gleichsam unwillkürlichem Ausbruch, das Volk einfallen. „Krieg“ (fortissimo) „oder Frieden“ (piano). Da stimmen die Ältesten von Messina flehend ein. Und wie ich mit dem herkömmlichen Aufmarsch, Contre-marsch, Abmarsch der Chöre gebrochen habe, halte ich sie auch während des ganzen ersten Aufzuges in äußerlicher Bewegung; sie gehen ab und zu, sondern sich in einzelne Gruppen, treten dann wiederum zusammen in feste Massen, lagern sich, Schild und Schwert abwerfend, auf den Stufen der Treppe, werden von Sklaven mit Speise und Trank gelabt. Am Schlusse des Actes verläuft sich dann Alles, so daß nur ein paar Führer des alten Chores auf der Scene zurückbleiben, die sich in unheimlichem Flüsterton über die Gräuel des Hauses unterhalten. Hier fehlt mir, was ich bisher nicht gewagt habe anzubringen, aus Bedenken gegen den Anachronismus: das Bild des jüngst verstorbenen Fürsten, eine Riesengestalt, ein dämonischer Kopf, in charakteristischen Zügen an beide Söhne mahnend. Wenn dasselbe von einem Pfeiler in die allmählig dunkel

und leer gewordene Halle herniederschaute, ein stummer Zeuge der Familienschicksale, die seine Schuld fortzeugend hat geboren, so wäre der Gesamteindruck ein vollkommener und die Grundlage für das ganze Stück gewonnen, insonderheit auch für den Gegensatz des zweiten Actes, das Landschaftsbild des Klostersgartens, für welches ich allerdings noch keinen Kottmann gefunden.

Ich habe, breiter als vielleicht nöthig, meine Reproduction des ersten Actes der „Braut von Messina“ geschildert, keineswegs in ruhmrediger Selbstgefälligkeit, sondern um am einzelnen Beispiel zu zeigen, was man im Ganzen; für das Ganze thun kann, thun muß, damit dasselbe zu seinem Rechte gelange. Im Burgtheater waren, der räumlichen Beschränkung wegen, nur Andeutungen meiner Intentionen möglich, während ich mich auf der in Höhe, Breite und Tiefe gleich mächtigen Münchener Bühne nach Herzenslust ausstrecken und tummeln durfte. Als auf der dortigen Tiesentreppe Julie Rettich, die erste Tragödin der damaligen Zeit, zwischen Emil Devrient und Hermann Hendrichs herunterkam, den berühmtesten Liebhabern und zugleich den in natura feindlichen Brüdern des deutschen Theaters, da ging ein wonnevoller Schauer durch das ganze überfüllte Haus, der auch mich, mich vielleicht am tiefsten von allen Zuschauern, kalt durchrieselte. Konnte ich doch unter das unverlöschliche Bild dieser Stunde mit berechtigtem Stolze schreiben: Ipse feci. Meine Frau und Franziska Dönniges, die vor mir in der Loge saßen, während ich mich rückwärts, auf dem im Halbdunkel verlorenen „Bankerl“, in eine unaussprechliche Empfindung verlor, faßten und drückten in demselben Momente meine beiden Hände. . . .

Da ich keine Theatergeschichte schreibe, sondern nur das Märchen meines Lebens erzähle, brauche ich den Verlauf des Gesamtgastspiels hier nicht zu verfolgen. Der Erfolg war am ersten Abend entschieden, wuchs mit jeder Vorstellung, wie die Ziffern der Einnahmen unwiderleglich darthun, verbreitete sich in die höchsten wie in die niedrigsten Kreise und spiegelte sich auch in den Urtheilen der Presse ab, die aus allen Enden und Ecken Deutschlands ihre Vertreter gesendet hatte. Sie waren, meiner Einladung folgend, erschienen, unter ihnen die anerkanntesten Namen; sogar ein paar Franzosen, Engländer, Italiener fanden sich ein, so daß die „Fliegenden Blätter“ den Einzug der Berichterstatter zum Gesamtgastspiele durch eine Illustration verherrlichen konnten, auf welcher Hottentotten, Chinesen, Indianer, Grönländer in ihren Nationaltrachten, die Schreibtafel und den Operngucker umgehängt, einherstolzirten. Auch sämtliche fremde Souveräne, die den Glaspalast besuchten, sprachen im Theater vor und nahmen Theil an dem Gastspiele: der Kaiser von Oesterreich, König Friedrich Wilhelm der Vierte von Preußen, die Königin der Niederlande, der König von Sachsen, — der mir beim Abschied sagte: „In Ihrem Hause ist's wol schön, aber schöner noch in Meinen Bergen,“ und der zwei Tage darauf an der Schwelle dieser Berge seinen plötzlichen, traurigen Tod fand, — alle ernestiniischen Fürsten, der Kurfürst von Hessen, der, weil er incognito bleiben wollte, sich meiner Loge landesväterlich bediente. . . . Sie kamen alle, alle, bis auf Einen: König Wilhelm von Württemberg. Ihn sah ich eines Tages in der Briennerstraße an mir vorüberfahren, blieb stehen und grüßte ehrerbietig. Er aber wandte hastig den Blick nach der anderen Seite, während Graf Taubenheim, der neben ihm im Wagen saß, freundlich dankte; ein Zeichen, daß ich bemerkt

und erkannt worden war. „Also noch immer in Ungnade bei dem alten Herrn,“ seufzte ich, besann mich aber zu meinem Troste, daß ja diese Ungnade eigentlich eine Gnade bedeute. Auch über das Fernbleiben meiner Collegen, der Bühnenvorstände und der Bühnendichter, mußte ich mich beruhigen; sie glänzten, obwohl geziemend eingeladen, durch ihre Abwesenheit. Eine gleich bezeichnende Ausnahme von der Regel machte in einer anderen Richtung die Münchener Localpresse. Indeß die auswärtigen Zeitungen, unter ihnen die größten und mächtigsten Organe der Oeffentlichkeit, übereinstimmten in der Anerkennung sowohl meines Unternehmens, wie der einzelnen Kunstleistungen, ergingen sich kleine Tageblätter Münchens in einer gestimmungstüchtigen Negation, von deren Ton die nachfolgende Probe einen Begriff geben mag. Die „Bayerische Landbötin“ brachte Donnerstag, den 27. Juli 1854 eine Theaterkritik, welche also beginnt: „Dienstag, 25. Juli. Mit aufgehobenem Abonnement. Neunte Gesamtgastspielvorstellung. Cabale und Liebe, Trauerspiel in 5 Aufzügen von Schiller. Bei Siriushitze und erhöhten Preisen in's Theater gehen, anstatt in's Wasser, ist auch classisch. Das Haus war vollgepackt wie ein Faß Sardellen. . .“ Und so weiter. Zum Schluß hieß es: „Dort sitzt Einer; er zählt die Häupter seiner Lieben, und sich': ihm ist viel Geld geblieben. Auch der Hamster sammelt sich Vorrath im Sommer, um im Winter davon leben zu können. Den sieben fetten Kühen können sieben magere Kühe folgen, und es wird eine Zeit kommen, wo Abraham's Nachkommen sich vergebens nach den Fleischtöpfen Aegyptens zurücksehnen werden.“ Welch ein Standpunkt, dem ganzen Unternehmen und der einzelnen Vorstellung gegenüber! Gerade „Cabale und Liebe“ zündete so mächtig, schlug so erschütternd ein und durch, daß die Aufführung wiederholt werden mußte. In dem wunderbaren Finale des zweiten Actes standen neben einander gleichzeitig auf der Bühne: Meister Anschütz, als Geiger Miller, — Mama Haizinger, als Millerin, — Emil Devrient, als Ferdinand, — als Luise, Marie Seebach, deren Stern in dem Gesamtgastspiel zuerst aufging, — Kaiser als Präsident. Und das vor einem, im vollen Sinne des Wortes europäischen Publicum. War das nicht wirklich, um mit Shakespeare zu reden:

a kingdom for a stage, princes to act,
and monarchs to behold the swelling scene!?

Als der Vorhang gefallen, raste ein minutenlanger Beifallssturm durch das Haus, wie er stärker niemals in einer italienischen Oper gehört worden ist, und auf dem Wege zur Bühne, wohin ich eilte, meinen Gästen zu danken, drängten sich wildfremde Leute in Scharen an mich heran, glückwünschend und huldigend, im Foyer feierten mich mit jubelndem Zuruf die Studenten, welche zu diesem Stück massenhaft herbeigeströmt waren, wie sie immer thun, wenn Jugend zur Jugend spricht. Darauf dann, zwei Tage später, eine solche „Kritik“, welche freilich von der Polizeidirection confiscirt wurde! Ein Jammer über das heiße, das überfüllte Haus! Ein Münchener Klagelied gegen die Münchener Intendanz, die mit fremden Kräften und aus einem, größtentheils fremden Publicum Einnahmen und Erübrigungen erzielte! Wie es aber um die „erhöhten“ Preise bestellt war, möge der Leser selbst beurtheilen: ein Stehplatz im Parterre kostete 48 Kreuzer, ein Parketsitz 1 Fl. 30 Kr., die Galerie 24 Kreuzer, eine viersitzige Loge in den vier Rängen 6, 9, 10, 11 Gulden.

Einmal in Ziffern angelangt, will ich auch nicht unterlassen, den Freunden der Statistik zu Liebe, in meine Plauderei ein paar ernsthafte „Tabellen“ einzuschalten, betreffend: die Personal- und Repertoirechronik und die Cassaresultate des Gesamtgastspieles.

Es fanden vom ersten bis zum einunddreißigsten Juli zwölf Vorstellungen statt: Die Braut von Messina, Minna von Barnhelm (zweimal gegeben), Nathan der Weise (am Tage der Eröffnung des Glaspalastes, 15. Juli), Faust (zweimal), Emilia Galotti, Egmont, Maria Stuart, Cabale und Liebe (zweimal), Clavigo, mit dem zerbrochenen Krug. Schlußvorstellung: Faust.

Mitwirkten zwölf auswärtige Gäste, zehn einheimische Mitglieder: Anschütz, Emil Devrient, Döring, Frau Haizinger, Hendrichs, Kaiser, La Roche, Liedtke, Fräulein Luise Neumann, Frau Kettich, Schneider, Fräulein Marie Seebach; Christen, Dahn, Frau Constanze Dahn, Frau Marie Dahn-Hausmann, Fräulein Damböck, Fräulein Denker, Haase, Jost, Lang, Straßmann. Von jenen zwölf leben, nach 25 Jahren, dormalen — ungerufen — noch sechs, just die Hälfte; darunter das älteste, das heißt unverwüßlich-jüngste Paar, Papa La Roche, Mama Haizinger. Von diesen Zehn ist, — wiederum ungerufen — bisher nur Einer mit Tode abgegangen, Einer, aber ein Löwe: Jost.

Was endlich die greifbaren, zählbaren Cassaresultate anbetrifft, so stellen sich dieselben dar in der folgenden amtlichen Tabelle.

U e b e r s i c h t

der sich ergebenden Cassa-Resultate bey dem Gesamt-Gastspiele auf dem Königlichen Hof- und National-Theater in München.

Datum.			Vorstellung.	Kosten.			Cassen-Einnahme.	Rein-Ertrag.
Jahr.	Tag.	Monat.		Honorare der Gäste.	Tageskosten incl. der Spielhonorare	Summa.		
			fl. Kr. S.	fl. Kr. S.	fl. Kr. S.	fl. Kr. S.	fl. Kr. S.	
1854	11.	July	Die Braut von Messina	500 — —	115 36 —	615 36 —	1132 — —	516 24 —
"	13.	"	Minna von Barnhelm	600 — —	86 30 —	686 30 —	1590 6 —	903 36 —
"	15.	"	Nathan der Weise	633 20 ¹⁾	93 8 —	726 28 —	1509 24 —	782 56 —
"	17.	"	Minna von Barnhelm (im Abonnement)	600 — —	60 57 —	660 57 —	960 — —	299 3 —
"	18.	"	Faust	600 — —	161 34 —	761 34 —	1757 48 —	996 14 —
"	19.	"	Emilia Galotti	733 20 ¹⁾	74 14 —	807 34 —	1368 — —	500 26 —
"	21.	"	Egmont	700 — —	139 11 —	839 11 —	1659 — —	819 49 —
"	23.	"	Maria Stuart	633 20 ¹⁾	113 56 —	747 16 —	1570 6 —	822 50 —
"	25.	"	Cabale und Liebe	500 — —	74 44 —	574 44 —	1753 12 —	1178 28 —
"	27.	"	Clavigo	500 — —	90 28 —	590 28 —	1591 42 —	1001 14 —
"		"	Der zerbrochene Krug					
"	30.	"	Cabale und Liebe	500 — —	71 34 —	571 34 —	1834 54 —	1263 20 —
"	31.	"	Faust	500 — —	149 53 —	649 53 —	1919 12 —	1269 19 —
Summa . .				7000 — —	1231 45 —	8231 45 —	18645 24 —	10413 39 —

München, am 31. July 1854.

Königliche Hoftheater-Deconomie.
(gez.) K. Augler.

¹⁾ Der ungerade Betrag erklärt sich daraus, daß Einer von den Gästen, der, statt garantirter vier Rollen nur drei erhielt, mit dem Honorar für vier Rollen bedacht wurde.

Dieße sich doch in Ziffern ebenso bestimmt, wie der Reinertrag für die Casse, auch der künstlerische Gewinn aus dem Gesamtgastspiele ausdrücken! Freilich gab es seiner Zeit Kritiker, welche, ohne den Vorstellungen beigewohnt zu haben, diesen künstlerischen Gewinn auf Null abschätzten, wie die charaktervollen Coullissen-Tacitusse, die entweder in ihrer Universalgeschichte des deutschen Theaters oder in Monographien aus derselben das Unternehmen zu erwähnen nicht umhin konnten, in grämlicher Zurückhaltung dessen „Glück“ hervorhoben, an den Intentionen wie an der Wirkung mit einer kühlen Note unter dem Text gnädig vorübergehend. Ich frage nicht, ob das Urtheil gerecht gewesen; die Frage wäre kindlich. Aber ob dasselbe der Wahrheit entsprochen habe, das zu untersuchen, werde ich, auch heute noch, berechtigt sein. Sind die zwölf Abende wirklich vorübergegangen, wie es andere, wie es alle Theaterabende thun, ohne eine weitere Spur zu hinterlassen, als zwölf, mit lateinischer Schrift gedruckte Zettel im Münchener Archiv, Jahrgang 1854, und in der Casse den bald verschwundenen „Reinertrag“ von etwas über zehntausend Gulden in (gleichfalls verschwundener!) Reichswährung? Exeunt omnes? Der Vorhang fiel? Der Nest war Schweigen?!

Ich glaube: Nein. Schon das eine, das erste Ergebniß scheint mir keineswegs zu unterschätzen, daß einmal, untwiderleglich und schlagend, der Beweis geführt worden ist, es sei möglich, aus den vornehmsten deutschen Bühnen eine allgemein-deutsche Musterbühne zusammenzustellen, die berühmten Meister unserer Schauspielkunst, ohne Vortheil für ihr eigenes, einzelnes Interesse, durch rein ideale Zwecke, in ein Ganzes zu verschmelzen und ein, aus sämtlichen deutschen Stämmen, Staaten, Städten gemischtes Publicum zu erwärmen für die Auführung classischer Dichtungen durch classische Darsteller. Der Glanz und die Größe dieser Kunstgebilde, der unbestimmbare, und doch von Jedem tief empfundene Hauch einer hohen Weihe, welcher, sobald der schwere Portalvorhang langsam emporrauschte, von der Bühne in den Zuschauerraum herabwehte, aus diesem zu jener zurückströmte, der unauslöschliche Eindruck, den die zwölf Abende in allen Theilnehmern nicht bloß hervorgebracht, sondern dauernd hinterlassen. — alle diese Momente waren künstlerische Errungenschaften des Unternehmens, waren die ersten Keime zu dem Zukunftsbilde eines deutschen Nationaltheaters, die frühesten Regungen des Associationstriebes in der Körperschaft dramatischer Künstler. Jetzt steht dieselbe fest gegliedert da und erstreckt sich als geschlossener Verein, lebenskräftig, fruchtbringend, über alle Bühnen, so wie jetzt alljährlich bald Gesamtgastspiele im Kleinen, bald Wanderungen ganzer Theatergesellschaften von Nord nach Süd, von Süd nach Nord, in's Elsaß, in die Schweiz, sogar über's Weltmeer nach Amerika, stattfinden. Auch mir hatten wol periodische, regelmäßige Wiederholungen meines Unternehmens vorgeschwebt. Warum sollte man nicht, dacht' ich, die neue Bühne, so complicirt und schwerfällig sie ist, auf den alten Thespis-Skarren packen und, die Erleichterungen des Weltverkehrs, das Wachsthum der großen Städte benützend, auf einem beweglichen Nationaltheater unsere besten Stücke, unsere besten Spieler in Deutschland umherführen, eine Messe hier, ein Hoffest dort zu verherrlichen und auszubeuten? Haben doch im Mittelalter englische Komödianten Deutschland, deutsche Gebirgsjodler England besucht! Waren und sind doch französische Lustspieler und italienische Sänger

bis zur Stunde Stammgäste bei uns zu Lande! Was den Fremden recht ist, sollte es nicht den Einheimischen billig sein?

Nicht ich allein trug dergleichen weitgehende, hochfliegende Pläne im Kopf. Der alte Dumas, — ich meine Dumas père, obwohl er eigentlich der junge ist, und Dumas fils der alte, — schrieb mir als Antwort auf meine Einladung zum Gesamtgastspiel folgenden Brief:

„Monsieur et cher confrère, Permettez-moi de vous recommander un de nos rédacteurs et amis, parti tout exprès des bureaux du ‚Mousquetaire‘ pour être notre correspondant dans votre capitale. Je ferai tout au monde pour qu’il soit mon maréchal-du-logis, et il vous parlera d’une affaire qui, si elle réussissait, m’amènerait naturellement à Munich. Cordialité bien sincère, Alexandre Dumas. Paris, 28 juin 1854.“

Die „affaire“, über welche Arnaud Baschet, der Berichterstatter des Mousquetaire, ein junger Mann von echt französischer Liebenswürdigkeit, eingehend mit mir unterhandelte, war eine Wiederholung des Münchener Gesamtgastspiels auf dem théâtre historique zu Paris bei Gelegenheit der dortigen Weltausstellung vom Jahre 1855. Der Plan zerschlug sich. Warum, weiß ich nicht mehr; vermuthlich weil ich im Sommer 1855 schon das Erdbeben in den Gliedern spürte, welches anderthalb Jahre später meine Theaterherrlichkeit über den Haufen warf. Wiederum zwölf Jahre darauf, 1867, scheiterte derselbe Plan, obwohl er schon in das Stadium des Vertrages eingetreten war, und durch niemand Geringeren als Fürstin Pauline Metternich beschützt wurde, an der Weigerung des Finanzministers Fould, die von mir begehrte Garantie, keineswegs eines Gewinnes, nur der Kostendeckung, zu bewilligen.

Mag das Gesamtgastspiel bisher also keinen Ableger getrieben haben, — darüber sollen die Schriftgelehrten sich weiter freuen; daß es rasch und reich in Blüthen schoß, kann, mit dem besten Willen, Niemand von ihnen leugnen. Und zwar nicht bloß Blüthen auf der Bühne, sondern auch im Salon. München war im wunderheißen Julimond außerordentlich gefellig. Der Hof, die Minister, die Diplomaten, die haute finance sahen täglich Leute. Gelehrte und Künstler ließen sich gleichfalls nicht lumpen; sie lumpen vielmehr lustig mit. Ein Abend in der Woche gehörte Liebig’s, ein anderer Kaulbach’s, ein dritter Dönniges’, ein vierter Dingelstedt’s. Ueberall standen die Schauspielgäste im Mittelpunkt der, aus interessanten Fremden und notabeln Einheimischen bunt gemischten Kreise; sie spielten die ersten Rollen aus dem Theater in der Soiree fort. Ich gedenke mit Wonne und mit Wehmuth einer attischen Nacht bei uns, wo eine übermüthige improvisirte Komödie, frei nach Rozebue’s „Landhaus an der Heerstraße“, aufgeführt wurde, unter Döring’s Leitung. Zuletzt verlangte das junge Volk stürmisch zu tanzen. Dem berechtigten Wunsch stand ein Paragraph meines Miethvertrages entgegen, in welchem ich mich verpflichtet hatte, bei mir nicht tanzen zu lassen. Mein erlauchter Hausherr, Graf Montgelas, brauchte zwar keineswegs für die Plafonds oder Parquetten seines Baues zu zittern, da derselbe ein durchaus solider war; aber er wollte Ruhe über seinem Kopf haben. Wer verdenkt es ihm? Ein Hausbesitzer gewiß nicht. An ihn schickte ich denn, von allen Seiten gedrängt, die Bitte um ausnahmsweisen Dispens von dem Verbote. Antwort: der Herr Graf werde sie, die Antwort nämlich, selbst

bringen. Er kam kurz vor Mitternacht und tanzte mit meiner Frau die Française. Ein Cavalier von vornehmen Manieren und vornehmen Gesinnungen. Er befand sich keineswegs im Lager von Neu-München, ebensowenig in dem entgegengesetzten, welchem er mit Unrecht zuweilen wol beigezählt wurde. Als ich über Nacht, — fast buchstäblich über Nacht: vom 29. Januar auf den 1. Februar 1857, — entlassen wurde, besuchte er mich auf die erste Nachricht von meinem Sturz und bat mich, bei ihm wohnen zu bleiben, falls ich die Absicht hätte, zu kündigen; den Betrag der Miethe möge ich selbst bestimmen. Dies Anerbieten habe ich ihm niemals vergessen, wie auch seine artige Gastrolle nicht bei dem Sommernachtsreigen in seinem Hause, der nicht eher auseinander stob, als bis auf dem Carolinenplatz volle Tageshelle herrschte.

Ihren Höhepunkt erreichten die geselligen Feste in dem Bankett, welches die Intendanz im Namen und auf Befehl des Königs ihren Gästen Montag, den 24. Juli, im großen Foyer des Hoftheaters gab. Dasselbe dauerte von zwei Uhr Nachmittags bis in den späten Abend, der deswegen keine Vorstellung brachte, und vereinigte zu einer, in der That seltenen Tafelrunde: die zwölf Gäste, die ersten Mitglieder und Beamten der Münchener Hofbühne, die Vertreter der Presse, einige Notabilitäten der Kunst und Wissenschaft. Obgleich es jetzt hergebracht ist, das Menu und die Toaste derartiger Zweckessen mit gewissenhafter Treue zu veröffentlichen, wenn nicht zu „verewigen“, so will ich dem geneigten Leser die aufgewärmten Schlüssel erlassen und von den Trinksprüchen nur den Inhalt der officiellen mittheilen. Wie natürlich begann ich mit einem wohlverdienten, wohlausgenommenen Dank und Hoch auf König Max. Dann folgten: Emil Debrient: auf Franz Dingelstedt, den Schöpfer . . . u. j. w. Charta erubescit. Regisseur Dahn: den zwölf Gästen. Regisseur Hölken: Frau Jenny Dingelstedt-Luher, doppelt die Unsere, als Künstlerin und als Intendantin. Meister Anschütz: das gastliche Bayernland und seine kunstreiche Hauptstadt München. F. G. Kühne aus Leipzig: der Einigkeit, der Einheitlichkeit aller Künste. Armand Baschet aus Paris: Au revoir à Paris, l'année prochaine. Hendrichs: Der Presse. Wolfgang Müller aus Köln: Den Frauen. Den größten Eindruck von allen Rednern brachte Grunert hervor, der bekannte, nun auch schon dahingegangene Charakterdarsteller aus Stuttgart. Er befand sich ursprünglich unter den Geladenen, hatte die Einladung angenommen, aber — obwohl die württembergische Hofbühne fest geschlossen war, wie alljährlich im Juli — den zu seiner Betheiligung am Gesamtgastspiele nöthig erachteten Urlaub nicht erhalten Als Dreizehnter ein Opfer des Schicksals, sprach er folgendes, von ihm selbst verfaßtes Gedicht:

„Ihr riefet mich vom lieblichen Schwabenland
mit Euch zu opfern am Fharstrand.

Ihr Glücklichen opfert, — doch ich bin gebannt.

Ihr labt Euch an der castalischen Quelle,
taucht froh in des Liebes erfrischende Welle,
ich — sitz' auf dem Trocknen, auf sandiger Stelle.

Ein Zauberbaum bietet Euch frohen Genuß
hoch unter der Krone; — ich stehe am Fuß
und spiele — nein, lebe den Tantalus!

Wer wär' in diesem glänzenden Kreise,
der die Qual nicht verstände, die herbe und heiße,
nicht glaubte, daß ich Euch glücklich preise?

Ihr windet den frischen, blühenden Kranz
um die Ehrensäule des Künstlerstands
frei unter den Augen des Vaterlands!

Ihr züchtigt die hämische Lüge, die dreist
das Priestergewand von den Schultern Euch reißt,
denn priesterlich dient Ihr dem deutschen Geist!

Euch segnet Germania im Eichenkranze,
und ich — — — ich sonne mich mit in dem Glanze,
denn was Ihr erreicht, Ihr erreicht es für's Ganze!

Drum ruf' ich wie Ihr so feurig und gern:
Heil unsrer That und Heil dem Stern,
der uns vereinigt von nah und fern!

Und Heil der Hand, die den Segen webt,
der Hand, die gastlich zum Gruße sich hebt,
die königlich schützend über uns schwebt!

Mit ungeheuchelter Empfindung und in dem dumpfgrollenden Donnerton vorgetragen, welcher dem mächtigen Organ Brunert's eigenthümlich war, hatten die wunderlichen Dreizeiler bei dem weiblichen Theile der Versammlung einen so reichlichen Thränenersolg, daß die Stimmung sich zu trüben, zu verweichlichen drohte. Da erschien zum Dessert, die Gesellschaft überraschend, König Maximilian, begleitet von einem einzigen Flügeladjutanten, Freiherrn von Leonrod, („jetzt nennt man ihn Generallieutenant“). Empfangen von stürmischen Zurufen, verweilte Seine Majestät eine volle Stunde in unserer Mitte, ließ sich bald hier, bald da an der Tafel nieder und bezauberte Alle, die Frauen vor Allen, durch herzgewinnende Anmuth und Leutseligkeit. Bevor er aufbrach, erhob er das Glas und sprach mit fester, weithin tönender Stimme: „Mit hoher Freude trinke Ich auf das Wohl der berühmten Gäste Meiner Bühne und auf das Gedeihen der dramatischen Poesie und Kunst in Deutschland.“ Welches Echo die königlichen Worte in dem weiten Saale erweckten, wie, gleichzeitig mit den Candelabern und Büstren in den dunkel werdenden Räumen, gesellige Lust und künstlerische Begeisterung immer heller emporflamnten, — dergleichen beschreibt sich nicht, erlebt sich nur einmal, vergißt sich niemals.

Und doch — es lagen, nur mühsam verborgen, zutheilen unwillkürlich hervortretend, finstere Schatten über meiner Stimmung, schwere Sorgen und Ahnungen auf meinem Herzen. Meine Tischnachbarin, Julie Kettich, von Wien her mir und meiner Frau nah befreundet, fragte mich: „Was haben Sie? Sie sind nicht bei uns!“ Was ich hatte? Vor meinen Augen, mir allein lesbar, tauchte es auf in dunklen Zügen an der glänzenden Marmortwand des Festsaals, das warnende Mene Zettel. Dienstag, den 18. Juli, während der ersten Darstellung des „Faust“ war Polizeidirector Düring, — Graf Reigersberg saß schon auf der Ministerbank — in meine Loge gekommen „zu einer dringenden Mittheilung“, wie er sagte. Wir gingen hinaus, im Corridor auf und nieder. Mit beklommenem Ton fragte er, ob ich noch viel im Theater vorhabe, wie lange das Gesamt-

gastspiel dauern werde? Nun neigte sich gerade der fünfte Abend seinem Ende zu, und bei dem wachsenden Erfolg durfte ich an ein Duzend weitere Auführungen denken. Düring flüsterte kopfschüttelnd: „Machen Sie, daß Sie fertig werden. Rasch Ihre Ernte unter Dach gebracht. Es ist ein Unwetter im Anzuge, das wir nicht lange mehr verheimlichen können. Eben komme ich aus dem Krankenzimmer in Ihrem Hause. Ein junger Bursch ist aus dem Parterre dahinein und sofort weiter, in's Spital, geschafft worden. Armer Teufel! Heut Abend erst ist er aus Zürich zugereist und sofort in's Theater gestürzt, um die Seebach als Gretchen zu sehen. Ehe sie aufgetreten, ward er hinausgetragen. Sein Känzel liegt in der Garderobe. Polizeiarzt und Theaterarzt sind Einer Meinung . . . Die Cholera.“

Sie war es, die fulminante, die echte, asiatische Cholera; damals, vor fünf- undzwanzig Jahren, noch ein viel furchtbareres Schreckgespenst als jetzt, wo sie sich schier häuslich in unseren Großstädten niedergelassen hat. So lang wie möglich wurde das Incognito des fremden Gastes ängstlich gewahrt, seine Anwesenheit standhaft verleugnet. Bald ging's nicht mehr. Die Fälle mehrten sich. Das Geflüster wurde Gespräch, das Gespräch Geschrei: *Sauve qui peut!* Bis gegen Ende Juli ließ sich die öffentliche Panik noch leidlich unterdrücken. Namentlich das Gesamtgastspiel konnte, allerdings mit nur zwölf Abenden und mit beschleunigtem Tempo, täglich eine Vorstellung, am 31. Juli zu Ende, meine Ernte unter Dach gebracht werden, wie mein freundschaftlicher Warner gesagt. Dann aber brach es los, mit elementarer Gewalt, das gräßliche Unwetter, größere Ernten als die meiner Bühne, und vielverheißende Saaten zerschmetternd, Fremde und Einheimische, gleich einer scheuen Heerde, nach allen Weltgegenden zerstreugend, die herrlich aufgeblühte Stadt über Nacht entvölkernd, Monate lang wüthend, und zwar mit gleichem Zorn gegen Paläste und gegen Hütten, im Abzuge noch mit einem der letzten Partherpfeile die Mutter König Maximilian's, die gute Königin Therese, niederstreckend. Furchtbarer habe ich niemals, nirgends im Leben einen Gegensatz gesehen als München in der Mitte Juli's und München in der Mitte Augusts. Das Hoflager war zuerst nach Nymphenburg, dann nach Berchtesgaden verlegt worden. Die Anzahl von Reisepässen, welche Düring täglich ausfertigen mußte, ging in's Fabelhafte. Alle Gasthöfe leer; noch leerer die Theater; am allerleersten der Glaspalast, aus dessen zum Ersticken heißen Räumen ein schwüler Hauch, wie aus der Tiefe des Seuchenheerdes oder aus einem schwefelichten Krater, den wenigen, schattenhaft umherirrenden Besuchern entgegenqualmte. Dafür füllten sich, vermehrten sich, immer nicht dem Bedarf genügend, die Spitäler; Friedhof und Leichenhaus waren die einzig frequenten Stellen in der verödeten Stadt, die im Trab durch die Straßen fahrenden Todtenwagen hatten die glänzenden Hofkutschen und Gala-Equipagen abgelöst, welche unlängst noch mit Lärm und Leben die weiten Plätze von Nar-Athen, von Nar-Florenz erfüllt. Ja wohl, zu den lichten Aehnlichkeiten war eine dunkle gekommen: die Pest.

Auch an meine Thüre pochte der Würgengel und holte sich ein Opfer, die treffliche Pflegerin meiner Kinder, die uns aus Schwaben getreu nach Bayern gefolgt war. Zwei Tage darauf entführte der Reisewagen, auf den kategorischen Befehl unserer Aerzte, Pfeufer's und Fischer's, meine Familie, um sie in Ischl

zu bergen. Ein herzerreißender Abschied, für's Leben, wie meine arme Frau meinte, die mich schon gestorben und begraben sah. Von Salzburg meldete sie mir, daß man sie, als aus München kommend, an vier Gasthöfen abgewiesen. Ich hatte versprochen und ich hielt es auch, ihr täglich Nachricht zu geben, wär's nur durch ein leeres, aber eigenhändig überschriebenes Couvert. Warum ich nicht mit ihr geflohen war? Wahrlich nicht aus Heroismus oder Stoicismus. Ich fürchtete mich rechtschaffen vor der entsetzlichen Landplage, obwohl ich nicht weniger bürgerliche Courage zu besitzen glaube wie jeder Andere und dem Tode, besonders in jungen Jahren, auf dem Krankenbett oftmals nah genug und mit voller Resignation in's Auge gesehen habe. Nur die Cholera und nächst ihr die Blattern, flößen mir unüberwindliche Angst ein, physischen Ekel, moralischen Abscheu. Deshalb hatte ich denn auch, nach Beendigung des Gesamtgastspiels, einen Urlaub bei König Max nachgesucht und erhalten, in einem Handschreiben vom 12. August, voll der höchsten Anerkennung für ein Unternehmen, „welches einen Glanzpunkt in der Geschichte deutscher Bühnenkunst zu bieten geeignet ist“. Zugleich aber war mir, — und zwar mündlich vom König selbst, da ich mich vor seiner Abreise nach Berchtesgaden in Nymphenburg bei ihm verabschiedete, — befohlen worden: das Hoftheater unter keinen Umständen zu schließen. Sommerferien gab es damals für die Münchener Bühnen überhaupt nicht; als Fremdenstadt während der Reisezeit vorzugsweise besucht, hatte die Residenz eine doppelte Saison, welche ausgenützt werden mußte. Wäre nun der Cholera wegen das Theater geschlossen worden, — was ich allerdings, unter Hinweis auf die sichere Eventualität leerer Häuser, beantragte, — so hätte diese Ausnahme von der Regel einen üblen Eindruck nach Außen hervorgebracht und die Schrecknisse der Lage vermehrt. So wurde wenigstens in maßgebenden Kreisen argumentirt und demgemäß beschlossen: Es wird nicht geschlossen. Darauf blieb mir Nichts übrig, als zu bleiben, Urlaub und Anerkennung mit stillem Seufzer zu meinen Personalacten legend. Wenn der Intendant davonging, konnte man keinem Mitglied zumuthen, auszuhalten, nachdem die Mehrzahl, wie natürlich, ebenfalls um Urlaub gebeten. Und ich hatte dem König mein Wort darauf gegeben, daß fortgespielt würde. Wie, oder was? Gleichviel. Welche Einnahme? Einerlei. Nur nicht schließen. Da hieß es denn mit gutem Beispiel vorangehen, seine Todesangst verbeißen, den Thuchdides oder den Boccaccio spielen. Mein Haus schloß ich zu; das durst' ich. Außer einem Muster von Bedienten, Jakob geheißen, und einem Küchendragoner, die auf den unbayerischen Namen: Kiefe hörte, war Niemand zurückgeblieben, und dies treffliche Paar, welches sich noch viel ärger fürchtete als ich, machte durch constante Kamillen- und Chlorgerüche die gemeinsame Furcht nur fürchterlicher. In meiner Tagesordnung ward nicht das Mindeste verändert; jeden Morgen ging ich in die Kanzlei, jeden Abend in's Theater. Aber ich ging auf einem Umweg, weil der nächste Weg durch das Fingergäßel führte, eines der engsten Sträßlein von München, in welchem ein Sargmagazin gelegen war. Der schwinghafte Betrieb dieses lugubren Geschäftes füllte, — unübertrieben: bis zur Höhe des ersten Stockwerkes und über die ganze, freilich sehr schmale Breite der Gasse, — dieselbe aus mit über, neben, durch einander aufgestapelten Särgen vom frischesten Tannenholze, die meisten blendend weiß, nur wenige angestrichen. Diesem ein-

ladenden Anblick auszuweichen, wandelte ich täglich durch die Briennerstraße, trank unter den Arcaden bei Carolina Tambosi die obligate Tasse Chocolate, in gewöhnlichen Zeiten mir ein Greuel, und verfügte mich hierauf mit bedächtiger Langsamkeit in die Intendantur. Dort hatte Inspector Schmitt einen strengen Gordon um uns gezogen, in Gestalt eines Plakats an allen Thüren, auf welchem mit großen Buchstaben geschrieben stand: „Hier wird nicht von der Cholera gesprochen“. Sintemalen es aber von anderen Dingen Nichts zu reden gab, auch im geschäftlichen Verkehr blüh-wenig zu thun, so verließ man nach kurzem Verweilen die heiligen Hallen und trank in Grodemange's Restauration, dem Theater gegenüber, das obligate Glas Bordeaux. Lauter untrügliche, jedoch auch unerlässliche Präservative gegen die Cholera, von welcher nicht gesprochen wurde. Dann erquicte eine Spaziersfahrt auf den Friedhof, wo, fast regelmäßig um dieselbe Nachmittagsstunde ein Theaterarbeiter, Schneider, Zimmermann, Feuerwächter, Billeteur zur Erde bestattet wurde, arme Kerle, die, in den Vorstädten wohnhaft, am meisten der Ansteckung ausgefekt waren. Ich hatte, — was mir jetzt, nachträglich, eine ebenso überflüssige wie erzwungene Bravour scheint, — mich darauf capricirt, allen Angehörigen des Theaters auf ihrem letzten Wege das Geleit zu geben. Sogar in's Spital, zu einem Krankenbesuche, wagte ich mich einmal, — und nie wieder!! Um fünf Uhr beschloß ein Diner, wenn es das Wetter gestattete, im Freien, im kühlen Brunnthal oder auf einem hochgelegenen Bierkeller, die heiße Tagesarbeit. Darauf kam die Erholung: das menschenleere Theater, und zu guter Letzt, als Schlastrunk, wieder ein Glas, auch wol mehrere, oder viele, Bordeaux bei Grodemange. Von Tag zu Tag auf's Sterben wartend, lebte der Mensch eigentlich ganz erträglich, sogar vergnüglich, stellenweise vorzüglich. Es hatte sich ein hübscher Kreis von Decame-ronegästen zusammengefunden: Professoren der Universität und der Akademie, Aerzte, Advocaten, Officiere, Künstler, die sich, da alle Geselligkeit in Privathäusern aufgehört, in öffentlichen Localen trafen, wenn auch nicht zu so anmuthiger und heiterer Unterhaltung wie die florentinischen Originale, so doch zu recht anregendem Austausch von Gedanken, Anschauungen, Erfahrungen, zum meist auf dem täglichen Schlachtfelde gesammelt. Mir zunächst stand, am treuesten zu mir hielt Otto von Schorn, der mir in späteren Jahren zu Weimar, als Secretär der dortigen Kunstschule, wiederum begegnete. Gar manchen Abend waren wir zwei die einzigen Besucher der „Galerie Noble“, eines immensen Raumes im ersten Stock des Hoftheaters, während das Parterre ebenso wüst und leer uns angähnte und in den Logen die zurückgelassene Dienerschaft der Inhaber es sich wol sein ließ. Hinter dem Vorhang, hinter den Coulissen ging es ebenso still und gedrückt zu; es standen auf dem Theaterzettel in der Regel mehr Kranke als Mitwirkende verzeichnet, einmal siebzehn Namen, und ich erinnere mich eines Abends, an welchem nach fünfmaliger Abänderung des Repertoires keine andere Vorstellung zu bewerkstelligen war, als, mit Hilfe des unverwüßlichen Kleeblattes: Frau Diez, Herr Christen, Herr Sigl und einiger Nebenpersonen, „Das Versprechen hinter'm Herd“ und „Der Freiherr als Wildschütz“. So geschahen, Sonntag, den 10. September 1854, — an einem Sonntag obendrein, und genau zwei Monate nach dem Beginn des Gesamt-gastspieles!

Bis dahin war von den ersten Mitgliedern des Hoftheaters noch kein Opfer gefallen. Allein auch ein solcher Verlust sollte uns nicht erspart werden. Donnerstag, den 14. September, um halb vier Uhr in der Frühe, verschied „nach kurzem Leiden“, wie die Todesanzeigen euphemistisch zu sagen pflegten, unsere ausgezeichnete Coloratur-Sängerin Henriette Rettig, als „Zettel“ in und außer dem Hause populär, nachdem sie Freitag, den 8. September noch „bei festlich beleuchtetem Hause, zur Feier des Allerhöchsten Namensfestes Ihrer Majestät der Königin“, die Martha gesungen hatte. Das traurigste Galatheater, dem ich jemals beigewohnt. Dienstags, in später Abendstunde, ließ die Unglückliche mich bitten, zu ihr zu kommen. Ich fand sie vollkommen bei Besinnung und auf das sichtlich nahe Ende wunderbar gefaßt. Sie übergab mir die Schlüssel zu den Schränken und Schatullen, worin ihre Baarschaft, ihr Schmuck, ihre Werthpapiere aufbewahrt wurden, weil sie keine Angehörigen in der Nähe hatte; ihr Bruder, ein geistlicher Herr aus dem Piaristenseminar in Kremsier, war wol herbeigerufen worden, aber noch nicht eingetroffen. Darauf dankte sie mir mit rührenden, mehr gehauchten, als gesprochenen Worten, für den letzten Liebesdienst, für alles Gute, was ich ihr erwiesen, und umarmte mich — zum Abschied auf ewige Zeiten. Ich weiß bis zur Stunde nicht, wie ich die Treppe hinuntergekommen, von der Eiseskälte der blauen Lippen bis in's tiefste Herz durchschauert. Der Krankenträger, der mir leuchtete, mußte mich stützen. Er sah mich bedenklich von der Seite an und brummte, während er die Hausthür hinter mir zuschloß: „Hätten auch was G'scheidteres thun können, als daher kummen.“

Mittwoch blieb ich, „ahnungsgrauend, todesmuthig“ im Bett liegen, auf die Cholera wartend. Daß ich sie kriegen würde, kriegen müßte, davon war ich fest überzeugt; Jakob und Niede bestärkten mich in dem frommen Glauben durch die Versicherung, ich hätte sie bereits, oder sie mich. „Gnä' Herr müssen schwitzen“, — „Alsjoglei' an Kamüllenthee!“ — Sofort wurden ein ganzes Magazin wollener Decken, alle erreichbaren Federpolster, die Kopfarmatrage aus dem vacanten Bett meiner Frau auf mich geworfen, Kamüllenthee in den allopathischesten Dosen gebraut, das Quartier energisch mit Chlor durchräuchert, wie ein verseuchtes Spital. Die nächste natürliche Folge dieser höchst rationalen Heilmethode war bei den behandelnden Volontärärzten ein ausgiebiger Thränenstrom, bei dem verehrlichen Patienten ein Stichhusten, in dessen Ausbruch Freund Pfeufer einfiel, von dem verzweifelten Theaterdiener in Eile heraufbeschworen. Wie er pflegte, führte er sich bei der Thür schon mit einem wohlthätigen Scherz ein. „Endlich“, rief er aus, „endlich einmal wieder ein sauberer Husten! Jetzt empfangen Einen im Krankenzimmer viel unhöflichere Laute!“ Dann, bei Anblick des monumentalen Familienbegräbnisses, unter welchem ich ruhte, schlug er ein homerisches Gelächter auf und sagte: „Da fehlt bloß oben drauf die Bäuerin.“ — „Wie so die Bäuerin?“ (Mit kläglichem Stimme.) — „Nun, wenn bei uns im Gebirg der Bauer sich zum Schwitzen legt, wird er ebenfalls mit sämmtlichem Bettgewand des Hofes zugedeckt, und die Bäuerin darüber gebreitet“. Damit riß er die Hüllen meines Reichthums weg, die sorgsam verschlossenen Fenster auf, die Glockenschmuck fast entzwei. „Sie

haben," sagte er zu mir, unter unauslöschlichem Lachen sich schüttelnd, „so wenig die Cholera, wie ich die Schwindsucht. Jakob, ziehen Sie Ihren Herrn an, so leicht wie möglich. Und Sie, Freund, stehen auf und frühstücken wie gewöhnlich. In einer Stunde komm' ich wieder und hole Sie ab. Wir fahren nach Schleißheim. Es scheint, daß auch in der Gemäldegalerie die Cholera ausgebrochen ist. Ich muß hinaus; Sie begleiten mich. Ihnen fehlt Nichts als frische Luft und einige Zerstreuung. Sollten Sie, unvorsichtiger Weise, noch eine Flasche von dem weißen Portwein übrig haben, welchen Sie bei Ihrem letzten Ausstellungs-diner uns vorgesetzt, so nehmen wir sie mit. Draußen wird gespeist, Abends zum Renz gegangen, nicht in's Theater. Detur, signetur: Nach Bericht zu nehmen. Auf Wiedersehen!"

Untertwegs hielt mir mein herrlicher Pfenfer eine fulminante Strafpredigt. Mit der Beredtjamkeit des Raisonneurs aus der Molière'schen Komödie setzte er aus einander, daß mein Pflichtgefühl eine Thorheit sei, daß ich hier nichts nützen könne, wol aber mich aufreiben werde, wenn ich fortfahre, dem Beichtvater und dem Todtengräber in's Handwerk zu pfuschen, daß in der jetzigen Theatermisère meine Schreiber und meine Regisseure auch ohne den Intendanten das Deficit fertig brächten, daß ich, meinen Urlaub im Saß, auf und davon gehen müßte, je eher, desto besser, nach Ischl zunächst, um meine Frau zu besuchen, dann aber durch's Salzkammergut, so weit und so hoch meine langen, trägen Beine mich trügen. „Den ganzen Tag in der frischen, freien Bergluft. Jeden Abend ein anderes Nachtquartier. Jeden Morgen eine neue Umgebung. Nur fort von hier, und wehe Ihnen, wenn Sie eine Stunde früher zurückkehren, als bis ich Sie gerufen habe.“

An demselben Tage, fast in derselben Stunde, da das arme Fettel begraben wurde, Sonnabend, den 16. September, fuhr ich im Salzburger Giltwagen durch's Narthor hinaus, in den goldenen Sommer Sonnenschein, in die strahlenhelle, flammenleichte Freiheit hinein. Untertwegs begegnete mir ein artiges Abenteuer, mit dessen Erzählung ich dies farbige, aber schwarz geränderte Blatt aus meinem Stammbuche beschließen will.

Auf der Landstraße zwischen Salzburg und Ischl, einem reizenden Wege, für mich mit immergrünen Erinnerungen eingefast, stieß ich zusammen mit einer Kalesche, welche ich aus der Ferne schon als ein Inventarstück unserer königlichen Remisen erkannte. Dieselbe flog eine der zahlreichen Steigungen der Straße herab, während mein landesüblicher Einspanner hinaufstoch, aus dem ich, mit einem mitleidigen Blick auf das „Roß“, ausgestiegen war, gemächlich hinterdrein schlendernd. „Ecco, il signor Intendente“, rief mich eine Stimme aus der Kalesche an, da sie vorüberfaufte. Und heraussprang: Luigi Tambosi, das Factotum des Königs Max, das Haupt der Familie Tambosi, die, zu der zahlreichen italienischen Colonie in München gehörig, in dem Caföhaus unter den Arcaden des Hofgartens und im Buffet des Hoftheaters in Erbpacht ansässig war. Woher? Wohin? Wie steht es in München? Wie geht es unseren Herrschaften? So kreuzten sich unsere Fragen. „Sie kommen hinter mir“, meldete Signor Luigi, „von einem Besuche bei den österreichischen Majestäten in Ischl

zurückkehrend.“ Noch ein kurzer Jammer über die schweren Zeiten daheim, und die Kalesche flog, der Einspänner froh in entgegengesetzter Richtung weiter.

Auf der nahen Station, vor dem Posthause zu Hof, gerieth ich denn richtig in die königliche Wagenburg hinein, die dort Halt gemacht hatte, des Pferdewechsels wegen. König Max, in der Uniform seines österreichischen Regiments, und Königin Maria, im Villa-Seidenkleid, mit einem weißen Hut, saßen neben einander im Coupé. Die Hofdame, Baronin Gumpfenberg, hatte ihren Wagen verlassen und erging sich auf dem Kirchhof, der dem Posthaus gegenüberliegt, in zeitgemäßem Studium die Inschriften der Leichensteine entziffernd. Die Dienerschaft, lauter bekannte Gesichter, umringte mich grüßend, fragend, staunend, während die Dorfjugend, eben aus der Morgenschule entlassen, sich schau-gierig herandrängte.

Ihre Majestät die Königin gewährte mich, und nachdem ich ehrerbietig gegrüßt, winkte mich Seine Majestät an den Wagen heran. „Sie sind hier,“ sagte er in gnädigem Tone, „also geht's im Theater besser.“ Ein Wort, das mich für manche sorgenvolle Stunde belohnte. „Majestät,“ war meine Antwort, „ich habe Wort gehalten. Es ist nicht geschlossen worden.“ — „Ich dank' Ihnen,“ versetzte König Max, indem er mir aus dem Wagenschlag die Hand reichte. Es war das erste Mal und das letzte Mal im Leben. Darauf mußte ich berichten, wo eigentlich nicht viel zu berichten war, und das Wenige ebenso unangenehm zu melden, als zu hören. Der Monat August hatte — zum ersten Male seit meiner Intendanz, — keine Novität gebracht, der September bisher eine, „Die Waise von Lowood“, — die ich noch vor meiner Abreise in Scene gesetzt. In der Oper wurden die Proben zu den „Lustigen Weibern von Windsor“ auf die traurigste Weise unterbrochen, durch den Tod der Kettig. Meine Absicht, die Labdakiden-Trilogie zu wiederholen, hatte ich aufgegeben, weil auf der Probe des ersten Stückes, „König Oedipus“, die Exposition, — das wehklagende Volk vor dem Palast zu Theben — alle Beschäftigten durch die furchtbaren Vergleiche mit der Wirklichkeit zu tief erschütterte. „Sie haben Recht gehabt,“ nickte König Max, „und namentlich Recht gethan, daß Sie gegangen sind, wozu Sie ja längst befugt gewesen. Sie sehen angegriffen aus. Erholen Sie sich bei den Ihrigen. Bleiben Sie aus, so lang Sie wollen, und auf dem Rückweg besuchen Sie uns in Berchtesgaden.“ Königin Marie brach aus dem großen Strauß Alpenrosen, der vor ihr im Wagen hing, eine Blume ab, die sie mich meiner Frau bringen hieß mit einem Gruß von ihr. Mittlerweile waren die Pferde gekommen, die Postillons aufgesessen, in rothen Staatsjacken, hohe Federbüsche auf den blanken, silberbetreften Hüten; noch ein freundlicher Gruß, und der stattliche Zug setzte sich in Bewegung, eingehüllt in aufwirbelnde Staubwolken, begleitet von den Zurufen der in hellen Haufen zusammengeströmten Ortsbewohner. Die Hörner bliesen das wohlbekannte, alt-österreichische Stückl, das, ach! auf unvergeßlichen Fahrten, meine Frau so oft mitgesungen:

Ich fahr', ich fahr', ich fahr' auf der Kaiserpost;
Spann mir sechs Schimmel ein,
Daß mein Herz Postknecht sein, —
Ich fahr', ich fahr', ich fahr' auf der Post!

Literarische Rundschau.

Ein deutscher Beitrag zur Geschichte der Commune.

Unter der Pariser Commune. Ein Tagebuch von Wilhelm Laufer. Leipzig, Dunder und Humblot. 1879.

Von Zeit zu Zeit sollte man immer ein wenig in der Geschichte der Commune lesen. Sie erzählt allerdings nur von einer kurzen Episode, deren politischer wie socialer Gehalt zu niedriger Art ist, als daß er an sich verdiente, Gegenstand tieferen Studiums zu sein. Aber diese Orgie weniger Monate ist von unberechenbarer Bedeutung, wenn man in Erwägung zieht, daß die Furcht vor der Wiederkehr ähnlicher Zustände ein Motiv geworden ist, welches bestimmend auf die politische Entwicklung der civilisirten Welt eingewirkt hat. Man kann sagen, daß die staatliche und gesellschaftliche Bewegung der Völker durch die Einschaltung des socialistisch-revolutionären Gedankens in eine Sackgasse gerathen ist; daß dieser Gedanke jedem Fortschritt die schwersten Hindernisse bereitet und zur Zeit als die wahre Ursache sichtbarer Rückschritte in mehreren Ländern sich zu erkennen gegeben hat. Das so lange berufene „rothe Gespenst“ steht, nachdem einmal aus einem Ding der bloßen Einbildung leibhaftige Wirklichkeit geworden ist, mit seiner furchtbar abschreckenden Frage an der Eingangspforte jeder Neuerung, die sich als revolutionär verdächtigen läßt. Es ist heute nicht mehr denkbar, daß eine Volkserhebung stattfinde, ohne daß der Socialismus sich einmische und durch diese Einmischung die Herrschaft über die Bewegung gewinne. Und da von jedem liberalen Anlauf behauptet werden kann, er sei nur der Anfang zu umstürzenden Bewegungen, so ergibt sich daraus die eigenthümliche Combination, daß heut zu Tage alle nach vorwärts treibenden Elemente paralytisch sind durch die Besorgniß vor der Möglichkeit ihres schließlichen Einmündens in das uferlose Meer des Communismus. So sieht es zur Zeit aus, als ob Europa auf die Weiterbildung freier Institutionen verzichten müsse, weil als Eventualität sich nicht abweisen läßt, daß jeder Schritt vorwärts in tödtliche Gefahr führen könnte. Die socialistische Krankheit hat den politischen Organismus so überreizt, daß er die geringste freie Bewegung fürchtet. Es ergibt sich hieraus, daß die Welt in politischen Dingen zum Stillstand und folgerweise zum Rückgang verdammt wäre, wenn es ihr nicht gelänge, das socialistische Element derart aus ihrem Geblüte zu vertreiben, daß jene Befürchtung wieder ihren Anhaltspunkt verlöre. Je mehr für ein Land zur Stunde im Punkt der Selbstregierung noch zu thun bleibt, desto mehr leidet es unter dieser Erschwerung des Fortschritts. Man könnte fürchten, daß die Länder, denen es noch nicht gelungen ist, sich von den Resten des absoluten Regiments ganz zu emancipiren, dank der Intervention der Commune überhaupt zu spät kommen, um das Werk bürgerlicher Befreiung zum Ziele zu führen. Gerade unter diesem Gesichtspunkte wäre es von außerordentlicher Wichtigkeit, die Frage zu lösen, ob vielleicht die abschreckende Er-

fahrung der Commune für Frankreich eine solche Ausscheidung, wenn nicht bewirkt, doch angebahnt haben, und daran schloß sich der Gedanke, ob die Erschütterungen, welche im vergangenen Jahre über Deutschland gekommen sind, in ähnlicher Weise ungenügt haben könnten? Es ist freilich zu besorgen, daß weder dort noch hier Grund zu solcher Beruhigung vorhanden sei. Doch bieten die letzten Jahre der französischen Staatsgeschichte einen gewissen Anhalt dafür, daß der Geisteszustand sich gebessert habe. Denn die relative Befestigung der republikanischen Staatsform und das Sicherheitsgefühl ihrer Anhänger verrathen immerhin eine Stärkung des liberalen Bewußtseins, welche nicht möglich wäre, wenn dasselbe unter dem Druck der Besorgniß vor einer mächtigen socialistischen Unterströmung wie in früheren Jahren zurückgeheute. Allerdings darf man sich darüber nicht täuschen, daß in einem großen Theil der Bevölkerung jene Besorgniß noch lange nicht verschwunden ist. Jener Plan zu einem Staatsstreich, welchen die Regierung des 16. Mai im Schilde führte, und zu welchem ihr im letzten Augenblick der Muth versagte, entsprang nicht bloß aus dynastischen Gelüsten. Was ihm viel mehr Nahrung gab, war die Besorgniß, daß die Republik auf die Dauer doch wieder zur Commune führen müsse. Bis zur Junischlacht des Jahres 1848 hatte Frankreich in einer idealen Tradition der großen Revolution gelebt; das Schreckbild von 1793 galt nur den Wenigsten für etwas Schlimmeres als einen zufälligen Auswuchs der radicalen Entartung. Erst die Junischlacht breitete die Vorstellung in den Massen des Bürgerthums aus, daß die Republik dem Communismus zur Gewalt verhelfen müsse, und bahnte dadurch dem Kaiserthum den Weg. Es bedarf zur Erklärung dieses Uebergangs nicht erst der abenteuerlichen Hypothese, die auch in der Commune wiederkehrt, daß bonapartistisches Geld den Juni-Aufstand bezahlt habe. Der Aufstand sorgte freiwillig und auf eigene Rechnung für die imperialistische Reaction, und wie die Dinge dieser Welt immer in Wechselwirkung stehen, so war es auch gerade wieder, dreiundzwanzig Jahre später, das Bewußtsein, daß die Angst vor den Consequenzen der Republik den monarchistischen Bestrebungen diene, welches für die ersten Ansätze der Communebewegung im März 1871 den einzigen plausiblen Beweggrund abgab. Die Neuterer des 18. März 1871 fanden für ihr Mißtrauen gegen die Regierung des Herrn Thiers, und namentlich gegen die Nationalversammlung zu Versailles, ein gewisses Verständniß in weiteren und ordnungliebenden Kreisen bezwegen, weil auch letztere jener Regierung und Versammlung die Tendenz der Rückkehr zur monarchischen Staatsform zutrauten, während Regierung und Versammlung ihrerseits wieder Mißtrauen in diejenigen Republikaner setzen mußten, welche aus Besorgniß vor einer monarchischen Restauration dem socialistischen Nachdrängen nicht genug Widerstand zu leisten Muth und Kraft besaßen. Die Entwicklung Frankreichs auf republikanischer Grundlage beruht jetzt auf dem Problem, daß jene extremen Schwingungen zwischen der Furcht vor einer Restauration und der Furcht vor der Commune außer Kraft gesetzt werden können und das Kampfgebiet des politischen Lebens für das Bewußtsein der Nation sich auf die engeren Grenzen des Widerstreites zwischen den verschiedenen Maßen politischer und religiöser Freiheit einschränken lasse.

Im weiteren Sinne gilt dies Problem für die ganze civilisirte Welt. Darum ist für die ganze Welt und für uns Deutsche insbesondere die kurze Episode der französischen Commune von tiefer und bleibender Bedeutung, und am meisten die Geschichte ihrer Entstehung. Die letzten Acte des Schauerstücks mögen fesselnder sein für das dramatische Bedürfniß des Lesers. Aber sie bilden auch weitaus den bekanntesten Theil des gesammten Vorganges, während die ersten Uebergänge von der Herrschaft des 4. September zur Herrschaft der Kotte, welche vom 18. März bis zum 24. Mai Paris terrorisirt hat, noch wenig bekannt und noch nicht genugsam beleuchtet worden sind. Auch die Literatur dieser Episode hat sich mehr mit den Einzelheiten der letzten Ausschreitungen, als mit denen der ersten Ansätze beschäftigt, und sie spiegelt darin den Geist der Menschen selbst wieder, welche jene furchtbare Ummwälzung theils als Opfer, theils als Zuschauer mitmachten.

Mir war es von der ersten Stunde an und ist es noch heute ein ungelöstes Räthsel, wie der größte Theil von Paris und ein großer Theil von Frankreich mit einer Art von Naivetät in die Bewegung hineingerieth, und ebensowenig für die Knabenhaftigkeit wie für die Gefährlichkeit des Beginnens ein annähernd richtiges Vorgefühl hatte. Am 19. März traf ich in Brüssel mit einem Pariser zusammen, der am Tage selbst die Hauptstadt verlassen hatte. Er sprach von der Bewegung der Massen und der Weigerung, die Kanonen des Montmartre auszuliefern, mit einer Heiterkeit und Gelassenheit, als ob es sich um die wunderliche Laune einiger Schreier und Hylköpfe handelte. Diesen Charakter behielt die Bewegung erstaunlich lange, und nur Thiers selbst und einige Militärs seiner Umgebung beurtheilten sie von der ersten Stunde an ihrem ganzen schrecklichen Ernst nach, was auch die einzig zureichende Erklärung der von Thiers so rasch und rücksichtslos beschlossenen und vollzogenen Räumung der Hauptstadt liefern kann. Noch im Anfang April betrachteten viele Franzosen die Commune als eine Bewegung wie jede andere, als eine der vielen Veränderungen in der Regierungsform, welche Frankreich im Lauf der Zeiten durchgemacht hatte und sahen sie weder für sinnloser, noch für unhaltbarer an, als die früheren, wenn sie schon selbst zu den gemäßigten Republikanern gehörten. Briefliche und mündliche Äußerungen, die mir aus dem Kreise meiner Bekannten zugetragen wurden, gaben mir damals Stoff zu solchen Beobachtungen. So schwer ist es, sich über den Moment zu erheben, wenn man mitten in den Dingen steht. Diese Eindrücke wurden mir wieder lebendig, als ich in Kaiser's Tagebuch die Aufzeichnung seiner Erlebnisse und Gedanken während der ersten Woche der Commune-Herrschaft las. Sein Urtheil über einzelne Personen und Vorgänge läßt aber sofort erkennen, daß er für seinen Theil sich über das Kaliber dieser Staatspflücker nicht täuschte. Und dadurch wird es um so interessanter zu bemerken, wie von Zeit zu Zeit doch die umgebende Atmosphäre auch auf ihn so einwirkt, daß er einzelne jener Controversen, welche den Communesführern zum Vorwand ihrer Usurpation dienten, ernstlich bespricht, Controversen über Decentralisation, denen, mit Bismarck's damaliger Wendung zu reden, eine gewisse berechtigte Idee zu Grunde liegen sollte. Ueber eine Reihe öffentlicher Vorgänge, denen jener naive Wahn zu Grunde lag, berichten die meisten Erzähler nicht ganz ohne Ernst. So unglaublich es uns heute klingt und so wenig unser Autor selbst in diese Kategorie gehört, gab es damals in und um Paris viele Tausend vernünftiger Menschen, welche in dem Gebahren jener Freibeuter, Abenteurer und Narren die Vertreter einer autonomistischen Gemeindeverwaltung von Paris oder der Gemeinden überhaupt erblickten. Die Frage, wie weit Paris berechtigt sei, seine Angelegenheiten unabhängig von der Central-Regierung des Landes zu regeln, wurde noch ernstlich erörtert zu der Zeit, als schon Menschen wie Raoul Rigault, Cudes, Cluseret, Vullier, Bergeret, Paschal Grouffet und zahllose andere dieses mondsüchtigen Gelichters den Gedanken jener Selbstherrlichkeit zu personificiren beanspruchten. Im Anfang war es eine Anzahl radicaler Republikaner, die eine Deputation der Maires von Paris an die Versammlung in Versailles in diesem Sinne veranlaßten. Später, als es schon zum heftigen Kampfe zwischen Versailles und Paris gekommen war, wurde der Versuch durch einen lächerlichen Aufzug der Freimaurer wiederholt, welche sich mit ihren Fahnen und Abzeichen nach den Wällen und zwischen die Kanonen der Kämpfenden begeben wollten, um einen Ausgleich zwischen der Machtsphäre des communistischen Tollhauses und der französischen Volksvertretung herbeizuführen. Aber die Kanonen des Herrn Thiers waren verständiger als die Organisatoren des menschenfreundlichen Possenspiels und beachteten die Friedens- und Liebeszeichen nicht im geringsten. Thiers hatte schon unter der Belagerung das deutliche Gefühl, daß die Masse der liberalen Bevölkerung von Paris von der Gefahr, in der sie schwebte, keinen Begriff hatte, und nur diese gänzliche Ahnungslosigkeit von der Schärfe des Gegensatzes zwischen den Zielen der communistischen Führer und den Zielen jeder vernünftigen Regierung macht es begreiflich, daß er sich entschloß, die schöne Hauptstadt lieber allen Schrecken dieser Herrschaft auf

eine Zeit lang Preis zu geben als mit den damals noch so schwachen Machtmitteln seines Regiments zwischen der Wildheit der Empörer und der gedankenlosen Versöhnlichkeit der bürgerlichen Massen möglich unterzugehen. Die Armee, auf die er am 18. März angewiesen war, bestand nur aus Trümmern. Auf Grund der Capitulation waren 12000 Mann regulärer Truppen zur Sicherheit der Stadt bewaffnet geblieben. Zu diesen hatte man begonnen eine Anzahl sogenannter Marschregimenter aus der Provinz herbeizuziehen. An innerem Halt fehlte es diesen wie jenen. Ihre Werthlosigkeit zeigte sich, als es sich darum handelte, die Kanonen des Montmartre den Nationalgarden zu entreißen. Im entscheidenden Moment gingen zwei Regimenter zu den Meuterern über, und wenn noch Etwas gefehlt hätte, um Thiers zu dem Entschluß zu treiben, erst mit reorganisirten und eng zusammengehaltenen Heeresmitteln die Empörung zu bändigen, so mußte es die Erinnerung an jene Junischlacht sein, welche der General Cavaignac gleichfalls nur gewonnen hatte, indem er seine zerstreuten Truppen aus dem Straßenkampf zurückzog, um dann dem Aufstand eine Art regelmäßiger Feldschlacht zu liefern.

Wie unendlich schwach die physische und moralische Gewalt der officiellen Regierung am 18. März war, versteht man erst, wenn man ausforscht, wo der Sitz des Widerstandes concentrirt war. Geht man diesem Zusammenhange nach, so findet man die ersten Spuren der Auflehnung in dem sogenannten Comité Central, aus welchem erst acht Tage später die eigentliche Commune hervorgegangen ist. Was war das Comité Central? Eine im Stillen improvisirte Oberleitung der verschiedenen Abtheilungen der Nationalgarde, von welchen die Stadt seit der Capitulation mehr über- als bewacht wurde. Die Nationalgarde war überhaupt der Urstoff, aus dem die Commune sich entwickelt hat; ihr Dienst gab den Vorwand zu der Befoldung des Proletariats während der Belagerung; und die Nothwendigkeit, mit dieser Ernährung auf Staatskosten einmal ein Ende zu machen, lieferte den Gährungsstoff für die Massen, welche nicht mehr an Selbsterhaltung gewöhnt waren. Die förmliche Erhebung begann damit, daß diese Nationalgarde mehrere Hundert Kanonen, welche sie beim Einzug der Deutschen auf die Höhe des Montmartre in Sicherheit gebracht hatte, nicht an die reguläre Macht ausliefern wollte. In den ersten acht Tagen nach jenem 18. März, an dem die Bewegung ihr wahres Gesicht bereits mit der Erschießung der Generale Lecointe und Thomas gezeigt hatte, stand Paris unter der Herrschaft jenes Comité Central, in welchem eine Anzahl Spießgesellen kurzer Hand sich zu Generalen ernannte. Die Seele des Ganzen war ein gewisser Assi, ehemaliger Arbeiter der Eisenwerke Creuzot, welcher schon vor dem Krieg eine communistische Rolle gespielt hatte. Zehn Tage nach Ausbruch der Empörung, am 28. März, fanden Gemeindevahlen statt. Aus ihnen ging die eigentliche Commune hervor. Eine Minorität dieser Gewählten bestand noch aus ehrbaren Repräsentanten einiger ruheliebender Viertel, welche aber bald in den Wogen des furchtbaren Sturmes verschwanden. Daran reihten sich Schlag auf Schlag Ergänzungen dieser Commune durch neue Wahlen, an welchen nur noch ein kleiner Theil der Bevölkerung sich betheiligte. Das Ende bildete die Einsetzung eines Wohlfahrtsausschusses nach dem Muster von 1793 und die Ernennung von Kriegs-Dictatoren (*délegués à la guerre*), die einander in rascher Abwechslung vom Dictatorposten des Stadthauses in die Zelle von Mazas folgten. Erst der Abenteurer Cluseret, dann der ehrgeiztrante Koffel und schließlich der alte, verstockte und beschränkte Jakobiner Delescluze. Nur Cluseret hat die Commune überlebt und abenteuert jetzt in der Levante. Der Zufall spielte mir jüngst einen Brief in die Hände, den er aus Constantinopel an einen ehemaligen Bekannten richtet, und in dem unter verschiedenen hirnderbrannten Projecten zu Finanz-Speculationen auch die Aussicht figurirt, auf einer der türkischen Inseln eine Spielbank zu errichten, zu welcher ihm die Concession verheißen sei!

Laufer's Tagebuch gibt selbstverständlich, wie schon der Titel und die Form des Werkes anzeigt, keine Geschichte der Commune. Es war auch gar nicht möglich, eine solche im Moment des Erlebten und als Augenzeuge zu schreiben. Gerade diese

Besonderheit macht die Darstellung so interessant. Die Thatsachen in ihren Einzelheiten und in ihrem Zusammenhange kennen zu lernen, dazu bedurfte es eines umständlichen Materials, welches erst nach hergestelltem Frieden mit Hilfe umfassender Arbeit zusammengetragen werden konnte. Jetzt freilich besitzen wir ein Material, mit dessen Hilfe diese merkwürdige Episode, deren Analogon nur in dem Münster der Wiedertäufer zu finden ist, in's volle Licht gesetzt werden könnte, und es wäre gewiß eine dankenswerthe Arbeit, dasselbe zu einer unbefangenen und übersichtlichen Darstellung zusammenzufassen¹⁾. Eine Schilderung wie die unseres Tagebuchs aber läßt sich nicht nachträglich aufbringen. Gerade darin, daß sie die Wahrnehmungen und Eindrücke des Moments in dem Moment selbst nach ihrer unmittelbaren Wirkung fixirt, liegt ihr großer historischer Werth. Der Verfasser war ganz besonders dazu geeignet, ein richtiges Bild aufzunehmen. Er war weder so fremd, daß sein Blick und sein Verständniß unzulänglich oder unempfänglich in irgend einer Weise sein konnten, noch so identificirt mit der Bevölkerung, daß er kritiklos mit dem Strom schwamm. Du Camp's Nachtstücke mit ihrem starken Colorit und mit dem eigenthümlichen Reiz, welchen der fleißige und talentvolle Sucher durch die grelle Beleuchtung der Einzelheiten hervorzubringen versteht, sind doch auch posthumer Natur, mit dem ganzen Ingrimm und Abscheu erfüllt, den das letzte Ende der Commune der Seele des nachträglichen Darstellers einflößen muß. Außer dagegen kommt harmlos vor Ausbruch der Bewegung in dieselbe hinein, findet die ersten Anzeichen vor, ahnt sofort, wenn er es auch noch nicht laut zu denken wagt, in ihrer ganzen Bedeutung das Unheimliche der Begebnisse und entwickelt aus sich selbst unter dem Eindruck der täglichen Vorgänge das Verständniß für die verhängnißvolle Wendung der Dinge. Er war ganz ausnehmend gut vorbereitet zu diesen Beobachtungen. Er hatte lange in Paris als Journalist gelebt, aber nicht als einer jener Correspondenten, wie sie jetzt — ein Grundübel des deutschen Zeitungswesens — das Geschäft des täglichen Fouragirens für den Neuigkeitsstrom aus allen Haupt- und Nebenstädten, vor Allem aber aus Paris betreiben. Er war nicht mit einer halben Schulbildung und einer Bleifeder nach Paris gekommen, um in den Kaffeehäusern der Boulevards und in den Kneipen des Quartier Latin den täglichen Klatsch aufzustöbern und ihn dem deutschen Leser als höchste Wissenswürdigkeit Stunde für Stunde anzutischen oder gar zu telegraphiren. Er gehört zu der Kategorie jener gründlich gelehrten Schwaben, welche zu theologischen Zwecken durch die scharfen Classen des Tübinger Stijts sich durchgepflegt haben und dann mit dem schweren Schulsack ihres stofflichen und kritischen Wissens versehen in's Leben hinaussteuern. Wenn dann der Sinn und die Empfänglichkeit für die Dinge der Welt in ihnen rege wird, entwickeln sie ein um so besseres Verständniß für Menschen und Verhältnisse der großen Bühne des Lebens aus sich heraus. Nachdem er lange Jahre in Paris gearbeitet und in der literarischen Welt weit verzweigte Bekanntschaften gepflegt hatte, bereiste er als Berichterstatter großer Zeitungen Italien, den Orient und insbesondere Spanien, für dessen neuere Geschichte er in seinem bekannten Buche ein Quellenwerk geliefert hat. Aus Spanien lehrte er Anfangs März nach Paris zurück, gerade zu rechter Zeit, um den Anfängen der Commune beizuwohnen, und hielt bis nach dem Fall derselben unter mannigfachen Fährlichkeiten und Bedrängnissen tapfer aus. Viele von uns haben ein Stück des großen Krieges aus der Nähe oder Ferne mitangesehen und sich gesagt, daß, wenn doch einmal eine solche Katastrophe über die Welt hereinbrechen sollte, es wohl der Mühe werth sei zu leben,

¹⁾ Man vergleiche z. B. Maxime Du Camp, *Les Convulsions de Paris*. — Georges Morin, *Histoire critique de la Commune*. — Général Vinoy, *L'armistice et la Commune*. — Charles Virmaitre, *La Commune à Paris*. — Molinari, *Les Clubs rouges*. — Auch Lissagaray, *Histoire de la Commune* ist zu gebrauchen wegen der Naivität, mit welcher er den Wirrwar vom communefreundlichen Standpunkt aus erzählt. — Hauptächlich aber müßten benützt werden die Acten der amtlichen Untersuchung; *Enquête parlementaire sur l'insurrection du 18. Mars*.

um aus der Nähe zu schauen, was man bis jetzt nur wie eine Legende oder ein Epos sich in der Phantasie vorzuführen versucht hatte. Allein was will das Miterleben eines Krieges bedeuten in Vergleichung zur nächsten Anschauung eines so wunderlichen und fürchterlichen Ereignisses wie das Hölleuwerk des Communeaufstandes. Kriege hat es immer gegeben, und wer wollte, gerade in unseren Tagen, die Prophezeiung wagen, daß es deren nicht immer geben werde? Vielleicht aber erscheint es doch minder utopisch, für wahrscheinlich zu halten, daß solche Teufelsstücke, wie die der Communarden kein Lebender und sobald auch kein Nachkomme mehr zu betreten Gelegenheit haben werde. Und gerade neben dem Ungeheuerlichen des in nächster Nähe Geschehenden bietet es ein besonderes Interesse, aus dem Tagebuch zu erfahren, wie auch mitten im Krater dieses brodelnden Vulkans das Leben im Großen und Ganzen verläuft wie sonst. Von den letzten Tagen abgesehen, deren Greuel natürlich jede andere Empfindung überwältigen, steht man auf, wandelt umher, nimmt seine Mahlzeiten, schwätzt und schreibt und geht schließlich zu Bette wie an anderen Tagen. In manchen Augenblicken concentrirt sich dann wieder der Eindruck, und der fürchterliche Ernst der allgemeinen Lage nimmt leibhaftige Gestalt an. Um die Mitte April steht es für Lauser bereits ganz fest: daß an einen Ausgleich mit den Männern der Commune nicht zu denken ist, daß man sie niederwerfen muß, um der Vernunft wieder zur Herrschaft zu verhelfen. Man lese das Capitel: die Noth von Paris: „Wir sind nunmehr seit vierzehn Tagen von der Außenwelt völlig abgeschlossen. An Lebensmitteln fehlt es zwar noch nicht; aber kein Mensch besitzt mehr Geld; und die Reichsten sind in der größten Verlegenheit, da die Bankiers, wie alle Anderen, die Etwas besitzen, ihr Geld versteckt halten. Auf den Straßen wimmelt es von Bettlern. Die Aufständischen sollen entschlossen sein, gerade die Häuser in den reichsten Vierteln schonungslos der Zerstörung Preis zu geben. Man spricht von Mienen in der Rivolistraße, am Vendômeplatz, in den elyseischen Feldern.“ Eigenthümlich ist, wie die greulichsten Missethaten der Communeverwaltung wenig bekannt werden. Das Tagebuch erzählt von den zahlreichen Einkerkelungen, Erschießungen und Mißhandlungen bald da bald dort im Vorübergehen ohne besonderen Nachdruck. Nur daß das Leben stockt, die Straßen verödet sind, die Zukunft sich immer dunkler unvöllt, tritt aus den Aufzeichnungen bei zunehmender Bekommenheit uns entgegen; vor Allem die Unheimlichkeit der Gesichter und Gestalten, welche sich mehr und mehr auf Weg und Steg breit machen. Wenn der Verfasser sich in den ersten Tagen seines Aufenthalts nicht ganz den optimistischen Täuschungen der auf den Ausgleich zwischen Paris und Versailles rechnenden, friedliebenden Bürger entziehen kann, so täuscht er sich doch keinen Augenblick über die Unfähigkeit und Nichtswürdigkeit der Führer und ihres ganzen Anhanges. Einige davon hat er vordem im Laufe seines vielbewegten Lebens in der Nähe gesehen, und dieser Einblick erleichtert ihm das Verständniß für die Beschaffenheit des ganzen Hauses. Nur hier und da weiß er auch einen besseren zu nennen, der ihm Sympathie und Achtung einflößt, z. B. den bekannten gelehrten Geographen Elie Reclus, merkwürdiger und vielleicht bezeichnender Weise einen auch in deutscher Wissenschaft heimischen, aber idealistischer als irgend einer unserer bekannten deutschen Socialisten zugeschnittenen Schwärmer. Ein Anderes, was sich ganz correct im Tagebuch widerspiegelt, ist, daß die socialistische Erhebung nicht einmal in socialistischen Beglückungsversuchen etwas irgend Bemerkenswerthes zu unternehmen im Stande war. Ein paar Decrete, um die Menge durch den rohesten Eigennutz an sich zu fesseln, wie das Erlassen der geschuldeten Wohnungsmiethen, sind Alles, was an humanistischen Velleitäten zurückgeblieben ist. Die Studien zu dem lächerlichen Plan, die Pfandleihämter zu Vorschubbanken gegen niedrigen Zins mit Staatsgarantie umzugestalten, ein Plan, welchen man nachträglich aus den Acten der Commune-Regierung studiren kann, scheinen nicht einmal in's Publicum gedrungen zu sein, da ihrer im Tagebuch keine Erwähnung geschieht. Dagegen kommt der Verfasser öfter auf den humoristischen Zwischenfall zu reden, der sich um die nächtliche Beschäftigung der Bäckergefelln dreht. Die Humanität der Commune wollte diesen Greuel aus der Welt schaffen,

aber weder das Publicum noch die Gesellen fanden eine höhere Menschlichkeit im Verzehren altbackenen Brodes und jogen die ungerechte Nachtarbeit vor. Das ganze Unterfangen blieb von Anfang bis zu Ende nur ein Gegenstand des Gelächters.

Will man die ganze Nichtswürdigkeit der Bewegung an Einem Contrast messen, so muß man erwägen, wie armselig die Versuche waren, auch nur etwas Communistisches zu schaffen und wie furchtbar großartig das Werk der Zerstörung war, mit dem jene Erbärmlichkeiten endeten. Dieser Gedanke, der für Alle am meisten zu beherzigende, zieht sich auch als der vorherrschende durch alle Betrachtungen unseres Erzählers durch. Immer kommt er wieder darauf zurück, daß jene angeblichen Reformatoren, wenn sie Hand an's Werk legen und Meister der Lage sind, nicht das Geringste von dem zu schaffen vermögen, was sie seit Jahrzehnten als wohl durchdachte, von höchster Sittlichkeit erfüllte Gestaltungspläne der Menschheit vorgeschwärmt haben. Nur Ruinen, Gewaltthaten, gegenseitige Eifersucht und niedriges Mißtrauen, wildes Drängen nach sofortigem und größtem Ausbeuten der erlangten Macht zu rohestem Genuß, verschärft und übertrieben durch das innere Bewußtsein der unvermeidlich kurzen Dauer dieser Herrschaft, die Begierde, endlich einmal bis auf die letzte Hebe den ganzen Kelch aller, zumeist aber der niedrigsten, Freuden zu leeren, um welche man Andere so lange beneidet hat — das ist es, was als charakteristischer Zug durch das ganze Personal des Trauerspiels geht und in der letzten Zerstörungswuth sich ein so furchtbares Denkmal gesetzt hat. — Als im deutschen Reichstag dem Socialismus vorgehalten wurde, daß er niemals im Stande sein werde, etwas Lebensfähiges zu gestalten, setzte einer der socialistischen Parlamentarier, und nicht der schlechteste, den Einwand dagegen: wenn dem so sei, sei auch kein Grund vorhanden, die Bewegung zu fürchten. Aber gerade hierin liegt der Irrthum: je verfehlter und unfruchtbarer ein politischer Gedanke ist, desto grausamer und zerstörender muß er wirken, wenn es ihm gelingt, die thatsächliche Macht des Staats an sich zu reißen. Wäre etwas Berechtigtes und Gestaltungsfähiges im socialistischen Gedanken, so wäre er nicht so gefährlich, wie er ist, so hätte er auch nicht die Commune von Paris, ihre Greuel und Verwüstungen in seine Annalen eingeschrieben.

L. Vamberger.

Lazarus' „Leben der Seele.“

~~~~~

Das Leben der Seele, in Monographien über seine Erscheinungen und Geister. Von Prof. Dr. M. Lazarus. Zweite erweiterte und vermehrte Auflage. 2 Bde. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1876—78.

Als Lazarus' „Leben der Seele“ im Jahre 1855 zuerst veröffentlicht wurde, da absorbirte der Streit um die Weltanschauung des Materialismus, welche durch die Einfügung des organischen Lebens in den physikalisch-chemischen Mechanismus sehr wider den Sinn der Urheber dieser Einfügung, vor allen Locke's und Henle's, wieder belebt worden war, das geringe, damals vorhandene philosophische Interesse fast vollständig. Gegenwärtig, wo uns die zweite Auflage vorgelegt wird, hat jener Streit zwar ausgetobt, denn der Materialismus als solcher ist bald an die Grenze seiner dünnen Weisheit gekommen, und was in ihm lebenskräftig war, hat sich zu einem hylozoistischen Monismus fortgebildet; jedoch die Richtung des philosophischen Bedürfnisses auf die naturwissenschaftlichen Probleme ist geblieben, sie ist sogar noch bestimmter geworden, da die treibenden Kräfte durch die allgemeinen Ergebnisse der Naturforschung der letzten Jahrzehnte auf physikalischem und biologischem Gebiet um Vieles intensiver geworden sind.

Lazarus' „Leben der Seele“ steht diesen Zeitströmungen schon durch seinen Inhalt ferner. Weit aus der größere Theil der Monographien, aus denen das Werk sich aufbaut, gehört den Grenzgebieten zwischen Psychologie einerseits und Aesthetik und Sprachphilosophie andererseits an. So die Abhandlungen über Bildung und Wissenschaft, über Ehre und Ruhm, über den Humor, über Geist und Sprache, die beiden Auflagen gemein sind. Ebenso auch die Untersuchungen über den Tact und über die Vermischung und Zusammenwirkung der Künste, die ihrer neuen Veröffentlichung in einem dritten Bande harren. Nur die neu hinzugekommene Erörterung des Verhältnisses des Einzelnen zur Gesamtheit, ein Capitel aus der von Steinthal und dem Verfasser wissenschaftlich begründeten Völkerpsychologie, tritt aus diesem Zusammenhang heraus, ohne jedoch den durch die neuere Naturforschung gestellten Problemen näher zu sein. Nicht minder verräth auch die Art der Ausführung die literarisch-ästhetischen Motive, die den Gedankenkreis des Autors vor allen beherrschen.

Obgleich das Werk demnach schon in seiner ursprünglichen Bearbeitung auf eine gleichsam entgegen kommende Stimmung der Zeitgenossen nicht zu rechnen hatte, obgleich es anfangs sogar noch gegen den Druck ankämpfen mußte, der vor zwanzig Jahren auf jedem Versuch tieferer philosophischer Aufklärung lastete, hat es dennoch sehr bald nicht nur die Sympathien des größeren Leserkreises, an den es sich vornehmlich wandte, zu gewinnen verstanden und dauernd zu fesseln vermocht, sondern auch seinem Verfasser einen ehrenvollen Platz unter den philosophischen Forschern der Zeit errungen. Diesen erfreulichen Erfolg verdankt Lazarus in letzterer Hinsicht offenbar der glücklichen Wahl und der selbständigen Behandlung der Probleme, mehrfach solcher, die sowol von den Psychologen, wie von den Aesthetikern ungebührlich vernachlässigt worden sind; dann solcher, deren Bearbeitung durch ihn im Verein mit seinem scharfsinnigen Genossen Steinthal in anerkannter Weise gefördert worden ist. Unregend andererseits für weitere Kreise ist das Buch durch seine, dem Zweck der Aufklärung geschickt angemessene, oratorisch belebte Darstellungsweise geworden. Statt einer abstracten Darstellung nämlich allgemeiner psychologischer Theorien, statt der Entwicklung der allgemeinen Gesetze des psychischen Geschehens, enthält es monographische Betrachtungen „einzelner Richtungen des concreten geistigen Lebens, in denen offenbar nicht ein, sondern mehrere Principien zur Erscheinung und Anwendung kommen,“ deren Analyse somit zugleich zur Aufklärung verwickelter psychischer Vorgänge führt.

Daß die neue Auflage diesen Erfolg der früheren befestigen und vergrößern wird, verbürgt die Arbeit, die der Verfasser derselben hat angebahnen lassen. Die leitenden Gesichtspunkte der Untersuchung sind allerdings nahezu vollständig unverändert geblieben. Mehr als sein treuer, um die Psychologie der Sprache hochverdienter Arbeitsgenosse Steinthal hat Lazarus seinem ursprünglichen Herbartianismus Treue bewahrt. Was er in der ersten Auflage über Herbart's Bedeutung für die Psychologie urtheilte, daß derselbe „mit Hilfe der Beobachtung, der Speculation und des mathematischen Calcüls eine Statik und Mechanik des Geistes geschaffen habe, welche der Mechanik des Himmels nicht nur an die Seite zu setzen, sondern nach ihrer Bedeutung für das menschliche Wissen so weit vorzuziehen sei, als unsere Seele uns näher ist, denn die Sterne des Himmels,“ ist ihm auch jetzt noch eine sichere Ueberzeugung. In den Abhandlungen des ersten Bandes über Bildung und Wissenschaft, über Ehre und Ruhm und über den Humor ist daher weder die Fassung der Probleme, noch der Aufbau der Argumentation, noch eins der Ergebnisse verändert worden. Was zu ihnen neu hinzugekommen ist, sind wol ausnahmslos Einschreibungen ausführender Natur, einerseits Belege und Exemplificationen, andererseits Fortführungen der Reflexion auf Gebiete, die in der Zwischenzeit eingehendere Erörterungen erfahren haben. Jedoch der Inhalt dieser Einfügungen in den nahezu unveränderten Wortlaut der früheren Ausgabe zeigt vielfach, wie aufmerksam der Verf. dem seitherigen Gange der psychologischen und ästhetischen Forschung gefolgt ist. Lazarus weist sogar gelegentlich bestimmter



fast, als jene Unverändertheit seiner systematischen Ansichten erwarten läßt, aber doch in durchsichtigem Zusammenhang damit, daß jene allgemeinen systematischen Auffassungen in dem ganzen Werk mehr zurücktreten, als Herbart's principielle Voranstellung der Metaphysik einem rigoristischen Anhänger erlaubt haben würde, auf den Fortschritt der Philosophie in den letzten Jahrzehnten hin. Der letztere betrifft, wie er in nicht ganz gerechter Vernachlässigung der erkenntniß-theoretischen Bewegung der letzten fünfzehn Jahre annimmt, besonders die psychologische Forschung im engeren Sinn, so daß er „höchst wahrscheinlich künftigen Zeiten als die charakteristische und werthvolle Arbeit unserer Generation erscheinen wird“, wenn schon auch hinsichtlich der Aesthetik „in keiner früheren Epoche sich eine so gewaltige Veränderung des Gedankentreibes vollzogen hat, als gerade in den letzten fünfundzwanzig Jahren“. Dieser Fortschritt macht sich denn auch in den anderen Abhandlungen der neuen Bearbeitung des Werkes nach den beiden Richtungen hin bemerkbar, innerhalb deren Lazarus, und neben ihm Steinthal mehr als irgend ein Anderer, in der Zwischenzeit thätig gewesen ist, nach sprachphilosophischer nämlich und nach völkerpsychologischer Seite. Die Abhandlung „über Geist und Sprache“ ist nicht nur am meisten vermehrt, sondern auch am meisten verändert worden, vornehmlich in der Theorie der Apperception und in der Entwicklung der Hypothesen über den Ursprung der Sprache. Hier hat Lazarus die Theorie Steinthal's über den Vorstellungsproceß, an deren Ausbildung er überigens ebenfalls thätig gewesen ist, im Wesentlichen zu seiner eigenen gemacht, ebenso aber auch, so weit sein Zweck dies forderte, auf die neueren psycho-physischen und sinnes-physiologischen Theorien Rücksicht genommen. Die Erklärung der Vorrede, es sei dem Verfasser bei der schließlichen Durchsicht dieser Untersuchung „am meisten charakteristisch erschienen, daß sehr Vieles uns heute als fraglich und anhänglich erscheint, was wir damals als fest und abgeschlossen betrachtet haben“, ist nur ein Zeugniß für die Intensität dieser Neubearbeitung; denn eben diese Unbestimmtheit ist ein Zeichen des gegenwärtigen Erkenntnißstandes der Philosophie überhaupt.

Die völkerpsychologischen Probleme endlich sind, soweit die Bearbeitung der zweiten Auflage bisher gediehen ist, abgesehen von einzelnen Streiflichtern, die von ihnen aus jetzt auf die anderen Fragen fallen, nur in der Schlußabhandlung des ersten Bandes, in dem Aufsatz über das Verhältniß des Einzelnen zur Gesamtheit, zur Besprechung gelangt. Zwei andere hierher gehörige Abhandlungen werden uns versprochen. Vielleicht findet sich nach ihrem Erscheinen Gelegenheit, die Gesichtspunkte näher zu beleuchten, die in den mannigfachen grundlegenden Untersuchungen über diese junge Disciplin in der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“ entwickelt worden sind.

Wir haben uns mit kurzen Andeutungen über den Inhalt des Buches hier begnügen müssen. Wäre es nicht die zweite Auflage, die wir zu besprechen hatten, so wäre es nothwendig gewesen, auch auf die individuelle Färbung desselben noch einzugehen. Aber der gefühlswarme, hin und wieder sogar etwas weiche Idealismus des verdienten Verfassers ist bekannt. Er bildet gerade in unserer, an warmen Herzen nichts weniger als reichen Zeit, einen der Vorzüge des Buches. Möchte es mit der Belehrung, die es gibt, auch diese gemüthvollen Anregungen in alle Schichten unserer erkenntnißbegierigen Bevölkerung tragen. Wir bedürfen derselben ohne Ausnahme.

Kiel.

Benno Erdmann.

## Gedichte von Hans Grasberger.

### Schneefall.

Behende Flocken  
Gaukelnd im Winde,  
Blanke Wanderseelchen,  
Wie habt ihr's eilig  
Und tummelt euch freudig,  
Weißesten Looses gewärtig!

Und doch, und doch!  
Der Obem stockt  
Und ihr seid laß,  
Er athmet wärmer  
Und ihr zergeht,  
Er braust mit Macht  
Und rafft euch schneller hin.

Und könnt ihr wählen,  
Daß ihr ein Keines auf Keines fallt  
Und ruhig zu liegen kommt  
Und obenauß bleibt?

Manch eins, dem Schmutze  
Vermählt, dem Schlamme,  
Sucht sich zu wahren vergebens,

Anirscht, unter plumpe  
Füße gerathen, vergebens,  
Und tragem Haufen zugezählt  
Erstickt es,  
Und war doch nicht schlechter  
Als all' die andern.

Getrost! Ein Weilchen währt's,  
Dann seid ihr verblichen,  
Zerflossen, dahin — ihr alle,  
Und eurer Loose  
Grausame Willkür  
Ist ausgeglichen,  
Ist ausgeglichen im trüben,  
Mißfarbigen,  
In aller Ende!

Denn ein anderer Schicksalshauch  
Will Grünes anstatt des Weißen,  
Um im Grünen  
Nicht anders zu walten  
Als im Weißen  
Zuvor . . . .

Tanzt ihr noch immer  
So freudemuthig,  
Ihr blanken, blinden,  
Wandernden Windgespielen?  
O daß ich's noch vermöchte,  
Euch ähnlich,  
Und nimmer fragte:  
Wozu?!

### Der entthronte Amor.

Draußen sitzt er, vor der Schwelle,  
 Sieht, wie schlaff des Bogens Sehne,  
 Senkt den Pfeil und senkt das Auge,  
 Das nunmehr der Binde ledig;  
 Greinend klagt der schöne Knabe:  
 „Haben meine Hilfe nöthig  
 Drahtbeseeler, Schienenhelden,  
 Deren Gaul der Dampf geworden?  
 Sie, die den Gedanken Bahnen  
 Weisen, drauf sie schneller wandern  
 Als wenn Wind und Pfeil sie trüge?  
 Blicke zünden sich an Blicken,  
 Mascher finden sich die Lippen,  
 Herz am Herzen jauchzet schneller,  
 Als ich nach dem Röcher lange!“  
 Und des überholten Gottes  
 Augen füllen hehre Thränen,  
 Aber auch ein göttig Lächeln  
 Spielt um seine Rosenlippen:  
 „Ob entthront auch, freu't doch fürder  
 Mich das Glück der Menschentinder;  
 Die es ohne mich geworden,  
 Seien glücklich drum nicht minder.“

### Die richtige Politik.

O schöne Töchter Eva's, daß ihr's wüßtet!  
 Ich wette, daß ihr alle klüger küßtet.  
 Wol Jede finge gern den Freier ein,  
 Doch welche darf des Fanges sicher sein?  
 Die Zagende?  
 Die Klagende?  
 Die drängend Fragende?  
 Die Wagende?  
 O nein und aber nein!  
 In's Häubchen schlüpfst sich ein  
 Die schlau — Verzagende.

### Hausprüche.

Mein ist das Haus,  
 Ich füll' es aus,  
 Doch findet Raft  
 Ein art'ger Gast.

Das Haus ist klein,  
 Doch ist es mein,  
 Und ist's bescheiden,  
 Wer darf mir's neiden?

Das schönste Haus das eigne Haus,  
 Der beste Grund der eigne Grund,  
 Der klarste Wein vom eignen Spund —  
 Erworb'nes macht den Segen aus.



## Ein Brief von Klop über Lessing.

In der neuen Ausgabe von Lessing's Werken, welche bei G. Hempel in Berlin erscheint, hat Herr Professor Alfred Schöne eine lehrreiche und anziehende Einleitung zu der Abtheilung „Bildende Künste“ gegeben.

Es wird darin der von Guhrauer und Sime, dem neuesten englischen Biographen Lessing's, erhobene Vorwurf wiederholt, Lessing sei am Schlusse der Antiquarischen Briefe in der Polemik gegen Klop leidenschaftlich und ungerecht.

Klop hatte in einer Recension gesagt: „— dann schrieb der jüngere Herr Candidat Lessing wider mich Zeitungsartikel u. s. w.; dann ergriff Herr Magister Lessing die Feder u. s. w.“ Hierauf antwortet Lessing: „Was will Herr Klop, der mich sonst immer nur schlechtweg Lessing genannt hat, was will er damit, daß er mich in dieser Recension Magister Lessing nennt? Was sonst, als zu verstehen geben, welche Klust die Rangordnung zwischen uns befestigt habe? Er Geheimrath und ich nur Magister!“

Nun haben die angeführten Biographen Lessing's gemeint, Klop habe ihn hier nur Magister genannt um ihn von seinem Bruder, dem Candidaten, zu unterscheiden, und Lessing habe ihm die Absicht der Kränkung nur untergeschoben. Nach Klop's Worten könnte man glauben, Lessing habe hier wirklich geirrt.

Aber es läßt sich nachweisen, daß Klop ihn auch da Magister genannt hat, wo es sich nicht darum handelte, ihn von seinem Bruder zu unterscheiden.

In einem vorliegenden eigenhändigen Briefe vom 13. August 1766 schreibt Klop einem seiner Freunde (die Adresse fehlt): „Jetzt hat mir Lessing's Laokoon 14 Tage geraubt. Wegen der Recensionen, so kann Niemand sagen, daß ich Sie für den Verfasser einer einzigen ausgegeben hätte. Der gute Herr Magister kann sich am wenigsten beschwehren. Es ist ja mit ihm sehr glimpflich umgegangen worden. Allein dergleichen Leute verlangen bloß Wehbrauch, und zündet man ihnen diesen nicht an, so rufen sie ängstlich.“

Man sieht also, Klop hat ihn keineswegs in seiner Recension Magister genannt, um ihn von seinem Bruder zu unterscheiden, sondern in höhniſcher Absicht, wirklich um zu zeigen, „welche Klust die Rangordnung zwischen ihnen befestigt habe.“

Klop war, als er diesen Brief schrieb, eben Geheimrath geworden; er sagt darin: „— da ich Ihnen zugleich melden kann, daß der König mich auf eine großmüthige Art in Halle behalten hat. Er hat mich in eben die Einnahme gesetzt, die ich in Warschau erhalten sollte, und das Prädicat als Geheimerrath beygelegt.“

Er war zu vierundzwanzig Jahren Professor geworden, und nun Geheimrath, eine damals seltene Auszeichnung; und Lessing, der neun Jahre ältere, war immer noch Magister. Wie mochte es Klop kühn, der gelehrten Welt diesen Abstand aufzuweisen, wie mochte er mit dem äußeren Vorzuge sich um so mehr zu trösten versuchen, als er sich doch wol bewußt war, wie sehr Lessing ihm geistig überlegen war!

Und betrachtet man nun unseren Brief in Verbindung mit denen, die Klop an Lessing selbst gerichtet hat! Am 9. Mai 1766 schrieb er: „Wieviel Vergnügen macht mir nicht Ihr Laokoon! Ich bin es Ihnen schuldig, daß ich einmal auf einige Tage aufgeheitert worden bin.“ Und wieder am 11. Oct. 1766: „Sie haben mir selbst die Erlaubniß gegeben, das niederzuschreiben, was ich beim Lesen ihres vorzüglichen Laokoon's gedacht habe. Ein Mann von gegründetem Ruhme und edelem Bewußtsein erlaubt dem andern gern, seine schwachen Bemühungen, ihm nachzunehmen, zeigen zu dürfen. Mit einer Ergebenheit, in deren Aufrichtigkeit ich Niemandem in der Welt nachgeben werde, habe ich u. s. w.“

Und zwischen diesen beiden Briefen vom 9. Mai und vom 11. October schreibt der Mann am 13. August: „Lessing's Laokoon hat mir 14 Tage geraubt — der gute Herr Magister — dergleichen Leute“!

Unser Brief kennzeichnet allein schon Klop's Charakter; es fehlt auch nicht an anderen Zeugnissen. Der hochberühmte Berliner Arzt Heim schreibt 1769 als Student in Halle über Klop: „Sein niedriger Charakter bringt ihn um alle Freunde. In Halle geht kein ehrlicher Mann mit ihm um.“ Und Heim's Bruder, Ludwig, der nachherige Meiningen'sche Minister, antwortet: „Signor Klopen kenn ich von Göttingen her, in seiner Aufführung ist er sich immer gleich gewesen.“<sup>1)</sup> So war Klop.

Der glückliche Zufall, daß unser Brief erhalten ist, hat es allein möglich gemacht, den Vorwurf, Lessing habe jene Stelle in leidenschaftlicher Aufregung geschrieben und Klop in diesem Punkte Unrecht gethan, zu widerlegen. Lessing sagt selbst an dieser Stelle über seine Polemik: „es ist nicht Hitze, nicht Uebereilung, es ist der ruhigste Vorbedacht, die langsamste Ueberlegung, mit der ich jedes Wort gegen ihn niederschreibe.“ Und unser Brief beweist, daß Lessing auch hier, wie immer, in vollster Wahrhaftigkeit und mit der größten Selbstkenntniß gesprochen hat. Wie rein sein Charakter, wie groß seine Gesinnung war, das haben, scheint es, all die Bewunderer seines Geistes noch immer nicht genug erkannt und gepriesen.

J. F.

<sup>1)</sup> Kessler, G. L. Heim's Leben. Leipzig, 1835. I. S. 66 und 68.

7. **Rosamunde.** Trauerspiel in fünf Aufzügen von **Heinr. Kruse.** Leipzig, S. Hirzel. 1878.

Zwei Klagen sind es, die wie ein in allen Tonarten variiertes Leitmotiv die zeitgenössische Theatergeschichte durchtönen; der Verfall der theatralischen Kunst, der Mangel an brauchbaren Stücken großen Gepräges. Unsere Bühnenleiter trifft, namentlich was die letztere Klage anlangt, gewiß eine große Schuld; denn während sie den Fremden die Bühne willfährig öffnen, lassen sie dem deutschen Dramatiker nur eine enge Spalte, in des Theaters Allerheiligstes einzubringen:

Ausländerei — das ist der schändliche Ausfluß, der unser edles deutsches Volk entstellt! wie es in Kruse's neuem Trauerspiel heißt, das kein Director vor dem Ersten um hohe Summen gekauft, und von dessen Aufführung, jetzt, nachdem es vorliegt, nirgends Etwas verkantet. Und doch haben wir hier ein Trauerspiel vor uns, in dem der Flügel Schlag echt dichterischer Kraft überall zu vernehmen ist. Ganz unbestreitbar gehört „Rosamunde“ zu den besten deutschen Trauerspielen, um so eindrucksvoller, als es in einer, am Vaterlandsgefühl vielfach rüttelnden Zeit deutscher Art und Weise ein leuchtend Denkmal, ein nachahmenswerthes Vorbild errichtet. Auch das Barbarische, das der Dichter in Rosamundens Gemahl Alboin, den Longobardenkönig, legen mußte, kann wol den modernen Menschen erschauern machen; aber immer wird es ihn gleichzeitig die Naivetät und Ehrlichkeit der Geminnung, das groß und erhabene Angelegte des Charakters erkennen und bewundern lassen. Diese scharf contrastirende Charakteristik der Biederkeit auf der einen, der Falschheit und Hinterlist auf der anderen Seite ist nicht nur glänzend in den Hauptpersonen gelöst: auch in den kleineren und selbst kleinsten Figuren feiert sie ihre Triumphe. Da steht neben Alboin der treu an den rauhen Sitten seines Vaterlands festhaltende Beredo, die weibliche Herzenstugenden in Fülle besitzende Kammerfrau Anna; neben dem falschen verbildeten Milchbruder des Longobardenkönigs Helmichis die griechische Kage Euphrosyne und der erbärmliche Erarch von Ravenna. In der Titelheldin ist die von der falschen Bildung ergriffene Tochter des Gepidenkönigs Kunimund dargestellt, die, von Helmichis aufgereizt, Alboin das Todesurtheil ausspricht und nach der Ermordung des Königs mit dem Verräther an den Folgen der Handlung, nun sie bereuend, zu Grunde geht. Kruse's Sprache zeigt sich wie immer edel, reich an schönen Gedanken, und was neben der Wahrheit und Lebendigkeit der Darstellung einen Haupttheil der tief ergreifenden Wirkung hervorbringt, das ist der treue, von gespreiztem theatralischen Gepränge durchaus freie historische Ton. Referent würde an das patriotische Gefühl unserer Directoren zu Gunsten des Dichters appelliren, wenn er dies nicht in seiner Praxis als meist nutzlos erkannt hätte. — Bei dieser Gelegenheit sei gleichzeitig bemerkt, daß in dritter Auflage erschienen

7. **Wullenweber.** Trauerspiel in fünf Aufzügen von **Heinr. Kruse.** Leipzig, S. Hirzel. 1878.

Wir begnügen uns anzuzeigen, daß diese Ausgabe des vortrefflichen Drama's durch die

neue, im Interesse der Bühne gemachte Bearbeitung nicht wenig an theatralischer Wirksamkeit gewonnen hat.

11. **Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit** in deutscher Bearbeitung unter dem Schutze Sr. Maj. des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Herausgegeben von **G. H.ertz, J. Grimm, K. Lachmann, L. Ranke, K. Ritter.** Fortgesetzt von **W. Wattenbach.** Lieferung 6. 12. 16. 54. 55. Leipzig, Verlag von Franz Duncker. 1878.

Schon der Freiherr von Stein, als er die Sammlung der Monumenta Germaniae historica begründete, hatte Uebersetzungen der mittelalterlichen Geschichtschreiber in's Auge gefaßt. Wenn die Monumenta der gelehrten Forschung dienen, so sollten diese Uebersetzungen dem Volke dienen. Das große nationale Unternehmen durfte nicht bloß den Gelehrten zu gute kommen, es mußte in seinen werthvollsten Theilen auch den weiteren Kreisen des gebildeten Publicums zugänglich werden. Griechische und römische Classiker werden immer Etwas einbüßen, wenn man sie in fremde Sprachen überträgt. Das in der Regel schlechte Latein mittelalterlicher Chronisten, das selten einer bedeutenden schriftstellerischen Individualität zum Ausdruck dient, kann nur gewinnen, wenn es mit dem Deutsch des neunzehnten Jahrhunderts vertauscht wird. Nach vielen Seiten hin waren daher die „Geschichtschreiber“ willkommen, als sie 1849 zu erscheinen begannen. Der Ton der Uebersetzung war im Allgemeinen gut getroffen. Sorgfältige orientirende Einleitungen und Anmerkungen vermittelten das Verständniß und konnten selbst dem Gelehrten manches Neue bieten. Das Unternehmen kam in's Stocken, als die Kräfte des eigentlichen Leiters, **G. H.ertz,** sanken und die so glorreich begonnenen Monumenta überhaupt nicht mit der alten Energie fortgeführt wurden. Seither ist in jeder Beziehung die erfreulichste Veränderung eingetreten. Die „Geschichtschreiber“ speciell konnten in keine besseren Hände gelegt werden, als in die **W. Wattenbach's,** mit dessen Eintritt in die Leitung die Sammlung sofort frisches Leben zu gewinnen scheint. Zweite Auflagen der langobardischen Geschichtschreiber und des Gregorius von Tours beweisen, wie sehr das Unternehmen sich eingebürgert hat, und an neuen Lieferungen folgen dem 1877 erschienenen Wipo, dem Biographen Kaiser Konrads II., jetzt zwei interessante Denkmäler: die Sanctgallischen Klostermemoiren **Ekkehart's IV.,** bearbeitet von dem rühmlichst bekannten schweizerischen Historiker **G. Meyer von Knonau,** und das Leben des heiligen Severin von Eugippius, übersetzt von **Dr. Karl Rodenberg.** Jene Klostermemoiren, die Casus Sancti Galli, sind bekanntlich die Quelle, aus welcher Schöffel seine beliebten culturhistorischen Schilderungen im „Ekkehart“ geschöpft hat. Der heilige Severin lebte in den Stürmen der Völkerwanderung, das heutige Oesterreich ist der Schauplatz seines Wirkens. Zu ihm trat eines Tages Odoaker, der künftige Zerstörer des weströmischen Reiches, ein hochgewachsener Jüngling, in ärmlicher Kleidung, und bat um seinen Segen zur Reise nach Italien. „Ziehe aus nach Italien“ — sagte der Heilige — „ziehe aus; jetzt bist du in



schlechte Felle gefüllt, halb wirft du Vielen reiche Gabe spenden.“ Das Werk des Eugippius gehört zu den werthvollsten Ueberlieferungen aus jener dunklen Zeit. Möge der sittengeschichtliche Reiz, welcher den beiden zuletzt genannten Schriften innewohnt, nun auch dem Unternehmen im Ganzen zu gute kommen, und neu erwachende Theilnahme des Publicums die Mitarbeiter zu energischer Thätigkeit anspornen. Mit wahrer Befriedigung ersehen wir aus dem Prospecte, daß der Plan der Sammlung für die Zeit bis zum vierzehnten Jahrhundert wenigstens gar nicht weit von der Vollendung ist und daß neue wichtige Quellen, wie Ammianus Marcellinus und Otto von Freising, bereits in Angriff genommen sind. Die 53 erschienenen Bände und Bändchen bilden einen wahren Schatz an geschichtlichem Material, und wer die Thatsachen gerne mit dem Dufte zeitgenössischer Auffassung genießt, der wird lieber nach ihnen greifen, als nach modernen Geschichtswerken, welche meist über den begrenzten Horizont der alten Chronisten doch nicht hinaus kommen und zu wahrhaft freiem, individuellem Blick über mittelalterliche Personen und Zustände selten durchdringen.

5. **Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert.** Von Hermann Hettner (Separat-Abdruck aus Hettner's Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts). 3 Bände in 4 Büchern. 1. Vom westfälischen Frieden bis auf Friedrich den Großen. 1648—1740. 2. Das Zeitalter Friedrich's des Großen. 3. Sturm- und Drangperiode. 4. Das Ideal der Humanität. Dritte umgearbeitete Auflage. Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn. 1879.

Ein Werk, wie das Hettner's, in dritter Auflage anzeigen zu können, ist eine seltene Freude; man kann im Allgemeinen gerade auf dem Gebiete der ernstlichen Literaturforschung behaupten, daß die schwerwiegenden, weil gedankenreichen Arbeiten sinken, während die Fluth der per fas et nefas zusammengebrachten leichten Arbeiten lustig über sie hinwegbraust. Was Hettner's Werk vor Allem zu einer hochbedeutsamen Arbeit stempelt, das ist jenes Feingefühl für den Geist der Zeit, welches nur eine weitumfassende Detailsforschung geben kann. Der Verfasser wußte, als er mit der ersten Auflage hervortrat, daß die einzelnen Gebiete des Schriftthums kein Sonderleben führen; daß Gedanken, welche der Philosoph oder Geschichtsschreiber in den Strom des öffentlichen Lebens wirft, sich jeder Welle mittheilen, wenn sie überhaupt auflösbar sind. Ein volles Bild der geistigen Bewegung der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert durfte sich deshalb nicht auf die schöne Literatur beschränken. Nur durch die Darstellung des gesammten geistigen Lebens konnte der reiche Inhalt jener Perioden erschöpft, nur durch sie das Verständnis der höchsten Leistungen unserer Classiker ermöglicht werden. Dieser hohe Gesichtspunkt, von welchem aus Hettner die vielgestaltigen Strebungen betrachtet und geordnet hat, macht sein Werk zu einem der vornehmsten und gebaltreichsten, welche auf dem Gebiete geschrieben worden sind. Aber es besitzet noch zwei große Vorzüge: Der Gelehrte bleibt „latent“, er durchdringt Alles, aber drängt sich nicht hervor —

und er weiß durch die Darstellung zu fesseln. Zur Einführung in das Studium ist Hettner's Buch nicht geeignet; zur Ordnung und Behandlung schon erworbener Kenntnisse dagegen ist es in seiner Weise einzig.

Die Umarbeitungen der neuen Auflage haben die Anlage nirgends, die Ausführung nicht viel angetastet. Meistens sind sie nur charakteristische Einschaltungen, welche einem Werke oder einer Person noch ein „Licht aufsetzen“, einen Gedanken schärfer hervortreten lassen, oder Umstellungen. Jedenfalls bringen wir hiermit die bedeutsame Arbeit nachdrücklich in Erinnerung — einer Empfehlung bedarf sie nicht.

v. **Der Neue Plutarch.** Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Rudolf von Gottschall. Sechster Theil. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1879.

Der diesjährige Band des Neuen Plutarch enthält vier Biographien, zum Theil von hervorragendem Werthe. Namentlich die erste, der Große Kurfürst geschildert von Bernhard Erdmannsdörffer, ist eine meisterhafte Arbeit, wie sie nur die völlige Herrschaft über den Stoff, verbunden mit der leichten Handhabung aller Mittel darstellender Kunst zu liefern vermochte. Reinhold Pauli behandelt den Herzog von Wellington mit vollkommener Sachkenntniß und strenger Objectivität, so daß mancher Leser gewiß hier und da einen schärferen Accent vermissen wird, besonders dort, wo sich deutsche und englische Interessen durchkreuzen und der Herzog, wie bei der Schlacht von Waterloo, auf Kosten der Wahrhaftigkeit ohne Scrupel jene schädigt und diese befördert. Friedrich Althaus, dem wir so viele ausgezeichnete Charakterbilder von englischen Politikern und Schriftstellern verdanken, fügt denselben ein neues hinzu, indem er ein Lebensbild von Graf John Russell entwirft. Am wenigsten hat uns der literarhistorische Aufsatz des Bandes befriedigt. Die Biographie Herder's von Friedrich von Bärenbach steht durchaus nicht auf der Höhe der gegenwärtigen Forschung und leistet nicht, was man nach den trefflichen Vorarbeiten von Haym, Suphan, Julian Schmidt, Joret zu erwarten berechtigt war.

g. **Illustrierte Literaturgeschichte** in vollständiger Darstellung für Haus und Schule. Von Otto von Leizner. 1. Bg. Leipzig, Otto Spamer. 1879.

Das eben im Erscheinen begriffene Werk tritt nicht mit der Prätension auf, die Zahl der rein wissenschaftlichen Literaturgeschichten um eine zu vergrößern; es gesellt sich vielmehr den populären Werken auf diesem Gebiete zu. D. h. äußerlich, seiner Form und Anlage nach; in Wahrheit steht es zwischen beiden und vereinigt die Gründlichkeit der ersteren mit dem leichten, gefälligen Ton der letzteren. Es durchfluthet kein Notenstrom die Darstellung; aber wenn man tiefer zublicht, bemerkt man sogleich, daß auch Leizner einen bedeutsamen literarhistorischen Apparat in Action gebracht und namentlich in den Proben Neuere und Bessere mitgetheilt hat, als seine Vorgänger auf dem Gebiete populärer Literaturgeschichtsschreibung. Fährt der Verfasser so fort, wie er in diesem ersten

Best begonnen — und es ist kein Grund vorhanden, dies zu bezweifeln, — so wird er diese Vorgänger unverhältnißmäßig überragen. Reizner schöpft, was die Anderen meist unterlassen, aus dem frischen Quell der Dichtung selbst und bildet sich so vor Allem das zu gedeihlicher historischer Thätigkeit nöthige eigene Urtheil. Die Ausstattung ist ganz so prächtig und gebiegen, wie man es von dem bewährten Rufe der Verlags-handlung erwarten darf. Wir wünschen dem verdienstlichen Unternehmen guten Fortgang und werden auf dasselbe zurückkommen.

5. **Jahrbuch für das deutsche Theater** von Joseph Kürschner. Erster Jahrgang. Leipzig, Hermann Fohs. 1879.

Der bekannte Schriftsteller auf dem Gebiete der Theatergeschichte tritt mit einem Unternehmen hervor, welches wir mit großer Freude begrüßen. Der Werth dieses Jahrbuchs ist ein so bedeutender, daß man wünschen muß, es möge sich lange Jahre hindurch erhalten.

Der Herausgeber selbst hat das Unternehmen nur durch große persönliche Opfer möglich gemacht; die Darlegungen des Vorworts verdienen besonders gelesen zu werden.

Von großem Werthe für den künftigen Theatergeschichtschreiber ist eigentlich das ganze Buch, denn selbst eine scheinbare Kleinigkeit, wie die Tageschronik, welche alle Ereignisse auf dem Gebiete vom 1. Oct. 1877 — 1. Oct. 1878 verzeichnet, erscheint in dieser Reichhaltigkeit und Genauigkeit als eine verdienstvolle Arbeit, weil sie für die äußere Stellung des Theaters, für seine Statistik von Bedeutung ist. Eine Fülle von interessanten Daten enthalten die Nekrologe, bis auf einen sämmtlich von Herrn Kürschner auf Grundlage fleißiger Studien und umfassender Kenntnisse geschrieben. Trotzdem sie gedrängt gehalten sind, geben sie von den Gestalten Eduard Devrient's, Döring's, Caroline Bauer's u. s. w. ein feingezzeichnetes, lebendiges Bild, das keinen wichtigen Zug außer Acht läßt und manches Neue bringt. Keine einzige Persönlichkeit, welche mit dem Theater irgendwie in Verbindung stand, sei es als Schauspieler, Sänger, Dichter, Kritiker oder Maschinist, ist übersehen, auch das Ausland, wo es nöthig war, beigezogen. Eine andere Abtheilung beschäftigt sich mit Jubiläen und Verwandtem, wieder eine mit Säkularfesten. In dieser ist die Biographie Eckhof's als die beste in so kleinem Umfange ganz besonders hervorzuheben; neben ihr das vortreffliche Lebensbild Heinrich's von Kleist. Alle diese Arbeiten des Herausgebers zeichnen sich durch ihre Gewissenhaftigkeit aus; er kennt die Quellen, er kennt sie bis auf den kleinsten Artikel, er kennt die Werke, welche er bespricht und baut, aus Eigenem — das ist ein seltener Vorzug. Deshalb sind auch die Abtheilungen, welche alle Novitäten der Theatergeschichte und benachbarter Disciplinen in Kürze besprechen, Zeugnisse eines stupenden Fleißes — jeder Aufsatz sogar, der sich hier anfügen läßt; Dissertationen, Schulprogramme, periodische Schriften und über sechzig Tageszeitungen hat Kürschner durchforscht und gibt so Gelegenheit zu einem Ueberblick auf dem großen Gebiete. Bühnennovitäten sind nach seinem Ausweise 656 in diesem Theaterjahr erschienen; die meisten

derselben sind in Kürze besprochen, theils von dem Herausgeber, theils von D. v. Leizner, während Gustav Wacht 154 neue Dramen kritisiert, von welchen der kleinste Theil die Bretter betreten hat. Sollten unsre Herren Directoren darunter gar nichts Wirksames finden können?

Kürschner hat sich mit seinem Jahrbuch ein wissenschaftliches Verdienst erworben, welches das Werk über alle anderen ähnlichen Publicationen weit emporhebt. Wir wünschen herzlich ein gutes Gelingen und ein Wiedersehen in dem nächsten Jahre.

6. **Der Vär.** Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde. Herausgegeben von Stadtrath E. Friedel und Stadt-Schulinspector R. Schillmann. V. Jahrgang. Verlag der Nicolai'schen Verlags-Buchhandlung (R. Stricker), Berlin.

Wir freuen uns aufrichtig der neuen und würdigen Gestalt, in welcher bei Eröffnung ihres fünfsten Jahrganges diese verdienstliche Zeitschrift vor uns erscheint. Ihr Gebiet ist ein verhältnißmäßig enges und in wissenschaftlichem Sinne nicht einmal sehr reiches; aber es umfaßt das Stammland der preussischen Monarchie, und was es von Alterthümern enthält, sollte daher, selbst über unsere Provinz hinaus, von Interesse sein. Höher indessen, als den rein archäologischen Gewinn schätzen wir jenen anderen, der in der größeren Vertrautheit mit der Geschichte des heimatlichen Bodens besteht. Wer sich mit solchen Studien beschäftigt, der weiß, wie wenig im Ganzen für die Localgeschichte Berlins gethan ist, wenn man sie mit derjenigen anderer Hauptstädte vergleicht, z. B. mit der Wiens, um von London und Paris gar nicht zu reden. Ein Unternehmen, wie das vorliegende, verdient daher, daß man es auf das Wärmste empfiehlt; seine Herausgeber und Mitarbeiter sind Männer von bewährtem Ruf, hochangesehene Bürger unserer Stadt, und die Buchhandlung, welche den Verlag neuerdings übernommen, trägt einen für die Geschichte Berlins besonders berühmten Namen. Möge die neue Titelvignette, mit welcher die erste Nummer des beginnenden Jahrgangs sich einführt, wie sie das Wappenthier der Stadt Berlin, den Vär, in seiner neuen Umgebung von Reichsadler und Kaiserkrone zeigt, auch von guter Vorbedeutung für die Zeitschrift sein, die sich nach ihm nennt.

7. **Kunst und Leben.** Ein neuer Almanach für das deutsche Haus von Friedrich Bodensiedt. Zweiter Jahrgang. Stuttgart, W. Spemann. 1879.

In vornehmer, gebiegener Ausstattung, mit Nibirungen und Holzschnitten nach den Originalen berühmter und tüchtiger Künstler geschnitten, geziert mit reizend erdachten und fein componirten Einrahmungen, Initialen und Schlußvignetten — so tritt der zweite Band vor das Publicum, ein ehrender Beweis davon, was der heimische Verlag zu leisten im Stande ist. Der Inhalt ist theilweise sehr werthvoll, aber in der redactionellen Auswahl nicht gleichmäßig streng. Paul Heyse bringt eine Novelle „Frau von F.“, eine jener merkwürdigen Seelenbilder, welche zuerst kühn berühren, aber doch durch ihre Vornehmheit mächtig fesseln.



Selbst in der Leidenschaft, welche zuletzt durchbringt, ist jenes vornehme Maß innegehalten, welches die edelsten Schöpfungen des formvollendetsten Novellenbilders unserer Heimath auszeichnet. Sehr interessant ist die Novelle von W. S. Kiehl „der alte Hund“; der einfache Stoff gewinnt an culturgeschichtlicher Bedeutung durch die Gestalt jenes berühmten Regerrichters, Konrad's von Marburg. Besonders musterhaft ist die Composition dadurch, daß trotz der historischen Person der einfache Held der Erzählung das größte Licht auf sich vereint. Durch die klare, feine Durchführung und Beherrschung des Stoffes zeichnet sich „der Hausfreund“ von Karl Frenzel aus; bei wenigen Autoren offenbart sich so deutlich, wie bei diesem, der Einfluß, welchen ästhetische Schulung auf Form und Inhalt eines dichterischen Productes ausübt; hier steht Kraft und Last in jeder Scene im vollsten Einklang, kein unberechtigter Effect stört den klaren Fluß der Erzählung. — Von den übrigen prosaischen Beiträgen sind die von Bruno Bucher und Robert Vischer neben dem Aufsatz des Herausgebers hervorzuhoben. Die poetischen Beiträge sind nicht von gleichem Werthe. Von den Kunstbeilagen zeichnen sich aus die „Partie aus der Villa Este“ von L. S. Fischer, eine Originalradirung, welche den Einfluß Unger's nicht verleugnet; die Nadel ist flott und mit der Absicht des malerischen Eindrucks geführt. Nicht ganz so frei behandelt ist „Psyche und Amor“ von Eugen Klimsch, aber die Auffassung ist anmuthig. „Sub rosa“ von Paul Thumann ist eine sinnige Composition, welche durch die etwas leer geschnittenen Fleischtheile des Mädchens vielleicht an geistlichem Inhalt verliert. Zuletzt muß noch Friedrich Thiersch, der Autor der vorzüglichen Arabesken zc. mit besonderem Nachdruck erwähnt werden.

**g. Wanderungen durch Tirol und Vorarlberg.** Geschildert von Ludwig von Hörmann, Hermann von Schmid, Ludwig Steub zc., mit Illustrationen von Franz Defregger, Alois Gabl, Adolf Obermüller zc. Stuttgart, Druck und Verlag von Gebrüder Kröner.

Ein herrliches Werk, in Wort und Bild gleich vorzüglich, und von einer gebiegenen Pracht der Ausstattung, die des Gegenstandes würdig ist. Die berühmten Alpenkenner, anerkannte Meister in der Schilderung von Land und Leuten, haben sich hier mit berühmten Malern vereinigt, von denen man nur Franz Defregger zu nennen braucht, um sogleich die höchsten Erwartungen rege zu machen. Und selbst dann noch wird man, wenn man den prächtigen Groß-Folioband öffnet, überrascht werden durch die Schönheit und den Reichthum des Gebotenen. Ludwig Steub und Hermann von Schmid sind classische Namen für die Alpenschilderung; wir erhalten in dem vorliegenden Bande von dem Ersteren Ueberetsch und Wälschtirol; von dem Anderen das Oberinntal; Ignaz Zingerle, als Poet und Forscher um seine heimatlichen Gaue wohlverdient, gibt das Etschland, Ludwig von Hörmann Innsbruck und Umgebung, das Oberinntal, die Brennerbahn, das Pustertal und einen höchst

interessanten Abschnitt über Volkstypen und Volkstrachten in Tirol, während Carl von Seyffertitz und Borarlberg mit dem Brengenzwald, den Oberrhein und das Seegestade schildert — dies Alles mit Landschaften und Architekturen, mit Scenen aus Natur- und Volksleben, mit Städtebildern und kleinen, reizenden Einblicken in das Haus und die Familie der hieheren Alpenbewohner so reich geschildert, daß es eine Lust ist, in dem Buche zu blättern, und ein erhebendes Vergnügen, darin zu lesen. Gleich den Bergen und Thälern, in die sie uns führen, scheinen auch diese „Wanderungen durch Tirol und Vorarlberg“ bestimmt, einen hohen Rang in der Gunst des Publicums einzunehmen; man wird immer gern zu ihnen zurückkehren, wie Schmid es in seinem einleitenden Gruß so schön ausspricht:

„Und schen! dem Scheidenden ein Fahre wohl,  
Auf Wiederseh'n! — Du treues Land Tirol!“  
**g. Allgemeine Literarische Correspondenz** für das gebildete Deutschland. Redacteur: Johannes Proelß. Leipzig, Hermann Foly. Jährlich 24 Nrn. in 11. Folio.

Ein ernstes Streben, welches nur auf die Sache gerichtet und von jeder persönlichen Tendenz frei zu sein scheint, eine gewissenhaft arbeitende Redaction und ein tüchtiger Stab von Mitarbeitern empfehlen dies journalistische Unternehmen der Aufmerksamkeit der Literaturfreunde. Das Unterscheidende dieser neuen Zeitschrift, den anderen, bereits bestehenden gegenüber, dürfte dahin angegeben werden, daß die „Allgemeine Literarische Correspondenz“, mit Ausschluß ganz abstracter Wissensgebiete, die gesammte zeitgenössische Literaturbewegung in ihren charakteristischen Erscheinungen zu fixiren und sowohl durch unparteiische und sachliche Referate, wie allgemeine kritische Aufsätze einen günstigen Einfluß auf sie zu üben versucht. Gleicherzeit führt sie ihre Leser in die Geschichte der Literatur und dieser Verwandtes ein, bietet ihnen durch eine, allseitiger Benutzung offenstehende Rubrik „Fragen und Antwort“ die Möglichkeit, sich über wenig Bekanntes zu unterrichten, und ermöglicht durch eine Journalschau einen Einblick in die Leistungen der besseren modernen Zeitschriften. An Stelle der sonst üblichen, bunt durcheinander gewürfelten „Nachrichten“ treten bei der „Allgemeinen Literarischen Correspondenz“ „Zeitgeschichtliche Mittheilungen“, die in übersichtlicher Anordnung das Wissenswertheste aus der Literatur, dem Buchhandel, der Presse und der Theaterwelt, wie auch einzelnes Wesentliche aus den Gebieten der Musik und bildenden Künste regelmäßig mittheilen. Wenn es um vielseitige, wenn nicht vollständige Information auf literarischem Gebiete zu thun ist, dem darf die „Allgemeine Literarische Correspondenz“ empfohlen werden; sie kann, wenn sie ihrem bis jetzt verfolgten Programm treu bleibt, der heimischen Literatur Erspriessliches und Förderfames leisten. Wir bemerken noch, daß die Zeitschrift neuerdings zum „Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes“ erwählt worden ist.

**g. In Licht und Schatten.** Novellen und Erzählungen von Helene von Hülsen. Berlin, Plahn'sche Buchhandl. (Henri Sauvage). 1879. Die fünf größeren und kleineren Novellen



und Erzählungen, welche das angezeigte jüngste Werk der talentvollen Verfasserin enthält, tragen das Gepräge eines warm und fein empfindenden Frauengemüths, das eine besondere Gabe besitzt, in dem Herzen des Weibes zu lesen, dessen Freud' und Leid zu verstehen und wiederzugeben. Dazu kommt eine schlichte, aber elegante und fesselnde Darstellungsweise, welche fähig ist, die von ihr geschilderten Figuren zu charakteristischen Wesen auszuarbeiten. Ebenso fern von jeder krankhaften Spannung, wie auch von der leisesten Berührung weiblichen Lesern peinlicher Verhältnisse und Situationen, haben diese Novellen und Erzählungen begründete Rechte, im Bücherschrank der Frau und des Mädchens einen Platz zu finden. Zeigen sie doch das weibliche Wesen in dem, was sein Höchstes ist, in der Liebe, sei es nun in der aufopferungsvollen Hingabe des eigenen Ichs um des Vaters willen, sei es in dem heißen Empfinden für den Geliebten, oder in dem trampschaftigen Schmerz betrogenen Glücks. Helene von Hülsen hat die Verschiedenartigkeit der weiblichen Herzensempfindung mit Wahrheit und ohne alle Uebertreibung gezeichnet, immer zu erwärmen und einigemal zu rühren gewußt. Von den fünf Erzählungen „Ludovika“, „Valerie“, „Alma“, „Ebba“ und „Eveline“ sind die ersten zwei nicht nur die umfangreichsten, sondern auch die am meisten fesselnden. Die alte Ludovika, die von ihrem Gatten betrogen und verlassen wurde, seinem aus zweiter Ehe entsprossenen Sohn, nachdem sie ihn das erste Mal zurückgewiesen hat, endlich doch ihre geliebte Nichte Mirza anzuspricht; Valerie, die, um ihren Vater zu retten, einen alten ungeliebten Hagestolz heirathet, dessen Nefte, als der Tod sie von dem ungeliebten Gatten befreit, ihren ersten und wahrhaftig Geliebten erschießt und die ein Ende ihres Leids in den Wellen sucht und findet: das sind Charaktere, die um ihrer Schicksale, wie um der Schilderung ihrer seelischen Zustände willen den Leser in gespannter Aufmerksamkeit erhalten.

III. **Odyssäische Landschaften** von Alexander Freiherr von Warsberg. 2 Bde. Wien, Karl Gerold's Sohn. 1878.

Der Autor ist, um den Dichter recht zu verstehen, in des Dichters Lande gegangen und hat uns in dem vorliegenden Werke, indem er die augenblicklichen Erlebnisse und Eindrücke niederschrieb, in breiter, farbiger Ausführung den landschaftlichen Hintergrund zur Odyssee geliefert. Dabei ist eine Menge historischen Materials verwendet worden, wodurch der Werth des Buches nicht wenig erhöht wird. Der erste Band schildert das Reich des Alkinoos; von einigen Philologen wurde die Insel Scheria für Thesprotien, oder für Campanien, von Andern für ein Fabelland in der Nähe des Elysiums ausgegeben; obgleich es schon von den Alten übereinstimmend für Korlyra gehalten wurde. Aber die homerischen Angaben von der Insel waren mit der späteren Geographie nicht in Einklang zu bringen. Nicht nur aus den malenden Beiworten der Odyssee, sondern gerade aus den zahlreichen, localen Andeutungen, z. B. Der Wegbeschreibung der Nausilaa, beweist nun der Verfasser, daß Scheria das

märchenhaft beschriebene Korlyra (Corfu) ist; er versucht sogar anzugeben, wo man sich die Landung des Odysseus vorzustellen, wo man die Gärten des Alkinoos zu suchen habe. Von besonderer Bedeutung ist, daß die beiden Häfen, von welchen Nausilaa spricht, wirklich rechts und links von dem Felde sich finden, auf dem man die alten Ruinen von Korlyra entdeckt. Mag der Verfasser auch in seinen Vermuthungen zu weit gehen, gleich-interessant, wie das Land, sind die heutigen Bewohner des phäakischen Reiches geschildert. Durch die landschaftliche Darstellung schlingen sich die Hinweise auf die Odyssee, unmittelbar erinnert oft das Leben an die Gebilde Homer's. Auch als Novellist zeigt sich der Autor, indem er eine ergreifende Geschichte aus der Vergangenheit der malerischen Ruinen von Ipsos am Fuße des Salvatore mittheilt. — Der zweite Band erzählt die Reisen in den Colonialländern der Korlyräer, d. i. den bergigen Küstengegenden Corfu gegenüber, von dem Schlachtfeld von Actium bis hinauf zu dem Epidamnus der Korlyräer; einleitend geht die Schilderung der älteren Geographie und Geschichte von Epirus voraus, das wol wie kein Fleck der Erde, Kleinasien kaum ausgenommen, zahlreiche und verschiedene Herren gesehen hat. Den Schluß bildet eine zusammenhängende Geschichte von Corfu, die über 200 Seiten einnimmt. Der dritte Band soll das Reich des Odysseus, d. i. Zante, Kephallonia, Ithaka und Leukadien, enthalten.

IV. **Berichte von der Pariser Weltausstellung 1878.** Von Julius Lessing. Berlin, Verlag von Ernst Wasmuth. 1878.

Der Verfasser gehörte zu den entschiedensten Gegnern des letzten Ausstellungsprojects und den Vertretern der Ansicht, daß Deutschland dem Unternehmen fern bleiben solle. Der Erfolg hat ihm nicht Unrecht gegeben. Im Großen und Ganzen zeigte sich die industrielle Production auf derselben Stufe, wie fünf Jahre früher in Wien, und wo sich Unterschiede bemerkbar machten, da würde nicht selten der Vergleich zu Ungunsten der Gegenwart ausgefallen sein, wenn man das Exponirte als treues Bild der Leistungsfähigkeit hätte nehmen dürfen und nicht vielmehr gewußt hätte, daß nirgends, mit Ausnahme Frankreichs, die Industrie mit rechter Lust bei der Sache war. Diese negativen Resultate constatirt Lessing selbstverständlich, allein sein Urtheil ist deswegen nicht befangen. Er gibt ein, ohne Voreingenommenheit entworfenenes, anschauliches Bild der äußeren und inneren Einrichtung, der Art der Betheiligung der einzelnen Länder und der Erscheinung der vorzüglichsten Industriezweige, führt also in Wirklichkeit jene Eintheilung des ganzen Ausstellungsgebietes in Zonen durch, welche auf dem Papier des Programms gestanden hatte, thatsächlich aber nicht zu entdecken war. Dabei behält er stets im Auge, wo etwas und was für Deutschland zu lernen, nachzuahmen oder zu vermeiden sei. Das Buch ist daher nicht nur eine Erinnerung für die Besucher der Ausstellung in Paris, sondern zu gleicher Zeit ein recht eigentliches Lehrbuch, welchem man die weiteste Verbreitung in den Kreisen der Fachmänner und der Freunde des deutschen Kunstgewerbes wünschen muß.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. Februar zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

- Anzelger** für Kunde der deutschen Vorzeit. Neue Folge. 26. Jahrg. 1879. No. 1. Nürnberg, Verlag der literarisch-artistischen Anstalt des germanischen Museums.
- Ascharin.** — Gedichte von Andreas Ascharin. Riga, J. Teubner. 1878.
- L'Athenaeum Belge.** Journal universel de la Littérature, des Sciences et des Arts. 1878. No. 24. 1879. No. 3. 4. Bruxelles.
- Beckh-Widmanstetter.** — Studien an den Grabstätten alter Geschlechter der Steiermark und Kärntens von Leopold von Beckh-Widmanstetter. Mit photolithographischen Beilagen und Stammtafeln. Selbstverlag des Verfassers.
- Berggruen.** — Die graphischen Künste. Redigirt von Dr. Oskar Berggruen. Jahrg. I. Heft 1. 2. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. 1879.
- Bergkristalle.** Novellen und Erzählungen aus der Schweiz. Bd. 13, 14. Bern, V. F. Haller. 1879.
- Berichte, Literarische, aus Ungarn.** Herausgegeben von Paul Hunfalvy. III. Band, 1. Heft. Budapest, C. Knoll, Akad. Buchhdlg. 1879.
- Bruder.** — Vorträge über die Entwicklungs-Geschichte des Volkes der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Von Joseph Bruder. Erster und zweiter Vortrag. Milwaukee, Hoeger & Sons. 1878.
- Christlieb.** — Was uns in der Religion Noth thut. Ein Weckruf an die Befenner Jesu und an die Befenner Mose. Von Alfred Christlieb. Berlin, C. G. Hun. 1879.
- Cohen.** — Platons Ideenlehre und die Mathematik von Dr. Hermann Cohen. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhdlg. 1879.
- Collection of British Authors.** Tauchnitz Edition. Vol. 1800. An Heiress of Red Dog and other Sketches by Bret Harte, 1801. „Land o' the Leal“ by Helen Mathers. Leipzig, B. Tauchnitz. 1879.
- Correspondenz, Kaufmännische.** Zeitschrift für Volkswirtschaft, Handel und Statistik. IV. Jahrgang, No. 23. Brandenburg a. O. 1878.
- Cucca.** — Del Dritto secondo la mento del Vico nelle sue attinenze con la scienza prima ed ultima per l'abate Carlo Cucca. I. Napoli. 1879.
- Denkmäler der Kunst zur Uebersicht ihres Entwicklungsganges von den ersten Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart.** Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Bearbeitet von Prof. Dr. W. Lübke und Prof. Dr. C. von Lätow. Lfg. 39 (Schluss). Stuttgart, Ebner & Seubert. 1878.
- Dichterhalle, Neue Deutsche.** Band III. No. 2. Leipzig. 1879.
- Dohn.** — Secundenbilder. Ungereimte Chronik von Ernst Dohn. Breslau, S. Schottlaender. 1879.
- Encyclopädie der Naturwissenschaften.** Herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kennigott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Geh. Rath Prof. Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. C. von Wittstein, Prof. Dr. von Zeeh. 1. Abthlg. 1. Lfg. Enthält: Handbuch der Botanik. 1. Lfg. Breslau, Ed. Trowendt. 1879.
- Eyth.** — Mutarch's Königs- und Feldherrnsprüche, in Auswahl (deutsch bearbeitet) von Dr. Eduard Eyth. Heidelberg, A. Winter's Univ.-Buchhdlg. 1879.
- Falke.** — Hellas und Rom. Eine Culturgeschichte des klassischen Alterthums von Jakob von Falke. Mit Bildern der ersten deutschen Künstler. Heft 2, 3. Stuttgart, Verlag von W. Spemann. 1879.
- Freund.** — Blide in's Culturleben von Professor Dr. Wilh. Alex. Freund. Breslau, Schletter'sche Buchhdlg. 1879.
- Friedmann.** — Leichtsinrige Lieder von Alfred Friedmann. Hamburg, J. F. Richter. 1878.
- Gaea.** — Natur und Leben. Zeitschrift zur Verbreitung naturwissenschaftlicher und geographischer Kenntnisse, so wie der Fortschritte auf dem Gebiete der gesammten Naturwissenschaften. Herausgegeben von Dr. Hermann J. Klein. 1879. 15. Jahrg. 1. Heft. Adln, Ed. Meiner. Mayer.
- Geschichte der europäischen Staaten.** Herausgegeben von G. A. L. Heeren, F. A. Mert und W. v. Giesebrecht. XL. Hef. 1. Abth. Riezler, Geschichte Baierns. I. Band. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1878.
- Gewerbehalle.** — Redigirt von Adolf Schll in Stuttgart. 17. Jahrgang. Lfg. 2. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. 1879.

**Goldfeld.** — Deutschlands Zoll- und Handelspolitik. Ein Beitrag zur Kritik des Bismarck'schen Schreibens vom 15. December 1878 von Julius Goldfeld. Leipzig, Rößling'sche Buchhdlg. 1879.

**Graue.** — Der Clavier-Unterricht und die Kennzeichen seines Werthes. Ein Leitfaden für Unterrichtsuchende. Von G. D. Graue. Bremen, Gb. Hampe. 1879.

**Heymann.** — Carl Heymann's Kritisches Literaturblatt für Rechts- und Staatswissenschaft unter Mitwirkung namhafter Theoretiker und Praktiker. Herausgegeben von Dr. jur. Richard Ryek. 1879. No. 1. 2. Berlin, Carl Heymann's Verlag.

**Holm.** — Wider die Natur. Novelle von Mia Holm. Riga, J. Teubner. 1878.

**Hülßen.** — Gedichte von Wilhelm Hülßen. Riga, J. Teubner. 1878.

**Jaeger.** — Die Entdeckung der Seele. Von Professor Dr. Gustav Jaeger. Leipzig, C. Günther's Verlag. 1878.

**Joel.** — Die Angriffe des Heidenthums gegen Juden und Christen in den ersten Jahrhunderten der römischen Kaiser. Vortrag von Dr. M. Joel. Breslau, Schletter'sche Buchhdlg. 1879.

**Kalender, Technischer,** für Maschinen- und Hütten-Ingenieure bearbeitet von H. Fehland. II. Jahrg. 1879. Eine Sammlung der wichtigsten Formeln, Tabellen und Resultate aus den Hauptgebieten der Technik. Mit ca. 300 Figuren. Braunschweig, G. Westermann. 1878.

**Kleinpaul.** — Poetik. Die Lehre von der deutschen Dichtkunst. Entworfen von Dr. Ernst Kleinpaul. Achte, umgearbeitete und vermehrte Aufl. 1. Theil. Die Dichtungsformen. Leipzig, W. Langewiesche's Verlagsbuchhdlg. 1879.

**Kluchhohn.** — Friedrich der Fromme, Kurfürst von der Pfalz, der Stifter der reformirten Kirche 1559—1576. Von August Kluchhohn. 2. Hälfte. Rördlingen, C. G. Beck'sche Buchhdlg. 1879.

**Koch.** — Helferrich Peter Sturz. Nebst einer Abhandlung über die Schleswigischen Literaturbriefe. Mit Benützung handschriftlicher Quellen von Dr. Max Koch. München, Chr. Kaiser. 1879.

**Köchy.** — Shakespeare's König Lear. Eine deutsche Bühnen-Ausgabe mit dramaturgischen, scenischen und schauspielersischen Anmerkungen von Max Köchy. Leipzig, V. Fernau. 1879.

**Kośmos.** — Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung auf Grund der Entwicklungstheorie in Verbindung mit Charles Darwin, Ernst Haeckel u. s. w. herausgegeben von Prof. Dr. Otto Caspari, Prof. Dr. Gustav Jäger und Dr. Ernst Krause. Gratulationsheft zum 70. Geburtstag Ch. Darwin's (II. Jahrg. Heft II). Leipzig, C. Günther's Verlag. 1879.

**Kuhl.** — Die Descendenzlehre und der neue Glaube von Joseph Kuhl. München, Theodor Ackermann. 1879.

**Kaschwiz.** — Bilder aus der Zukunft. Zwei Erzählungen aus dem 24. und 25. Jahrhundert von Kurt Kaschwiz. 3. Aufl. Breslau, S. Schottlaender. 1879.

**Leizner.** — Illustrirte Literatur-Geschichte in volksthümlicher Darstellung. Herausgegeben von Otto von Leizner. Mit 100 Illustrationen, zahlreichen Sondbildern, Bildnissen und Portraitsgruppen Tafeln. 1. Lieferung. Leipzig, Otto Spamer.

**Lindau.** — Dramaturgische Blätter. Neue Folge. 1875 bis 1878. Von Paul Lindau. 2 Bde. Breslau, S. Schottlaender. 1879.

**Lindau.** — Harmlose Briefe eines deutschen Meinstädters von Paul Lindau. Zweite vermehrte Aufl. 2 Bde. Breslau, S. Schottlaender. 1879.

**Literatur-Watt.** — Wochenschrift für das geistige Leben der Gegenwart. Herausgegeben von Anton Edlinger. III. Bd. No. 3. 4. 5. 6. Leipzig, Verlag von J. Alinhardt. 1879.

**Lohwag.** — Neue Bahnen. Poetische Versuche von Ernst Lohwag. Wien, A. Holder. 1879.

**Loeber.** — Briefe Goethe's an Sophie von La Roche und Bettina Brentano nebst dichterischen Beilagen herausgegeben von G. von Loeber. (Zum Besten des in Berlin zu errichtenden Goethe-Denkmal.) Berlin, Wilh. Herh. (Besser'sche Buchhandlung). 1879.

**Lorm.** — Späte Vergeltung. Roman von Hieronymus Lorm. 2 Bde. Hamburg, J. F. Richter. 1879.

**Magazine, Illustrated,** founded by Ferdinand Freiligrath in the year 1875. Conducted by Blanche Howard. 1879. No. 3. Stuttgart, Ed. Hallberger.

**Marholm.** — Johann Reinhold Patkul. 1. Theil. Gertrud Lindenstern. Tragödie in fünf Acten von Leonhard Marholm. Riga, J. Teubner. 1878.



- Wehring.** — Die deutsche Socialdemokratie. Ihre Geschichte und ihre Lehre. Eine historisch-kritische Darstellung von Franz Wehring. Dritte, durchgesehene und vermehrte Aufl. Bremen, C. Schünemann's Verlag. 1879.
- Wehr Licht!** Eine deutsche Wochenschrift für Literatur und Kunst. Im Selbstverlage des Herausgebers Silvester Frey. I. Jahrg. No. 17—20. Berlin. 1879.
- Weisterwerke der Holzschneidekunst** aus dem Gebiete der Architektur, Sculptur und Malerei. Kfg. 1. Leipzig, J. J. Weber. 1879.
- Michells.** — Ist die Annahme eines Raumes mit mehr als drei Dimensionen wissenschaftlich berechtigt? Von Prof. Dr. Fr. Michells. Freiburg i. Br., Fr. Wagner'sche Buchhdlg. 1879.
- Naturkräfte, Die.** Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek. XXI. Band. Wald, Klima und Wasser. Von Ministerialrath Dr. Jos. R. Ritter Lorenz von Siburnau. Mit 25 Holzschnitten. München, R. Oldenbourg. 1878.
- Norden.** — Die beiden von Lohberg. Roman von Ottokar von Norden. 2 Bde. Breslau, S. Schottlaender. 1879.
- Oscar II.** — Gedichte und Tagebuchblätter von Oscar II. König von Schweden und Norwegen. Im Vermaße des Originals mit Allerhöchster Autorisation übersezt und mit Erläuterungen versehen von Emil J. Jonas. Oberhausen, Ad. Spaarmann. 1879.
- Paciús.** — Alexander von Macedonien. Tragödie in 5 Acten von A. Paciús. Pforzheim, O. Rieder's Buchhdlg. 1879.
- Paradis.** — Das Seewesen in Oesterreich-Ungarn, seine Wichtigkeit, Entwicklungsfähigkeit und Literatur vom L. L. Artillerie-Obersten d. R. Libert de Paradis. Wien, P. Rosner. 1879.
- Paul.** — Die verfuntene Stadt. Ein Bild aus ferner Vergangenheit. Von P. Paul. Mit 18 Text-Abbildungen, sowie einem Titelbild nach Zeichnungen von B. Mörlins. Leipzig, O. Spamer. 1879.
- Paulus.** — Die Gisterzener-Abtei Maulbronn bearbeitet von Dr. G. Paulus. Mit 200 Holzschnitten zc. Stuttgart, R. Krabbe. 1879.
- Penn Monthly, The, Devoted to Literature, Science, Art, and Politics.** January, February, 1879. Philadelphia.
- Petermann's Geographische Mittheilungen.** 1879. Heft 2. Gotha, Justus Perthes.
- Pfeiffer.** — Quartermans Grace and other poems by Emily Pfeiffer. London, C. Kegan Paul & Co. 1879.
- Polke.** — Die deutschen Gewerksvereine von Hugo Polke. Stuttgart, R. Krabbe. 1879.
- Putilig.** — Vergiftmeinnicht. Eine Arabeske von Gustav zu Putilig. 14. Aufl. Berlin, Gebrüder Paetel. 1879.
- Rabies.** — Anastasius Grün. Verhollenes und Vergilbtes aus dessen Leben und Wirken. Von P. Rabies. Leipzig, H. Folk. 1879.
- Revue Générale.** Journal Historique et Littéraire. Tome XXIX. Février 1879. Bruxelles.
- Rheinau.** — Mürzel's Ritt auf dem Pegasus. Lustspiel in zwei Acten von Sophie Rheinau. Münster, Kasse'sche Verlagsbuchhdlg. 1879.
- Ring.** — Fortaellinger af Ivar Ring. Kjobenhavn, J. Gandrup & Co. 1878.
- Risek.** — Briefe aus der Abtei von F. A. Risek. Paris, Sandoz et Fischbacher. 1878.
- Rundschau, Deutsche,** für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Carl Arenbts in München. I. Jahrgang. Heft 5. Wien, A. Hartleben. 1879.
- Ruthardt & Föhr.** — Patriotisches Gedenkbuch in Prosa und Poesie von der Auflösung des deutschen Reichs im Jahre 1806 bis zur Wiederaufrichtung desselben im Jahre 1871, herausgegeben von Dr. Carl Ruthardt und Wilhelm Föhr. Stuttgart, Levy & Müller. 1879.
- Sammlung altdentscher Werke** in neuen Bearbeitungen. 1. Bändchen. Hans Sachs' Spruchgedichte. Von A. Engelbrecht. Raumburg, M. Jäschke. 1879.
- Schall.** — Blätter aus dem Humor. Herausgegeben von Julius Schall. Stuttgart, Verlagsbuchhdlg. W. Spemann. 1879. No. 17. 18. 19. 20.
- Schmolli.** — Illustrirte deutsche Bierzeitung von Studenten und Philistern für Philister und Studenten sämtlicher Facultäten. Herausgegeben von Hansfelder. II. Sem. No. 6. Altenburg, Schmolli-Verlag.
- Schweinfurth.** — La terra incognita dell' agitto propriamente detto. Milano. 1878.
- Spiritismus, Der,** in Deutschland. I. Der Spiritismus und seine Stellung zum Spiritualismus insbesondere in Deutschland von G. V. Rasprowitz. Leipzig, G. L. Rasprowitz. 1879.
- Staub.** — Die Rose der Sewi. Eine ziemlich wahre Geschichte aus Tirol. Von Ludwig Staub. Stuttgart, Ad. Bong & Comp. 1879.
- Streckfuß.** — 500 Jahre Berliner Geschichte. Vom Fischerdors zur Weltstadt. Geschichte und Sage von Adolf Streckfuß. 2. Aufl. Lief. 7. Berlin, B. Brill.
- Tuch.** — Die Sonderstellung der deutschen Freihäfen von Gustav Tuch. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1878.
- Umland.** — Der practische Maschinen-Constructeur. Zeitschrift für Maschinen- und Mühlenbauer, Ingenieure und Fabrikanten. Unter Mitwirkung bewährter Ingenieure und anderer Fachmänner des In- und Auslandes herausgegeben von Wilhelm Heinrich Umland. XII. Jahrg. 1879. No. 1. Leipzig, Baumgärtner's Buchhdlg.
- Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde** zu Berlin. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes von G. v. Boguslawski und W. Reiss. Band V, No. 10. Berlin, Dietr. Reimer. 1878.
- Wilmar.** — Zum Verständnisse Goethe's. Vorträge vor einem Kreis christlicher Freunde gehalten von Dr. Otto Wilmar. 4. Aufl. Marburg, Elwert'sche Verlagsbuchhdlg. 1879.
- Voegelin.** — Herder's Cid, die französische und die spanische Quelle. Zusammengestellt von A. S. Voegelin. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1879.
- Voigt.** — Ueber die Entwicklung der Erkenntniß. Rede gehalten von Professor Dr. Carl von Voigt. München, R. Kiegersche Univ.-Buchhdlg. 1879.
- Walder.** — Die Ursachen und die Heilmittel der socialdemokratischen Umsturzbestrebungen. Von Dr. Carl Walder. Berlin, G. Heymann's Verlag. 1879.
- Wallace.** — Russland von D. Mackenzie Wallace M. A. Einzige berechtigte, vom Verfasser durchgesehene deutsche Ausgabe. Nach der 6. Aufl. des Originals übersetzt von E. K. Bd. II. Erste Hälfte. Leipzig, Verlag von E. F. Steinaecker. 1879.
- Weber.** — Die Folterkammern der Wissenschaft. Eine Sammlung von Thatsachen für das Laienpublicum von Ernst von Weber. Fünfte, sehr vermehrte Stereotyp-Auflage. Berlin, P. Voigt. 1879.
- Witte.** — Dante-Forschungen. Altes und Neues von Karl Witte. II. Bd. Mit Dante's Bildniß nach einer alten Handzeichnung und dem Plan von Florenz zu Ende des 13. Jahrhunderts. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1879.
- Wittstock.** — Altclassisches Lesebuch. Musterstücke aus den griechischen und lateinischen Classikern in deutscher Uebersetzung von Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Goethe, Schiller u. A. Herausgegeben von Dr. Albert Wittstock. Halle a. S., Buchhdlg. des Waisenhauses. 1879.
- Wochenblatt, Deutsches,** für dramatische Kunst und Literatur. Herausgegeben von Siegfried Fleischer. I. Band. Nr. 14. Wien, Wallishauser'sche Buchhdlg.
- Woltmann.** — Geschichte der Malerei. Herausgegeben von Alfred Woltmann. I. Bd. Die Malerei des Alterthums von Professor Dr. Karl Woermann. — Die Malerei des Mittelalters von Professor Dr. Alfred Woltmann. Mit 140 Illustrationen. Leipzig, E. A. Seemann. 1879.
- Zeitfragen des christlichen Volkslebens.** Herausgegeben von Mühlhäuser und Gesslen. Band IV. 2. B. Gesslen, Die Reform der Reichsteuern. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1879.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Für die Redaction verantwortlich: Edwin Paetel in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterjagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten





UNIV. OF MICH.  
AUG 17 1966  
RECEIVED



